


FONDO PROVINCIA





Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.



Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Zweiter Band.

Oberhausen und Leipzig.

Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.

1870.



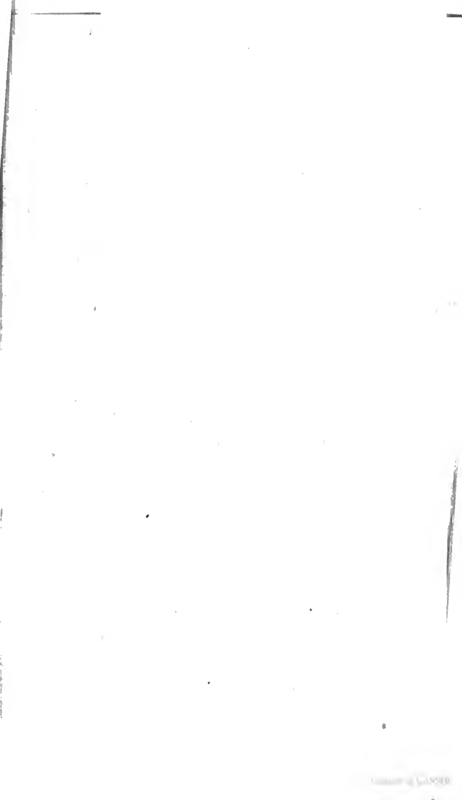


Geschichte der alten Welt.

II. Völker der griechisch-römischen Zeit.

(Fortsetzung.)





VIII. Geistiges Leben und moralischer Zustand der Griechen
in der Zeit vom Beginn der Perser-Kriege bis auf Alexander den Großen.

---

1. Sittlicher Zustand.

Die hundert und fünfzig Jahre, welche vom Beginn der Perserkriege an bis zu Alexander's Thronbesteigung verflossen, umfassen die höchste Blüthe des griechischen Geistes und Lebens, zugleich aber auch dessen beginnenden Verfall. Athen war auch in dieser Zeit der Mittelpunkt der griechischen Welt und gab in jeder Beziehung so sehr den Ton an, daß an den inneren Zuständen und geistigen Bestrebungen dieser einzigen Stadt der Charakter des gesammten griechischen Lebens erkannt werden kann. Selbst als ihr politischer Einfluß gesunken war, erhielt sich diese Bedeutung noch lange Zeit. Athen beherrschte noch lange den Geist und die Sitten der Nation, nachdem seine politische Herrschaft über Griechenland bereits an Sparta, an Theben und Macedonien übergegangen war. Uebrigens hängt der sittliche Zustand der Athener, wie der des gesammten griechischen Volkes, auf das innigste mit der Entwickelung des politischen Lebens zusammen. Athen verdankte die große Bildung, welche seine Bürger auszeichnete, seiner trefflichen Staatsverfassung und den über die Perser errungenen Siegen, durch welche der Geist seiner Bürger gehoben und mit großartigen Gedanken erfüllt wurde. Die Verfassung artete aber nach und nach in eine schrankenlose Demokratie aus, die erlangte Macht brachte Uebermuth und Herrschsucht hervor, der erworbene Reichthum führte den Luxus und die Schwelgerei herbei, und so mußte mit der höchsten Blüthe des athenischen Staates auch die sittliche Entartung seiner Bürger beginnen.

Das Leben der alten Griechen, namentlich in den demokratisch verwalteten Staaten dieses Volkes, war ein Leben der Bewegung und in sich selbst so abgeschlossen, daß alle Beziehungen, alle Genüsse, Beschäftigungen und Bestrebungen in einander eingriffen und von einander abhingen. Nichts war bei den Griechen vereinzelt, und wie der Staat, seiner Verwaltung nach, wirklich aus der verbundenen, mit und für einander thätigen Gesammtheit aller Bürger bestand, so übten auch alle Verhältnisse des Lebens fortwährend einen Einfluß auf ihn aus, und wurden selbst wieder durch die in ihm vorgehenden Veränderungen umgewandelt. Aus diesem Grunde mußte sich gerade in der Zeit der größten politischen Bewegungen Athens einerseits die Poesie und Kunst am raschesten entwickeln, andererseits aber durch die im Staate auflebende Parteiwuth und Herrschsucht die Moral Veränderungen erleiden, welche nothwendiger Weise in alle Klassen und Verhältnisse eindrangen. Diese Veränderungen sind oben in der Erzählung der politischen Geschichte Griechenlands, mit deren wechselnden Ereignissen sie gleichen Schritt hielten, angegeben worden. Es bedarf daher zur Darstellung des sittlichen Zustandes der Griechen in der Zeit vor Alexander dem Großen nur einer Zusammenstellung und weiteren Ausführung dessen, was bereits früher angedeutet worden.

Der moralische Zustand des griechischen Volkes war während der angegebenen Zeit in fortwährendem Sinken begriffen, und am Ende derselben waren sogar die unentbehrlichen Stützen der Sittlichkeit, die Religion, das moralische Gefühl und der Sinn für wahre Ehre, aus der herrschenden Klasse in den griechischen Staaten fast ganz geschwunden. Wie sehr zuletzt die große Mehrzahl der Staatsmänner entartet war, leuchtet fast aus jedem einzelnen Ereigniß der inneren Geschichte jener Zeit hervor, sowie aus den Gerichtsverhandlungen, deren Ueberreste sich in den Schriften der griechischen Redner erhalten haben. Das einzige Beispiel des Timotheus, eines der ausgezeichnetsten athenischen Generale, kann genügen, um zu zeigen, wie sehr bei dem größten Theile der Männer, welche an der Spitze der griechischen Freistaaten standen, sogar der Sinn für sittlichen Werth und die Scheu vor öffentlicher Entehrung geschwunden waren. Timotheus schwur einst in der Volksversammlung, und verband einen Fluch gegen sich und seinen Stamm mit diesem Eide, daß er den Iphikrates anklagen wolle, um die Ausstoßung desselben aus der Bürgerschaft zu bewirken; aber statt diese vor dem gesammten Volke auf das feierlichste übernommene Verpflichtung zu erfüllen, vermählte er kurz darauf seine Tochter mit dem Sohne des Iphikrates, weil er dabei seinen Vortheil fand. Demosthenes trug bei einem Processe, den er als Logograph oder Advokat für einen Andern gegen Timotheus zu führen hatte, kein Bedenken, dem im Staate

so hoch stehenden Manne jenen Eidbruch öffentlich vor den Richtern vorzuwerfen, und die Erklärung auszusprechen, daß er dem Timotheus den Eid nicht zuschiebe, weil derselbe durchaus keine Scheu vor heiligen Dingen habe, und jeden Eid leisten würde, wenn er dabei nur etwas gewinnen könne. Freilich waren die Menschen damals, wie sie immer zu sein pflegen, wenn sich in einzelnen großen Städten allen Reichthum und alle Genüsse, erlaubte und unerlaubte, beisammen finden: aber es muß doch sehr weit gekommen sein, wenn diejenigen, welche einen Staat leiten, öffentlich des Meineids schuldig erkannt werden und doch ihre politische Stellung behaupten.

Wie traurig mußte es mit dem religiösen Gefühl eines Volkes stehen, bei welchem der Meineid fast nicht mehr als ein Verbrechen angesehen wurde! Die Religion hatte ihr Ansehen und ihre mäßigende und zügelnde Kraft verloren und begann allmälig den Häuptern der Staaten nur für ein Gaukelspiel zu gelten. Das phokische Volk und die von ihm geworbenen Raubhorden scheuten sich nicht, zu wiederholten Malen den heiligsten Tempel Griechenlands zu plündern und die Opfergaben der Vorzeit zur Führung des Krieges und zur Befriedigung der rohesten Sinnenlust anzuwenden. Dies war aber nicht etwa das einzige Mal, daß man sich am Heiligen vergriff, sondern schon vor dem Tempelraube der Phokier hatten Andere in andern griechischen Ländern dasselbe gethan. Der Tyrann Dionysius der Aeltere von Syrakus, welcher in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. lebte, plünderte, um sich Geld zu verschaffen, die angesehensten Tempel der Griechen in Unteritalien und Sicilien, und erlaubte sich dabei sogar noch Hohn und Spott über die beraubten Götter. Als er z. B. einst einer Zeus-Statue ihren goldenen Mantel abnehmen ließ, sagte er scherzend zu seiner Umgebung, er wolle den Gott von der unnützen Last seines Mantels befreien, denn dieser sei ja für den Sommer zu schwer und für den Winter zu kalt. Wie Dionysius und die Führer der Phokier, machten es auch Iphikrates und seine Truppen. Als dieser General einst, nach der Einnahme von Korcyra, sein Schiffsvolk fragte, was er mit den in den Tempeln der Stadt gefundenen Weihgeschenken anfangen solle, erhielt er zur Antwort: er möge sich nicht darum bekümmern, was den Göttern gehöre, sondern wie er seine Soldaten bezahle.

Diese Angriffe auf die Religion, durch welche die sittliche Verdorbenheit immer mehr gesteigert ward, blieben nicht blos bei dem äußeren Cultus und dem Eigenthum der Götter stehen, sondern auch der Glaube selbst wurde in seinem innersten Wesen erschüttert. Statt des, schon in den Homerischen Gedichten mit ernster Wahrhaftigkeit ausgesprochenen sittlichen Gefühls und statt der poetischen Religion der Tragiker wurde

dem Volke politische Weisheit und prosaische Weltklugheit gepredigt, und die Wissenschaft der Sophistik oder die Kunst, alle Dinge spitzfindig zu behandeln und zu eigennützigen Zwecken beliebig zu wenden und zu drehen, wurde die Weisheit, nach welcher Alle strebten, und die bei der Handhabung der Staatsangelegenheiten unentbehrlich ward. Unter diesen Umständen blieb von der alten Religion nur das Gerüste stehen, während ihr innerer Bau und ihre Grundlage zusammenstürzte, und es erfolgte in Griechenland, was auch im neueren Italien schon längst eingetreten ist und was den Jesuiten als Ziel und Plan vorgeworfen wird, daß nämlich nur der Pöbel an die Götter glaubte, die Regierenden aber sich dieses Glaubens zu ihren persönlichen Zwecken bedienten. Die Letzteren gebrauchten Religion und Cultus, so oft es ihnen nöthig und nützlich schien, als Maschinerie; die durch Sophisten verbildeten mittleren Stände aber entwarfen sich ein eigenes System über Welt und Menschheit und verlachten das ganze überlieferte Religionswesen; der Pöbel endlich ließ sich, weil er zum Denken zu träge war, von dem Glanz der Tempelfeste und von den mit dem Gottesdienste verbundenen Gräueln der sinnlichen Lust hinreißen und versank immer tiefer in Aberglauben und sittliche Verkehrtheit. Dazu kam noch, daß damals, wie zu allen Zeiten unter gleichen Umständen, neben dem Unglauben auch der Mysticismus zu wuchern begann; denn dieser ist einem entnervten Geschlecht stets willkommen, weil dasselbe zum Phantasiren immer noch Kraft genug hat, und der matte, nur passiv sich regende Geist in unklaren Empfindungen und Vorstellungen die ihm allein erwünschte halbthätige Beschäftigung sucht. Damals fanden deshalb die Schwärmereien, welche aus der bei den Pythagoreern aufgekommenen Geistesrichtung sich entwickelt hatten, eine ungemein günstige Aufnahme in Griechenland, und auch das bedeutsame Wirken des Philosophen Platon trug nicht wenig dazu bei, daß statt der alten sinnlichen und poetischen Religion des griechischen Volkes mystische Systeme überhand nahmen.

Neben dieser religiösen Entartung kam in jener Zeit eine große Rohheit und Unmenschlichkeit auf, welche durch die herrschende geistige Bildung ebensowenig gehemmt wurde, als der Unglaube und Aberglaube durch die Schwärmereien des Mysticismus. Dieser oft in gräßlichen Erscheinungen zu Tage tretende Charakterzug der Zeit war eine Folge der Sklaverei. Es werden uns Abscheulichkeiten berichtet, durch welche die mißhandelten Sklaven und ihre Herren auf gleiche Weise herabgewürdigt wurden. Der geringsten Sache wegen gab man Sklaven der Folter Preis, und zwar nicht etwa nur, um das Geständniß ihrer eigenen Vergehen zu erpressen, sondern auch, um von ihnen als bloßen Zeugen über irgend einen Vorfall Auskunft zu er-

halten. Es wurden zuweilen sogar ohne gerichtliche Procedur Sklaven von einzelnen Bürgern gefoltert, weil man irgend einen Argwohn gegen sie hegte. Im Verkehre zwischen den Freien war es die zunehmende Parteiwuth, deren ungezügelte Leidenschaftlichkeit zu ähnlichen Gräueln und Mißhandlungen führte und allmälig bei allen Parteien das Bewußtsein austilgte, daß der Staat allen Bürgern jeder Partei gemeinsam sein muß.

Zu solchen Barbareien, wie wir sie namentlich in den Zeiten des peloponnesischen Krieges kennen lernten, bildet die Ueberfeinerung und Glätte der damaligen Griechen, besonders der Athener, einen schneidenden Gegensatz. Die Schriften aus jener Zeit zeigen in dem herrschenden Ton des Verkehrs eine durch die feinsten Schattirungen sich auszeichnende Urbanität, die attische Ausdrucksweise galt noch in späteren Zeiten für das Muster einer bescheidenen, von Rechthaberei und steifer Behauptung freien Sprache, und doch waren Rohheiten, wie die angeführten, unter den feinen und gefühlvollen Athenern etwas gewöhnliches. Selbst bei den angesehensten Leuten kamen mitunter Scenen von wahrhaft brutaler Art vor. So z. B. schimpften Demosthenes und Aeschines, die beiden größten Redner des Alterthums, deren Schriften sich doch so sehr durch jene attische Feinheit im Ausdruck auszeichnen, in ihren Reden einander auf die gröbste Weise; sie ließen sich gegenseitig zu Vorwürfen herab, wie sie unter uns kein gesitteter Mann einem andern machen würde, und in den großen Meisterwerken der Beredsamkeit, welche beide Männer uns hinterlassen haben, kommen Worte vor, die wir nur von Fischweibern zu hören gewohnt sind. In den Werken des Demosthenes befindet sich eine gegen Meidias gehaltene Anklage-Rede, welche dadurch veranlaßt wurde, daß Meidias, einer der angesehensten Männer Athens, den gleichfalls schon hoch angesehenen Demosthenes im Theater mit Ohrfeigen und Faustschlägen mißhandelt hatte.

Ein ebenso großer Contrast zeigt sich in der äußeren Erscheinung der Menschen jener Zeit. Eines Theils war allerdings die alte Einfachheit und echte Großartigkeit des Sinnes geblieben, und man konnte, wie das Beispiel des Epaminondas zeigt, die ersten Stellen im Staate bekleiden, ohne Reichthum zu besitzen und äußeren Glanz zu zeigen; anderen Theils aber war von Asien her die Liebe zu übermäßiger Pracht in die griechischen Verhältnisse eingedrungen. Jene rühmliche Seite des antiken Wesens war freilich damals auch schon im Schwinden begriffen, so daß Epaminondas, Sokrates, Diogenes und andere Männer, die sich durch Einfachheit und schlichte Lebensweise auszeichneten, ihren eigenen Zeitgenossen als Erscheinungen von außerordentlicher Art bewunderns- und staunenswerth erschienen; aber doch lebte

in den Griechen dieser Zeit immer noch so viel von dem alten Geist, daß bei ihnen, wie unter andern das Beispiel des, von der untersten Stufe der Gesellschaft bis zu ihrem höchsten Gipfel emporgestiegenen Iphikrates zeigt, dem Verdienst an und für sich selbst ein leichterer und sicherer Weg zu den ersten Staatsämtern offen stand, als im alten Rom oder in irgend einem Staate des Mittelalters und der neueren Zeit. Wie groß aber die Prachtliebe der Staatsmänner in jener Zeit zum Theil geworden war und wie sehr das Streben nach eitlem Glanze sich gesteigert hatte, läßt sich nicht besser anschaulich machen, als mit den Worten des Demosthenes, welcher in einer seiner Reden dem atheni schen Volk die Einfachheit der früheren Staatsmänner und die fürstliche Pracht der vornehmeren Bürger seiner Zeit vor Augen führt. „In jener früheren Zeit", sagt Demosthenes, „war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete sich äußerlich keiner vor dem andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch sich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Wohnungen eines Themistokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht schöner und ansehnlicher waren, als die ihrer Mitbürger. Dagegen sind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale so großartig und prachtvoll, daß sie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arsenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräus und andere öffentliche Werke unserer Stadt. Jetzt aber gibt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentlichen Gebäude an Pracht überbieten und welche so große Landgüter zusammengekauft haben, daß die Felder von euch Allen, die ihr hier als Richter versammelt seid, an Ausdehnung denselben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staatswegen gebaut wird, das ist so unbedeutend und ärmlich, daß man sich schämen muß, davon zu reden."

Daß zugleich mit dieser Prachtliebe, welche durch die vielen Gesandtschaften nach Persien ungemein gefördert ward, auch Schwelgerei und die schändlichsten Laster sich in die griechischen Staaten einschlichen und die Sitten verpesteten, läßt sich denken. Ausschweifungen jeder Art waren damals in den größeren Städten Griechenlands herrschend geworden; sie bildeten nächst der Eitelkeit das Hauptübel der Gesellschaft und standen im schneidendsten Contrast mit der durch die Gesetze gebotenen Sittenzucht. Die Reden, die sich aus den gerichtlichen Verhandlungen jener Zeit erhalten haben, berichten wahre Gräuel der Sittenlosigkeit; sie liefern dadurch aber zugleich auch den Beweis, daß Staaten, in welchen die ärgsten Laster so häufig begangen und fast täglich in öffentlicher Gerichtssitzung besprochen wurden, als selbstständige Republiken unmöglich lange fortbestehen konnten.

Eitelkeit und Schwelgerei führen in ihrem Gefolge immer auch den Eigennutz und die Habsucht mit sich und so bilden denn auch diese Laster einen Haupt-Charakterzug jener Zeit. Das Streben nach Reichthum war so allgemein herrschend, daß ein Mann, der wie Epaminondas ganz frei davon war, seinen Zeitgenossen eine befremdende Erscheinung war. Diese Geldgier hatte die schmählichste Bestechlichkeit, sowie häufigen Mißbrauch anvertrauter Gewalt zur Folge. Die gerichtlichen Reden aus jener Zeit sind mit Beispielen der schamlosesten Bestechung und der gröbsten, aus Habsucht hervorgegangenen Verletzung der dem Staate schuldigen Pflichten angefüllt. So ward z. B. einmal in Athen vor Gericht durch Zeugen bewiesen, daß der Redner Demosthenes, um seinem Gegner zu schaden, einem armen, aber ehrenhaften Manne dritthalb hundert Gulden unseres Geldes angeboten habe, wenn derselbe seinem eigenen Weibe öffentlich eine Schande andichten, das Doppelte dieser Summe aber, wenn er eine solche Lüge noch dazu vor den Richtern eidlich beschwören wolle. Zur Ehre der Menschheit können wir hinzusetzen, daß jener schlichte Bürgersmann dem großen und berühmten Redner die schöne Antwort ertheilte: er sei zwar blutarm, allein Demosthenes irre sich, wenn er meine, daß ihm jedes Mittel zu Geld zu kommen recht sei; denn so etwas, wie derselbe ihm zumuthe, werde er nimmermehr thun.

Wie groß die Verkäuflichkeit der Staatsmänner war, ist aus den früheren Angaben über die persischen und macedonischen Bestechungen bekannt, sowie insbesondere auch aus dem, was bei der Erwähnung der Gesandtschaft des Pelopidas nach Susa mitgetheilt worden ist. Die Anführer der Truppen benahmen sich in ihrer Habgier oft so, daß man sie nur mit Räuberhauptleuten vergleichen kann; häufig waren sie in der That nichts Anderes. Zur Zeit Philipp's brandschatzten dieselben auf eine gewissermaßen regelmäßig gewordene Weise die Bewohner der Küsten und Inseln und zwangen manche mit Athen verbündeten Handelsstädte, sich durch ein großes Geldgeschenk von ihnen loszukaufen, um nur zu verhüten, daß ihre Kauffahrteischiffe als gute Prise weggenommen würden. Freilich war die finanzielle Lage des athenischen Staates damals so beschaffen, daß den Feldherren und Admiralen oft nichts Anderes übrig blieb, als den Krieg wie Räuber zu führen und die Bundesgenossen auszuplündern; denn nicht selten erhielten die Truppen lange Zeit hindurch gar keinen Sold und waren also genöthigt, vom Raube zu leben.

Bei so bewandten Umständen brachten freilich die Führer der Heere und die Staatsmänner ganz andere Reichthümer zusammen, als die patriotischen Männer, welche zur Zeit der Perserkriege sich um Athen verdient gemacht, oder, wie ein Cimon oder Perikles, unmittelbar nach-

her mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens den Glanz ihrer Vaterstadt zu erhöhen gesucht hatten. Der wegen seiner Bestechlichkeit berühmt gewordene Timagoras verschaffte sich durch seine Gesandschaft an den persischen Hof ein Vermögen von 600 Talenten oder $1^1/_2$ Millionen Gulden (868,000 Thlrn.), d. h. nach dem Werthe, den das Geld zu unserer Zeit hat, ein Vermögen von etwa 12 Millionen Gulden oder 7 Millionen Thalern. Zu gleicher Zeit verringerte sich, wie überall, wo nicht Fleiß und Gewerbsthätigkeit die Haupt-Erwerbsmittel sind, neben dem ungeheueren Privatbesitze Einzelner das Gesammtvermögen des Staates und die größte Armuth zeigte sich neben dem größten Reichthum. Die Einnahmen des Staates und der Gesammt-Erwerb seiner Bürger waren nach und nach sehr geschmälert worden. Der Ertrag der Bergwerke hatte sich vermindert, weil einige Minen bereits erschöpft waren, diejenigen aber, welche die Athener lange Zeit hindurch in Thracien besessen hatten, in andere Hände gekommen waren. Die auswärtigen Besitzungen Athens waren ebenfalls, bis auf einige wenig bedeutende Inseln und Städte, verloren gegangen. Der Handel endlich hatte sich größtentheils nach andern Orten hingezogen. Dabei war man genöthigt, die ersten Lebensbedürfnisse von fernen Gegenden her zu holen: Attika bezog z. B. aus den Seestädten des schwarzen Meeres eine größere Menge Getreide, als irgend ein anderer griechischer Staat und es gingen für dasselbe jährlich sehr bedeutende Summen Geldes aus dem Lande. Rhodus, Byzanz und die Städte an der Nordküste Kleinasiens hoben sich in demselben Grade, in welchem Athens Handel sank und diese damals politisch noch nicht bedeutenden Staaten häuften bei sich nach und nach die größte Masse baaren Geldes an.

Hauptgewerbe der reicheren Athener waren übrigens, außer dem Handel und einigen eigenthümlichen Geschäften, der auf Kriegszügen ausgeübte Raub, die gegen Bezahlung oder Bestechung unternommenen Staatsgeschäfte und das Vermiethen von Sklaven und Soldtruppen. Doch gehörte die letztere Erwerbsquelle nicht zu den bedeutenderen, da die Zahl aller Sklaven in Attika nicht mehr als 100,000 bis 120,000 betrug und ein Sklave damals in Athen fünfmal weniger kostete, als ein gutes Pferd. Dagegen waren gewisse aus der sittlichen Entartung der Zeit hervorgegangene Gewerbe, sowie die Wissenschaft und Kunst wichtige Erwerbsmittel für Athen und andere Städte geworden. Athen war der Sitz der Sophistik, der Schmeichler- und Advokatenkünste und neben Korinth der der verfeinerten Lüderlichkeit: und ein Theil seiner Einwohner bediente sich dieser Verderbniß als einer einträglichen Quelle des Einkommens. Ebenso waren Kunst und Wissenschaft in Korinth, Rhodus, Syrakus und anderen griechischen Freistaaten, am meisten aber in

Athen, für ganze Klassen von Menschen ein Geschäft und Gewerbe geworden; denn durch die moralischen Verhältnisse, welche zu jener Zeit in und um Griechenland Wurzel faßten, erhielten Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Tanz- und Schauspielkunst ein neues Leben, und zwar durch dieselben Umstände, welche der Poesie, der Geschichtschreibung und den Sitten verderblich wurden. In welchem Umfange durch diese Unterstützung die Künste zunahmen, kann man daraus ermessen, daß Alexander der Große zu den gymnastischen und musikalischen Wettkämpfen, die er bei dem Leichenbegängnisse seines Freundes Hephästion anstellte, nicht weniger als 3000 Künstler zusammenrufen ließ. Viele griechische Schauspieler, welche entweder bloße Possenreißer oder auch wirkliche Künstler im tragischen und komischen Fache waren, wanderten zu Philipp II., zu den syrakusanischen Herrschern Dionysius I. und II., zu den cyprischen Fürsten, ja sogar zu den persischen Königen und erwarben sich an den Höfen dieser Fürsten durch Talent und Schmeichelei beträchtliche Reichthümer. Athen war und blieb für alle Künste, die ernsten und die losen, der wichtigste Ort und behauptete, auch nachdem seine politische Macht bereits größtentheils geschwunden war, dadurch seine alte Bedeutung. Die Mehrzahl der Künstler jener Zeit, deren Namen uns überliefert worden sind, waren Athener oder doch wenigstens in Athen gebildet worden. Ganz besonders galt das athenische Theater in allen Gegenden, in welchen griechisch gesprochen wurde, als Muster. Ueberall legte man auf das Urtheil des athenischen Publikums den größten Werth und die ausgezeichneteren unter den athenischen Schauspielern wurden von den Fürsten und Königen in so hohen Ehren gehalten, daß sie dadurch sogar für die Staatsverhältnisse eine Bedeutung erhielten, die wohl einzig in der Geschichte ist.

2. Bildung und geistiges Leben im Allgemeinen.

Die Betrachtung des geistigen Lebens eines Volkes hat in der Weltgeschichte einen andern Zweck, als in der Geschichte der Literatur und der Wissenschaften. Es kommt nämlich für die Erkenntniß der Entwickelung des menschlichen Geschlechts weder darauf an, daß man den Werth bestimme, welchen die einzelnen Werke des Geistes in ästhetischer Hinsicht haben, noch auch daß man den bloßen Einfluß derselben auf die Wissenschaften und deren Gedeihen ermittele; sondern es muß das Verhältniß erforscht werden, in welchem die Schriften einer Nation zu dem herrschenden Geist der verschiedenen Zeiten standen. Die literarischen Werke eines Volkes werden also in der Weltgeschichte einerseits nur als der Ausdruck dessen betrachtet, worin das eigentliche Wesen der verschiedenen Entwickelungsstufen einer Nation bestanden

hat, andererseits aber zugleich auch als eines der Mittel, durch welches dieses bestimmt und gestaltet worden ist. Wenn folglich, bei der eigentlichen historischen Betrachtung, der größere oder geringere Werth einer Schrift festgesetzt werden sollte, so würden dabei ästhetische oder rein literarische und wissenschaftliche Rücksichten durchaus nicht den Maßstab bilden, sondern es käme nur auf die Beziehung an, in welcher das Werk eines Schriftstellers zu seiner Zeit stand, oder auf die Frage, in wiefern dieser Schriftsteller in demselben einen Spiegel seiner Zeit uns hinterlassen und durch seine Schriften die Entwickelung seines Volkes überhaupt gefördert oder gehemmt hat. Es soll aus den Schriften einer Nation die Cultur derselben erkannt werden, sowie der Geist, auf welchem alle politischen, moralischen und geselligen Verhältnisse einer gewissen Zeit beruhen.

Die anderthalb Jahrhunderte vom Beginn der Perserkriege an bis auf Philipp's II. Tod umfassen denjenigen Zeitraum, in welchem alle Bildungsformen und alle nicht schon vorher vollendeten Arten und Zweige der griechischen Literatur, mit Ausnahme der Mathematik und der realen Wissenschaften, den höchsten Grad ihrer Entwickelung erlangten; und zwar kam bei den Griechen ein Theil der Geistesbildung nach dem andern zur Blüthe, zuerst die dramatische Poesie, dann die Geschichte, hierauf die Philosophie und die Redekunst und zuletzt die mathematischen und realen Wissenschaften. Von diesen fünf Abtheilungen menschlicher Wissenschaft erhielten die vier ersten ihre eigentliche Entwickelung und ihre Vollendung bei dem atheniscchen Volke, die fünfte aber in Alexander's Reich und in den Staaten, welche aus diesem hervorgegangen sind.

Athen war, in der unserer Betrachtung vorliegenden Periode, der Mittelpunkt und gleichsam die Seele des geistigen Lebens der Griechen. Der ganze Gang der Bildung dieses geistreichsten Volkes der Welt und der wechselnde Charakter seiner Literatur entsprachen dem Gange der Dinge im athenischen Staate und den jedesmaligen Verhältnissen desselben. Den kräftigsten Aufschwung erhielt die griechische Bildung durch den großen Nationalkampf gegen die Perser; da der Angriff dieses Volkes vorzugsweise auf Athen gerichtet war und die Athener mehr als jede andere griechische Völkerschaft zu dem glücklichen Ausgang des persischen Krieges beitrugen, so steht auch diese wichtigste äußere Anregung aller geistigen Bestrebungen der Griechen in der unmittelbarsten Beziehung zu dem athenischen Volk.

Die griechische Bildung der Zeit, in welcher Athen zugleich Sitz und Quelle derselben war, zerfällt ihrem Grundwesen nach in zwei allmälig in einander übergehende Haupt-Epochen, in die Zeit ihrer höchsten Blüthe, welche bis in den peloponnesischen Krieg hinein reichte

und in die Zeit des Verfalls, die mit dem Mißbrauch des Sieges über die Perser ihren ersten Anfang nahm. Die Werke beider Zeiten tragen den Charakter des herrschenden politischen und moralischen Geistes an sich. In denen der ersteren Zeit zeigt sich noch die unverdorbene Kraft und das lebendigste Selbstbewußtsein einer geistig und moralisch tüchtigen Nation; griechischer Freiheitssinn, angeborene Ordnungsliebe und strenger Gehorsam sowohl gegen die Götter als auch gegen die Gesetze des bürgerlichen Lebens werden in diesen Werken überall gegen die wilde Phantasie, den blinden Gehorsam und die rohe Gewalt des Orients in einen scharfen Contrast gestellt. In den Schriften der zweiten Zeit dagegen spricht sich ebenso klar und bestimmt der Mißbrauch des Sieges und die Entartung der guten alten Zucht aus; die literarischen Werke dieser Periode geben das Sinken des politischen und moralischen Lebens auf das entschiedenste zu erkennen. So zeigt sich, in der Aufeinanderfolge der griechischen Schriftsteller dieser beiden Perioden, zuerst die einem großen Zeitalter eigenthümliche reine Begeisterung und ungeschwächte Kraft und hierauf der allmälige Fortgang von dieser höchsten Höhe echter Bildung bis zu den, vorzugsweise durch Glätte und Gefälligkeit sich auszeichnenden Erzeugnissen eines zwar gebildeteren, aber auch minder kräftigen Geistes. Das Erstere wird vorzüglich durch einzelne große Männer ausgesprochen, diese erzeugen die vollendeten Bildungen und Schöpfungen des Genie's, welchem die Regel und Vorschrift des Verstandes zwar klar geworden ist, aber ohne daß die Fülle der Phantasie dadurch geschwächt, ihr Schwung dadurch gelähmt ward. Das zweite besteht in Meisterwerken der bloßen Kunst, die statt der reinen Begeisterung durch Regeln und Beispiele geleitet wird und nicht eigentlich schöpferisch thätig ist, sondern vielmehr hauptsächlich nur die Gedanken und den Ausdruck zu ordnen versteht; dies ist das Werk des bloßen Talents.

In demselben Grade, in welchem Kraft, Einfalt und Natürlichkeit abnahmen und die aus reiner Begeisterung hervorgegangenen Werke seltener wurden, nahm die Bildung an Umfang zu und an die Stelle der ungeschwächten Naturkraft trat die Kunst. Die Menschen wurden kenntnißreicher und gebildeter, verloren aber dagegen immer mehr den echten Sinn für das Bessere und Höhere; sie wurden feiner und reizbarer im Empfinden, büßten aber dafür das kräftige, natürliche Gefühl der früheren Zeit ein. Statt daß vorher das allen Menschen innewohnende Bewußtsein des Höheren die Seele erfüllt und belebt hatte, strebte man jetzt nach einer rein intellectuellen Erkenntniß des Lebens und seiner letzten Gründe. Die Menschen gewannen auf diesem Wege an Erfahrung und Philosophie, verloren aber an Geist und Kraft, an deren Stelle das Wissen und die Kunst traten; sie wurden gewandter

und gefälliger, aber auch prosaischer, träger und mattherziger. Die Gesammtheit der Bürger endlich war nicht mehr, wie früher, von fast gleichem Bildungsstande, sondern sie zerfiel jetzt ihrer Fassungskraft und ihren geistigen Bedürfnissen nach in besondere Stufen und Klassen: die Werke der Literatur konnten also auch nicht mehr für die ganze Nation, sondern nur für einen einzelnen Theil derselben geschrieben werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei diesem Gange, welchen das geistige Leben der Griechen nahm, die Bildung immer weniger um ihrer selbst willen geliebt und erstrebt wurde, oder mit andern Worten, daß dieselbe im Verlaufe der Zeit immer mehr ein Mittel zu andern Zwecken ward und folglich auch mehr und mehr das Gewicht auf die Form, nicht auf den Gehalt gelegt wurde. Zwei Zwecke waren es hauptsächlich, welchen sie dienen mußte: die Befähigung zum feineren geselligen Verkehr, die, in Verbindung mit dem Bedürfniß der Unterhaltung, den Menschen das Wissen und die Bildung wünschenswerth machte und der Nutzen, welchen Kenntnisse und geistige Gewandtheit für das handelnde Leben und seine Zwecke gewährten. So lange die republikanische Freiheit selbstständig fortdauerte, beschränkte sich das Letztere auf die Zwecke des Staatslebens, und die Bildung war daher bis auf Alexander's Zeit vorzugsweise eine politische. Sobald aber das monarchische Element im griechischen Volke das Uebergewicht erhielt, wandten sich Wissen und Bildung mehr den Zwecken des Privatlebens zu und erhielten vorzugsweise eine Bedeutung für die Industrie und die Formen des gesellschaftlichen Lebens. Mit andern Worten, die Bildung der griechischen Nation wurde im Verlauf der Zeit immer formeller, äußerlicher, gelehrter und oberflächlicher. Aus diesem Grunde ist es auch ganz natürlich gewesen, daß bei den Griechen zuerst die dramatische Poesie, hierauf die Geschichte, die Philosophie und Redekunst und endlich die mathemathischen und realen Wissenschaften blühten.

Auch mußte wegen dieses Ganges der griechischen Bildung eine Erscheinung eintreten, welche von Philipp's Zeit an immer deutlicher sichtbar wird. Die Wissenschaft und Literatur gaben nämlich einzelnen Männern und Staaten in demselben Grade eine größere Bedeutung, in welchem die Bildung wissenschaftlicher und gelehrter wurde und sich mehr auf das äußere Leben richtete. Einzelne Schriftsteller und einzelne als Mittelpunkte der Literatur ausgezeichnete Staaten erhielten dadurch, namentlich zur Zeit Philipp's und Alexander's, ein Ansehen und einen Einfluß, welche sonst nur durch Macht und Reichthum erlangt werden. Dies beweisen uns die hohen Ehren, mit welchen Euripides, Plato und andere Männer von hohem wissenschaftlichem

oder künstlerischem Range von dem macedonischen König Archelaus und den beiden Dionysius von Syrakus aufgenommen wurden und ebenso der hohe Werth, den die genannten und andere Fürsten auf die Meinung und das Urtheil des athenischen Volkes legten. Noch mehr aber zeigt es sich in der Stellung, die der Philosoph Aristoteles durch Philipp II. erhielt und unter Alexander dem Großen behauptete, in der sehr großen Freigebigkeit, mit welcher der Letztere die wissenschaftlichen Arbeiten dieses und anderer Philosophen unterstützte, sowie endlich in der Rolle, welche Athen zur Zeit Philipp's und Alexander's noch fortwährend spielte. Die Athener verloren durch Philipp ihren ganzen politischen Einfluß auf Griechenland; allein ihren literarischen Ruhm und den Vorzug, daß ihr Lob und ihr Tadel in allen Angelegenheiten der Literatur und Kunst entscheidend waren, behaupteten sie in so hohem Grade, daß man sagen kann, die beiden großen Macedonier seien in dieser Hinsicht ebenso sehr ihnen unterwürfig und tributpflichtig geworden, wie umgekehrt die Athener als Volk ihrer Botmäßigkeit anheimgefallen waren.

3. Dichtkunst.

Die vorherrschende Dichtkunst dieses Zeitraumes war die dramatische. Die lyrische Poesie, welche in der zunächst vorhergehenden Zeit vorgewaltet hatte, trat jetzt in den Hintergrund. Der größte lyrische Dichter des Alterthums, Pindarus, lebte zwar zur Zeit der Perserkriege, aber er war eine einzeln dastehende Erscheinung und übte keinen zu neuer Produktion anregenden und bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung des griechischen Volkes aus, sondern seine Werke sind mehr als der Schluß und die höchste Vollendung derjenigen Dichtungsart anzusehen, welche bis zum Beginne dieser Zeit vorzugsweise geblüht hatte.

Pindar, welcher ungefähr von 522 bis 440 v. Chr. lebte, war in Theben oder einem Orte des thebanischen Gebietes geboren und gehörte also demjenigen Theile des griechischen Volkes an, der zu allen Zeiten wegen seiner Rohheit und Unmäßigkeit verschrieen war: die Namen Pindar's, Hesiod's und der Dichterin Korinna sind fast die einzigen böotischen Namen von Bedeutung, welche in der Geschichte der griechischen Literatur vorkommen. Pindar lebte einige Jahre am Hofe des glänzenden Herrschers Hiero I. von Syrakus, welchen er, ebenso wie den Tyrannen Theron von Agrigent und einige andere Fürsten Siciliens und Thessaliens, für reichen Lohn in seinen Gedichten besang. Von den Werken Pindar's haben sich, außer einigen Bruchstücken anderer Gedichte, nur fünfundvierzig sogenannte Epinikien oder Lobgesänge auf die Sieger in den vier großen griechischen Nationalspielen erhalten.

Die dramatische Poesie ist eine Erfindung der Griechen, bei welchen dieselbe auch stets eine größere Bedeutung hatte, als bei irgend einem andern Volke der Erde. Das griechische Drama hatte einen religiösen Ursprung und ging seiner äußern Form nach aus der lyrischen Poesie und der Tanzkunst hervor. Es war nämlich bei den Griechen gebräuchlich, die Götter an ihren Festtagen durch einen Lobgesang zu verherrlichen, der von einem Chor gesungen wurde. Dieser Gesang war von einem Tanze begleitet, dessen Charakter, wie der aller andern Tänze der Griechen, darin bestand, daß durch die im Tanze sich darstellenden Figuren gewisse Vorstellungen und Empfindungen in dem Zuschauer geweckt wurden. In jenem Lobgesange wurden einzelne Mythen behandelt, der ihn begleitende Tanz aber entsprach dem Inhalte derselben und es wurde also bei religiösen Festen durch Gesang und Tanz eine bestimmte Handlung dargestellt. Aus dieser Darstellung entwickelte sich nach und nach die dramatische Dichtkunst. In welchen einzelnen Abstufungen dieselbe allmälig entstand, ist uns unbekannt. Wir wissen nur, daß die dramatische Poesie vorzugsweise aus den Festen des Bakchus, bei denen die allgemeine Stimmung der Entwicklung jener neuen Kunstform auf halbem Wege entgegenkam, hervorgegangen ist, daß Attika dasjenige Land war, in welchem sie zuerst entstand und daß nach der Meinung des Alterthums der attische Dichter Thespis, ein Zeitgenosse Solon's, es war, welcher zuerst einen Schauspieler neben dem Chor aufstellte, so den Dialog in die Darstellung brachte und damit den Keimpunkt der neuen Dichtung gab. Thespis wird deshalb der Erfinder des Drama's genannt, obgleich anderen Angaben aus dem Alterthum zufolge diese Poesie vielleicht schon früher entstanden ist. Aeschylus fügte, um das Jahr 500 v. Chr., zuerst einen zweiten Schauspieler hinzu und damit war eigentlich erst das Drama seiner grundlegenden Form nach vollendet. Uebrigens bildeten schon vor Aeschylus nicht mehr blos Mythen die Gegenstände der Darstellung, sondern auch Zeitbegebenheiten wurden bereits auf die Bühne gebracht; Phrynichus z. B., der Schüler des Thespis, stellte die 494 v. Chr. erfolgte Eroberung von Milet durch die Perser dramatisch dar.

Der Name Drama, welchen diese Gattung der Dichtkunst von den Griechen erhielt, bedeutet wörtlich so viel als Handlung. Ueber den Ursprung der Namen Tragödie und Komödie sind die Meinungen der Gelehrten verschieden. Der letztere Name ist nach der Ansicht der Meisten durch Freudengesang zu übersetzen und würde also etwa dem deutschen Worte Lustspiel entsprechen; Einige aber geben ihm eine andere Ableitung, nach welcher er soviel als Dorfgesang bedeuten würde und seinen Grund darin gehabt hätte, daß die Tragödie viel früher, als die Komödie, in städtischen Theatern aufgeführt worden

wäre und daß deshalb das Lustspiel, als eine lange Zeit nur in Dörfern gebräuchliche Darstellung, von diesen seinen Namen erhalten hätte. Das Wort Tragödie bedeutet soviel als Bocksgesang und ist dadurch entstanden, daß bei den Bakchus-Festen ein Bock geopfert wurde, oder, wie Andere meinen, daß bei denselben mehrere Dichter wetteifernd auftraten und derjenige von ihnen, dessen Lobgesang als der beste anerkannt wurde, einen Bock zum Geschenk erhielt, oder endlich, daß der tanzende und singende Chor die Satyrn vorstellte, welche der Mythe nach zu dem Gefolge des Bakchus gehörten und mit Bocksfüßen abgebildet wurden.

Das Drama der Griechen, dessen Darstellung im Einzelnen kein Gegenstand der Weltgeschichte ist, war in mehr als Einer Hinsicht von dem unsrigen sehr verschieden. Nicht blos war der Chor, welcher das lyrische Element des Stückes bildete, und welcher der neueren dramatischen Kunst fremd ist, ein wesentlicher Theil des griechischen Dramas, sondern die theatralischen Vorstellungen wurden auch fortwährend als ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes angesehen und fanden deshalb zu Athen nur zweimal im Jahre, an den beiden großen Bakchus-Festen, Statt; endlich aber hing, was für die Geschichte des griechischen Volkes das Wichtigste ist, das Theater als eine politische Anstalt auch mit dem Staatsleben zusammen. Dasselbe war nämlich ein nationales, dem Zustande der Sitten, dem öffentlichen Leben und der Staatsverfassung angepaßtes Institut und diente in seiner Blüthezeit vorzugsweise dazu, zeitgemäße würdige und hohe Gedanken und Empfindungen unter den Bürgern zu verbreiten, mochte nun der Gegenstand eines Stückes ein mythischer sein oder der Zeitgeschichte angehören.

Von den beiden Klassen, in welche das Drama zerfällt, war die Tragödie oder das von uns jetzt sogenannte Trauerspiel diejenige, die zuerst zur Blüthe kam. Die eigentliche Zeit ihrer Blüthe nahm mit dem Auftreten eines der größten tragischen Dichter, Aeschylus, ihren Anfang, erreichte ihre höchste Höhe durch Sophokles und begann mit dem dritten der 3 berühmtesten Tragiker des Alterthums, Euripides, zu sinken. Diese drei Männer folgten sich ihrer Lebenszeit nach, so, daß im Jahr 480 v. Chr. Aeschylus als 45jähriger Mann in der Schlacht bei Salamis mitfocht, Sophokles als 15jähriger Jüngling an der nach dieser Schlacht gehaltenen Siegesfeier Antheil nahm und Euripides am Tage der Schlacht selbst auf der Insel Salamis, wohin seine Eltern mit den übrigen Athenern geflohen waren, geboren wurde.

Aeschylus, welcher einem der ältesten Adelsgeschlechter Attikas angehörte, wurde 525 v. Chr. zu Eleusis geboren. Er nahm an den Schlachten bei Marathon, Artemisium, Salamis und Platää thätigen

Antheil und zeichnete sich dabei, gleich seinem bei Marathon gefallenen Bruder Cynegirus, durch große Tapferkeit aus. Im Jahre 484 erhielt er zum ersten Male in einem dramatischen Wettstreite den Preis, den er nachher noch zwölfmal errang. In seinem höheren Lebensalter verließ er, unzufrieden mit der Ausartung der Volksherrschaft, seine Vaterstadt und begab sich nach Syrakus, wo er an Hiero's I. Hof eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er kehrte zwar von da noch einmal nach Athen zurück, begab sich aber bald wieder nach Sicilien und starb daselbst 456 v. Chr. in der Stadt Gela.

Aeschylus soll nicht weniger als siebenzig oder nach einer andern Angabe achtzig Tragödien geschrieben, aber nur sieben derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In allen noch übrigen Werken dieses Dichters zeigt sich das Bild einer großen Zeit und der ihr eigenthümlichen großartigen Gesinnung. Jede seiner Tragödien ist sowohl ihrer ganzen Anlage nach, als auch in ihren Einzelnheiten, mehr als menschlich erhaben und fast furchtbar hoch. Der Ernst der Mysterien, welcher als ein Zügel der wilden Demokratie gebraucht ward, durchweht alle Stücke des Aeschylus; dieser geheime Gottesdienst selbst wird von dem Dichter mit den Zeiten der ersten Entwicklung der Griechen in einen innigen Zusammenhang gebracht und folglich als uralt hingestellt, obgleich derselbe erst wenige Menschenalter vor Aeschylus in Griechenland eingeführt worden war. Dabei zeigt Aeschylus überall das Streben, das Aristokratische in der athenischen Verfassung gegen die zu seiner Zeit immer stärker werdenden Angriffe einer zügellosen Volksherrschaft zu schützen. Endlich haben fast alle Tragödien dieses Dichters eine nähere oder entferntere Beziehung zu dem griechischen Nationalkampf gegen die Perser und heben den Gegensatz der griechischen und persischen Gesinnung und Lebensweise hervor. So bilden also die Religion und der Staat den Mittelpunkt, um den sich bei Aeschylus Alles dreht und das Ziel, auf welches das Streben des Dichters gerichtet ist; Privat-Angelegenheiten kommen immer nur als Nebensache vor. Auch der Grundgedanke, von welchem die einzelnen Stücke des Aeschylus ausgehen, ist jedesmal nicht sowohl eine Idee des Dichters, als vielmehr eine Idee der Zeit oder ein in der Mythe und Religion liegender Gedanke, den der Dichter nur durch sein Drama zu versinnlichen strebt.

Die Ideen, welche den einzelnen Tragödien des Aeschylus zu Grunde liegen, sind also immer entweder politische oder religiöse oder auch beides zugleich. In demjenigen seiner Stücke z. B., welches den Titel „der gefesselte Prometheus“ trägt, kommt der Gedanke zur Darstellung, daß die wahre Freiheit des Menschen nie besiegt werden kann, daß echte Seelengröße jeder Gewalt überlegen ist und auch im

Unglücke sieghaft leuchtet, daß über jedem Tyrannen, wenn er auch noch so mächtig ist, ein vergeltendes Schicksal waltet. Der blinde Despotismus und die todte Gewalt werden also im Kampfe mit freier Seelenstärke, sicherer Vernunft und besonnenem Verstande dargestellt; das Hohe und Edle eines um den Besitz geistiger Güter kämpfenden Helden wird in Contrast gebracht mit der knechtischen Natur des gemeinen Menschen, der um des Geldes willen sich zu Allem versteht, oder mit der weichen und milden Seele, welche zwar mit empfindet und das Rohe und Schlechte ebenfalls haßt, zum Widerstreben und Helfen aber keine Kraft hat, oder endlich mit dem schmiegsamen Wesen des Alltagsmenschen, der sich, um durch die Welt zu kommen, vor Jedermann bückt und dem Unglück nichts Anderes entgegen zu setzen weiß, als auswendig gelernte Trostgründe und Sittensprüche. In einem andern Stücke, welches die Perser betitelt ist und die Vernichtung der persischen Seemacht in der Schlacht bei Salamis zum Gegenstand hat, werden einerseits das nach Gesetz und Recht geordnete Staatswesen der Griechen, ihr Gemeinsinn, das unter ihnen waltende kräftige Selbstgefühl jedes Einzelnen, sowie die Kraft, welche ein freies Volk im Kampf für sein Dasein aus sich selbst zu schöpfen vermag, dargestellt, andererseits aber und als ein Gegensatz des griechischen Wesens der Charakter des persischen Staates oder die ungeordnete nicht durch ein inneres Band verknüpfte Masse von Völkern, die auf Vernichtung der individuellen Freiheit gegründete Willkür und Vergötterung des Regenten und die Ohnmächtigkeit eines ungeheueren Heeres, das für den Gegenstand des Kampfes weder Sinn noch Gefühl hat, sondern blos durch blinden Gehorsam geleitet wird.

Eine dritte Tragödie des Aeschylus, der Agamemnon, enthält, außer einigen anderen Beziehungen, die an das siegestrunkene Athen gerichtete Warnung, daß, wie Agamemnon's Beispiel zeige, der Uebermuth im Glücke den Untergang nach sich ziehe. In einem vierten Stück, welches den Muttermord des Orestes zum Vorwurf nimmt und die Choephoren oder Grabspenderinnen betitelt ist, wird eines Theils der Sturz eines Usurpators als der Sieg des angestammten Rechts über die Herrschaft der angemaßten Gewalt gebilligt, anderen Theils aber der Muttermord des Orestes als ein schauderhafter Frevel gegen die kindlich religiöse Gesinnung gerichtet, obgleich derselbe sogar von der Gottheit geboten worden war, weil eine solche Verletzung des heiligsten Naturgesetzes nur von der Gottheit selbst begangen werden dürfe. In den Eumeniden oder derjenigen Tragödie, deren Gegenstand die Lossprechung des Orestes von der Schuld des Muttermordes ist, führt Aeschylus seinen athenischen Mitbürgern ihren uralten, mit der Heiligkeit religiöser Weihe ausgestatteten Gerichtshof Areopagus, dessen Bei-

sitzer aus den geprüften und erfahrenen Alten des Volkes bestanden, vor. Aeschylus läßt in diesem Gerichte, welches das Urtheil über Orestes zu fällen hat, sogar die beiden Hauptgottheiten Athens, Pallas Athene und Apollo, auftreten und umgibt dieselben mit Allem, was dem Athener hehr und heilig war. In dieser Tragödie ist es des Dichters Absicht, die alten Einrichtungen des athenischen Staates, an welchem die Demokraten so stark rüttelten, als heilige, mit dem Wohl des Staates unzertrennlich verbundene darzustellen. Er will die alten Rechts-Institute, die überlieferten Gebräuche des Cultus, die erblichen Priesterschaften und die mit dem Untergang bedrohte Aristokratie erhalten wissen; er reiht daher in dieser Tragödie Alles an die Götter und ihre Geschichte an und läßt die Schutzgöttin Athens den Bürgern der Stadt zurufen, daß gesetzliche Ordnung und die Fernhaltung jener Zuchtlosigkeit, welche bei barbarischen Völkern walte, der Zweck aller athenischen Einrichtungen, Gesetz und Recht aber die Mittel zu diesem Zwecke seien, daß die Götter selbst die alte Ordnung eingesetzt hätten und daß also jeder, der dieselbe umzustürzen suche, gegen die Götter frevle.

Sophokles, welcher 495 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren wurde und 405 v. Chr. starb, lebte in jener beweglichen Zeit, in welcher unter den Athenern die schrankenloseste Volksherrschaft aufkam, während der Staat zugleich die höchste Höhe der Macht erreichte. Auch Sophokles nahm, wie fast alle Bürger der griechischen Freistaaten, thätigen Antheil an dem politischen Leben seiner Vaterstadt und hatte unter Andern in dem Kriege mit Samos ein Commando auf der athenischen Flotte. Im Jahre 468 v. Chr. trug er in einem dramatischen Wettstreit den Sieg über Aeschylus davon. Obgleich auch er, wie Aeschylus, ehrende Einladungen von auswärtigen Herrschern erhielt, so folgte er denselben doch nicht, sondern lebte bis zu seinem Tode in Attika; er selbst gab in einem seiner Stücke zur Freude des Volkes die Erklärung, daß, wer bei einem Könige lebe, der Sklave desselben werde, wenn er auch mit freier Gesinnung zu ihm gekommen sei. Die Zahl der Stücke, welche Sophokles verfaßte, wird von Manchen bis auf hundert und dreißig angegeben; wahrscheinlich betrug sie aber nur etwa siebenzig. Von diesen haben sich nicht mehr als sieben vollständig erhalten.

Obgleich Sophokles ein jüngerer Zeitgenosse des Aeschylus war und beide Dichter sogar eine Zeitlang wetteifernd neben einander glänzten, so erkennt man doch in ihren Werken einen großen Unterschied der Bildung, des geselligen Verkehrs und der leitenden Grundsätze. In Sophokles Tragödien zeigt sich schon das Perikleische Zeitalter mit seiner ganzen Regsamkeit für künstlerische Bestrebungen und mit der

ganzen Beweglichkeit, in welcher dasselbe durch Rede und Dichtkunst erhalten wurde. In Sophokles Werken finden sich keine Spuren mehr von dem aristokratischen Bewußtsein des Aeschylus. Die in den Tragödien des Letzteren so erhaben und furchtbar erscheinende Religion hat bei Sophokles einen heiteren und milden Charakter, selbst dann, wenn etwa die schrecklichen Göttinnen der Rache erwähnt werden. Das weibliche Geschlecht, welches bei Aeschylus dem Staat und seinen Unternehmungen ganz fremd bleibt, tritt bei Sophokles in seine Rechte und greift, die Heiligkeit der auch vom Staate zu ehrenden Gesetze der Pietät und menschlichen Sitte vertretend, bedeutungsvoll in den Gang der Handlung ein.

Ein Blick auf die einzelnen Tragödien des Sophokles wird diesen Charakter des Dichters und seiner Zeit noch klarer machen. In den beiden Stücken, deren Gegenstand die Geschichte des Oedipus ist, hat selbst das Grausenhafte ein milderes, menschlich faßbares Ansehen. Die Eumeniden z. B. haben einen Einfluß auf das Schicksal des Oedipus, aber während Aeschylus diese Göttinnen der Rache selbst auf der Bühne erscheinen ließ und in einem so furchtbaren Aufzug vorführte, daß das bewegliche athenische Volk dadurch tief erschüttert wurde, läßt Sophokles dieselben nicht vor den Zuschauern auftreten. Man erkennt daran, wie sehr der gebildete Theil des Publikums sich in kurzer Zeit verändert hatte; dieser wollte nämlich jetzt schon alles das vermieden sehen, was einen peinlichen, das Gleichgewicht der Seele störenden Eindruck machte, Sophokles mußte daher alles Grausenhafte fern halten, und das, was Aeschylus durch das Furchtbare bewirkt hatte, durch das Rührende zu erreichen suchen.

In einem andern Stücke, der Elektra, kommen viel häufigere Anspielungen auf die Ausartung der athenischen Freiheit und Zügellosigkeit, sowie auf den Mißbrauch des Sieges vor, als in den Werken des Aeschylus. Ferner hat in dieser Tragödie, wie fast in allen Stücken des Sophokles, das weibliche Geschlecht eine große Bedeutung und in der einen der beiden Frauen dieses Stückes erkennt man diejenige Art von zarter Weiblichkeit, welche nur in einer verfeinerten Zeit zur Geltung kommen kann: es ist jenes Edle und Zarte, das dann bei einer größeren Zahl gebildeter Frauen, aber auch nur bei diesen sich entwickelt, weil es nicht sowohl die Eigenthümlichkeit und das Erbtheil einzelner Menschen, als vielmehr eines gewissen gesellschaftlichen Zustandes ist.

Im „rasenden Ajax" desselben Dichters werden die Athener mit verstecktem Vorwurf an die Behandlung erinnert, welche so viele große und edle Männer von ihnen gerade zu des Dichters Zeit zu erleiden hatten. Zugleich spiegelt sich in dem Charakter des Odysseus das athe-

nische Wesen jener Tage ab. Dieser Held des heroischen Zeitalters ist nämlich, wie es die Tragiker mit allen Personen der Sage zu machen pflegten, der Zeit des Sophokles angepaßt: er erscheint dadurch wie ein Staatsmann der Perikleischen Zeit, und zwar ein solcher, welcher der Klugheit und Moralität zugleich dient, während in einem anderen Stücke des Sophokles, dem Philoktet, derselbe Odysseus wieder von einer andern Seite her den Charakter der damaligen Lenker des Staates darstellt. In dem letzteren Stücke nämlich läßt der Dichter den Odysseus die Moral der Staatsklugheit aufopfern. In der Antigone zeigt die sinnliche Liebe des Griechen Einiges von dem, was bei uns im romantischen Sinne des Wortes Liebe genannt wird, während sonst bei den Alten davon nicht eben viele Spuren zu finden sind. Außerdem erscheint in diesem Stücke das Verhältniß der beiden Geschlechter so, wie es in Zeiten der Veredlung des geselligen Lebens überall zu sein pflegt. Endlich erkennt man in der Antigone die Absicht des Dichters, die Athener zu warnen, daß sie nicht mit ihren menschlichen Gesetzen sich der geheiligten Sitte des Volkes und den göttlichen Geboten entgegensetzen sollten, sowie andererseits durch das ganze Stück hindurch das atheniſche Volk darauf aufmerksam gemacht wird, wie leicht der Mensch durch Glück zum Uebermuth, durch veränderliches Wesen zur Willkür, durch das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit zum Trotze geführt werde.

In dem rasenden Herkules oder wie das Stück nach den Frauen, welche den Chor bilden, genannt wird, den Trachinerinnen, hat Sophokles dem Charakter der Dejanira eine Zartheit gegeben, wie sie nur in einem gebildeten Zeitalter und unter Umständen, die der Entwickelung der eigentlichen Weiblichkeit besonders günstig sind, sich finden kann. Diese in der Darstellung des Dichters schön hervortretende Zartheit und Sittsamkeit geht soweit, daß sie auch in den Augenblicken der heftigsten Eifersucht sich nicht verläugnet, ja, daß Dejanira ihrer Liebe selbst die Eifersucht opfert und dem Gemahl zu Gefallen ihre Nebenbuhlerin freundlich aufnimmt. Ein solcher Charakter ist freilich ein Geschöpf des Dichters, aber dieser konnte doch dabei nur bestehende Verhältnisse idealisiren und mußte, um verstanden zu werden, sich nach den Sitten und Begriffen seiner Zuhörer richten. — Die letzte der sieben Tragödien des Sophokles endlich, der Philoktet, läßt die Warnung an das athenische Volk durchklingen, gegen die Besiegten nicht auf die schonungslose Weise zu verfahren, wie in Sophokles zweiter Lebenshälfte zu geschehen pflegte. Uebrigens geht durch dieses ganze Stück ein dem ritterlichen Geiste der neueren Zeit ähnliches Gefühl hindurch.

Ganz verschieden von dem, was in Sophokles Tragödien erkannt wird, erscheinen die Sitten, die Gesinnung und der Geist der Gesell-

schaft bei **Euripides**, in dessen Schriften sich die Entartung der athenischen Welt auf das vollkommenste abspiegelt; denn Euripides gehört seinem Charakter und seinem Streben nach einer jüngeren Zeit an, als Sophokles, obgleich er noch einige Monate vor diesem starb. Euripides erhielt seine Bildung zum größten Theil durch die Philosophen Anaxagoras, Protagoras, Prodikus und Sokrates, während seine beiden Vorgänger ganz frei von aller Schulphilosophie geblieben waren und ihre Ansicht der Dinge, wie die Griechen der früheren, besseren Zeit überhaupt, nur aus den überlieferten Werken der Dichtkunst und aus dem wirklichen Leben geschöpft hatten. Auch nahm Euripides, zum Unterschied von diesen beiden, an den öffentlichen Angelegenheiten Athens nie einen thätigen Antheil, ungeachtet er neben seinen philosophischen Studien zugleich auch die Redekunst trieb und alles, was mit derselben zusammenhing, sich anzueignen suchte. Wenige Jahre vor seinem Tode verließ er Athen, wo seine dramatischen Leistungen und Bestrebungen zuletzt durch die Satire des Aristophanes dem heftigsten Spotte preisgegeben worden waren. Er begab sich an den Hof des macedonischen Königs Archelaus, welcher ihn sehr hochschätzte und mit der größten Auszeichnung aufnahm. Hier, in Pella, endete Euripides sein Leben. Es werden ihm hundert und zwanzig Dramen zugeschrieben, von welchen neunzehn sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Euripides mußte nach dem, was so eben von seinem Leben und seiner Bildung gesagt wurde, auf einen ganz andern Weg gerathen, als Aeschylus und Sophokles, zumal da ihm nicht, wie diesen, der Funke des göttlichen Genius, sondern nur ein großes Talent zu Theil geworden war. Ihm galt es mit seiner ganzen philosophischen und rednerischen Bildung nicht um eine Wirksamkeit im Staatsleben, auf dessen schlüpfrige Bahn er sich nie wagte, sondern um die Anwendung des in der Schule Erlernten auf das Theater. Er schrieb also nach Regeln, statt daß seine beiden großen Vorgänger aus der reinen Quelle ihrer inneren angebornen Kraft geschöpft hatten und sich von der Natur selbst oder der Wahrhaftigkeit dichterischer Begeisterung leiten ließen. Euripides ging von dem Streben aus, durch feine und treffend ausgesprochene Gedanken zu lehren und zugleich durch kunstgerecht gestellte Worte dem Zuhörer einen Genuß zu gewähren, statt daß Aeschylus und Sophokles in der dargestellten Handlung selbst eine Quelle der Belehrung eröffneten und die Rede nur als Mittel und Form der Darstellung groß gedachten Inhalts handhabten. Euripides war das Kind seiner Zeit, er huldigte dem herrschenden Geiste derselben und da er Dichtertalent, sowie große rednerische und philosophische Bildung besaß, so war er ganz und gar befähigt, sich den Beifall der großen

Menge seiner Zeitgenossen in hohem Grade zu erwerben, während die wenigen Tüchtigeren und Einsichtsvolleren, wie der Komödiendichter Aristophanes, ihn mit Recht als den Repräsentanten und Beförderer der Schwächen ihrer Zeit auf das heftigste tadelten und bekämpften. Sein poetisches Talent an und für sich selbst war groß, und die Nachwelt hat ihm deshalb auch die Ehre gewährt, als einer der drei ersten Tragiker des Alterthums neben Aeschylus und Sophokles gestellt zu werden, obgleich er seiner dichterischen Befähigung, sowie dem ästhetischen Werthe seiner Stücke nach weit unter diesen beiden Männern steht; noch viel mehr aber erscheint Euripides von Aeschylus und Sophokles verschieden, ja sogar als ein wahrer Gegensatz gegen dieselben, wenn man ihn nach seiner Richtung, seiner Abhängigkeit von dem herrschenden Zeitgeist und seinen schädlichen Einfluß auf denselben beurtheilt.

In Euripides Werken erkennt man eine Zeit, in welcher die Bildung durch Lehre und Rede an die Stelle der Begeisterung getreten ist und der Geschmack Regeln erhalten hat, die in Verbindung mit Beispielen dem bloßen Talent möglich machen, dahin zu dringen, wohin sonst nur das Genie dringt. Man erkennt eine Zeit, in welcher das Volk nicht mehr blos einen durchaus und tüchtig gebildeten Kern enthält, sondern wo auch die große Menge ein oberflächliches Wissen besitzt und dieses bei den Meisten die Stelle der Bildung vertritt; eine Zeit der Schwäche und Unstätigkeit, in welcher mattherzige Sentimentalität für Gefühl, Unterhaltungssucht für Liebe zur Wissenschaft gehalten wird. Man erkennt endlich eine Zeit, in welcher die Menschen zur Anstrengung des Denkens zu träge geworden sind und deswegen alle Gedanken weitläufig vor sich ausgebreitet, alle Ideen und Urtheile vollständig entwickelt, alle Bilder ausgemalt haben wollen. Das Zeitalter des Euripides hatte den Sinn für die reine, ungeschminkte Wahrheit und die zum Verständniß eines schweren Dichters nöthige Kraft des Geistes zu sehr verloren, als daß ein Geist, wie Euripides, auf der alten Bahn hätte bleiben können. Er mußte, um seiner Zeit zu genügen und zu gefallen, einen andern Weg einschlagen, als seine Vorgänger. Sobald er dies aber gethan und das Publikum so für sich eingenommen hatte, daß er der beliebteste und am häufigsten gelesene Dichter wurde, mußten auch alle Andern seinen Spuren folgen; diese geriethen jedoch dadurch, wie das immer zu geschehen pflegt, auf neue und noch schlimmere Abwege.

Auf diese Weise kam es, daß in Euripides Tragödien der Dichter, als ein Mann des Tages, nicht über dem Publikum, sondern auf derselben Stufe mit ihm steht. Er ist so zu sagen nur Einer der Vielen und huldigt deshalb in allen seinen Stücken mehr oder weniger dem zu seiner Zeit herrschenden Treiben der Athener. Euripides befriedigte

also die so große und allgemeine Lust des athenischen Volkes, Reden zu hören, zu politisiren, an den Dingen zweifelnd, spielend und bekrittelnd zu zupfen, Spitzfindigkeiten zu machen und sich in allgemeinen Sätzen herumzubewegen. Er fröhnt dem Pathos, jagt moralischen Sentenzen nach, strebt nach Glätte, Rundung der Perioden, witzigen und überraschenden Wendungen und fein zugespitzten Gegensätzen, schiebt dem Rührenden das Jämmerliche, dem Bewegenden das Weinerliche unter, und sucht durch bloße Aeußerlichkeiten eine Wirkung hervorzubringen, welche ein Sophokles und Aeschylus stets verschmäht hatten. Die Betrachtung einiger Tragödien des Euripides wird diese Charakterzüge anschaulicher machen.

In dem Stücke Hekuba wird von einem an der trojanischen Königsfamilie begangenen schweren Unrecht Gebrauch gemacht, um die Lieblingssache der Athener, Gerichtsverhandlungen und Reden auf das Theater zu bringen. Dabei wird denn Odysseus wie ein wahrer athenischer Sykophant dargestellt, welcher die Wortverdreherei und die Sophistik aus dem Grunde versteht. Ferner sind die Reden, welche der Dichter halten läßt, mit Sittensprüchen und handgreiflichen Maximen angefüllt, sie mußten also einer rednerischen Zeit und einem mehr durch das Nachdenken, als durch unmittelbares Gefühl geleiteten Publikum sehr gefallen, weil man solche Sätze leicht auswendig behalten und bei Gelegenheit anbringen konnte. In einem andern Stücke, dem Orestes, wird ebenfalls ein Prozeß sammt allem, was dazu gehört, auf die Bühne gebracht; selbst ein Zeugenverhör kommt vor und die langen Reden des Klägers und Beklagten werden durch politische Betrachtungen den Zuhörern interessanter gemacht. Andererseits zeigen sich im Orestes auch einige Spuren der zur Mode gewordenen Philosophie und des Einflusses, welchen dieselbe auf die Untergrabung des Volksglaubens hatte. Außerdem wird in dieser Tragödie die dramatische Kunst zu den Zwecken und Bestrebungen des gemeinen Lebens herabgewürdigt. Es wird z. B. einem königlichen Helden der Homerischen Zeit, dem Menelaus, eine so niedrige Gesinnung beigelegt, wie sie nur in einer gewerbtreibenden Zeit bei Menschen, welche ausschließlich auf das Erwerben bedacht sind, vorzukommen pflegt. Ebenso läßt der Dichter den Helden des Stückes mitten in einer ernsten Betrachtung die Vermuthung aussprechen, daß Helena als seine künftige Erbin wohl jetzt schon darauf bedacht sei, sich seine Hinterlassenschaft zu sichern.

Geben schon dergleichen Züge deutlich zu erkennen, daß die antike Gesinnung und das Heroische dem Modernen großentheils gewichen war, so wird der Unterschied der Sitten und des herrschenden Geistes auf eine noch viel auffallendere Weise sichtbar, wenn man die Phö-

nissen oder Phönicierinnen des Euripides mit des Aeschylus „Sieben vor Theben" vergleicht, in welchen derselbe Gegenstand behandelt ist. Während bei Aeschylus der Staat und die Religion den Mittelpunkt des Ganzen bilden, dreht sich die Tragödie des Euripides nur um das Schicksal einzelner Menschen: und Weiber, sowie die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Empfindungsart sind sogar die Seele des ganzen Stückes. Außerdem besteht ein großer Theil dieser Tragödie aus Denksprüchen, und sehr zahlreich sind solche Sätze, welche den Zuhörer durch einen Witz, durch Anspielungen oder durch ähnlich klingende und doch anderes bedeutende Worte überraschen sollen. Dabei sinkt wieder das Tragische mitunter zum Alltäglichen und Gemeinen herab, wie z. B. wenn einem der Redenden der Ausspruch in den Mund gelegt wird: „denn Freude ist's den Weibern, wenn Eine Uebles von der Andern sprechen kann." Auch in dieses Stück ist eine Gerichtsverhandlung aufgenommen, sie bildet den Schluß desjenigen Theils der Phönissen, von welchen sich in Schiller's Werken eine Uebersetzung findet. In den Reden der beiden Brüder Eteokles und Polynices, welche dabei gegen einander auftreten, ist die ganze Kunst eines rednerisch gebildeten Zeitalters aufgeboten, aller Scharfsinn erschöpft und der Witz auf's höchste getrieben. Diese Reden sind ganz nach den Regeln der Kunst eingerichtet, sie bestehen aus einem Eingang, einer darauf folgenden künstlerischen Behandlung des Gegenstandes und einem rührenden Schlusse. Die beiden Gegner suchen einander, wie zwei athenische Advokaten, den Sinn ihrer Aussprüche zu verdrehen oder durch Bitterkeiten zu erwidern, oder auch durch eine geschickte Umdrehung des Gesprochenen lächerlich zu machen. So sehr übrigens die Phönissen des Euripides bei ihrer Vergleichung mit dem ähnlichen Stücke des Aeschylus eine sinkende Zeit zu erkennen geben, so machen dieselben dagegen den umgekehrten Eindruck, wenn man sie mit derjenigen Tragödie zusammenstellt, in welcher Seneca, ein nach Christi Geburt lebender römischer Dichter, eben denselben Gegenstand dramatisch behandelt hat. Bei diesem Vergleiche zeigt sich nicht nur die Zeit des Euripides überhaupt viel größer und gediegener, als die des römischen Tragikers, sondern es erscheint namentlich auch die Redekunst derselben, dem in Seneca's Tagen herrschenden Bombast gegenüber, in ihrem vollsten Glanze. Euripides Phönissen enthalten eine wahre Kunst der Rede und die geistreiche Conversation einer geistreichen Zeit, Seneca's Stück dagegen ist aus bloßer Declamation, aus Spielereien und Uebertreibungen zusammengesetzt.

In einem andern Stücke, den Trojanerinnen, zeigt sich das dichterische Talent des Euripides im glänzendsten Lichte: die Verse und Versarten sind so kunstreich gebildet und gemischt, daß man an ihnen

einen durch alle Wissenschaften seiner Zeit vollständig ausgebildeten Dichter erkennt, bewunderungswürdig ist der rednerische Schwung, sehr geschickt die Anlage in einzelnen Reden, und eine tief eingreifende Wirkung wird durch die richtige Anwendung einzelner Stellen Homer's hervorgebracht, weil diese an des Griechen Ohr und Herz ebenso anschlugen, wie ein Spruch der alten Luther'schen Bibelübersetzung den deutschen Protestanten berührt. Andererseits verräth aber der Inhalt ebenderselben schönen Verse, daß der Dichter das Klägliche nicht poetisch, sondern rhetorisch oder rednerisch auffaßt; und statt der hohen und reinen Begeisterung der früheren Zeit schimmert, mitten im Ausdruck der tiefsten Rührung, die Absichtlichkeit und Künstelei des Dichters hervor. Außerdem sucht Euripides in diesem Stücke die Schaulust des Publikums durch Gepränge und Bühnenkunst zu befriedigen. Manches ist sowohl dem Inhalt als der Form nach völlig opernartig, und man erkennt daran auf eine deutliche Weise, wie Euripides, zum Unterschied von Aeschylus und Sophokles, welche ihre Arbeiten nicht auf den Effekt berechneten, sondern begeistert sangen, in das Matte, Spielende und Kindische verfallen mußte.

Mit Euripides und durch ihn erreichte die Blüthe der tragischen Kunst ihr Ende. Zwar blieb diese auch später noch allgemein und in hohem Grade geschätzt und fand bei Philipp und Alexander von Macedonien, sowie an andern fürstlichen Höfen die größte und glänzendste Aufmunterung; allein sie kam nie wieder von den Abwegen zurück, in welche Euripides und seine Nachfolger sie geführt hatten, und das allgemeine Interesse, welches an ihr genommen ward, kam nicht ihr selbst, sondern nur der Schauspielkunst zu Statten. In der folgenden Zeit traten zwar eine Menge tragischer Dichter auf, von diesen galt aber selbst schon dem Alterthum keiner für würdig, neben die drei großen Tragiker gestellt zu werden. Was wir von ihnen wissen, zeigt auf das deutlichste, daß vom alten Geist und Feuer nur äußerst wenig sich erhalten hatte, und die große Zahl dieser Dichter beweist blos, wie sehr das Theater auch in der späteren Zeit des Alterthums ein Bedürfniß war. Nur drei Dichter, deren Lebenszeit aber noch in das Jahrhundert der drei großen Tragiker fällt, hatten eine größere Bedeutung, nämlich Jon, Achäus und Agathon. Von diesen wurden die beiden Ersteren auch in den Kanon der Tragödie oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetsten Tragiker aufgenommen, welches etwa zweihundert Jahre nach Euripides Tode einige griechische Gelehrte in Alexandria zugleich mit ähnlichen Kanones der andern Dichtungsarten aufstellten. Jon's Jugendzeit reicht noch bis in die letzten Jahrzehnte von Aeschylus Leben hinauf. Er war auf der Insel Chios geboren, schlug aber seinen Wohnsitz bleibend in Athen auf und starb etwa vierzehn Jahre

vor Sophokles. Die wenigen Bruchstücke, welche sich von ihm erhalten haben, zeigen einen Dichter von Talent und Originalität, zu gleicher Zeit aber auch einen Tragiker, der sich unter seinen drei großen Vorgängern am meisten dem Euripides näherte. Achäus, welcher seiner Herkunft nach ein Euböer war und vier Jahre vor Euripides geboren wurde, ist uns noch weniger bekannt, als Jon; er scheint im Komischen größere Stärke gehabt zu haben, als im Tragischen. Agathon, ein Athener von Geburt, blühte zu der Zeit, als Sophokles und Euripides starben; er war mit dem Letzteren nahe befreundet und gehörte nach dem Urtheil des Aristoteles zu den Dichtern, welche durch gesuchte Künstlichkeit die Tragödie noch mehr herabbrachten.

Den Charakter der Schauspielkunst jener Zeit können wir uns nicht völlig klar machen, da diese eine sehr vergängliche Kunst ist, über welche sich nur durch unmittelbare Anschauung urtheilen läßt. Wie sehr dieselbe, namentlich in der Zeit vom peloponnesischen Kriege bis auf Alexander's des Großen Tod geschätzt ward und in Blüthe stand, kann aus verschiedenen Verhältnissen und Umständen ersehen werden. Aus keiner Zeit des Alterthums ist uns eine so große Zahl Namen von berühmten Schauspielern überliefert worden, als aus dieser, und in keiner andern Periode der alten Geschichte hatten die Schauspieler einen ausgezeichneteren Rang in der Gesellschaft, einen größeren Einfluß im Staat und mehr Gelegenheit, sich bedeutende Reichthümer zu erwerben, als damals. Es ist aus der politischen Geschichte Griechenlands zur Zeit Philipp's II. bekannt, welche wichtige Rolle in den Staatsgeschäften die athenischen Schauspieler Aristodemus, Neoptolemus und Satyrus spielten. Wie diese bei Philipp im größten Ansehen standen, so waren Athenodorus und Thessalus bei Alexander dem Großen sehr beliebt und besaßen einen gewissen Einfluß. Endlich war die Einnahme eines Schauspielers in der Zeit, in welcher seine Kunst sich am meisten der Gunst des griechischen Volkes erfreute, zum Theil so bedeutend, daß z. B. Polus, ein Zeitgenosse des Demosthenes, sich gegen diesen rühmen konnte, er gewinne in zwei Abenden ein Talent oder dritthalbtausend Gulden (gegen 1500 Thlr.); wie viel dies aber heißen will, kann man aus dem Umstand ermessen, daß in Athen damals ein Vermögen von fünfzehn Talenten zu den bedeutenderen gerechnet wurde.

In derselben Zeit, als die tragische Dichtkunst schon zu sinken begann, stand die Komödie in ihrer höchsten Blüthe. Die Art und Weise, wie diese Gattung der dramatischen Poesie nach und nach sich ausbildete, ist eben so wenig sicher bekannt, als die Entstehung der Tragödie. So viel scheint gewiß zu sein, daß die Komödie ihrem Ursprunge nach nicht dem Lande Attika angehörte. Auch sie ging aus

den Bakchus-Festen hervor, bei welchen, namentlich zur Zeit der Weinlese, heitere Lieder zu Ehren des Gottes und zur Lust der Theilnehmer gesungen zu werden pflegten. Diese in festlichem Zuge gesungenen Lieder, welche oft mit spottenden Ausfällen auf Personen und Ereignisse der Gegenwart verknüpft waren, bilden die ersten Anfänge der Komödie. Auf welche Weise diese Lieder und Chor-Züge nach und nach die Gestalt der Dramen annahmen, ist ebenso unbekannt, als bei welchem Theile des griechischen Volkes dies zuerst geschah. Die ältesten Spuren finden sich zugleich in dem den Athenern benachbarten Lande Megaris, wo Susarion um 570 v. Chr. Spottgedichte für die Chöre der Bakchus-Feste verfaßte, und auf der Insel Sicilien, wo Epicharmus, einer der ältesten Komödiendichter, zur Zeit des Aeschylus lebte.

In Sicilien kam auch eine andere Dichtungsart, welche der dramatischen Poesie nahe verwandt war, vorzugsweise häufig vor. Dies waren die sogenannten Mimen oder kleine Dialoge, in welchen irgend ein einzelner Sittenzug, eine Leidenschaft, ein Auftritt oder auch eine bestimmte Klasse von Menschen dargestellt wurden, also Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Volksleben in dialogischer Form. Sie waren meist nicht in Versen, sondern in einer nach dem Takt abgemessenen rhythmischen Prosa abgefaßt. Man wird sich den eigentlichen Charakter der Mimen und ihre Mannigfaltigkeit am besten vorstellen können, wenn man an die Beweglichkeit des Volkes in Südeuropa, dessen Leben der Natur näher bleibt als das unsrige, an manche neueren Stücke in der toskanischen Volksmundart, an gewisse Belustigungen durch Gesang und freien Vortrag, wie sie heut' zu Tage im Neapolitanischen vorkommen, u. dgl. denkt. Die Mimen, welche meist Improvisationen waren und gewöhnlich einen heiteren und spottenden Ton hatten, führte zuerst der Syrakusaner Sophron, dessen Blüthezeit etwa in das Jahr 450 v. Chr. fällt, in die Literatur ein, indem er nach der Art derselben Dialoge verfaßte und niederschrieb. Die Mimen wurden durch ihn in eine Art von Komödien umgewandelt, welche einigermaßen unsern Stücken in Einem Aufzuge zu vergleichen sind, aber weder, wie diese, eine eigentliche Verwickelung, noch auch, wie das altgriechische Lustspiel, einen Chor hatten.

In Athen, wo die Komödie ebenso wie die Tragödie ihre Vollendung erhielt, begann dieselbe gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung aufzublühen. In dieser Zeit lebten Kratinus, Krates und Eupolis, die ältesten athenischen Komödiendichter. Von ihnen zeichnete sich der Letztere am meisten aus: er soll neben einer großen Derbheit Sinn und Eifer für das Erhabene und Ernste gehabt haben, und wird namentlich wegen des rücksichtslosen Muthes gerühmt, mit welchem er die ersten Staatsmänner seiner Zeit

lächerlich machte. Der größte Komödiendichter aber, nicht blos im alten Athen, sondern im ganzen Alterthum und in gewissem Sinne überhaupt, war **Aristophanes**, dessen Blüthezeit in den peloponnesischen Krieg fällt. Die Komödie erhob sich also zu derselben Zeit, in welcher die Tragödie herabsank. Dies erklärt sich leicht, wenn man den Charakter der Griechen, besonders der Athener, und die Natur dieser Dichtungsart ins Auge faßt. Die Komödie war ein, wenn auch verzerrtes, Spiegelbild des Lebens und konnte also mit der veränderten äußeren Gestalt desselben sich unbeschadet ihres Werthes ebenfalls ändern, statt, wie die Tragödie, dem Fortschritt der Zeit zu erliegen, zumal da die Athener ein lebhaftes Volk, an Originalen sehr reich, und mit einer großen Fähigkeit, das Lächerliche aufzufassen und selbst das Ernsthafteste lächerlich zu machen, begabt waren. Auf diese Weise erhielt sich die Komödie auch in der Zeit des sinkenden griechischen Geistes nicht etwa, wie die tragische Dichtkunst, als eine erschöpfte und auf Abwege verirrte Dichtungsart, sondern sie nahm nur eine andere, den veränderten Verhältnissen entsprechende Gestalt an. Nach den verschiedenen Formen, in welchen das griechische Lustspiel nach einander auftrat, hat man seine sich folgenden Entwickelungsstufen als ältere, mittlere und neuere Komödie unterschieden.

Die **ältere Komödie** brachte das Leben der Gegenwart selbst, nach seinen größeren Verhältnissen und mit der Darstellung und den Namen derjenigen, welche handelnd in dasselbe eingriffen, auf die Bühne. Die Staatsverwaltung, die Poesie, die Philosophie, mit Einem Worte die ganze Wirklichkeit des athenischen Lebens wurde in ihrem Contraste mit dem Idealen und Edlen in greller Carricatur satirisch dargestellt. Durch die **mittlere Komödie**, welche mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. ihren Anfang nahm und etwa bis zu Alexander's des Großen Thronbesteigung dauerte, wurde dies gemildert. Die Dichter dieser zweiten Gattung des griechischen Lustspiels griffen zwar noch bestimmte Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart in spöttischen Anspielungen und Seitenhieben an, bedienten sich aber dabei erdichteter Namen. Sie behielten ferner die Darstellung der grellen, oft plumpen und gemeinen Sitten zum Theil noch bei, fügten aber der nackten Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens hier und da die Dichtung hinzu und legten den Personen des Stücks nicht selten eine moralische Lehre in den Mund, welche in der Handlung selbst nicht enthalten war. Die **neuere Komödie**, welche zu Alexander's Zeit an die Stelle der mittleren trat, hielt sich nicht mehr, wie noch von dieser geschehen war, an die Staatsverhältnisse, und nahm überhaupt ihre Stoffe nicht mehr aus den Begebenheiten des wirklichen Lebens, sondern sie bediente sich eines erdichteten Ereignisses, um durch

die Darstellung desselben die Beziehungen des Privatlebens zur Moral und zum Glücke des Menschen anschaulich zu machen. Sie brachte also, wie unser Lustspiel, die kleineren, geselligen Verhältnisse des Lebens und dessen äußere Verwickelungen auf die Bühne, hielt sich blos an die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, wie sie im gesellschaftlichen Leben sich geltend machen, und schürzte einen Knoten der Intrigue, durch dessen Lösung der Zuschauer überrascht werden sollte. Die von ihr dargestellten Handlungen waren meistens unsittlicher Art, man suchte aber die nachtheilige Wirkung derselben durch die den Personen in den Mund gelegte Moral zu schwächen.

In den Kanon der Komödie oder das Verzeichniß der vorzüglichsten Komödienschreiber, welches etwa zweihundert Jahre v. Chr. von einigen griechischen Gelehrten in der Stadt Alexandria verfaßt wurde, waren folgende Männer aufgenommen. Der Kanon der älteren Komödie enthielt, außer den oben angeführten Dichtern Epicharmus, Kratinus, Eupolis und Aristophanes, noch Pherekrates aus Athen, einen älteren Zeitgenossen des Letztgenannten, und Plato aus Athen, welcher ebenfalls zur Zeit des Aristophanes lebte und nicht mit dem gleichnamigen Philosophen verwechselt werden darf. Von den Werken dieser beiden Dichter sind, wie von denen aller andern mit Ausnahme des Aristophanes, nur geringe Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen. Der Kanon der mittleren Komödie enthielt blos zwei Dichter, nämlich Antiphanes, dessen Geburtsort nicht sicher bekannt ist, und Alexis aus Thurii in Unteritalien. Jener lebte in der ersten, dieser in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr.: von beiden sind ebenfalls nur noch unbedeutende Bruchstücke übrig, obgleich Alexis nicht weniger als zweihundertfünfundvierzig, Antiphanes aber zweihundertundachtzig oder nach einer anderen Angabe sogar dreihundertfünfundsechszig Komödien verfaßt haben soll. Die Dichter der neueren Komödie gehören dem späteren Zeitraum der griechischen Geschichte an und werden deshalb erst bei der Darstellung desselben erwähnt werden.

Aristophanes ist der einzige Dichter aus der Blüthezeit der griechischen Komödie, von welchem sich ganze Stücke erhalten haben. Von seinen Lebensverhältnissen ist uns so wenig bekannt, daß weder sein Geburtsort, noch das Jahr seiner Geburt und das seines Todes mit Zuverlässigkeit angegeben werden kann. Er war Bürger von Athen und lebte in der Zeit des peloponnesischen Krieges, sowie wenigstens noch zwanzig Jahre nach dem Ende desselben. Die Zahl der von ihm gedichteten Komödien soll vierundfünfzig betragen haben; sicher nachweisbar sind etwa 37; von diesen sind elf auf unsere Zeit gekommen.

Aristophanes ist ebenso der Tadler seiner Zeit gewesen, wie der von

derselben eingenommene und abhängige Euripides ihr Lobredner war. Die Aristophanischen Stücke stellen den Charakter und die ausgearteten Verhältnisse der Zeit den unverdorbenen Sitten früherer, besserer Zeiten gegenüber. Sie heben den gemeinen Menschenverstand in seinem Contrast mit der herrschenden spitzfindigen Klügelei hervor und zeigen die echte Poesie in ihrem Gegensatz gegen das bloße Wort- und Versgeklingel der meisten Dichter jener Zeit. Das ganze damalige politische, moralische und geistige Leben des athenischen Volkes bilden die Gegenstände seiner Komödien. Eine, durch den Reiz der Verwickelung und durch die überraschende Lösung eines künstlich geschürzten Knotens ausgezeichnete Geschichte darf man in solchen Komödien nicht erwarten, da in ihnen nicht die Entwickelung eines kunstreich ersonnenen Abenteuers den Zuschauer beschäftigen und fesseln soll, sondern die Kraft der Poesie, die satirische Darstellung einer bestimmten Seite der Zeit und die derbe komische Kraft und Wahrheit des Gemäldes.

Von dieser Ansicht ausgehend, kann man aus den einzelnen Werken des Aristophanes die verschiedenen Seiten des Charakters seiner Zeit auf das klarste erkennen. Diejenige Komödie, welche den Namen Plutus oder der Reichthum trägt und für einen römischen, sowie für einen französischen Dichter, Plautus und Moliere, die verschiedenartig benutzte Quelle der komischen Darstellung des Geizes geworden ist, beginnt mit der Travestirung einer Tragödie des Euripides und mit der ironischen Einmischung einiger Verse aus den Werken desselben. Euripides wird als ein Dichter verspottet, der seine Zuhörer nicht durch die Kraft der Dichtkunst selbst, sondern durch das Romanhafte und Empfindsame der seiner Dichtung zu Grunde liegenden Geschichte erheben will und dabei durch Künstlichkeit und Glätte der Rede den Beifall des Publikums zu erhalten strebt. Der Hauptgegenstand des Stückes jedoch ist nicht die Poesie des Euripides, sondern die Habsucht der Athener zu Aristophanes Zeit. Der Dichter belehrt seine Mitbürger über die Mißverhältnisse des Lebens, welche damals in Athen, gerade wegen der politischen Gleichheit aller Bürger, härter und auffallender waren, als sie heut' zu Tage mit Ausnahme etwa Englands irgendwo sind. Im Gegensatz gegen die gewöhnliche gemeine Ansicht, daß Reichthum und mannigfaltiger Sinnengenuß der Lohn sei, welcher der Jugend gebühre, will Aristophanes seinen Zuhörern das eigentliche Verhältniß des Menschen zu den äußeren Dingen begreiflich machen, sowie die Art, wie man sich die ungleiche Vertheilung der Besitzthümer als erste Bedingung des geselligen Zusammenlebens zu denken habe. Dabei stellt er die Einfachheit der älteren Griechen der zu seiner Zeit herrschend gewordenen Prachtliebe gegenüber, indem er sagt, Zeus selbst sei doch auch nicht als ein im Ueberfluß schwelgender

Gott anzusehen, weil er die Sieger in den ihm geweihten olympischen Spielen nur mit einem elenden Oelzweig belohne, während die Menschen jetzt überall mit goldenen Kronen freigebig seien. Nebenbei tritt Aristophanes in diesem Stücke gegen die Wuth, gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, und gegen das Treiben der Rabulisten auf, welche ihr verderbliches, niederträchtiges Streben mit dem Schein des Eifers für das gemeine Wohl verdeckten. Auch wird von dem Dichter die priesterliche Gaukelei blosgestellt, welche in eben dem Grade gestiegen war und zunehmend mißbraucht wurde, als der religiöse Sinn abgenommen hatte.

In den Wolken, dem ausgezeichnetsten aller Werke des Aristophanes, bildet die, von dem Fortschritte der Cultur und von der Zunahme der Industrie und des Reichthums herrührende Ausartung der Athener den Gegenstand der Satire, in so fern nämlich diese Verirrung mit der Erziehung und dem Unterrichte jener Zeit zusammenhing. Der Dichter will dem Publikum anschaulich machen, wie Alle nur deshalb nach Bildung und Kenntnissen strebten, um sowohl über alle möglichen Dinge schwatzen zu lernen, als auch um durch Fertigkeit, Gewandtheit und Spitzfindigkeit im Denken den einfachen Sinn der weniger Gebildeten berücken und Alles, je nachdem der eigene Nutzen es erheische, entweder beweisen oder widerlegen und verdrehen zu können. Die Hauptfigur in dieser Tragödie ist der berühmte Philosoph Sokrates, in dessen Person die ganze Jugendbildung und philosophische Bestrebung der damaligen Athener lächerlich gemacht wird. Schon das spätere Alterthum, noch mehr aber die neuere Zeit hat es unrecht und unbegreiflich gefunden, daß Aristophanes einen Mann, welcher moralisch untadelhaft war und zuletzt die Wahrheit seines Strebens und seiner Ueberzeugungen mit dem Tode besiegelte, dem öffentlichen Spotte preisgab; allein eine sorgfältigere Beachtung dessen, was der Dichter wollte, zeigt, daß dieser in der Wahl der Hauptperson des Stückes eben so glücklich war, als in der ganzen übrigen Anordnung und Einrichtung dieses seines Meisterwerkes. So viel Achtung man nämlich vor dem Charakter und der Lehre des Sokrates haben muß, so ist doch nicht zu verkennen, daß derselbe mit mehr Eifer und besserem Erfolge, als die übrigen philosophischen Lehrer seiner Zeit, bemüht gewesen ist, der alten Religion einen neuen Sinn, der alten Volkssitte eine neue Moral unterzuschieben. Er war also ein Mann, welcher die wichtigsten Stützen und das innerste Wesen des athenischen Lebens untergrub, und sein Wirken konnte deshalb für die Erziehung und den Unterricht eben so schädlich werden, wie es das Treiben des von Aristophanes ebenfalls angegriffenen Demagogen Kleon für die Politik des Staates war. Der Dichter suchte also in der Person des Sokrates,

dessen äußere Erscheinung überdies einer komischen Behandlung besonders günstig war, eines Theils das überhand nehmende Grübeln über den Cultus und das Deuteln an den Mythen lächerlich zu machen, anderen Theils aber diente ihm die Darstellung des Lebens und Treibens solcher Männer, wie Sokrates, um zu zeigen, daß der Volksglaube eine für die Erhaltung des Staates und der Sittlichkeit nothwendige Sache sei, und daß eine eigentliche Religion durch philosophische Begriffe von den höheren Dingen und durch bloße Lehren der Moral niemals ersetzt werden könne. Aristophanes stellt, um diesen Bestrebungen durch Spott und Satire entgegen zu arbeiten, dem Sokrates den zwar derben, aber natürlichen Landjunker Strepsiades gegenüber, sowie der Sitte der Gegenwart die der Voreltern, der neueren Art der Erziehung die frühere, dem ganzen neumodischen Wesen und Treiben überhaupt die gute alte Zeit.

Wie in den Wolken die neumodische Philosophie lächerlich gemacht wird, so greift der Dichter in einem andern seiner Werke, den Fröschen, die Modedichterei an, und sucht auch von dieser Seite her der zunehmenden Entartung seiner Zeit entgegenzuwirken. Das ganze Stück gilt dem Euripides und dem verdorbenen Geschmack, welchem derselbe huldigte. Euripides und Aeschylus werden als die Repräsentanten der falschen und der echten Dichtkunst auf die Bühne gebracht. Die hochklingenden Wörter und Redensarten des Euripides, bei denen man sich Alles und nichts denken kann, werden parodirend nachgeahmt und einzelne Theile seiner Tragödien als schlecht verfertigte Erzeugnisse handwerksmäßiger Bühnenkunst hingestellt. Der Dichter hebt bei dieser Gelegenheit auch den Nachtheil hervor, welchen die Bildung und der Geschmack der Nation durch die nach und nach aufgekommene Pöbelherrschaft erleiden mußte. Er läßt nämlich den Euripides rühmend sagen, daß in seinen Tragödien ebensowohl der Sklave und das alte Weib, als der Herr, die Frau und die Jungfrau sprächen, und als Aeschylus ihm mit dem Ausruf in's Wort fällt: „Und das gab man zu? Man brachte dich nicht um, weil du so sehr die Würde des Dramas zu entehren gewagt hast?“ legt Aristophanes dem Euripides die Antwort in den Mund: „Ja, beim Apollo! Denn daß ich so that, war demokratische Manier!“ Ebenso sucht der Dichter anschaulich zu machen, wie wenige Menschen eigentlich Geschmack und Urtheil hätten; denn auf die Erklärung, daß alle Welt der Poesie des Euripides Beifall schenke, läßt Aristophanes die Antwort geben: der wahrhaft Tüchtigen und Verständigen gebe es bei allen Dingen nur wenige, und die Mehrzahl der Menschen habe ebenso, wie sie nur auf das Geldmachen und Genießen denke, auch in der Poesie blos für das, was wohl geglättet und geschickt gedrechselt sei, Sinn.

Die Komödie, welche den Namen die Ritter führt, gilt der Pöbelherrschaft und der Demagogie des Gerbers Kleon. Der Hauptzweck derselben ist, dem gemeinen Bürger begreiflich zu machen, wie Alles, was vorgeblich um seinetwillen geschehe, von den Demagogen blos zu ihrem eigenen Vortheil gethan werde; es wird gezeigt, wie lächerlich und schädlich das politische Treiben eines Kleon und ähnlicher Leute sei und der Ritterstand, der wohlhabendste und dadurch einigermaßen unabhängige Theil der Bürgerschaft, die Ritter, wird als der wahre Kern des Volkes und die beste Stütze des Vaterlandes dargestellt. Es werden also Kleon und der habgierige, abergläubische und rachsüchtige Pöbel dem Spotte preisgegeben, und dem arbeitsamen, rechtlichen und verständigen Theil der Bürgerschaft entgegengestellt.

In einem anderen Stücke, den Acharnern, welches im Jahr 425 v. Chr. aufgeführt wurde, hat es der Dichter auf diejenigen vornehmen jungen Athener abgesehen, welche, wie Lamachus, die Uebel des Krieges gern fortdauern sähen, damit sie selbst mit den Waffen spielen und sich im Schmuck des Federbusches und Schildes zeigen könnten. Aristophanes sucht auf eine durchaus sinnliche und handgreifliche Weise anschaulich zu machen, wie nachtheilig der Krieg für den arbeitenden Theil des Bürgerstandes sei, und welche Vortheile dagegen der Friede, besonders in Beziehung auf äußeren Lebensgenuß, haben würde. Offenbar hatte der Dichter bei dieser Komödie die politische Absicht, das Volk zu bewegen, daß es dem Vorschlage des Nicias und seiner Partei, welche einen Frieden mit Sparta zu Stande bringen wollten, Gehör gebe.

In den Wespen bringt Aristophanes den Unfug beim Gerichtswesen auf die Bühne. Er verspottet in diesem Stücke die unmäßige Lust des älteren Theils der Bürgerschaft, zu Gericht zu sitzen und sich von Klägern, Beklagten und Advokaten schmeicheln zu lassen, sowie das damit verbundene lächerliche Gefühl der Amtswürde, von welchem die braven Schuster und Schneider erfüllt waren. Er beweist den Athenern, daß die guten Bürgersleute zwar meinten, sie regierten wirklich selbst und hätten wegen der drei Obolen, die ihnen für jede Gerichtssitzung ausgezahlt wurden, dabei auch einen kleinen Verdienst, daß sie aber im Grunde nichts als die Sklaven der Demagogen seien, und um einiger elenden Groschen willen weit mehr bei ihren Geschäften versäumten, während die eigentlichen Gerichtssporteln in die Hände raubsüchtiger Rabulisten kämen. Um zu zeigen, wie sehr das Volk von seinen Schmeichlern mißbraucht werde, führt Aristophanes seinen Zuschauern einige jener angeblichen Verschwörungen vor, welche von den Sykophanten überall gewittert und zu ihren Zwecken benutzt wurden. Zum Schlusse erhält auch die feine Welt mit ihren Laffen und

allen denen, die durch ihren Einfluß und Aufwand viel galten, ihre Geißelhiebe.

4. Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreibung des griechischen Volkes ging, ihrem ersten Ursprung nach, aus der sogenannten cyklischen Dichtkunst hervor. Sowie nämlich, in Folge der fortschreitenden Bildung, aus der Poesie der älteren Zeit nach und nach die Philosophie als eine selbstständige geistige Bestrebung sich entwickelte, so entsprang auch aus der poetischen Behandlung der Sagen die Logographie oder die prosaische Erzählung derselben, aus dieser aber die wirkliche Geschichtschreibung. Herodotus, welcher im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, ist der erste eigentliche Geschichtschreiber der Griechen gewesen. Alles, was vor ihm in Bezug auf die Ereignisse der Vergangenheit unter den Griechen geschrieben wurde, bestand nur in mythischen Erzählungen oder in dürren chronologischen und genealogischen Notizen, bei deren Zusammenstellung an die eigentliche Aufgabe der Geschichte, Darstellung des Charakters und Entwickelungsganges einer Zeit, nicht im mindesten gedacht wurde. Ein Fortschritt geschah durch Hekatäus von Milet um 550 v. Chr., der was er selbst auf Reisen erkundet, Beschreibung von Ländern und Volkssitten, in einfacher Erzählung gab: der Erste aber, welcher bei der Erzählung der Begebenheiten von einer Idee ausging, war Herodot. Er ist dadurch der Schöpfer der wahren Geschichtschreibung geworden und erhielt deswegen auch den Namen des Vaters der Geschichte. Der Abstand zwischen ihm und den Logographen ist noch viel größer, als der zwischen Aeschylus und seinen Vorgängern; denn schon vor Aeschylus war durch Thespis der Form nach, sowie durch Phrynichus dem Stoffe nach die Grundlage der wahren Tragödie gelegt worden, zwischen Herodot aber und den Logographen fehlt der vermittelnde Uebergang fast ganz, und die wahre Geschichte wurde durch ihn, sowohl der Darstellung als dem leitenden Gedanken nach, wirklich erst neu geschaffen.

Die Geschichte ging denselben Weg, welchen die tragische Dichtkunst eingeschlagen hatte. Sie war nämlich bei Herodot, gleich der Tragödie des Aeschylus, eine reine Schöpfung der Natur und Begeisterung; sie ward hierauf durch Thucydides ebenso, wie die tragische Kunst durch Sophokles, als ein eigentliches Werk der Philosophie und Kunst zu ihrer höchsten Vollendung gebracht; sie sank endlich durch Xenophon von ihrer Höhe herab und gerieth auf Abwege, von welchen sie nie wieder zurückkam; denn gleich der dramatischen Dichtkunst des Euripides schlug auch die Geschichtschreibung des Xenophon die Richtung ein, daß sie in ihrer Form die glatte Lieblichkeit und den gefälligen

Ton der gebildeten Conversation nachahmte, in der Behandlung ihres Gegenstandes aber moralisch und pragmatisch wurde. Die Geschichtschreibung der Griechen erlag also, gleich der dramatischen Poesie, nach einer kurzen Blüthe dem veränderten Geiste der Zeiten; schon Xenophon, noch mehr aber die nachfolgenden Geschichtschreiber wußten dem Leben der Völker, statt der allseitigen Erkenntniß der menschlichen Natur, nur Sittensprüche und Lehren der Moral oder Klugheit abzugewinnen, sie erkannten ferner in dem Verlauf der Begebenheiten nicht die Spuren einer höheren Leitung und die Entwickelung der Menschheit, sondern nur das verworrene Getriebe der Leidenschaften, sie sahen endlich das Studium der geschichtlichen Ereignisse nicht als eine Bethätigung eines freien menschlichen Interesses, sondern bloß als ein Bildungsmittel für das Staatsleben an.

Herodotus ward um das Jahr 484 v. Chr. zu Halikarnassus, einer dorischen Colonie im kleinasiatischen Lande Karien, geboren. Er verließ schon früh seine Vaterstadt und machte große Reisen, welche ihn einerseits durch ganz Griechenland, Macedonien, Thracien und bis an die Mündung des Dniepr, andererseits aber bis in die östlich von Babylon gelegenen Gegenden, sowie nach Aegypten und in die angrenzenden Landstriche führten. Nach seiner Rückkehr ließ Herodot sich zuerst auf der Insel Samos nieder. Hier begann er sein großes Geschichtswerk zu schreiben, in welchem er die Kriege seiner Landsleute mit den Asiaten, namentlich aber den großen Freiheitskampf gegen die Perser erzählt, und außerdem in vielen gelegentlich angebrachten Schilderungen die Länder und Völker des Orients beschreibt. Im Jahr 444 v. Chr. schloß sich Herodot an die athenischen Bürger an, welche nach Unteritalien zogen und daselbst das zerstörte Sybaris unter dem Namen Thurii von neuem gründeten. In dieser Stadt scheint er sein ganzes übriges Leben hindurch geblieben zu sein: das Jahr seines Todes ist nicht genau zu ermitteln. Nach einer Angabe aus dem späteren Alterthum hatte Herodot einen Theil seines Geschichtswerkes zuerst im Jahre 456 v. Chr. bei den olympischen Spielen, hierauf noch einmal in Korinth und endlich im Jahre 446 zum letzten Male in Athen öffentlich vorgelesen; diese Angabe ist jedoch nicht so zuverlässig, daß man sie für ausgemacht gewiß halten darf, wiewohl sie auch nicht gerade an sich unwahrscheinlich ist.

Herodot, welcher während der Blüthezeit des Aeschylus geboren worden war, ist gleichsam als ein Gegenbild dieses Dichters anzusehen, sowohl in Hinsicht auf den Grundgedanken seines Geschichtswerkes, als auch in Bezug auf das Verhältniß, in welchem er zu seiner Zeit stand. Der Hauptzweck der Geschichte Herodot's ist wesentlich derselbe wie derjenige, welcher den Persern des Aeschylus zu Grunde liegt:

auch Herodot will den Gegensatz des griechischen und des orientalischen Wesens darstellen. Schon die Art, wie das Werk abgefaßt und eingerichtet ist, zeigt diesen Contrast, indem Herodot's Geschichtschreibung von Verstand und Ordnung ausgeht, bestimmte Zeitangaben enthält und die Masse der Ereignisse in eine auf Urtheil beruhende Auswahl zusammendrängt, statt daß die Orientalen in ihren historischen Schriften sich in unendliche und ungemessene Zeiträume verirren und alle Ueberlieferungen ohne Kritik und Prüfung in phantastischer Verworrenheit zusammenhäufen. Uebrigens ist dies nicht so zu verstehen, als wenn Herodot mit dem klarsten Bewußtsein und mit Absicht seine Geschichte auf solche Weise eingerichtet und geordnet und also jenen Zweck gleichsam künstlich erreicht hätte, sondern er wurde vielmehr durch den unter dem griechischen Volke herrschenden Geist und durch alles, was er auf seinen Reisen gesehen und erfahren hatte, von selbst zu dieser Art von Geschichtserzählung hingeleitet. Auf ebendieselbe Weise war Aeschylus dazu gekommen, daß er in seinen Persern die unermeßliche und verworrene Menge von Völkern und Menschen der kleinen, aber geordneten Zahl der Griechen entgegenstellte und in den Ursachen des Sieges der Letzteren den verschiedenen Charakter beider Mächte anschaulich machte. Den Vorzug des höheren Alters, der stärkeren Phantasie und der mehr poetischen Auffassung der Ereignisse läßt Herodot dem Orient. Ja, sein Geist wurde sogar durch alles dasjenige, was in diesen Zügen des orientalischen Charakters seinen Grund hatte, namentlich durch das Priesterwesen und das Geheimnißvolle und Ueberschwengliche der morgenländischen Religionen so sehr überwältigt, daß diese Dinge ihn zur Bewunderung hinrissen und dadurch einen in gewisser Hinsicht nachtheiligen Einfluß auf sein Werk äußerten. Herodot geht nämlich bei der Darstellung jener Dinge von einer vorgefaßten Meinung aus und ist deßwegen in Betreff derselben ein verdächtiger Zeuge, nicht weil er seine Leser täuschen wollte, sondern weil er selbst durch das, was man im Orient ihm gesagt und gezeigt hatte, getäuscht worden war. Auch gibt er, wegen dieser zu hohen Meinung von dem orientalischen Religionswesen, ebenso wie Aeschylus sich große Mühe, den Mysterien-Cultus, welcher nicht lange Zeit vor ihm vom Orient her in Griechenland eingeführt worden war, auf jede Weise zu loben und ehrwürdiger zu machen.

Der Hauptgedanke, welcher dem ganzen Werke Herodot's zu Grunde liegt, ist der: daß die Freiheitsliebe und Verständigkeit der Griechen, ihr angeborner Sinn für Maaß und Ordnung und die unter ihnen herrschende zufriedene Genügsamkeit über orientalische Sklaverei, asiatischen und afrikanischen Pomp, die chaotische Verwirrung der Völkermassen des Orients und die phantastischen Pläne ihrer erhitzten Ein-

bildungskraft den Sieg davon trugen. Herodot erzählt den großen Freiheitskampf seiner Nation gegen die Perser, beginnt aber seine Darstellung mit den frühesten feindseligen Berührungen zwischen dem Orient und Griechenland, deren die Geschichte gedenkt. Er erwähnt zuerst die Sagen von der Entführung der Phönicierin Europa, der Kolchierin Medea und der Griechin Helena und berichtet dann die erste historisch gewisse Bekämpfung von Griechen durch ein asiatisches Volk, nämlich die Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen durch den lydischen König Krösus. Dies veranlaßt ihn, die Geschichte der Lydier zu erzählen. Die Besiegung dieses Volkes durch Cyrus führt ihn sodann auf die Perser und Meder über, sowie die Unterjochung der Babylonier und Aegypter durch die Perser auf diese beiden Nationen und die Assyrer. Bei der Geschichte der letzteren Völker gibt Herodot sein gesundes Urtheil recht deutlich zu erkennen, da er in die fabelhafte Sagengeschichte der Assyrer, Babylonier und Aegypter nicht tiefer eingeht, als zur Erklärung dessen, was er eigentlich erzählen will, durchaus nöthig ist. Bei Gelegenheit der Geschichte des Königs Darius Hystaspis und des von demselben unternommenen Zuges gegen die Scythen gibt er eine Beschreibung der scythischen Völkerschaften und ihres Landes. Dann kommt er, im fünften von den neun Büchern, aus welchen sein Werk besteht, auf die Empörung der kleinasiatischen Griechen gegen Darius und auf den dadurch herbeigeführten Krieg der Perser mit den europäischen Griechen. Dieser wird hierauf in den folgenden vier Büchern ausführlich erzählt, bis auf die Schlachten von Platää und Mykale, mit welchen das Werk schließt.

Im Verlauf der Erzählung nimmt Herodot sehr oft Anlaß, eine Nebengeschichte einzuschalten. Bei diesen Episoden sind es zwei Hauptgesichtspunkte, von welchen er ausgeht: er will theils den Leser fesseln und unterhalten, theils den Unterschied zwischen griechischem und asiatischem Wesen recht anschaulich hervorheben. Das Werk ist nämlich ein Volksbuch und gleichsam ein prosaisches Epos, welches zugleich auch, für die Jugend bestimmt war. Herodot schiebt daher in dasselbe viele einzelnen Anekdoten und Wundergeschichten ein, theils um die Aufmerksamkeit der jüngeren Leser oder Zuhörer zu fesseln, theils aber auch, um in das Ganze Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu bringen und so das bewegliche, lebhafte Gemüth der Griechen für die eigentlich historische Belehrung empfänglicher zu machen. Was den andern Zweck der Episoden betrifft, so sind viele derselben offenbar hauptsächlich deshalb eingemischt, damit durch das Abenteuerliche und Staunenswürdige, welches Herodot von den Asiaten und ihren Herrschern erzählt, der Vorzug der griechischen Einrichtungen und des griechischen Verstandes um so mehr hervorleuchte.

Als ein recht anschauliches Beispiel davon kann die bekannte und schöne Erzählung von der Zusammenkunft des Griechen Solon mit dem reichen und mächtigen König Krösus von Lydien dienen. Krösus zeigte nämlich jenem griechischen Weisen seine großen Schätze und war nicht wenig überrascht, als auf seine Frage, wen Solon für den glücklichsten Menschen halte, dieser nicht ihn selbst dafür erklärte, wie der König erwartet hatte, sondern einige wenig begüterte Privatleute, welche auf ehrenhafte Weise und im ungestörten Genusse einfacher Freuden ihr Leben zugebracht hatten. Empfindlich darüber, daß gewöhnliche Bürgersleute ihm, dem glänzenden Beherrscher von Kleinasien, vorgezogen wurden, fragte Krösus den Griechen, warum er denn nicht ihn selbst für viel glücklicher halte. Solon aber gab ihm die Antwort, daß bei der Unbeständigkeit des Schicksals auch der Reichste und Mächtigste nicht vor Unglück sicher sei und daß deshalb Niemand, so lange er noch lebe, so lange er ein würdiges Leben nicht auch schön beendigt habe, für unbedingt glücklich zu halten sei, weil jeder kommende Tag ihm Verderben bringen könne. Krösus hatte in seinem Uebermuthe für eine solche Lebensansicht keinen Sinn und entließ den griechischen Weisen, dessen wohlbegründete Warnung er nicht verstanden hatte, auf eine ungnädige Weise. Nicht lange Zeit nachher aber, als Krösus durch den Perserkönig Cyrus plötzlich aller seiner Macht beraubt und sogar zum Tode verurtheilt wurde, sah er die Wahrheit jenes Ausspruches ein. Er rief, als er auf dem Scheiterhaufen stand, im Gedanken an das, was Solon einst zu ihm gesagt hatte, den Namen dieses Weisen dreimal aus und verdankte die Erhaltung seines Lebens nur dem Umstand, daß der Perserkönig, verständiger als er, die Wahrheit jener Worte einsah und dadurch zum Mitleid mit Krösus bewogen wurde. Wer sollte in dieser Erzählung nicht die Absicht erkennen, den Gegensatz griechischer Erfahrung und Lebensweisheit und des auf bloße äußere Macht pochenden orientalischen Uebermuths zu zeigen!

Einen ähnlichen Zweck, wie in dieser Erzählung, sucht Herodot durch die Art, wie er den Anfang der persischen Geschichte behandelt, zu erreichen. Er richtet nämlich die Beschreibung der alten Perser so ein, daß der Leser daraus von selbst erkennen muß, wie das Einfache, Mäßige und von Natur Kräftige unter der Götter Schutz sich von einem kleinen Anfang zu großer Macht erhebe, das Entgegengesetzte aber durch seine Größe selbst schwach sei. Im weiteren Verlauf der persischen Geschichte bemüht sich Herodot, die von den Persern erlangte Macht und Größe recht anschaulich zu machen, damit später bei der Darstellung ihres Kampfes mit den Griechen der Sieg der Letzteren in einem um so glänzenderen Lichte erscheine. Aus diesem Grunde hat er auch ein ganzes Buch mit der Schilderung der Aegypter ange-

füllt; denn was könnte einen größeren Begriff von der persischen Macht geben, als daß den Angriffen derselben sogar, auch das von Herodot so wunderbar, so alt, so mächtig und volkreich dargestellte aegyptische Reich unterliegen mußte? Unmittelbar nachher erzählt Herodot, wie auch ein Theil des übrigen Afrikas dem ungeheuren Reiche der Perser angefügt wurde. Damit aber der Leser das griechische Volk, welches den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes bildet, nie aus den Augen verliere, so wird dabei an einer passenden Stelle die Gelegenheit ergriffen, um über Polykrates von Samos, sowie über die Spartaner und ihre Einrichtungen zu reden.

Herodot kehrt hierauf wieder zur persischen Geschichte zurück, benutzt aber auch in dieser jede sich darbietende Gelegenheit, um als Grieche und zu Griechen zu reden. Dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß er von der Thronbesteigung des Darius Hystaspis Anlaß nimmt, griechische Ansichten vom Staate und seinen Verwaltungsformen vorzutragen. Herodot lebte nämlich in einer Zeit, wo in allen Staaten Griechenlands über Oligarchie, Aristokratie und Demokratie viel und mitunter blutig gestritten wurde, wo die Monarchie noch nicht ganz vergessen war, wo Altes und Neues noch im Kampfe mit einander lagen. Die der Thronbesteigung des Darius vorausgegangene persische Revolution nun regt in dem Erzähler den politischen Geist an, der seinem Volke und seiner Zeit eigenthümlich war und er kann bei der Darstellung jener kurzen inneren Unruhen eines sonst so bewegungslosen Reiches nicht umhin, dieselben in griechischer Weise zu behandeln. Herodot läßt nämlich die persischen Großen, als sie nach dem Sturze des Pseudo-Smerdes zur Wahl eines Königs versammelt waren, über die künftige Form der Reichsverfassung berathschlagen und dabei über das Wesen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie Reden halten, in welchen der Geschichtschreiber seine eigene Ansicht und das Urtheil der Verständigeren unter seinen Landsleuten niederlegt. Bald nachher benutzt Herodot die Erwähnung des Griechen Demokedes, welcher Leibarzt des Königs Darius I. gewesen war, um in einem ausführlichen Berichte über diesen Mann die Wissenschaft der Griechen dem geistigen Wesen der Perser gegenüber zu stellen. In demselben Sinne erwähnt er den Halbgriechen Skylax, durch welchen Darius das westliche Indien erforschen ließ und den Baumeister Mandrokles von Samos, der ebendemselben Könige für seinen scythischen Feldzug eine Brücke über den Bosporus schlug.

Herodot hat in seinem Werke manches Fabelhafte erzählt, um dessetwillen schon oft die Zuverlässigkeit aller seiner Angaben in Zweifel gestellt worden ist; allein auch abgesehen davon, daß nicht Weniges von dem, was die ältere Zeit für bloße Mährchen hielt, durch die um-



fassendere Erkenntniß der Länder und Völker in unseren Tagen bewährt worden ist, haben die Legenden und Wundergeschichten Herodot's ihren guten Grund. Sein Werk ist von Anfang bis zu Ende auf allgemeine Belehrung berechnet, es sollte ein Volksbuch sein und konnte als solches des Wunderbaren und Fabelhaften nicht entbehren. Der Geist südlicher Völker verlangt durchaus eine Berücksichtigung der Phantasie; das zeigen noch heutiges Tages die Neugriechen, die Italiener und die Bewohner des Südens von Spanien und Frankreich, welche noch immer bei weitem mehr auf die Heiligen und ihre Legenden, als auf Gott und seine Lehre halten. Herodot, der seinen Griechen nicht religiöse Lehren, sondern Geschichte vortragen wollte, mußte also auch dergleichen Dinge in sein Werk aufnehmen. Bei manchen dieser Erzählungen gehörte er freilich selbst zu den Gläubigen; bei gar vielen aber deutet er durch das hinzugesetzte Wort „so sagen sie" oder „das habe ich gehört" leise seinen Zweifel an und scheidet dadurch also das, was er selbst nicht für ganz ausgemacht und gewiß hält, von dem Uebrigen. Ein Betrüger ist er nie, da er niemals etwas nach seiner Ueberzeugung Unwahres als wahr hinstellt. Uebrigens gibt die im ganzen Werk waltende Einfachheit und Herzlichkeit des Tones jeder Erzählung noch einen besonderen Reiz, durch welchen sie auch das Herz des Lesers oder die rein menschliche Empfindung desselben wohlthuend berührt. Dabei erinnert aber die prosaische Sprache des Werkes, sogar mitten in solchen Beziehungen und bei allen Fabeln und Wundergeschichten den Leser immer daran, daß er auf einem historischen Boden stehe und ein historisches Ziel der Belehrung vor sich habe.

Thucydides, der zweite der drei großen Geschichtschreiber des griechischen Alterthums, wurde 471 v. Chr., also etwa 13 Jahre nach Herodot, zu Athen geboren. An dem peloponnesischen Krieg, den er in einem besonderen Werke beschrieben hat, nahm er anfangs thätigen Antheil; er befehligte unter Andern im achten Jahre desselben eine Abtheilung der athenischen Flotte, wurde aber, weil er die Stadt Amphipolis nicht gegen den Angriff der Spartaner unter Brasidas hatte schützen können, seiner Stelle entsetzt und aus Athen verbannt. Er schlug damals in einer kleinen thraeischen Stadt, welche der Geburtsort seiner Gattin war und in deren Nähe seine Familie Besitzungen hatte, seinen Wohnsitz auf und brachte daselbst, einige Reisen nach verschiedenen griechischen Städten abgerechnet, nicht weniger als 20 Jahre zu. In dieser langen Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Vorarbeiten zu seinem berühmten historischen Werk über den peloponnesischen Krieg, zu welchem er den Plan schon gleich zu Anfang des großen Zusammenstoßes gefaßt hatte. Nach der Einnahme Athens durch Lysander machte er von der ausgesprochenen Amnestie Gebrauch

und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Wann er sein Leben geendet hat, ist unbekannt; wir wissen nur, daß er unmittelbar nach dem Ende jenes Krieges noch lebte und folglich ein Alter von wenigstens 70 Jahren erreichte.

Das Werk des Thucydides umfaßt nur die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges, da der Tod ihn an der Vollendung der ganzen Geschichte desselben hinderte. Dieses Werk ist von dem des Herodot sowohl seinem Zwecke, als auch seinem Geiste nach gänzlich verschieden. Das Letztere sollte ein Volksbuch sein; Thucydides aber lebte in einer Zeit, in welcher die Bildung der gesammten Masse der Bürger nicht mehr, wie früher, bis auf einige geringe Unterschiede dieselbe war, sondern in der die Erziehung der Gebildeten eine mehr gelehrte und philosophische Richtung angenommen hatte. In einer solchen Zeit ist es unmöglich, durch ein und dasselbe Mittel zugleich die Verständigen und Gebildeten und den, einer tieferen Einsicht in die Dinge unfähigen und meist blos seinem Gefühle folgenden gemeinen Haufen zu belehren. Thucydides war also genöthigt, sich sein Publikum zu wählen und schrieb nur für den gebildeten Theil der griechischen Nation.

Ebenso, wie in dem gewählten Standpunkte, ist Thucydides auch dem Ziel und der ganzen Art der Auffassung, Darstellung und Behandlung nach von Herodot sehr verschieden. Der Letztere machte, ohne es selbst zu ahnen, die großen Gesinnungen des Perserkrieges, als das Ergebniß einer innerhalb der Schranken der Religion, der Sitte und des Gesetzes gehaltenen Freiheit, dem Sinne fühlbar; Thucydides dagegen gehörte einer Zeit an, in welcher die Bildung ihre volle Höhe erreicht, aber der Geist, aus dem sie hervorgegangen und die Kraft, durch welche sie so hoch gestiegen war, sich verloren hatten; er spricht daher blos zu dem Verstande seiner Zeitgenossen und setzt sich die Aufgabe, sowohl die Ursachen, durch welche jene Gesinnungen verschwunden sind, nachzuweisen, als auch denen, welche denken und urtheilen können, den Menschen und den Staat seiner Zeit darzustellen, jenen nach seinen verschiedenartigen Bestrebungen, diesen in seinem Zustande der Zerrissenheit. Mit andern Worten, aus Herodot spricht seine Zeit; Thucydides aber ist nicht, wie Herodot, das Organ, sondern das Product seiner Zeit, er steht zugleich mitten in und über seiner Zeit, ist mit der Philosophie, Erfahrung und Menschenkenntniß, welche diese Zeit vor der früheren voraus hatte, ausgerüstet und ertheilt der kleinen Zahl von Verständigen, an welche allein sein ernster, gedrängter und unparteiischer Vortrag gerichtet ist, Belehrung darüber, wie auch in ihrer Zeit noch das Rechte gethan werden könne. Thucydides spricht, indem er dies thut, ebenso durch den ganzen Ton und Zusammenhang

seiner geschichtlichen Darstellung, wie Aristophanes durch seinen Spott und der Philosoph Plato durch seine Untersuchungen über den Staat, die Meinung und den Sinn des kleineren besseren Theils der Athener aus; er ist nämlich der Volksherrschaft, welche zu einer wahren Tyrannei ausgeartet war und die Gewalt an einzelne Demagogen gebracht hatte, entschieden abgeneigt und findet die Möglichkeit einer wahren Freiheit nur in der Wiederherstellung der Aristokratie im alten und guten Sinne dieses Wortes.

Während ferner Herodot, welcher nie die Phantasie und das Gefühl des Lesers aus dem Auge verliert, durch den Wechsel und das Wunderbare der Gegenstände seinem Werke Leben und Bewegung gibt, erreicht Thucydides dies durch das in seiner Darstellung waltende geistige Leben, durch den in allen einzelnen Erzählungen sichtbaren Reichthum innerer Erfahrung und durch eine Charakterzeichnung, mit welcher es nicht, wie etwa in den geschichtlichen Werken unseres Schiller, auf dramatischen Effect, sondern ganz allein auf historische Erkenntniß abgesehen ist, um welche er sich selbst in umsichtigem und gewissenhaftem Studium bemüht hat. Wie mit der Schilderung der Charaktere und der Erzählung der Begebenheiten, so verhält es sich auch mit den Reden, welche Thucydides den historischen Personen hier und da in den Mund legt.

Dieser der neueren Geschichtschreibung fremde Gebrauch, Reden in die Erzählung einzumischen, war bei den Griechen und Römern, besonders den Ersteren, sehr wohl begründet und gewissermaßen nothwendig. Nur diese beiden Völker hatten ein eigentliches Staatsleben, vermöge dessen die Menge nicht blos als eine todte Masse von einigen wenigen Leitern in Bewegung gesetzt wurde und also nicht etwa nur ein einzelner Gebieter oder eine mächtige Aristokratie handelnd und allein bestimmend auftrat. Wenn es sich vielleicht auch mit dem Volk im römischen Staate nicht ganz so verhielt, sondern dasselbe vielmehr meistens wirklich nur als Masse wirkte, so war dies dagegen in den kleinen griechischen Republiken durchaus nicht der Fall; denn in ihnen hatte jeder Theil des Ganzen sein eigenes Leben und eine selbstständige Bewegung. Die mündliche Rede war bei diesem Volke schon früh in alle Geschäfte eingedrungen, das ganze Leben der griechischen Völkerschaften war stets ein handelndes und hatte immer so zu sagen etwas Dramatisches an sich. Schon in Homer's Gedichten tritt dieser Charakterzug des griechischen Volkes in sehr bedeutender Weise auf und die in ihnen enthaltenen Reden konnten daher auch für die Beredsamkeit der späteren Zeiten als Muster dienen. So erklärt es sich denn auf ganz natürliche Weise, daß in der griechischen Geschichtschreibung die Reden etwas sehr Wesentliches waren, während dieselben, so oft

man sie bei uns in der Geschichtserzählung anzuwenden versucht hat, sich stets als etwas Unpassendes und Lästiges erwiesen haben. Keine Zeit der alten Welt aber war für diesen Gebrauch mehr geeignet, als die des Thucydides, sowie kein Geschichtschreiber der Griechen und Römer hierin ein ausgezeichneteres Talent bekundete, als Thucydides. Man kann deshalb auch allein schon aus seinen Reden, wenn man sie mit denen anderer Geschichtschreiber vergleicht, den Unterschied erkennen, welcher zwischen der Bildung seiner Tage und der aller anderen Zeiten des griechischen Volkes Statt fand. Bei Herodot z. B. sind die Reden naiv, wie seine Zeit und nichts als die Aeußerung der natürlichen Beredsamkeit des Herzens; bei Thucydides dagegen sind sie der Ausdruck einer kräftigen Philosophie, welche jedoch noch nicht eine bloße Schulphilosophie geworden war; bei Xenophon aber, welcher unmittelbar nach Thucydides lebte und schrieb, enthalten sie nur die gewöhnliche Lebensklugheit und diejenige Moral, welche dem Xenophon und seinen Zeitgenossen diente, um den Mangel der Religion zu ersetzen; noch später endlich sind die Reden in den Geschichtswerken bloße Declamationen und rednerische Kunststücke und diesen Charakter haben sie auch überwiegend bei den Geschichtschreibern des römischen Volkes.

Betrachten wir die Reden, welche in des Thucydides Geschichte vorkommen, an und für sich selbst, so zeigen sie auf das deutlichste, daß die Bildung dieses Geschichtschreibers derjenigen Zeit angehörte, in welcher der Geist der Griechen bereits vorzugsweise nach Ideen und Urtheilen strebte, in der aber noch nicht ein Euripides, sondern Aeschylus und Sophokles in Ansehen standen. Während bei Herodot ebenso, wie bei Homer, die Reden hauptsächlich nur dazu hatten dienen sollen, daß die Erzählung gehoben und belebt werde, daß gleichsam das Dramatische mit dem Epischen abwechsele, verfolgt dagegen Thucydides mit seinen Reden einen ganz anderen Zweck: er will nämlich, neben den äußern Handlungen der Hauptpersonen seiner Geschichte, auch die Gesinnung und innere Kraft, auf welcher diese Handlungen beruhten, dem Leser anschaulich machen. Dabei hat er aber nicht, gleich so manchen Schriftstellern der neueren Zeit, das fruchtlose Bestreben, dasjenige dem Sinne und der Phantasie faßlich zu machen, was nur der Verstand des denkenden Lesers zu begreifen vermag. Auch sind es weniger die in den Reden ausgesprochenen Gedanken und Grundsätze, durch welche Thucydides das innere Wesen der leitenden Männer veranschaulichen will, als vielmehr die Art und Weise, wie diese ihre Ideen verbinden und sich ausdrücken. Wir erkennen daher z. B. in den Reden, welche Thucydides dem großen Perikles halten läßt, alles dasjenige, was diesem seine außerordentliche Wirksamkeit

verschaffte, obgleich Perikles nicht wörtlich so gesprochen hat. Die scharfe, tief philosophische Art der Auffassung und Behandlung der Gegenstände zeigt uns den Perikles als einen Schüler des Anaxagoras. Man erkennt ferner daran, daß der Redner so häufig an die öffentlichen Anstalten, Gebäude und Kunstwerke Athens erinnert, den Staatsmann, welcher stets die Kunst und die Wissenschaft als wesentliche Bestandtheile der athenischen Volksherrschaft geltend machte. Durch die Art und Weise endlich, wie in diesen Reden Perikles dem demokratischen Stolze der Athener schmeichelt und ihre Einrichtungen denen der Spartaner gegenüberstellt, wird die Menschenkenntniß und Gewandtheit jenes großen Staatsmannes anschaulich gemacht, der das zügelloseste Volk der Welt nach seinem eigenen Willen zu lenken im Stande war.

Ebenso zeigen die beiden Reden, welche Thucydides dem spartanischen General Brasidas in den Mund legt, die zwei Hauptseiten des Charakters dieses Mannes, nämlich Tapferkeit und strenge spartanische Gesinnung, wenn es Kampf und Krieg galt, Milde und Freundlichkeit aber, wenn Bundesgenossen zu gewinnen oder festzuhalten waren. Thucydides will uns auch hier durch die Art des Denkens und Sprechens das Innere und die Handlungsweise eines für den Gang des peloponnesischen Krieges hochbedeutenden Mannes kenntlich machen und läßt aus diesem Grunde denselben zweimal eine längere Rede halten. Aber er verfällt dabei nicht in den grade hier nahe liegenden Fehler so vieler römischen, französischen und englischen Geschichtschreiber, welche aus manchen von ihnen dargestellten Männern bloße Theaterhelden gemacht haben. Der denkende Leser erkennt aus den Worten des Brasidas dessen edles Selbstvertrauen, seine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Staatsverwaltung Spartas, seinen spartanischen Stolz auf angeborene Tapferkeit, der jedoch nicht in Hochmuth ausartet, sowie endlich die Ruhe, welche dieser wahrhaft kräftige Mann im Augenblicke der Gefahr besaß. Dabei ist in beiden Reden nirgends eine Sprachkünstelei oder auch nur ein einziger auf gesuchte Weise feierlicher und rührender Ausdruck angewandt. Ebenso wenig verirrt sich Thucydides in den von einigen großen deutschen Schriftstellern der neueren Zeit ohne Glück gemachten Versuch, die Redeweise und den Ton fremder Zeiten und Völker nachzuahmen; er läßt vielmehr den Redenden in der durch das ganze Buch hindurch gebrauchten Sprache sprechen, und thut den Lesern damit auf das deutlichste kund, daß nicht der wirkliche oder ein statt desselben vorgeführter tragischer Brasidas vor ihnen auftritt, sondern daß der Schriftsteller selbst in dessen Seele und Geist redet, und zwar so, wie er dem Charakter des Brasidas gemäß in dem vorliegenden Falle reden zu müssen glaubte.

Xenophon aus Athen, dessen wichtigste Lebensumstände bereits oben berichtet worden sind, steht zu Thucydides ungefähr in eben demselben Verhältniß, wie Euripides zu Sophokles. Seine Schriften geben den Charakter der letzten Zeit des peloponnesischen Krieges und der nächsten zehn Jahre auf eine noch anschaulichere Weise und von noch mehreren Seiten her zu erkennen, als die des Euripides. Deshalb verdienen dieselben auch eine sorgfältigere Betrachtung, und da der eigentliche Zweck, welchen Xenophon bei seiner Geschichtschreibung verfolgte, in den philosophischen Werken dieses Mannes seine Erklärung findet, so müssen hier zugleich auch die Letzteren berücksichtigt werden.

Eine der wichtigsten philosophischen Schriften Xenophon's ist diejenige, welche den Titel Denkwürdigkeiten des Sokrates führt. Sie kann mehr als alle anderen zur Erkenntniß der Lebensansichten Xenophon's und seiner Zeit dienen, weil Xenophon in derselben seinen Lehrer Sokrates diejenige Philosophie vortragen läßt, zu welcher er selbst und der größte Theil seiner Zeitgenossen sich bekannten. Xenophon machte das Reelle und Praktische zum Hauptziel seines Strebens, und verstand daher auch die Lehren des Sokrates nur so, daß nach seiner Meinung blos das Begreifliche und Nützliche den Gegenstand und das Ziel der Philosophie bildeten. Er verlor aber dadurch den Unterschied aus den Augen, welcher zwischen einer auf rein philosophischem Wege erlangten Erkenntniß und der begeisterten inneren Anschauung dessen, was in der Natur denkender und fühlender Wesen selbst liegt, besteht. Indem nun Xenophon blos dem Nützlichen nachging und das Endziel aller Bildung im Grunde nur in deutlichen Begriffen vom Nützlichen fand, beschränkte sich seine ganze Philosophie und folglich auch der Endzweck seiner Geschichtschreibung auf Moral, Lebensklugheit und Staatsweisheit. Dies ging so weit, daß Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates sogar das Vaterland, die verwandtschaftlichen Verhältnisse und die Freundschaft zu bloßen Besitzthümern herabwürdigte. Die frühere Zeit hatte diese mit dem innersten Wesen des Menschen zusammenhängenden Beziehungen immer als zur Religion selbst gehörend angesehen, und sie deshalb auch mit in den Begriff des Wortes Pietät aufgenommen; Xenophon aber stellt dieselben mit Haus, Acker, Sklaven u. dgl. in Eine Reihe und empfiehlt sie der Aufmerksamkeit seiner Leser nur darum, weil sie für das Leben und den Verkehr einen bestimmten Werth hätten. Xenophon zeigt dadurch, wie sehr seine Zeit allem Idealen und Edlen sich zu entfremden und von jener Höhe herabzusinken begann, auf welcher der Mensch alles, was er Heiliges und über jede Vergleichung mit äußerem Nutzen Erhabenes kennt, mit frommem Sinne umfaßt, und Eines wie das Andere in seinem Herzen festhält. Eine solche Zeit sucht und findet ihr Glück in bloßer Vernünftelei,

in einer handgreiflichen Moral und in der Fähigkeit, über alle möglichen Dinge schwatzen zu können. Auch Xenophon's Schriften leiden an diesen Mängeln seiner Zeit.

Wenn übrigens diese Beschaffenheit der Denkwürdigkeiten des Sokrates uns den prosaischen blos auf das Praktische gerichteten Charakter jener Zeit zu erkennen gibt, so offenbart sich dagegen in einigen andern Zügen, welche diese Schrift enthält, auch wieder die Größe Xenophon's und seiner Zeit. Diese Züge springen besonders dann hervor, wenn man die Denkwürdigkeiten des Sokrates mit der Cyropädie, einem andern Werke Xenophon's, vergleicht, weil in dem Letzteren persische Einförmigkeit und Mattigkeit waltet, in dem Ersteren aber der Geist des atheniſchen Lebens mit seinen auf der Mannigfaltigkeit des menschlichen Wesens und auf Bewegung beruhenden Reizen. Die Denkwürdigkeiten des Sokrates zeichnen sich nämlich durch große Lebendigkeit des Dialogs und durch die in ihnen enthaltenen Charakterzeichnungen aus, welche, in einer an originellen Charakteren so reichen Zeit, nach der Natur gemacht sind, sowie außerdem durch die Art, wie Xenophon den Sokrates seine Moral auf die verschiedensten Verhältnisse anwenden läßt. Wir werden durch alles dies mitten nach Athen versetzt, der ganze Zustand der damaligen Gesellschaft breitet sich sichtbar vor unserem Blicke aus, und wir lernen zugleich den verschiedenen in derselben herrschenden Ton kennen. Die Menschen, die Umstände, die ganze Lebensweise der Zeit werden uns nicht blos beschrieben, sondern wir sehen und betrachten sie auch von dem vortheilhaftesten Standpunkte aus, weil der Schreiber selbst für alles, was er uns vorführt, im höchsten Grade eingenommen ist.

Geht man von der, aus den Denkwürdigkeiten des Sokrates gewonnenen Erkenntniß der Lebensansichten Xenophon's zu dem vorhin erwähnten Werke über, welches den Titel Cyropädie, d. h. Bildungsgeschichte des älteren Cyrus, trägt: so wird das, worin nach Xenophon's Meinung die Aufgabe der Geschichte besteht, erst recht klar, und man erkennt, welche Art von Belehrung dieser Geschichtschreiber aus dem Studium der menschlichen Dinge und ihres Verlaufes zieht. Xenophon hat in der Cyropädie die Geschichte des Stifters der persischen Monarchie in eine Art von Roman verwandelt. Schon die zu einem solchen Versuche leitende Meinung, daß die Geschichte in dieser Weise behandelt besser und angenehmer sei, als in ihrer eigentlichen Form, verräth eine Zeit, welche der unserigen an Verwöhnung und Ueberbildung nahe stand. Xenophon gibt in der Cyropädie das nach Sokratischen Begriffen entworfene Ideal eines Herrschers und geht dabei von dem Gedanken aus, daß ein solcher seinen Staat wie eine Maschine lenken, und durch Liebe, Sanftmuth und gebildeten Verstand sein Volk zu

vollkommenem Glücke führen könne. Ein einziger Mensch soll gleichsam der Lenker des Schicksals Aller sein, den Millionen seiner Unterthanen durch jene Mittel Ruhe und Frieden spenden, und sie wie eine Heerde Schafe regieren. Zu Herodot's Zeit, wo die Kraft und Selbstständigkeit der Bürger die eigentliche Seele des Staates war, wo die Individualitäten der Einzelnen, gerade weil sie frei walteten, einander in Schranken hielten, Religion und Gesetz aber die Wächter der Sitte und Ordnung waren, wäre ein solcher Gedanke gewiß Niemanden in den Sinn gekommen, derselbe würde im Gegentheil Allen lächerlich erschienen sein. Wenn Herodot seine Leser mit den Launen des Schicksals aussöhnen, über den ewigen Kampf der Leidenschaften beruhigen, und über die in einer Welt wie die unserige unaufhörlich waltenden Frevel und Unruhen trösten will, so führt er nicht, wie Xenophon, das Ideal eines Herrschers vor, welcher Gesetz, Recht und Friede in seiner Hand hat, alle Leidenschaften zügelt und über sein Reich die Ruhe des Schlafes ausbreitet. Im Gegentheil, Herodot's Werk enthält fast auf jeder Seite den Beweis, daß diejenige Verfassung die beste ist, unter welcher jeder Bürger sich fühlt, und nicht die Klugheit einzelner Menschen, sondern die Gottheit und das Gesetz über freie Bürger herrschen. Freilich ist auch ein solcher Staat nicht frei von Unruhen und Ungerechtigkeit; denn die Leidenschaften ersticken und etwa durch Polizeigewalt Todtenstille einführen, heißt ebensoviel, als fließendes Wasser in einen faulen Sumpf verwandeln. Aber wenn Herodot uns hierüber aufklären und beruhigen will, so führt er uns nicht, wie Xenophon, nach Utopien, in das Reich der Träume, sondern er weist uns theils auf die Nemesis oder die im Stillen waltende Göttin der Vergeltung hin, theils auf das in seinem Verhältniß zur menschlichen Freiheit ewig unerklärliche Schicksal, theils endlich auf das, was er Neid der Gottheit nannte, durch welchen jeder Mensch, der den Gipfel der Größe erreicht hat und überglücklich geworden ist, von diesem Gipfel herabgestoßen wird, weil derselbe der Gottheit allein angehört. Ganz anders Xenophon. Zu seiner Zeit lebte eine bereits erschlaffte Generation, welche nach Genuß und Ruhe strebte und, bei den steten Bewegungen der Volksherrschaft, den ewigen Kriegen und den unaufhörlichen Verbrechen und Gesetzlosigkeiten, sich gern in eine idyllische Welt versetzte, in welcher Alles nach einer bestimmten Ordnung friedlich und ruhig verläuft, freilich aber auch das Hauptübel waltet, daß bei einer solchen Einförmigkeit und Bewegungslosigkeit Alles in Ermattung versinken und nach und nach absterben muß. Man denke sich jene Stürme einer demokratischen Republik, die steten Unruhen und Gräuel der Menge, das Treiben der Demagogen, Sophisten und Sykophanten; man berücksichtige außerdem, daß in Xenophon's Tagen die gesunde

Kraft aus Geist und Seele gewichen war, und die Vernunft dem Verstande, die lebendige Religion der todten Moral, alles Höhere und Edlere dem Nützlichen und Aeußeren nachstehen mußte: und man wird es begreiflich finden, daß die Menschen dieser Zeit eine nach der Art hierarchischer Einrichtungen unwandelbare Ordnung der Dinge liebgewinnen konnten, in welcher Alles seinen bestimmten Platz hat, aus dem es nicht weichen darf und kann. Man wird es dann ebenso erklärlich finden, wie die Menschen einer solchen Zeit sich gern der Betrachtung des Idyllischen zuwendeten und folglich der ernsten, einfachen und trockenen Belehrung der Geschichte jene idealen Gemälde vorzogen, bei welchen von dem wirklich Historischen nur soviel übrig bleibt, als nöthig ist, um den Rahmen zu bilden.

Darum ging es auch mit Xenophon's Cyropädie gerade ebenso, wie mit Fenelon's Telemach. Wie Xenophon die Gebilde des Romans der Cyropädie dem wilden und stürmischen Treiben des athenischen Volks und seiner Führer gegenüberstellte, ebenso hat jener edle französische Bischof dem steifen Hofwesen Ludwig's XIV. und dem zu seiner Zeit herrschenden eitlen Streben nach Kriegsruhm die sanften und gefühlvollen Gestalten seines Telemach entgegengesetzt. Beide Bücher haben daher auch gewisse Vorzüge mit einander gemein; nur steht Fenelon gegen Xenophon dadurch im Nachtheil, daß er seinen Roman in die homerische Zeit verlegt hat, mit welcher das Publikum der neueren Zeit besser bekannt ist, als die alten Griechen mit den von Xenophon geschilderten persischen Verhältnissen. Das Romanhafte fällt dadurch bei Fenelon für den denkenden Leser viel unangenehmer auf, als bei Xenophon. Der Letztere hatte außerdem den großen Vortheil, daß er das seinen Landsleuten im Einzelnen sehr wenig bekannte Land und Volk der Perser mit eigenen Augen gesehen hatte, daß er deshalb auch von den Sitten und Einrichtungen derselben Vieles auf eine treffliche und lebendige Weise einschieben und in seinem Roman überdies von der wirklichen Geschichte eines Volkes, soweit dieselbe seiner Hauptabsicht diente, Gebrauch machen konnte. Dabei ist es für die Beurtheilung von Xenophon's Philosophie und deren Werth sehr bezeichnend, daß er, obgleich er das persische Reich zur Zeit seiner Gesunkenheit mit eigenen Augen gesehen hatte, die ganze Einrichtung desselben rühmend auf Cyrus als den Urheber und Stifter zurückführt, ohne auch nur ahnen zu lassen, daß eine solche Organisation, welche den Staat zu einer bloßen Maschine machte, demselben nothwendiger Weise auch für die Zeit der Noth alle Kraft und Einsicht rauben und die Perser in jenen Zustand bringen mußte, in welchem sie mit ihrer ganzen ungeheuren Macht nicht einmal 13,000 Griechen zu besiegen vermochten. Uebrigens haben Xenophon's Cyropädie und Fenelon's Telemach ihre

Wirkung auch durch ähnliche Mittel der Sprache und der ganzen Behandlung des Gegenstandes gemacht. Beide Schriften sind durch einen stets gehaltenen Ton der Ruhe und Würde, sowie durch das Auftreten vieler freundlichen Gestalten und einer größeren Anzahl guter Menschen, als man im Leben selbst zu sehen gewohnt ist, höchst anziehend; außerdem leistet aber bei Xenophon der leichte Fluß der Rede und eine liebliche Verbindung der einzelnen Sätze zu klaren und volltönenden Perioden ebendasselbe, was bei Fenelon durch die Reinheit der Sprache, die fließende poetische Prosa und die Aufnahme von so viel Homerischem bewirkt wird, als die Franzosen nach dem Charakter ihrer Bildung vertragen können.

Ganz anders, als das süße Gerede der Cyropädie, das Leichte und Liebliche ihrer Sprache und das sentimentale Wesen ihrer Gestalten ergreift uns die Wahrheit der Darstellung und die einfache, feste, gleichsam gediegene Erzählung in der Anabasis, einem andern Werke Xenophon's. In dieser Schrift wird der berühmte Marsch der 13,000 griechischen Söldner beschrieben, welche im Dienste des jüngeren Cyrus nach Kunaxa und von da unter unzähligen Schwierigkeiten zurück nach Griechenland zogen. Xenophon, welcher selbst auf dem schwierigsten Theile dieses Marsches der eigentliche Führer war, entwarf die Beschreibung desselben nach den von ihm geführten Tagebüchern. Diese Schrift bildet einen wahren Gegensatz gegen die Cyropädie; denn sie stellt uns die Zeit Xenophon's in ihren Handlungen und Unternehmungen dar, und läßt auf eine glänzende Weise ebenso alle Vorzüge der damaligen Griechen hervorleuchten, wie die Cyropädie uns dieses Volk von Seiten seiner Erschlaffung und geistigen Verirrung zeigt. In der Anabasis findet sich nichts von dem halb persisch, halb griechisch gefärbten Styl der Cyropädie, sondern Alles ist ernst, einfach und wahr. An rhetorischen Schmuck denkt der Verfasser nicht, weil er von der Sache selbst ergriffen ist. Ebensowenig zeigt sich in diesem Buche etwas von der in den Denkwürdigkeiten des Sokrates herrschenden Ansicht des Lebens und der höheren Dinge, sondern Xenophon ist hier ganz Grieche im echten und alten Sinne des Wortes; er nimmt die Götter für das, was sie seinem Volke schon von der ältesten Zeit an waren, nämlich für Mittel, deren sich der verständige Theil der Nation bediente, um dem Eigensinn der Unverständigen eine Schranke zu setzen. Xenophon schreibt das Gedeihen jeder Unternehmung, welche von den muthigen Griechen gemacht wurde, den Göttern zu und läßt den Anführern nur den Ruhm, daß sie stets das rechte Mittel gefunden haben, die nach dem Willen der Götter beschlossene Sache auszuführen. Er berichtet, wie bei jeder Gelegenheit den Göttern Opfer gebracht und, um ihren Willen zu erforschen, die Eingeweide der Thiere befragt

wurden, und er läßt dabei auch nicht entfernt ahnen, daß er selbst jemals an der Untrüglichkeit eines solchen Mittels gezweifelt habe.

Dabei erscheint die griechische Kunst und Wissenschaft, wie auf dem Zuge selbst, so auch in Xenophon's Beschreibung desselben überall, dem wüsten und wirren Wesen des Orients gegenüber, im glänzendsten Lichte. Es leuchtet aus dem einfachen Berichte des Buches auf das Klarste hervor, wie sehr die Griechen durch ihren Verstand und ihre Erfahrung den ungeheuren Schaaren der Perser überlegen waren. Die während des langen Marsches allenthalben angestellten Messungen, die gegen die persische Uebermacht angewandte Taktik und die auf dem Zuge gemachten geographischen Entdeckungen werden von Xenophon in schlichten Worten und ohne Prunk mitgetheilt; sie sind unmittelbar aus dem Tagebuche des Führers entnommen und erhalten dadurch, sowie durch ihre ungekünstelte Beschreibung erst ihren wahren Werth. Auch in der Art, wie Xenophon von sich selbst spricht, zeigt sich die Vortrefflichkeit dieses Werkes und der große Unterschied desselben von den Denkwürdigkeiten Cäsar's und von so vielen ähnlichen Schriften der neueren Zeit, bei welchen man theils die Wahrheit, theils das Urtheil, theils und am häufigsten die Anspruchslosigkeit vermißt. Xenophon tritt immer mit großer Bescheidenheit vor dem Leser auf; er gibt durch das ganze Werk hindurch zu erkennen, daß nicht er der Mittelpunkt ist, auf welchen die beschriebenen Thaten sich beziehen, daß diese nicht, wie es bei Cäsar der Fall war, von dem Führer ausgegangen sind, sondern der Nation selbst und ihrer Bildung angehören. Kurz, Xenophon und die Griechen seiner Zeit zeigen sich uns in diesem Buche ebenso, wie bei der in demselben beschriebenen Unternehmung, von ihrer trefflichsten Seite. Xenophon erscheint also im praktischen Leben und da, wo er nur ein reines Abbild desselben geben will, ganz anders, als in denjenigen seiner Schriften, in welchen er als Philosoph auftritt und durch seine Ansichten vom Leben auf den Geist der Zeit einwirken will.

Ebenderselbe Gegensatz in Xenophon's Schriften zeigt sich auch dann, wenn man die Anabasis als eine Spezialgeschichte mit seinem Versuche, eine allgemeine Geschichte zu schreiben, vergleicht. Xenophon hat nämlich auch eine griechische Geschichte verfaßt, in welcher er es wagte, das unübertreffliche Meisterwerk des Thucydides fortzusetzen. Schon der Ton und Styl dieser griechischen Geschichte, welche bis zur Schlacht bei Mantinea reicht, gibt zu erkennen, daß in derselben nicht eine durchdringende, allseitige Prüfung und kräftige Darstellung des menschlichen Treibens zu erwarten ist, sondern daß die Begebenheiten von einem beschränkten Standpunkte aus und nach bestimmten abstracten Begriffen geschildert werden sollen; denn dieser Ton ist zwar nicht zart

und sentimental wie in der Cyropädie, er erreicht aber eben so wenig die Kraft des Tones, welcher in der Anabasis oder gar in des Thucydides Werk waltet; er hält gewissermaßen die Mitte zwischen dem der Cyropädie und dem der Anabasis.

Ebenso, wie in der Darstellung, steht Xenophon's griechische Geschichte auch der Auffassungsweise nach weit hinter der Anabasis und dem Werke des Thucydides zurück. Durch das ganze Buch geht nämlich eine gewisse Art milder Weisheit hindurch und die Erzählung der Ereignisse dient dem Verfasser nur dazu, daß diese Weisheit bewährt und gleichsam versinnlicht werde. Xenophon hat also in seiner griechischen Geschichte einen ganz anderen Zweck, als in der Beschreibung seines denkwürdigen persischen Feldzuges. Dieser Zweck und das Verhältniß, in welchem jenes Werk zu dem Geist der Zeit stand, lassen sich am besten dadurch anschaulich machen, daß man Xenophon's Ansicht von der Aufgabe der Geschichte mit denen seiner beiden Vorgänger vergleicht. Herodot behandelt die Geschichte als eine im Gange der Ereignisse sich kund gebende Offenbarung des an und für sich selbst ewig dunklen und räthselhaften Schicksals, welches alles beherrscht und alle Veränderungen bewirkt; oder mit anderen Worten, bei Herodot ist die Geschichte die Darstellung des sich von selbst entwickelnden Zusammenhanges der menschlichen Begebenheiten. Dem Thucydides dagegen ist die Betrachtung der historischen Ereignisse ein Mittel, die schwer zu begreifende, stets sich verbergende innere Natur des Menschen zu erforschen, und er sucht dies durch scharfe Prüfung und vielseitige Betrachtung der sichtbaren äußeren Handlungen zu erreichen. Xenophon endlich hat, wie die Geschichtschreiber des römischen und fast aller neueren Völker, keinen allgemeinen, sondern einen einzelnen sittlichen oder politischen Zweck vor Augen. Nach einer solchen Ansicht von der Aufgabe der Geschichte dient diese blos als ein Mittel, um in dem Leser irgend eine Gesinnung zu erwecken oder ihm eine moralische Lehre einzuschärfen, um den Menschen der Gegenwart Zustände und Formen einer früheren Zeit als Muster oder als abschreckende Beispiele vorzuführen, oder endlich, um ein bestimmtes Volk oder eine bestimmte Regierungs- und Verwaltungsweise über die andere zu erheben und diesen Vorzug durch Geschichte zu beweisen. Xenophon's Hauptstreben ist, Sparta und seine militärisch-oligarchische Regierungsform vor den übrigen griechischen Staaten und ihren Verfassungen hervorzuheben.

Einzelne bestimmte Zwecke können von einem Geschichtschreiber nicht anders als auf Kosten der Wahrheit erreicht werden. Deshalb ist denn auch Xenophon durch seine Bemühung, vermittelst der Geschichte seiner Tage den Vorzug der Spartaner und ihrer Einrichtungen nachzu-

weisen, ein unzuverlässiger Berichterstatter geworden. Er mußte nämlich, um diesen Zweck zu erreichen, manche Dinge auf eine geschickte Weise zu verdecken suchen und dagegen andere über Gebühr hervorheben. Gleich im Anfange seines Buches gibt die Art, wie Lysander und Alcibiades behandelt werden, ein einleuchtendes Beispiel hiervon. Ein Thucydides hätte hier die vielseitigen angeborenen Talente des Letzteren, der blos angebildeten Klugheit und kleinlichen, heimtückischen List des Ersteren gegenüber, auf eine recht anschauliche Weise hervortreten lassen; er würde außerdem bei der Darstellung des wichtigsten Lebensereignisses des Alcibiades, seiner triumphirenden Rückkehr nach Athen, den Leser mit dem neuen Verhältnisse bekannt gemacht haben, in welches Alcibiades seit der Zeit gekommen war, wo Thucydides zuletzt von ihm gesprochen hatte. Xenophon aber schiebt den ausgezeichneten Athener kalt bei Seite und sucht dagegen ganz leise den Lysander in den Augen des Lesers zu heben; er verschweigt die von dem Letzteren angewandten gemeinen Mittel oder erwähnt sie wenigstens nur im Vorbeigehen; namentlich unterläßt er bei der Darstellung der Einnahme von Athen durch Lysander ganz und gar, des schändlichen Einverständnisses zwischen dem Letzteren und Theramenes zu gedenken, welches doch höchst wichtig und unbezweifelt gewiß ist. Alle Schuld gleitet durch diese diplomatische Manier der Darstellung von Lysander ab und fällt auf die oligarchische Partei in Athen. Bei der Erzählung des weiteren Verlaufes der Begebenheiten kann Xenophon freilich nicht verhehlen, daß die Spartaner ruhig zusahen, als Lysander die athenischen Tyrannen bei der grausamen Unterdrückung ihrer Mitbürger unterstützte, und daß, nachdem jene vertrieben worden waren, nur die persönliche Eifersucht eines spartanischen Königs und mehrerer Ephoren die Wiedereinsetzung verhinderte; allein dieses Alles wird ohne die mindeste Bewegung des Gemüths, ohne irgend eine Spur des Mißfallens erzählt, so daß man vor der kalten, ganz modernen Unparteilichkeit eines Mannes schaudert, der im Stande war, das traurige Schicksal seiner Vaterstadt auf eine solche Weise zu berichten.

Noch auffallender zeigt sich der Charakter der Geschichtschreibung Xenophon's in der Schilderung einer Verschwörung, welche im ersten Jahre der Regierung des Agesilaus von einigen jungen Spartanern gemacht, aber noch vor ihrem Ausbruche unterdrückt wurde. Bei dieser Gelegenheit wird weder die Stellung der spartanischen Oligarchie zu ihren Mitbürgern geschildert, noch die schreckliche, grausame Art dieser Gebieter, ihre ungerechte Herrschaft zu behaupten, beschrieben, noch endlich die herrschende Treulosigkeit, welche eine nothwendige Folge davon war, erwähnt. Und doch hätte man gerade von einem so guten Kenner der Verfassung und des inneren Zustandes von Sparta

erwarten sollen, daß er dies alles beschrieben und den Leser über das Verhältniß von Klugheit und Tugend im menschlichen Verkehr belehren würde. Wie ganz anders schildert Thucydides solche Verschwörungen! Wie hebt er bei jeder Gelegenheit diejenigen Umstände hervor, aus welchen der eigentliche Charakter einer Regierung erkannt werden kann!

Sobald in der weiteren Erzählung der griechischen Geschichte der Zusammenhang es erlaubt, gibt Xenophon, in der feinen modernen Manier, seiner ganzen Darstellung den Charakter einer Privatgeschichte des Agesilaus. Weil dieser Mann überall hervorgehoben werden soll, so erwähnt Xenophon, obgleich er doch eine Geschichte von Griechenland geben will, weder die in Athen vorgefallenen Veränderungen, noch den Druck, welchen Lysander und die von ihm eingesetzten Oligarchen in fast allen griechischen Staaten ausübten. Man hat in Betreff der Geschichte jener Zeit dem Xenophon außerdem noch den Vorwurf gemacht, daß er die beiden großen Thebaner, durch welche allerdings sein Liebling Agesilaus sehr verdunkelt wurde, absichtlich in den Schatten zu stellen gesucht und aus diesem Grunde bei der Befreiung von Theben die Hauptrolle dem Mellon, nicht dem Pelopidas zugetheilt habe; wenn man aber auch diesen Vorwurf nicht für gegründet halten kann, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß Xenophon den Antheil, welchen Agesilaus an der, das Völkerrecht so hart verletzenden Ueberrumpelung der Burg von Theben hatte, mit dem Mantel der Liebe zudeckt. Ja, Xenophon geht in seiner Vorliebe für Agesilaus sogar so weit, daß er sich durch dieselbe zur gänzlichen Verkennung des Hauptganges der Ereignisse in den nächsten zwanzig Jahren verleiten läßt. In dieser Zeit erlangten nämlich die Thebaner die höchste Macht in Griechenland, und ihre Angelegenheiten wurden der Mittelpunkt, um welchen sich die ganze griechische Geschichte drehte; Xenophon aber läßt in seiner Darstellung dieser zwei Jahrzehnte davon durchaus nichts merken. Ebenso wird der Leser nirgends darauf hingeführt, daß eben durch die Bestrebungen der beiden Männer Pelopidas und Epaminondas Spartas Uebergewicht in Griechenland unwiederbringlich verloren ging.

Man erkennt in allen diesen Mängeln den modernen Charakter der Geschichtschreibung, nach welchem der Erzähler theils sich allzusehr von einer einzelnen Persönlichkeit einnehmen läßt, theils im Streben nach einer ruhigen, leicht fließenden und angenehmen Darstellung niemals tief eindringt, sondern immer nur oben hinstreift. Er bleibt dadurch weit hinter Thucydides zurück, dessen Darstellung nicht, wie die des Xenophon, mit der Klarheit des Baches, in welchem man alle Kiesel zählen kann, wohl aber mit der Tiefe eines mächtigen Welt-

stromes zu vergleichen ist. Xenophon nähert sich außerdem auch darin der modernen Art und Weise der Geschichtschreibung, daß er in seinem allgemeinen Geschichtswerk der echt griechischen Sitte, Reden in die Erzählung einzumischen, nur selten huldigt und also seine Darstellung in der Regel nicht bis zum Dramatischen steigert. Jedoch zeichnen sich einige wenige Stellen des Werkes durch diesen antiken Charakterzug der Geschichtschreibung auf eine schöne Weise aus, und namentlich wird bei Einer Gelegenheit ein trefflicher Gebrauch von dem Dramatischen gemacht. Diese Stelle verdient ausführlicher besprochen zu werden, da sie uns die Geschichtschreibung Xenophon's von ihrer guten Seite zeigt. Sie gewährt außerdem den Vortheil, daß wir an ihr erkennen, wie sehr in Xenophon's Zeit die freien Staaten noch Leben und Bewegung hatten und wie wenig damals noch, zum Unterschied von späteren Zeiten, die Charakterzeichnungen in den Geschichtswerken bloße rhetorische Kunststücke des Schriftstellers waren.

Bei der Erwähnung einer Friedensunterhandlung zwischen Athen und Sparta nämlich läßt Xenophon drei athenische Gesandte vor dem spartanischen Volke und seinen Bundesgenossen auftreten, und die denselben in den Mund gelegten Reden dienen ihm, den Charakter der verschiedenen athenischen Staatsmänner seiner Zeit auf eine ganz vortreffliche Art darzustellen. In der Rede des einen Gesandten, Kallias, läßt Xenophon den Stolz des athenischen Adels hervorleuchten, in der des zweiten, Autokles, die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Demagogen, in der des dritten, Kallistratus, aber das Talent, die Beredsamkeit und Gewandtheit derjenigen Männer, welche die Regierung und Verwaltung der Staaten wissenschaftlich erlernt hatten. Kallias, ein reicher Mann von altem Adel und zugleich ein angesehener Priester in Athen, war, wie Xenophon sagt, ein Mensch, der sein Lob ebenso gern aus seinem eigenen Munde als von Andern verkünden hörte. Die Rede, welche Xenophon ihn halten läßt, bezeichnet ihn als einen eingebildeten und gehaltlosen Menschen, welcher nur Adelstolz und prunkende Worte besaß und deshalb dasjenige, worauf es eigentlich ankam, ganz und gar verfehlte. Alles, was er sagt, bezieht sich im Grunde nur auf ihn selbst, nicht auf die Sache, um deretwillen er das Wort ergriffen hat. Er spricht vor allem Andern von sich und seinen Ahnen, von dem Vertrauen, welches die Athener stets in seine Familie gesetzt hätten, und von den Gesandtschaften nach Sparta, mit welchen er selbst schon mehrmals beauftragt gewesen sei. Dabei holt er denn so weit aus, daß den Zuhörern die Geduld vergehen mußte. Zuletzt spricht er, sowohl um sich selbst zu heben, als auch um seinen Vorstellungen eine religiöse Beziehung geben zu können, von den athenischen Göttern, deren Priesterschaft in seiner Familie erblich war, sowie von dem

geheimnißvollen Dienst derselben, welcher in uralter Zeit von Athen aus in den Peloponnes gebracht worden sei. Dies benutzte er dann, um mit dem ganz geistlichen Ausspruche zu schließen, es sei unrecht, daß Staaten, welche auf diese Weise durch die Religion mit einander verbunden seien, sich gegenseitig haßten und bekriegten; und wenn denn unter den Menschen durchaus Krieg sein müsse, so sollte man denselben wenigstens erst so spät als möglich ausbrechen lassen und so schnell als möglich wieder beendigen. Dieser theologische Schluß und der in dem ganzen Vortrag sichtbare Mangel an politischer Einsicht gibt den Redner als einen leeren Kopf und, um uns eines neueren Ausdrucks zu bedienen, als einen hochadeligen Geistlichen zu erkennen, welcher von sich, seinem Stande und seiner Familie auf eine lächerliche Weise eingenommen war und dies auch da nicht verbergen konnte, wo es sich am allerwenigsten um seine Person und um religiöse Angelegenheiten handelte.

Wie Kallias durch Dünkel und Stolz der seiner Leitung anvertrauten Sache schadet, so verfehlt Autokles durch Leidenschaftlichkeit und persönlichen Widerwillen seinen Zweck. Dieser zweite Gesandte wird von Xenophon mit dem einzigen Ausdruck geschildert, daß er in Athen für einen sehr verschmitzten Redner gegolten habe. Er war nämlich einer von jenen Demagogen, welche es verstanden, die Leidenschaften des atheniſchen Volkes aufzuregen und zu ihrem Vortheile zu benutzen. Als solchen zeichnet Autokles sich selbst in den Worten, welche Xenophon ihm in den Mund legt. Der Geschichtschreiber will dabei zugleich seine Leser darauf aufmerksam machen, wie schlecht ein Volk berathen sei, dessen Angelegenheiten in der Hand solcher Menschen lägen, weil diese nie ihrer Leidenschaften Herr werden und folglich da, wo es sich um allgemeine Interessen handelt, ihre persönliche Abneigung und die Lust, den Gegner zu kränken, nicht unterdrücken können. Autokles kann sich nämlich, obgleich er doch die Spartaner für den Frieden gewinnen soll, nicht enthalten, dieselben gleich im Anfang seiner Rede wegen ihres Verhaltens gegen ihre Verbündeten auf eine derbe Weise zu tadeln und ebenso endigt er damit, daß er ihnen in bittern Worten ihre Treulosigkeit und Herrschsucht vorwirft. Durch dieses Verfahren erlangte er zwar, wie Xenophon hinzusetzt, den Beifall aller derjenigen unter den Anwesenden, welche gleich ihm leidenschaftlich gegen die Spartaner eingenommen waren, verfehlte aber natürlich ganz und gar den Zweck, um dessetwillen er gesprochen hatte.

Wie Xenophon durch die Vorträge des Kallias und Autokles zeigen wollte, auf welche Weise man bei Staatsverhandlungen sich nicht benehmen dürfe, so dient ihm dagegen der dritte Gesandte, um anschaulich zu machen, worin nach seiner Meinung die Eigenschaften des wahren

Staatsmannes und Unterhändlers bestehen. Kallistratus nämlich, von welchem Xenophon nichts weiter sagt, als daß er ein Staatsmann gewesen sei, geht ohne Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit gerade auf sein Ziel los, und ermüdet weder, wie Kallias, die Geduld seiner Zuhörer, noch sucht er, wie Autokles, die Gemüther derselben zu erbittern und aufzuregen. Er bemüht sich im Gegentheil, die aufgeregte Stimmung zu besänftigen, und spricht überhaupt so, daß man deutlich sieht, wie Xenophon in der Rede desselben seine eigenen Lebenserfahrungen und seine eigene Kenntniß der Verhältnisse niederlegte und uns in dem Kallistratus sein Ideal eines Staatsmannes darstellen wollte.

Dieselbe rein praktische Beziehung, dieselbe Klugheit und Erfahrung, aber auch dieselbe oben hinstreifende Philosophie, welche man in Xenophon's größeren Werken als den eigentlichen Charakter dieses Schriftstellers erkennt, leuchten auch aus seinen kleineren Schriften hervor. Die von Xenophon verfaßte Lebensbeschreibung des Agesilaus ist, wie schon der Titel „Rede auf Agesilaus" ausspricht, nichts als eine Lobrede oder das, was die Franzosen ein eloge nennen, nur in griechischer Art. Sie hat keinen historischen Werth und ist als ein bloßes Denkmal der Freundschaft anzusehen. In der Schrift, welche Oekonomikus oder das Buch vom Haushalte betitelt ist, läßt Xenophon seinen Lehrer Sokrates ein förmliches System der Haushaltungskunst im neueren Sinne des Wortes vortragen und zwar auf eine angenehme populäre Art und so, daß dabei bis in die kleinsten Einzelnheiten eingegangen wird. Wer sollte daran nicht den ganz praktisch gewordenen, vorzugsweise auf Erwerb und äußeren Lebensgenuß gerichteten Sinn der Menschen in Xenophon's Zeit erkennen! Unter der Aufschrift Hiero hat Xenophon einen Dialog verfaßt, in welchem er den syrakusanischen König Hiero I. sich mit dem Dichter Simonides darüber unterhalten läßt, daß das Schicksal eines Herrschers nicht zu beneiden sei. In diesem Werke kommt Xenophon zuletzt wieder auf denselben Gedanken, welcher von ihm bereits in der Cyropädie entwickelt worden war, der aber dem echt griechischen Geiste stets als ein Grundirrthum des Orients gegolten hatte: es ist die Meinung, daß das Glück eines Staates das Werk eines einzelnen Menschen sein könne, welcher die Regierung und Verwaltung mit unumschränkter Gewalt leite. Nachdem nämlich Xenophon zuerst die Entbehrungen eines Herrschers in Bezug auf die wichtigsten rein menschlichen Verhältnisse und Freuden nachgewiesen hat, sucht er zu zeigen, wie es demselben möglich sei, vermittelst der in seiner Hand ruhenden Macht ein Wohlthäter seiner Unterthanen und der Schöpfer ihres Glückes zu werden. Uebrigens ist dieser letzte Theil des Hiero für die moderne Zeit sehr nützlich, da er recht gute Lehren für Prinzen enthält.

Xenophon hatte noch zwei Schriften verfaßt, welche, wie die Denkwürdigkeiten des Sokrates, eine unmittelbare Beziehung zu seinem Lehrer haben, die Apologie oder Vertheidigung des Sokrates und das sogenannte Gastmahl. Die erstere Schrift enthält nicht sowohl eine förmliche Vertheidigung jenes Philosophen gegen die Anschuldigungen, wegen deren er zum Tode verurtheilt wurde, sondern sie besteht vielmehr nur aus einigen Worten der Liebe und Verehrung, welche der Bosheit und den Verläumdungen der Feinde des Sokrates entgegengesetzt werden. Im Gastmahl hat Xenophon die Absicht, die Grundsätze seines Lehrers in Bezug auf Freundschaft und Liebe darzulegen. Da auch Plato eine ähnliche Schrift unter demselben Titel geschrieben hat, so ist schon viel darüber gestritten worden, in wie fern das eine dieser beiden Bücher als eine Gegenschrift gegen das andere anzusehen sei, welche erst durch dieses hervorgerufen worden wäre. Zwischen beiden Schriften besteht allerdings ein sehr bestimmter Gegensatz; allein man braucht den Grund davon nicht in einem Verhältnisse der erwähnten Art zu suchen, da der sehr große Unterschied, welcher zwischen beiden Büchern obwaltet, sich viel einfacher aus der ganz entgegengesetzten Natur und Richtung ihrer Verfasser erklärt. Xenophon wandte sich bei seiner Betrachtung über Liebe und Freundschaft blos an den Verstand und sucht in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens jene Art von Behaglichkeit zu entdecken, in welcher nach seiner Meinung das Glück besteht; Plato dagegen, ein mit lebendiger Phantasie und tiefdenkendem Geiste begabter Philosoph, findet die gesuchte Befriedigung im ganzen weiten Reiche der Sinnlichkeit nicht und erhebt sich daher mit seinen Wünschen und Ansichten in höhere Regionen.

Fassen wir alles über Xenophon Gesagte zusammen, so erkennen wir in ihm den echten Sohn seiner Zeit, in dessen Schriften die Hauptseiten des griechischen Wesens und Lebens, wie dasselbe seit dem peloponnesischen Krieg beschaffen war, sich aufs deutlichste abspiegeln. Die eigentliche Religion, die Begeisterung und das so zu sagen unbewußte Leben für die Götter und das Vaterland waren untergegangen und wurden durch Verstandesbildung und praktische Moral ersetzt; die Menschen mußten sich eines bestimmten Zweckes bewußt werden, dieser konnte aber in nichts Anderem bestehen, als in dem Nützlichen und in den Annehmlichkeiten des äußeren Lebens; die Art, wie diesem Zwecke gemäß das Leben einzurichten sei, und wie auf ihn Gottesfurcht, Freundschaft, Vaterlandsliebe, kurz alle höheren Güter zurückbezogen werden können, lehrt Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates theoretisch. In seinen geschichtlichen Werken dagegen, besonders in der Cyropädie, sucht er eben dasselbe praktisch zu lehren. Darum werden von Xenophon die persischen Einrichtungen, durch welche jede Indivi-

dualität vernichtet wurde, idealisirend dargestellt und den Griechen als ein Muster vorgeführt, wie man jenen Zweck der äußeren Ruhe und Behaglichkeit mechanisch erreichen könne. Eben derselbe Gedanke geht durch Xenophon's griechische Geschichte hindurch: eine feststehende Ordnung, wenn auch, wie bei den Spartanern, eine militärische und berechnende Klugheit, wenn auch, wie ebenfalls bei diesem Volke, eine für die Freiheit anderer Staaten verderbliche, sind allein in den Augen des Verfassers unbedingt lobenswürdig, und die Absicht, diese Dinge zu empfehlen, läßt sich in seiner Erzählung nirgends verkennen.

Xenophon's Werke sind der Ausdruck eines Zeitalters, dem die republikanischen Tugenden bereits fehlten und in welchem der Verstand zum Denken über das Leben gebildet war, das Regieren und Verwalten aber, sowie die Anführung der Heere nicht mehr als eine bloße Ehre und Last angesehen wurde, sondern ein Amt und ein Geschäft geworden war. In einer solchen Zeit kann die Geschichtschreibung nicht eine bloße Darstellung bleiben, sie muß in ein Betrachten und Ueberdenken des Dargestellten übergehen. Die Erzählung wird ruhig und faßlich, sie nimmt stets auf die Verhältnisse des Lebens Rücksicht, sie unterhält und belehrt, sie regt aber nie ein tieferes Eindringen in die menschliche Natur an.

So sank die Geschichte durch den veränderten Geist der Zeit von der erhabenen Stellung herab, welche Thucydides ihr gegeben hatte. Xenophon setzte ihr die beschränkte Aufgabe, eine bestimmte politische oder moralische Belehrung zu geben. Dadurch hörte sie auf, eine selbstständige geistige Beschäftigung zu sein; sie wurde zu einem der Wissenszweige gemacht, welche je an ihrem Theile zur Vorbildung für das Leben im Staate dienen. Unmittelbar nach Xenophon traten zwei Umstände ein, welche der Geschichtschreibung eine neue Richtung gaben und zugleich ihr Sinken beschleunigten. Einerseits wandelte nämlich der berühmte Lehrer der Redekunst, Isokrates, die Beredsamkeit in eine förmliche Kunst und in eine Schulwissenschaft um und wirkte dadurch auch auf die Geschichtschreibung nachtheilig ein; andererseits aber nahmen die Verhältnisse der griechischen Staaten eine solche Gestalt an, daß aus ihnen jede lebendigere und tiefere Anregung für die Geschichtsbetrachtung und Geschichtschreibung verschwand. Durch das Uebergewicht, welches Isokrates der eigentlichen Kunst der Darstellung über die natürliche Beredsamkeit verschaffte, gewöhnte man sich, den Werth einer Schrift nicht nach ihrem Inhalt, sondern blos nach ihrer Form zu bemessen und folglich auch bei der Geschichtschreibung den Styl und Ton der Darstellung als die Hauptsache anzusehen. Die Behandlung historischer Gegenstände war daher in der nächsten Zeit für jeden, der sich damit abgab, nur ein Mittel, sich selbst als einen guten Kopf

und geschickten Darsteller zu zeigen. Ob dies durch die Wahrheit oder durch den bloßen Schein derselben erreicht würde, war dabei Nebensache. Es wurde also der erste und hauptsächlichste Zweck aller Geschichtschreibung, das Aufbewahren und Ueberliefern des Geschehenen, der bloßen Form und Darstellung untergeordnet. Dadurch wurde die Geschichte zu einem Zweige der rhetorischen Wissenschaft oder der Kunst der Beredsamkeit gemacht und ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Leben selbst und seinen höheren Zwecken zu dienen, ganz und gar entzogen; sie ward gleichsam aus dem Lichte des Lebens in das Dunkel des Kabinets und in die Stille der Studirstube versetzt.

Die Ereignisse selbst trugen zu diesem Untergang der echten Geschichtschreibung nicht wenig bei. Die Geschichte der griechischen Freistaaten bestand von dem Tode des Epaminondas an bis auf Alexander den Großen meistentheils nur aus solchen Ereignissen, welche entweder keinen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal der gesammten Nation hatten, oder blos traurige und von schlechten Menschen geleitete Unternehmungen waren. Ein begeistertes Interesse an diesen Begebenheiten und ihrer Erkenntniß konnte es also nicht sein, was einen Geschichtschreiber zur Darstellung derselben trieb. Ueberdies hatte auch das Publikum selbst, namentlich aber die beiden wichtigsten Theile desselben, das atheniſche Volk und der macedonische Hof, keinen Sinn für wahre Geschichtschreibung. Die Athener, welche in Angelegenheiten der Literatur die höchste entscheidende Macht blieben, waren durch die auflebende Schulberedsamkeit verwöhnt worden und in ihren geistigen Genüssen in eine falsche Richtung gerathen; der macedonische Hof aber, welcher als Sitz der höchsten politischen Gewalt ebenfalls einen sehr großen Einfluß auf die Literatur ausübte, konnte, seiner politischen Zwecke wegen, nur unpatriotischen und schmeichlerischen Geschichtschreibern Ehre und Belohnung darbieten.

Alle diese Verhältnisse zusammengenommen gaben, unmittelbar nach Xenophon's Auftreten, der griechischen Geschichtschreibung den Todesstoß. Die Historiker, welche in der Zeit von Xenophon's Blüthe an bis auf Alexander den Großen auftraten, standen daher auch noch tiefer unter Xenophon, als die späteren Tragiker unter Euripides. Diese Geschichtschreiber, deren Werke übrigens bis auf einige Bruchstücke insgesammt untergegangen sind, haben deshalb auch ebenso wenig für die Erkenntniß des herrschenden Geistes, als für die Wissenschaft der Geschichte einen Werth. Ihre einzige Bedeutung besteht darin, daß einige von ihnen, wie Philistus, Theopompus und Ephorus, später den römischen Geschichtschreibern als Muster und Vorbilder dienten und dadurch auf die Literatur des römischen Volkes einen Einfluß ausübten.

5. Philosophie.

Die ersten Anfänge der griechischen Philosophie sind, wie früher gezeigt worden ist, in den religiösen und mythischen Gedichten der Vorzeit zu suchen. Im sechsten Jahrhundert v. Chr. waren drei philosophische Schulen entstanden, oder richtiger, es waren die drei ersten Versuche gemacht worden, mit der Kraft des Denkens die übersinnlichen Dinge in ihrem Zusammenhange aufzufassen und die Beziehung derselben zur sichtbaren Welt zu erklären. Von diesen Schulen erhielten zwei, die ionische und die eleatische, erst dann Ansehen und Bedeutung, als sie nach Athen verpflanzt wurden, weil dies den Anlaß gab, daß auch die philosophische Wissenschaft der Griechen sich in der Hauptstadt von Griechenland, neben den anderen Künsten und schönen Wissenschaften und in Verbindung mit ihnen, entwickelte. Die dritte Schule oder die pythagoreische Lehre stand mit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften in Athen lange Zeit in keinem unmittelbaren Zusammenhang, erlangte aber nichtsdestoweniger eine große Bedeutung für den Entwickelungsgang der griechischen Cultur. Sie war nämlich einerseits die Quelle, aus welcher zuerst die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik hervorging, und andererseits entsprangen aus ihr jene mystischen Schwärmereien, welche als eine unvertilgbare Verirrung einzelner Menschen unter den Griechen ebenso, wie bei anderen Völkern, großen Eingang fanden. Dies ist stets der Fall, wenn die Menschen durch Ueppigkeit erschlaffen oder durch Ueberbildung der Natur untreu werden. Alle drei Schulen haben also einen Einfluß auf die unter den späteren Griechen herrschenden Ansichten gehabt; allein die pythagoreische übte denselben nur von Zeit zu Zeit in einem bedeutenderen Umfange aus und wirkte auf das Entstehen der in Athen sich entwickelnden Philosophie nicht ein, diese ward dagegen durch die ionische und eleatische Schule recht eigentlich erst hervorgerufen.

Anaxagoras, welcher der ionischen Schule angehörte, war einer der ersten Philosophen, die in Athen lehrend auftraten und daselbst Einfluß erhielten. Er hatte im Jahre 456 v. Chr. seinen Wohnsitz nach Athen verlegt und war Lehrer und Freund des Perikles und Euripides geworden. Zu gleicher Zeit mit ihm waren auch einige der Eleaten nach Athen gekommen und hatten daselbst kurze Zeit gelehrt. Diese Männer verbreiteten also die Ansichten der eleatischen und ionischen Schule von derjenigen Stadt aus, welche gerade zu ihrer Zeit der Mittelpunkt und die Hauptstadt des geistigen Lebens der Griechen wurde. Da das, was beide Schulen von Gottheit und Welt lehrten, mit dem griechischen Volksglauben im Widerspruch stand, so untergruben die nach Athen gewanderten Philosophen diesen Glauben und

wirkten umgestaltend auf die herrschenden religiösen Ansichten ein, welche man seither nur aus den Dichtern und den Mysterien geschöpft hatte. Deswegen begannen auch in Athen alsbald die Verfolgungen des Staates gegen Anaxagoras und andere Philosophen. Anaxagoras selbst entging nur durch die Flucht dem Tode. Bald nach ihm wurden die Philosophen Diagoras von Melos, Protagoras von Abdera und Prodikus von Ceos als Gotteslängner verfolgt und verurtheilt. Der Erstere mußte nämlich, weil er mit aller Bestimmtheit das Dasein der Götter läugnete, die Flucht ergreifen; die Athener setzten aber einen Preis auf seinen Kopf und ließen ihm eine Schandsäule errichten. Protagoras wurde aus Athen verbannt, weil er in einem Buche ausgesprochen hatte, er wisse nicht, ob es Götter gebe; die Athener ließen seine Schriften öffentlich verbrennen und untersagten bei Strafe den Verkauf und Besitz derselben: das erste in der Geschichte vorkommende Beispiel der Verbrennung und des Verbots von Büchern. Prodikus endlich hatte unter Anderm gesagt, der Glaube an die Götter habe keinen andern Grund, als daß die Menschen Erscheinungen in der Natur, welche ihnen vorzugsweise nützlich wären, vergöttert hätten. Er wurde deshalb als Atheist verurtheilt und hingerichtet.

Die neuen Lehren und Lebensansichten, welche durch die Philosophen in Athen und von dieser Stadt aus verbreitet wurden, waren es nicht allein, was der Verpflanzung der Philosophie nach Athen eine so große Wichtigkeit gab. Noch viel einflußreicher war der Umstand, daß die Philosophie kurz vorher eine neue Richtung erhalten hatte und in Folge davon unter den Athenern zur Bildung für das Staatsleben angewandt wurde. Statt daß die Philosophen der früheren Zeit schwärmend und dichtend blos die Natur der Dinge zu erforschen gesucht hatten, beschäftigten sich, kurz vor Anaxagora's Auftreten in Athen, die denkenden Köpfe unter ihnen mit der sogenannten Wissenschaft der Dialektik oder mit dem, was man heut' zu Tage vielleicht angewandte Logik nennen würde. Die Dialektik gab nämlich die Mittel an die Hand, mit Hülfe der erkannten Gesetze des Denkens den Schein von der Wahrheit unterscheiden zu können; sie enthielt die Anweisung, wie man eine jede Sache nach ihrem Begriffe, ihren Gründen und Verhältnissen philosophisch auffassen, das Für und Wider bei derselben ermitteln und sie von ihren verschiedenen Seiten her verschieden darstellen und behandeln könne. Durch die Dialektik wurde also die Philosophie in eine Art von Kunst umgewandelt, deren man sich bei allen möglichen Bestrebungen bedienen konnte und durch welche besonders in republikanischen Staaten die philosophische Bildung einen großen Werth für das politische Leben erhalten mußte. Diese Denkkunst gewährte den Männern, welche eine Rolle im Staate spielen wollten,

nirgends größere Vortheile, als da, wo das Volk zugleich gebildet war und eine demokratische Verfassung hatte. Sie fand daher auch in Athen die beste Aufnahme. Hier wurde durch die Art, wie man die Dialektik gebrauchte, die Philosophie so zu sagen zu einem Theil der Staatswissenschaften gemacht und insbesondere auf die Bildung zur Beredsamkeit angewandt.

Aus der Dialektik, welche bei den Eleatikern sogleich in die größte Spitzfindigkeit ausartete, bildete sich in Unteritalien eine zweite philosophische Kunst, welche den Namen der Sophistik erhielt und ebenfalls sehr bald nach Athen verpflanzt wurde. Die Sophistik war nichts Anderes, als die Benutzung der Dialektik zur Befriedigung der Eitelkeit und des Eigennutzes. Sie bestand nämlich in der Kunst, Alles nach Belieben zu beweisen oder zu widerlegen, oder durch Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse den bloßen Schein als Wahrheit und die Wahrheit als Irrthum darzustellen. Die berühmtesten Männer, welche in dieser Fertigkeit sich auszeichneten und als die größten von allen Sophisten anzusehen sind, waren Gorgias von Leontini in Sicilien, Protagoras von Abdera, Prodikus von Ceos, Hippias aus Elis und Thrasymachus von Chalcedon. Sie lebten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Einige Sophisten, wie z. B. Protagoras, waren erfinderische Köpfe, denen auch ein ernstes Denken zugeschrieben werden kann; die Mehrzahl derselben aber bestand aus solchen Menschen, welche ein oberflächliches und nur auf den Schein berechnetes Wissen und eine große Fertigkeit im Disputiren sich angeeignet hatten. Diese suchten aus der Thorheit und Beschränktheit der großen Menge soviel Vortheil als möglich zu ziehen und traten gleichsam als philosophische Tausendkünstler und Marktschreier überall auf, wo sie ihre Gewinnsucht und Eitelkeit am besten befriedigen zu können glaubten. Durch diese Sophisten wurde also die Philosophie geradezu zu einem Gewerbe der niedrigsten Art herabgewürdigt; denn sie boten sich allen denen, welche im Staate einen Einfluß erlangen wollten, als Lehrer der Rede- und Disputirkunst an, trugen bei den Wechslertischen in Athen, bei den Festen zu Olympia und überhaupt an jedem Orte, an welchem viele Leute zusammenkamen, ihre Trugkünste vor, erklärten sich bereit, über alles, was ihnen vorgelegt würde, in jedem beliebigen Sinne zu reden und suchten durch Spitzfindigkeiten und Künsteleien jeder Art sich Geld und Beifall zu verschaffen.

Athen war auch für die Sophisten der Ort, wo sie besser, als in irgend einer andern griechischen Stadt, ihr Wesen treiben konnten. Sie waren für ein Volk, das am Regieren und Rechtsprechen seine größte Freude hatte, eine willkommene Erscheinung und fanden daher in Athen die beste Gelegenheit, sich als Lehrer der neuen Kunst Reich-

thümer zu erwerben. Dorthin strömte deshalb die größte Menge von Sophisten zusammen. Diese übten den nachtheiligsten Einfluß auf das Staatsleben und die Literatur aus; denn die öffentlichen Verhandlungen erhielten durch sie ein ganz sophistisches Gepräge; die Kunst der Beredsamkeit, als deren beste Lehrer sie bald angesehen wurden, erlitt durch sie eine gänzliche Umgestaltung und selbst in die gesellige Unterhaltung und das Privatleben drang die von ihnen gepredigte Weisheit ein. Dialektik und Sophistik wurden jetzt die Modephilosophie der Athener und galten der großen Mehrzahl derselben als die besten Mittel, sich Scheinbildung, Geld und Einfluß im Staate zu verschaffen.

Der kleinere verständige Theil unter den gebildeteren Kreisen des Volkes erhob sich auf das nachdrücklichste gegen den Unfug des Sophistenwesens, welches so verderblich auf Sitten und Staatsleben einwirkte. Vor allen andern Männern aber trat gegen sie ein Philosoph in die Schranken, dessen größtes Verdienst in seinem unausgesetzten Kampf gegen die Lüge, Eitelkeit und Gewinnsucht seiner Zeitgenossen bestand. Dies war Sokrates, der Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete. Er war 469 v. Chr. zu Athen geboren und lebte bis zum Jahre 400, wo er als ein Opfer seines Strebens der Verfolgung seiner Gegner erlag. Sokrates trieb anfangs das Gewerbe seines Vaters, gab dasselbe aber, ungefähr im dreißigsten Jahre seines Alters, auf und lebte seitdem dürftig von seinem kleinen Vermögen. Gleich allen Bürgern des atheniſchen Staates nahm auch er im männlichen Alter an den Kriegen desselben Antheil: er befand sich unter Anderm bei dem Heere, welches am Anfang des peloponnesischen Krieges Potidäa belagerte und nahm an den Schlachten bei Delium und Amphipolis Theil. Er zeichnete sich dabei nicht allein durch Tapferkeit aus, sondern erweckte auch durch seine körperliche Abhärtung und Ausdauer die Bewunderung seiner Mitbürger. In der Schlacht bei Delium, in welcher die Athener aufs Haupt geschlagen wurden, focht er mit so großer Tapferkeit, daß einer der Anführer später versicherte, die Athener würden den Sieg davon getragen haben, wenn alle ebenso wie Sokrates ihre Schuldigkeit gethan hätten. Selbst noch auf der Flucht, zu welcher das athenische Heer genöthigt ward, zeigte er sich tapfer und rettete durch fortgesetzten Kampf während derselben seine Ehre. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Sokrates von Feinden umzingelt sein Leben verloren haben würde, wenn nicht Alcibiades mit einigen Andern ihm zu Hülfe geeilt wäre und ihn befreit hätte.

An der Regierung und Verwaltung des Staates nahm Sokrates nicht mehr Antheil, als die Pflicht von den Bürgern fordert; er wollte seinem Vaterlande nicht als Staatsmann, sondern als Volkslehrer und Sittenrichter dienen. So oft er aber bei Gericht oder in der Volks-

versammlung mit sprechen und entscheiden mußte, zeigte er sich als einen Mann, der ohne Rücksicht auf Vortheil oder Gefahr seiner Ueberzeugung gemäß handelt. Bei dem Gerichte z. B., welches nach der Schlacht bei den Arginusen über die Anführer wegen Verabsäumung der Pflicht gegen die Gebliebenen gehalten wurde, war er, trotz der aufgeregten Stimmung des Volkes und der drohenden Stellung der Demagogen, der einzige von allen damaligen Prytanen, welcher der Verurtheilung der Angeklagten sich widersetzte und diesen Widerspruch unbekümmert um alle Drohungen aufrecht hielt. Unter der Herrschaft der 30 Tyrannen wurde Sokrates nicht verfolgt, während so viele andere Bürger ihr Leben verloren oder in die Verbannung getrieben wurden, ungeachtet er einst einem an ihn ergangenen Befehle der Gewaltherren mit derselben Ruhe, wie er der aufgeregten Volksmasse gegenüber bewiesen hatte, den Gehorsam versagte. Er blieb verschont, weil er zu keiner politischen Partei gehörte und keine Rolle im eigentlichen Staatsleben spielen wollte, oder, wie er selbst sich ausdrückte, weil er nie Ehrgeiz besaß und weil ein fester Mannesmuth bei reinem Charakter selbst der Tyrannei eine gewisse Scheu einflößt.

Ueber Sokrates Privatverhältnisse sind manche Erdichtungen in Umlauf gekommen. Dies gilt besonders auch von dem, was man von seiner Gattin Xanthippe erzählt. Spätere Schriftsteller des Alterthums haben uns in Betreff derselben allerlei Geschichten überliefert, welche erst nach Sokrates Tode aufgekommen sind. Nach diesen Erzählungen wäre Xanthippe eine sehr mürrische und zänkische Frau gewesen. Die zu Sokrates Zeit lebenden athenischen Schriftsteller, sowohl die gegen ihn feindlich gesinnten als die ihm befreundeten, berichten nichts der Art, obgleich sie sonst in Betreff seiner Privatverhältnisse vieles in ihren Schriften mitgetheilt haben. Es geht im Gegentheil aus einer Stelle Xenophon's, eines der vertrautesten Schüler und Freunde dieses Philosophen, hervor, daß Sokrates seine Gattin als gute Hausfrau und Mutter schätzte. Nur das Eine wird von eben demselben Schriftsteller berichtet, daß Xanthippe neben diesen schönen Eigenschaften auch den Fehler hatte, launenhaft zu sein und daß sie deshalb unter Andern einmal mit einem ihrer Söhne in Zwist gerieth. Wahrscheinlich rühren aus diesem Umstande alle jene übertriebenen Berichte und Erzählungen her, in Folge deren der Name der Xanthippe als eines bösen Weibes sprichwörtlich geworden und in den bekannten Vers unserer ABC-Bücher gekommen ist.

Sokrates hatte alles das, was seine Zeit an Bildungsmitteln darbot, zu seiner Ausbildung angewandt. Er hatte Mathematik, Physik, Grammatik, Musik, Poesie und die verschiedenen Zweige der philosophischen Wissenschaft mit Sorgfalt erlernt; auch die Kunst der Sophisten

hatte er, unter Leitung des Prodikus von Ceos, studirt. Er hatte außerdem, im Verkehr mit Aspasia und andern ausgezeichneten Frauen, die Bildung der Welt und des geselligen Lebens sich anzueignen gesucht. Bei allen diesen Bestrebungen verfolgte er jedoch von Anfang an den alleinigen Zweck, selbst weise zu werden, nicht aber, wie die meisten Philosophen seiner Zeit, eine Schule zu errichten und den Katheder zu besteigen, oder gar, wie die Sophisten, vermittelst der erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten sich Geld zu erwerben. Dieser Zweck seiner Studien unterschied ihn von allen Philosophen, welche zu gleicher Zeit mit ihm lebten und mußte ihn auf einen anderen Weg führen, als der war, welchen jene betreten hatten.

Sokrates konnte, wegen seines angebornen praktischen und durchaus verständigen Sinnes, sich nicht durch diejenige Art Philosophie befriedigt fühlen, welche von der Entstehung dieser Wissenschaft an bis zu ihrer Ausartung in Dialektik und Sophistik getrieben worden war. Die Bemühungen der griechischen Philosophen waren von Anfang an vorzugsweise auf die Erkennung der Natur und des Uebersinnlichen gerichtet gewesen; einem Manne wie Sokrates mußte aber alles Grübeln über die Natur gehaltlos und unnütz scheinen, sobald sich dasselbe nicht auf die Erfahrung und Beobachtung, sondern auf Folgerungen und Schlüsse stützte und ebenso mußte es ihm abgeschmackt vorkommen, daß man bei dem Nachdenken über die ersten Ursachen der Dinge und über die Gottheit nicht von den sittlichen Anlagen des Menschen und von der Natur des menschlichen Willens ausging. Er erkannte, daß seine Zeitgenossen auf diesem Wege sich durch den Schein des Wissens und der Erkenntniß zur eiteln Selbsttäuschung und zu mancherlei Thorheiten hatten verleiten lassen; er sah ein, daß sie durch den dialektischen und sophistischen Mißbrauch der Philosophie daran gewöhnt worden waren, sich über jeden Grundsatz der Moral hinwegzusetzen und jedem natürlichen Rechtsgefühl Hohn zu sprechen. Was war daher natürlicher, als daß Sokrates die Moral und das Studium des Menschen zum Hauptgegenstand seiner philosophischen Forschungen machte und daß er nicht durch die philosophische Lehre an und für sich selbst, sondern hauptsächlich durch die Anwendung derselben auf's Leben zu wirken suchte! Wegen dieser Richtung, welche Sokrates seiner Wirksamkeit gab, sagt Cicero von ihm: er zuerst habe die Philosophie vom Himmel in die Städte und Wohnungen zurückgeleitet, sie in das wirkliche Leben der Menschen eingeführt und diese angetrieben, ihr eigenes Wesen zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen, damit sie sich über ihr Thun und Lassen, über das Gute und Böse und die eigentliche Aufgabe des Lebens Rechenschaft geben könnten. Sokrates selbst erklärte in diesem Sinne den Ausspruch „Erkenne dich selbst!“ welcher über dem Ein-

gang in den Tempel zu Delphi als Inschrift angebracht war, für den Inbegriff der wahren Weisheit. Er sprach die Meinung aus, daß das Uebersinnliche und die verborgenen Kräfte und End-Ursachen der Natur dem menschlichen Verstande unerreichbar, den Menschen, wie er sich ausdrückt, von den Göttern geflissentlich verborgen seien und daß, auch wenn die Erkenntniß derselben möglich wäre, dies doch keinen unmittelbaren Nutzen für das Leben und seine Zwecke haben würde. Er erklärte daher auch, um den Vorzug des natürlichen Verstandes vor allem Scheinwissen recht nachdrücklich hervorzuheben, im Gegensatz gegen die sophistischen Marktschreier seiner Zeit, von sich selbst, daß er ein Mann sei, der gar nichts wisse, aber gerade deshalb, weil er dieses erkenne und sich eingestehe, weiser sei als alle anderen Menschen.

Sokrates sprach mit diesem Worte die Nothwendigkeit aus, daß man, um zu einem wahren Wissen zu gelangen, gleichsam von vorne anfangen, von den unwahren oder halbwahren Vorstellungen, welche man ohne eigentliches Denken von der Oberfläche der Dinge schöpfe, absehen müsse und er sucht zugleich der Verwirrung des sittlichen Lebens und dem Treiben der Sophisten dadurch entgegenzuarbeiten, daß er mit Hülfe der gesunden Vernunft und reiner Liebe zur Wahrheit dagegen auftrat. Er wollte seinen Zeitgenossen nicht philosophische Ansichten mittheilen, sondern sie zum Denken anregen, die Menschen nicht belehren, sondern bilden, sie nicht kenntnißreich und gelehrt, sondern verständig und tugendhaft machen. Sokrates hielt daher auch keine Schule, sondern er war gleichsam nur ein Volkslehrer, ein Wahrheitsfreund, welcher unmittelbar auf den Geist und das Herz seiner Zeitgenossen einwirken und die Menschen aller Stände und Berufsthätigkeiten aufklären und veredeln wollte. Mit diesem bestimmten Ziel und Zweck seines Auftretens hängt auch die Art und Weise desselben auf das innigste zusammen, sowohl in Bezug darauf, daß er keine Schule gründete und kein philosophisches System schuf, als auch in Betreff seiner Lehrmethode. Sokrates hielt nämlich keine Vorträge, sondern unterrichtete fragend, so daß es jedesmal schien, als wenn er selbst erst im Zwiegespräch mit einem Andern die Wahrheit suchen wollte. Er pflegte scherzend zu sagen, daß er in geistiger Weise das Geschäft seiner Mutter, der Hebamme, treibe, denn er stehe anderen Menschen gleichsam als Geburtshelfer bei, damit die verborgene Frucht ihres Verstandes, der Begriff, der Gedanke, an das Licht gebracht werde. Sein Talent in der katechetischen oder fragenden Weise des Unterrichts war so ausgezeichnet, daß man diese Unterrichtsart noch jetzt öfters die Sokratische Lehrmethode nennt. Sokrates selbst hatte sich durch sein unablässiges und aufrichtiges Streben nach Wahrheit eine gewisse Sicherheit des Urtheils errungen, so daß er in allen Dingen

sich ganz fest auf sich selbst verlassen konnte. Diese gleichsam instinktartig wirkende Vernunft, welche er sich im steten Kampfe mit der herrschenden Dialektik und Sophistik gebildet hatte, pflegte er sein Dämonium oder seinen Schutzgeist zu nennen, der ihn nie verlasse und ihn warne und abhalte, so oft er etwas Verkehrtes unternehmen wolle oder in Gefahr sei, irre zu gehen.

Obgleich Sokrates keine Schule gründete, so gab es doch eine kleine Zahl von jüngeren Männern, welche mit ihm in unablässigem Verkehr standen und durch seine Belehrung ihre Bildung oder eine bestimmte Richtung ihres Strebens erhielten. Die hervorragendsten unter diesen Schülern, die er selbst nur als „seine Freunde" bezeichnete, waren: der Geschichtschreiber Xenophon, der berühmte Alcibiades, der Tyrann Kritias, welcher zur Zeit seiner Schreckensherrschaft der Feind seines ehemaligen Lehrers war, der große Philosoph Plato, der sogenannte Sokratiker Aeschines, welchem dieser Beiname zum Unterschied von dem gleichnamigen Redner gegeben wurde, ferner Euklides von Megara, Aristippus von Cyrene und Antisthenes von Athen. Ueber das nähere und fernere Verhältniß, in welchem Sokrates zu seinen einzelnen Schülern stand und über die Art, wie er dieselben an sich gezogen hatte, sind uns verschiedene Anekdoten überliefert worden, welche zwar zum größten Theile nicht für wahr gehalten werden können, aber doch insgesammt so beschaffen sind, daß sie sich auf bestimmte Charakterzüge des Wesens dieses praktischen Philosophen und seiner Lehre beziehen und zugleich die in der späteren griechischen Welt vorherrschende Ansicht von der Art, wie er sich gab und wirkte, zu erkennen geben. Die Bekanntschaft Xenophon's soll Sokrates auf folgende Weise gemacht haben. Er begegnete dem jungen Mann auf der Straße und ward durch die Schönheit und das anständige Wesen desselben überrascht. Sogleich hielt er ihn an und legte ihm die Frage vor, ob er wisse, wo man Mehl und andere Lebensbedürfnisse kaufe. Als Xenophon mit ja antwortete, fragte Sokrates ihn weiter: „Weißt du aber auch, wo man sich Weisheit und Tugend erwirbt?" Der junge Mensch stutzte und sah den Fragenden betroffen an. „Wohlan, sagte Sokrates zu ihm, folge mir, ich will es dir zeigen!" Seit dieser Zeit war Xenophon der treueste Anhänger und Schüler des Philosophen. Zwei andere Schüler des Sokrates, Euklides von Megara und der Athener Antisthenes, welcher in der fast zwei Stunden von der Stadt entfernten Hafenstadt Piräus wohnte, fühlten sich von Sokrates so sehr angezogen, daß sie, trotz der großen Entlegenheit ihrer Wohnorte, sich so oft als nur möglich zu ihm nach Athen begaben. Als einst aus Anlaß eines Krieges zwischen Athen und Megara den Bürgern der letzteren Stadt bei Todesstrafe verboten wurde, sich auf dem athenischen

Gebiete betreten zu lassen, setzte Euklides dessen ungeachtet seine Besuche bei Sokrates fort: er kam oft in Weiberkleidern Abends nach Athen und kehrte vor Tagesanbruch wieder in seine wohl eine halbe Tagereise entfernte Vaterstadt zurück. Der junge Aeschines, welcher in dürftigen Umständen war, wünschte sehr, des Sokrates Schüler zu sein, ließ sich aber dadurch einschüchtern, daß er einige Jünglinge aus den reichsten Familien in dessen Umgebung sah. „Ei wie?" sagte Sokrates, als er dies gewahr wurde, zu ihm, „schätzest du dich denn so gering? und rechnest du das Geschenk, welches du mir mit dir selbst machst, für gar nichts?"

Nach allem vorher Angegebenen kann von einem philosophischen System des Sokrates keine Rede sein, und man dürfte als solches etwa nur die bereits angedeuteten Grundsätze für das sittliche Leben ansehen, welche Sokrates seinen Zeitgenossen vortrug, wiewohl es ihm auch mit diesen nicht um eine dogmatische Lehre oder um ein in sich abgeschlossenes und feststehendes System zu thun war, daß er aber einen deutlichen Begriff von dem engen Zusammenhang wahrer Erkenntniß mit wahrer Sittlichkeit besaß, beweist sein Satz, daß die Tugend ein Wissen sei. Er selbst hat keine Schriften verfaßt, weil er stets nur für seine Zeit und mit bloßer Rücksicht auf das Bedürfniß der mit ihm Lebenden seine Lehren vortrug, und also auch keinen Anlaß hatte, diese niederzuschreiben. Drei von seinen Schülern, Aeschines, Xenophon und Plato, haben uns die Aussprüche ihres Lehrers schriftlich überliefert, und zwar in der dialogischen oder katechetischen Form, in welcher er selbst seine Lehren immer vortrug. Alle drei stellen aber ihren Lehrer und Meister nur so vor, wie jeder von ihnen ihn aufgefaßt hat, und legen ihm zum Theil ihre eigenen Gedanken in den Mund.

Uebrigens waren die Ansichten des Sokrates nicht ganz unabhängig von derjenigen Philosophie, welche vor ihm in Athen gelehrt worden war, da auch das ganze geistige Leben der Menschen ebenso, wie alle äußeren Begebenheiten der Geschichte, mit dem allgemeinen Gange der Dinge verkettet sind. Höchst wahrscheinlich war es die ionische Philosophie, mit welcher des Sokrates Ansichten am nächsten im Zusammenhang standen. Archelaus, des Anaxagoras Schüler, welchen einige Schriftsteller des Alterthums geradezu für einen der Lehrer des Sokrates erklären, hatte in Athen neben der Naturphilosophie auch eine philosophische Sittenlehre vorgetragen. Diese scheint von allem, was dem Auftreten des Sokrates vorausging, am meisten Einfluß auf seine Ansichten und Bestrebungen gehabt zu haben. Doch war des Archelaus Lehre von der des Sokrates verschieden und wurde nicht eigentlich in diese übertragen, sondern rief dieselbe vielmehr nur anregend hervor. Das Verhältniß zwischen beiden ist etwa so anzusehen, wie das des

Christenthums zu dem alten Testamente. Es hat sich nämlich zwar die Sokratische Lehre aus der des Archelaus entwickelt, sie war aber etwas Neues und Selbstständiges, welches mit seiner Quelle nur wenig gemein hatte.

Sokrates konnte überhaupt keines von allen den philosophischen Systemen, welche ein Grübler baut und ein anderer wieder zerstört, für das Schiff halten, das den Menschen durch die stürmischen Wogen eines bewegten Lebens tragen soll. Er knüpfte daher auch seine Wirksamkeit ebensowenig an eines der früheren philosophischen Systeme an, als er die politische Religion seines Volkes, die zugleich Staatsreligion war, und deren äußere Formen er achtete und ehrte, zu der seinigen machen konnte. Er sah seine bethörten Zeitgenossen entweder nach bloßem Wissen oder nach äußerm Besitz streben und sich der zur Mode-Philosophie gewordenen Dialektik bedienen, um das Eine oder das Andere zu erlangen. Er sah die Dialektik und Sophistik vor allen anderen Wissenschaften geehrt, weil die eiteln Athener durch sie in den Stand gesetzt wurden, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, sich träge mit dem bloßen Schein und Schimmer von Kenntnissen zu brüsten und alle die Wahrheiten zu beseitigen, welche dem unbefangenen Verstand sich gleichsam von selbst aufdringen, dem ehrgeizigen und habsüchtigen Menschen aber drückend und verhaßt sind. Sokrates verschmähte und haßte solche Zwecke, wie die Mittel, welche zur Erreichung derselben dienten. Selbst weiser zu werden, um die Gründe des Guten und Wahren zu erkennen, und nicht durch den Schein der Lüge geblendet und um den Zweck des Lebens betrogen zu werden, dies war das Ziel und die Triebfeder seines Strebens nach Bildung. Mit den erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen aber dem natürlichen Verstande der Menschen zu Hülfe zu kommen, allen denen, welche keine sophistische Bildung besaßen, Vertrauen zu ihrer eigenen Natur und Denkkraft einzuflößen, seine Zeitgenossen auf sittliche Beweggründe und Zwecke aufmerksam zu machen, und ihnen die Gehaltlosigkeit der sophistischen Spitzfindigkeiten, sowie das Unnütze aller nicht auf Beobachtung, Erfahrung und richtige Begriffsentwicklung gegründeten Forschungen über Natur, Welt und Gottheit darzuthun, dies war das Ziel seines Wirkens, die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Sokrates trat seinen theils betrügenden, theils betrogenen Zeitgenossen mit Wahrhaftigkeit und reinem Sinne entgegen, wurde aber dafür von allen denen verfolgt, deren Eitelkeit und Gewinnsucht durch seine Bestrebungen in Gefahr kamen. Er setzte den Verfolgungen seiner Feinde Ruhe, Mäßigung und Standhaftigkeit entgegen und besiegelte zuletzt die Wahrheit, die er gelehrt hatte, mit dem Tode.

Am wohlthätigsten wurde Sokrates Wirksamkeit dadurch, daß er

die Prahlereien und Spitzfindigkeiten der Sophisten, deren Künste ihm nicht fremd waren, am gesunden Menschenverstande scheitern ließ. Dabei kam ihm das große satyrische und ironische Talent, welches er besaß, vortrefflich zu Statten. Es gelang ihm auch wirklich, dem Unwesen der Sophisten zu steuern. Diese und alle anderen Bestrebungen des Sokrates waren im höchsten Grade nützlich, in so fern dieselben verneinend blieben, und also nur die Vernichtung der Lüge und Schlechtigkeit bezweckten; ja, auch als bloße Lehre für das Volk waren die von Sokrates vorgetragenen Ansichten in so fern passend und gut, als die alte Religion bereits ihr eigentliches Ansehen und ihre Kraft verloren hatte. Allein es knüpften sich andererseits auch große Nachtheile an das, was Sokrates wirkte. Seine Philosophie hatte das Schicksal aller moralischen und religiösen Lehren: sie wurde durch seine Schüler aus dem Leben, für welches sie allein bestimmt war, in die Schule zurückgedrängt, in Formen eingekleidet und in Systeme umgewandelt. Dazu kommt, daß keine Philosophie, keine Vernünftelei und keine Moral bei der großen Menge jemals die Religion ersetzen kann. Außerdem ist aber auch die bloße Erkenntniß des Guten, wie lebhaft sie erscheine, für die große Mehrzahl der Menschen, besonders in südlichen Ländern, allzu schwach, um die Leidenschaften niederzuhalten; es müssen dabei durchaus die Phantasie, die Furcht und die Hoffnung mitwirken, damit Leidenschaft gegen Leidenschaft gesetzt, und die eine durch die andere im Zaum gehalten werde. Endlich hat jede in das Volk gebrachte Philosophie den Nachtheil, daß sie die ungebildete Menge zu einem leeren Grübeln veranlaßt, und das natürliche Gefühl derselben verwirrt, ohne sie doch zugleich in den Stand zu setzen, sich einen festen und leitenden Grundsatz zu bilden. Aus diesen Gründen hatte Aristophanes nicht Unrecht, den edeln und weisen Sokrates zu bekämpfen, weil derselbe den Glauben des griechischen Volkes untergrub und, so sehr er auch die Sophisten bekämpfte, durch seine Bestrebungen bei kleineren und weniger reinen Geistern, als er selbst war, eine neue Sophistik hervorrief.

Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen, welche jeden besseren Bürger mit grausamer Wuth verfolgten, hatte Sokrates ungefährdet seine Wirksamkeit fortsetzen können, weil ein Mann, welcher weder einer politischen Partei angehörte, noch überhaupt jemals in den Gang der Staatsangelegenheiten eingreifen wollte, für das Bestehen jener Regierung nicht gefährlich schien. Anders aber war es, als mit der Wiederherstellung der Volksherrschaft das Heer der Sophisten, der heuchlerischen Priester und der selbstsüchtigen Staatsmänner von neuem freien Spielraum erhielt. Für ihre Absichten und Bestrebungen war Sokrates der gefährlichste Feind. So lange der peloponnesische Krieg

die Bürgerschaft in ewiger Spannung und Unruhe gehalten hatte, war es ihnen nicht wohl möglich gewesen, das Volk so sehr und so anhaltend gegen Sokrates aufzuregen, daß sie eine gerichtliche Anklage gegen ihn mit der Hoffnung auf Erfolg hätten versuchen können. Nach der Wiederherstellung des Friedens aber war dies viel eher möglich, und Sokrates war seinen Feinden auch im Greisenalter noch so furchtbar, daß dieselben sein nahes Lebensende nicht abwarten konnten. Sie vereinigten sich mit einander zu einer gemeinschaftlichen Verfolgung. Zuerst bereiteten sie durch boshafte Verleumdungen die beabsichtigte Anklage vor. Sie bedienten sich dazu namentlich der, allen Bürgern noch in lebendiger Erinnerung stehenden Schreckensherrschaft des grausamen Kritias, eines ehemaligen Schülers des Sokrates, sowie der bekannten Religions-Entweihung, welche ein anderer dieser Schüler, Alcibiades, einst begangen haben sollte. Zwar hatten beide Männer, von welchen der eine ebenso grundsatzlos war, als der andere, im Verkehr mit Sokrates nur die für ihre ehrgeizigen Pläne nöthige rednerische und philosophische Gewandtheit sich zu erwerben gesucht, und nach der Erreichung dieses Zweckes ihren Lehrer sammt allen seinen Bestrebungen seinem Schicksal überlassen, ja, Kritias war sogar ein entschiedener Feind desselben geworden; allein was wäre bei der Leichtgläubigkeit und Unselbstständigkeit, welche dem gemeinen Volke überall und zu allen Zeiten eigen sind, in einem Staate, wie der athenische war, unmöglich gewesen! Man suchte also die Meinung zu verbreiten, daß Alcibiades und Kritias im Verkehr mit Sokrates den irreligiösen und tyrannischen Sinn erhalten hätten, durch welchen sie den Athenern so großen Schaden gebracht hatten. Die Gegner des Sokrates konnten dabei um so mehr auf Erfolg rechnen, da derselbe von dem oft wahrhaft unsinnigen Treiben der Volksversammlung nicht viel hielt, und folglich nichts leichter war, als seine Ansichten in Betreff der Volksreligion und der Volksherrschaft zu verdächtigen.

Nachdem auf diese Weise Alles vorbereitet worden war, traten die Feinde des Sokrates mit einer förmlichen Anklage gegen ihn hervor. Sie warfen ihm vor, daß er das Dasein der Götter, welche die Stadt verehre, leugne und durch seine Lehren die Jugend verderbe. Sokrates verschmähte bei seiner Vertheidigung alle die Mittel, deren die Angeklagten in Athen sich gewöhnlich bedienten, um die Gemüther der Richter zu rühren und für sich zu gewinnen; er blieb auch in der Todesgefahr sich selbst getreu und sprach zu seinen Richtern zwar mit Ehrerbietung ihrem öffentlichen Charakter gegenüber, aber auch mit rücksichtsloser Entschiedenheit in Betreff der von ihm vertheidigten Sache und mit dem Ausdruck eines männlichen Selbstbewußtseins. Er widerlegte seine Ankläger mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und Ironie, so

daß er das Ungereimte ihrer Anschuldigungen auf eine Allen einleuchtende Weise nachwies und sie selbst lächerlich machte und beschämte. Zu den Richtern aber sprach er mit einer vor athenischen Gerichten so seltenen Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit, daß das nur an Schmeicheleien gewöhnte Volk seine Rede einige Male durch Murren unterbrach, und daß hauptsächlich aus diesem Grunde das Schuldig über ihn ausgesprochen wurde. Das athenische Prozeß-Verfahren gewährte einem für schuldig erklärten Bürger das Recht, daß er selbst vor der Erlassung des Strafurtheils sich aussprechen konnte, welche von den gewöhnlichen Strafen er seinerseits gegenüber dem Strafantrag des Klägers verdient zu haben glaubte. Dieses Recht wurde von dem Angeklagten gewöhnlich benutzt, um die Richter zu einem milden Spruche zu bewegen, und vielleicht hätte auch den Sokrates ein ähnliches Verfahren noch gerettet: er aber, welcher sich selbst nicht für schuldig halten konnte, erkärte im vollen Bewußtsein seines Werthes und ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeit seiner Richter, er glaube von seinen Mitbürgern nicht mehr und nicht weniger verdient zu haben, als daß er zum Lohn für seine Bemühungen um das Wohl der Athener das Recht erhalte, auf Kosten des Staates im Prytaneum zu speisen. Die Richter, gereizt durch ein so sicheres und unerschrockenes Auftreten, verurtheilten ihn hierauf, den Schierlingsbecher zu trinken, welches die in Athen gebräuchliche Art der Vollziehung der Todesstrafe war. Sokrates hörte den Urtheilsspruch mit der Fassung und Ruhe eines wahrhaft weisen Mannes an und erwiderte ihn durch eine kurze Rede, in welcher er seinen Richtern mit edlem Selbstgefühl zeigte, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich mit Hülfe der gewöhnlichen Ueberredungsmittel zu retten, daß er aber sein ganzes Leben hindurch unwandelbar den Grundsatz befolgt habe, lieber alles mögliche Unrecht zu erleiden, als dasselbe durch Untreue gegen seine Ueberzeugungen von sich abzuwenden.

Unter den Schriften Plato's, des berühmtesten aller seiner Schüler, befindet sich auch eine Vertheidigungsrede des Sokrates, welche so abgefaßt ist, als wenn Sokrates dieselbe wirklich vor seinen Richtern gehalten hätte. Dies ist aber erwiesener Maßen nicht der Fall gewesen, sondern Plato hat jene Rede erst nach dem Tode des Sokrates und zu einem andern Zwecke geschrieben. Plato hat dabei wohl im Allgemeinen die Art und Weise, wie Sokrates vor seinen Richtern sprach und sich benahm, wiedergegeben, bei der Abfassung seiner Schrift aber die offenbare Absicht verfolgt, seinen Lehrer durch die Worte, die er ihm in den Mund legte, vor dem gesammten griechischen Volke zu rechtfertigen und zu ehren; Plato's Schrift kann also im Einzelnen keine sichere Quelle für dasjenige sein, was Sokrates wirklich gesprochen hat.

Das gegen Sokrates erlassene Todesurtheil konnte erst dreißig Tage

nachher vollzogen werden, weil das Schiff, welches jährlich mit Opfergaben nach Delos gesandt wurde, kurz vor der Verurtheilung abgesegelt war und erst so spät wieder zurückkam; nach einem alten Gesetze durfte so lange, als dieses Schiff unterwegs war, keine Hinrichtung vorgenommen werden. Sokrates brachte die ihm dadurch vergönnte Frist in der gewohnten Weise mit seinen Schülern zu, welche ihn jeden Tag im Gefängnisse besuchten. Die Ruhe und Standhaftigkeit, durch welche er sein ganzes Leben hindurch sich ausgezeichnet hatte, verließ ihn auch jetzt nicht, und er blieb bis zum letzten Augenblicke seinen Ueberzeugungen und Grundsätzen getreu. Einer seiner Schüler traf wenige Tage vor der Hinrichtung die nöthigen Maßregeln, um ihm zur Flucht zu verhelfen; Sokrates weigerte sich aber, von der dargebotenen Gelegenheit, sein Leben zu retten, Gebrauch zu machen, weil er glaubte und lehrte, daß nichts den Menschen berechtige, den Gesetzen des Staates ungehorsam zu sein.

Plato hat von der letzten Unterhaltung des Sokrates mit seinen Schülern Anlaß genommen, in einer besondern Schrift die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sokratisch zu entwickeln und dabei zugleich den Tod seines Meisters wie ein ergreifendes Drama dargestellt: der nüchternen Geschichte muß die Thatsache genügen, daß Sokrates mit Ruhe und Festigkeit und seinen Ueberzeugungen treu den Tod erlitten hat.

Sokrates hatte, wie schon bemerkt ward, kein System aufgestellt und keine Secte gebildet; seine Schüler aber mußten, um seine Lehre wissenschaftlich gestalten zu können, dieselbe nothwendiger Weise in Systeme und Dogmen umwandeln. Sie drängten also das, was Sokrates für das Leben selbst und den Verkehr bestimmt hatte, in die Schule. Dies war auch ganz dem Geiste der Zeit angemessen; denn in der damaligen griechischen Welt war Verstandesbildung und ein Leben voller Bedürfnisse und Verwickelungen an die Stelle der Einfachheit und des natürlichen Gefühls der Vorfahren getreten, in solchen Zeiten aber bedarf der Mensch positiver Ansichten oder mit andern Worten eines Glaubens, welcher nicht die Seele dunkel erregt und belebt, sondern die denkende Kraft befriedigt und auf Begriffen und Vernunftgründen beruht. Weil Sokrates Lehre auf die Weise ihrer eigentlichen Bestimmung und der überwiegend verneinenden und kritischen Richtung, welche sie zu Lebzeiten ihres Stifters gehabt hatte, ganz entzogen wurde, so war es auch natürlich, daß ihre Anhänger sich bald in Secten spalteten. Ja, manche Schüler des Sokrates riefen auf diese Weise sogar eben dieselben Bestrebungen von neuem hervor, gegen welche ihr Lehrer und Meister mit so großem Nachdruck aufgetreten war. Es ward nämlich durch einige der Schulen, welche von den Anhängern des So=

krates gegründet wurden, die frühere Sophisterei und sittliche Verirrung, wenn auch in veränderter Form, wieder in das atheuische Leben zurückgeführt.

Die philosophischen Systeme, welche von Sokrates Schülern aufgestellt wurden, mußten eine um so größere Bedeutung erhalten, als dem Gange der griechischen Bildung nach gerade damals die Philosophie derjenige Zweig der menschlichen Wissenschaft war, dessen die Zeit bedurfte und den sie forderte. Die nächsten hundert Jahre nach Sokrates Tod bilden die Zeit, in welcher die Philosophie bei den Griechen mit dem größten Eifer gepflegt wurde. Die Philosophie oder die wissenschaftliche Erkenntniß der Welt, des Menschen und der Gesetze des Zusammenhangs Beider mit einer höheren Ordnung der Dinge war der griechischen Nation, schon als sie aus ihrer Kindheit heraustrat, ein Bedürfniß geworden und blieb seitdem für sie eben so unentbehrlich, als die Poesie und die Redekunst. Je weiter aber das griechische Volk in seiner Bildung voranschritt und sich von dem Wege der Natur entfernte, um so mehr mußte das Bedürfniß philosophischer Beschäftigung sich steigern. In den Zeiten nach Sokrates forderte überdies der griechische Geist eine zunehmende Herrschaft des Verstandes, es war also auch diejenige Wissenschaft, welche diesen vorzugsweise beschäftigt, vor allen andern zeitgemäß, und deshalb hauptsächlich erlangte damals die Philosophie ihre größte Bedeutung. Es wirkten übrigens dabei noch einige besondere Umstände mit. Die Philosophie war nämlich auch eines der Bildungsmittel für das Staatsleben geworden und mußte außerdem den höheren Ständen die Religion ersetzen. Die griechische Volksreligion war etwas rein Poetisches und Sinnliches, sie ermangelte an und für sich ganz und gar der moralischen Beziehungen und der abstracten Glaubenslehren; denn sie bestand nur aus Mythen und Ceremonieen, gab dem Menschen in Bezug auf den Zweck seines Daseins keine Anleitung und gewährte dem Gemüth des Gebildeten keinen Trost und keine Beruhigung in den wechselnden Geschicken des Lebens. Die Philosophie mußte daher einem jeden, welcher über die moralische Bestimmung des Menschen und über sein Verhältniß zu dem Höheren sich aufklären und für die Stürme des Lebens einen festen Halt gewinnen wollte, jene Lücke ausfüllen, welche die Religion ihm nicht ausfüllen konnte. Aus diesem Grunde hatte die Philosophie bei den Griechen, wie bei den Römern, eine viel größere Bedeutung für das Leben, als bei den übrigen Völkern der Geschichte. Es erklärt sich daher auch, warum nach Sokrates Zeit die Angabe, daß dieser oder jener Mann, welcher im Staate eine Rolle spielte, ein Anhänger der stoischen, der epikureischen oder irgend einer anderen philosophischen Secte sei, in der Geschichte beider Nationen ungefähr

eben dieselbe Bedeutung hat, wie in manchen Zeiten der neueren christlichen Völker die Frage, ob eine der handelnden Personen protestantisch oder katholisch sei. Die Philosophie hatte endlich bei den Griechen und Römern, zum Unterschiede von neueren Völkern, noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß sie an und für sich selbst die Lieblingsbeschäftigung der Staatsmänner war. Diese suchten nämlich bei ihr nicht nur in den Tagen des Unglücks eine Zuflucht, sondern jeder Staatsmann bediente sich der Philosophie auch in seinen Mußestunden, besonders aber, während er vorübergehend vom Ruder verdrängt war, als des besten Mittels, sich angenehm zu beschäftigen.

Unter den Schülern des Sokrates waren in Betreff ihres Einflusses auf Leben und Bildung Xenophon, Aristippus, Antisthenes und Plato die angesehensten. Der erstere rief, sowohl durch die von ihm vorgetragene Popularphilosophie, von welcher bereits die Rede war, als auch namentlich durch den Inhalt und Ton seiner Geschichtswerke, unter den Griechen eine mehr oder weniger von Klugheit ausgehende Moral ins Leben und gab den Geschäften eine der neueren Staatsverwaltung und Oekonomie ähnliche Richtung und Behandlungsweise. Der Einfluß, welchen Aristippus und Antisthenes auf die Denkweise und die Sitten der Menschen ausübten, erstreckte sich sogar noch über das griechische Volk hinaus bis zu den Römern und bis auf die christliche Zeit. Plato's ideale Schöpfungen aber sind für die gesammte civilisirte Welt aller Zeiten bedeutender geworden als, mit Ausnahme der aristotelischen Philosophie, irgend ein anderes System. Daher beginnen wir mit diesem.

Plato, welcher 430 v. Chr. zu Athen geboren wurde und ebendort im Jahre 348 starb, gehörte einem alten attischen Geschlechte an, das seinen Ursprung bis auf den König Kodrus zurückleitete. Was in den Werken späterer griechischer Schriftsteller von der Geschichte seiner Jugend erzählt wird, besteht größtentheils aus sinnbildlichen Dichtungen, in welchen sich das große Wohlgefallen an seiner unvergleichlichen Kunst der Darstellung ausspricht: wie z. B., daß er einst als Knabe schlafend von den Bienen des Hymettus-Berges mit Honig genährt worden sei. Plato wandte sich anfangs der Poesie zu und verfaßte epische, lyrische und dramatische Gedichte. Im zwanzigsten Jahre seines Lebens wurde er mit Sokrates bekannt und blieb bis zu dessen Tode einer seiner vertrautesten Schüler. Bald nachher machte er Reisen nach Cyrene, Aegypten, Unteritalien und Sicilien. In Athen stiftete er eine philosophische Schule, welche von seinem Lieblingsaufenthaltsorte, der **Akademie**, ihren Namen erhielt. Dies war eine Anlage vor der Stadt, in deren Nähe Plato einen Garten besaß, und in welcher er vorzugsweise gern mit seinen Schülern zusammenzukommen pflegte.

Von den einzelnen Begebenheiten seines Lebens sind die drei Reisen, welche er nach Unteritalien und Sicilien machte, die wichtigsten, weil sie für die von Plato eingeschlagene Richtung sehr bezeichnend sind und einen großen Einfluß auf seine philosophischen Bestrebungen ausübten. Die erste dieser Reisen unternahm Plato in der Absicht, die Naturwissenschaft, welche von den damaligen Pythagoreern mit großem Eifer betrieben wurde, zu studiren und zugleich in die Geheimnisse dieser in einen Bund vereinigten Philosophen sich einweihen zu lassen. Das Ordenswesen war damals in den reichen und schwelgerischen griechischen Städten Unteritaliens sehr in Aufnahme gekommen, weil die Verhältnisse in denselben diejenige Gestalt angenommen hatten, bei welchen überall ähnliche Erscheinungen eintreten. Wo nämlich die Sitten verdorben und die Menschen erschlafft sind und wo daher die Natur durch Künstelei und Ueppigkeit, der echte Sinn für das Schöne und Gute aber durch Zierlichkeit und Tändelei verdrängt wird: da legt der Philosoph gern das Gewand des Priesters an, und die Weisheit des Lebens wird zu einem Geheimniß geschlossener Gesellschaften gemacht. In Großgriechenland oder Unteritalien hatte sich eine solche Gesellschaft gebildet, welche ihre philosophischen Lehren gleichsam als eine privilegirte, nur Eingeweihten zugängliche Weisheit ansah und sich zugleich mit mathematischen und physikalischen Wissenschaften beschäftigte. Sie nannte sich die pythagoreische Gesellschaft, weil ihre Lehren aus den Ueberbleibseln der Philosophie des Pythagoras hervorgegangen waren und weil sie selbst in ihrer Richtung den Bestrebungen dieses Mannes und seiner Schüler am nächsten standen. Der wichtigste und angesehenste der damaligen Pythagoreer war Archytas von Tarent, dessen Hauptbedeutung jedoch in mathematischen und physikalischen Studien lag.

In diesen wiederhergestellten Orden der Pythagoreer ließ Plato sich bei seiner ersten Anwesenheit in Unteritalien aufnehmen, und er blieb seitdem mit den Mitgliedern desselben in einem ununterbrochenen regen Verkehr. Durch Dion, eines der Bundesglieder, kam er auch mit dem syrakusanischen Herrscher Dionysius I., dem Schwager Dion's, in Verbindung. Plato begab sich an den Hof dieses Fürsten, welcher durch Pracht, durch Beschützung der Wissenschaften und durch eigene poetische Versuche Ruhm unter den Griechen zu erlangen suchte. Dion und andere edle Schwärmer, welche dem pythagoreischen Bunde angehörten, hofften mit Hülfe des Dionysius eine neue und bessere Ordnung der Dinge in Sicilien und Unteritalien herbeiführen zu können und brachten den athenischen Philosophen an den Hof von Syrakus, weil sie von seinen Talenten und seiner Persönlichkeit viel für die Verwirklichung ihres Planes erwarteten. Plato ertheilte dem Beherrscher von Syrakus ungefähr dieselben Rathschläge, welche Machiavelli in

seiner berühmten Schrift vom Fürsten für denjenigen aufstellt, der sich die Herrschaft von Italien zu erwerben vermöge. Wie nämlich Macchiavelli einem solchen Herrscher räth, auf den Trümmern der Freiheit eine rein italienische Macht zu gründen und mit derselben die Ausländer zu verjagen, so forderte Plato den älteren Dionysius auf, das ganze seitherige System seiner Politik zu ändern, sich zum König über die Griechen von Unteritalien und Sicilien aufzuwerfen und an ihrer Spitze die Karthager, welche daselbst festen Fuß gefaßt hatten, nach Afrika zurückzutreiben. Plato und seine schwärmerischen Freunde sahen also die Karthager ebenso an, wie Macchiavelli die Deutschen und Franzosen; allein ihnen lag vor allen Dingen das griechische Volk am Herzen, während dieser vorzugsweise auf das Interesse des Herrschers bedacht war. Nach der Meinung Plato's und der übrigen pythagoreischen Schwärmer sollten die griechischen Städte durch Dionysius zwar zu einer Gesammtmacht gegen die Barbaren vereinigt werden, in ihrem Innern aber selbstständige Freistaaten bleiben und von einer oligarchischen Partei beherrscht werden, welche aus Pythagoreern bestehe oder doch von ihnen abhängig sei. Dieser Plan konnte unmöglich verwirklicht werden, weil der Mann, auf welchen es dabei vorzugsweise ankam, sich von ganz anderen Gedanken leiten ließ, als von gesammtgriechischem Nationalsinn und Begeisterung für höhere Dinge. Dionysius zerfiel sehr bald mit Plato und seinen Freunden und wurde durch die rücksichtslose Freimüthigkeit des Ersteren zuletzt so sehr erbittert, daß dieser sich genöthigt sah, Syrakus eiligst zu verlassen. Der beleidigte Tyrann hatte aber Maßregeln getroffen, um seine Rachgier zu befriedigen, und wußte auf eine schlaue Weise den Philosophen in's Verderben zu stürzen, ohne dadurch seinem eigenen Rufe bei dem griechischen Volke zu schaden. Er hatte nämlich den Kapitain eines spartanischen Schiffes, mit welchem Plato nach Griechenland zurückreiste, zu dem Versprechen bewogen, diesen unterwegs entweder in die See zu werfen oder als Sclaven zu verkaufen. Der Eigennutz des Spartaners wählte das Letztere, und Plato würde an Aegineten verkauft, deren Vaterstadt damals gerade in einem Kriege mit Athen begriffen war. Der Philosoph ward indessen von seinen Freunden bald wieder losgekauft. Er kehrte nach Athen zurück, wo er damals seine philosophische Schule gründete.

Nach dem Tode des älteren Dionysius reiste Plato zum zweiten Male nach Sicilien. Dion suchte nämlich den jungen Sohn und Nachfolger jenes Fürsten, Dionysius II., für die Zwecke der Pythagoreer zu gewinnen, und rief zu seiner Unterstützung seinen Freund Plato zum zweiten Male nach Syrakus. Dieser kam, und zugleich mit ihm drängten sich viele andere Glieder des Bundes in die Umgebung des syrakusani-

schen Fürsten, so daß der Hof desselben bald größtentheils aus pythagoreischen Schwärmern bestand. Indessen hatte weder Dionysius noch der kleine Ueberrest der früheren Hofleute Gefallen an dem Wesen und Treiben der Pythagoreer, und diese konnten sich daher nicht lange am Hofe behaupten. Dionysius war zwar der Beschäftigung mit philosophischen Dingen nicht abgeneigt, fühlte sich aber noch viel mehr von den Freuden des Weines und von tollen Lustbarkeiten angezogen. Er sah Plato im Grunde nur darum gern bei sich und erwies ihm ausgezeichnete Ehren, weil er wünschte, daß man denselben für seinen Freund halte und daß das athenische Volk, welches in Griechenland den Ton angab, von ihm nicht übel rede. Bald war er des pythagoreischen Wesens überdrüssig und es gelang deshalb den Männern der alten Regierung, an deren Spitze der Geschichtschreiber Philistus stand, die Pythagoreer vom Hofe zu verdrängen. Philistus und seine Partei riefen an deren Stelle den Philosophen Aristippus herbei, welcher im Gegensatz gegen jene die Weltklugheit und den Genuß des Lebens als höchste Weisheit pries. Dion selbst wurde von Dionysius verbannt; Plato blieb zwar noch einige Zeit am Hofe, sah sich aber bald ebenfalls genöthigt, denselben zu verlassen und kehrte nach Athen zurück. Bei seiner Abreise hatte er dem Dionysius das Versprechen geben müssen, wieder zu kommen, sobald Dion aus der Verbannung zurückgerufen werde.

Trotz des Aristippus, des Philistus und ihrer ganzen lustigen Schaar brachten die Anhänger Plato's es bald wieder dahin, daß dieser von Dionysius eingeladen wurde, nach Syrakus zurückzukommen. Dionysius hatte mit Plato, auch nachdem derselbe sich von ihm getrennt hatte, eine freundliche Verbindung und einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten. Er bestürmte ihn mit den schmeichelhaftesten Einladungen zur Rückkehr, Plato weigerte sich aber lange, anders als zugleich mit Dion nach Syrakus zurückzukehren. Doch reiste er zuletzt, auch ohne daß dieser zurückgerufen wurde, zu Dionysius, weil Archytas und andere Bundesglieder ihn dringend ersucht hatten, der Einladung zu folgen, sowohl um Dion's willen, als auch damit der pythagoreische Bund nicht die politischen Vortheile einbüße, welche man von dem Tyrannen erwartete. Dionysius ließ den Philosophen auf einer zu diesem Zwecke nach Athen gesandten Galeere abholen, empfing ihn sehr ehrenvoll und wies ihm in dem Park des fürstlichen Palastes eine Wohnung an, welche er eigens für ihn hatte erbauen und einrichten lassen. Hier lebte jedoch Plato nicht anders als in einer Art Gefangenschaft; denn die Thore des Parks waren mit Wachen besetzt, welche Niemand ohne Erlaubniß aus- und einließen. Plato scheiterte bei seinem Versuche, den Tyrannen mit Dion auszusöhnen und zerfiel bald ganz und gar

mit demselben. Dionysius suchte sich an dem Philosophen auf eine ähnliche Weise zu rächen, wie einst sein Vater. Er entfernte unter dem Vorwande, daß seine Weiber ein Fest im Park feiern wollten und hierzu auch Plato's Wohnung nöthig hätten, diesen aus dem Bereich der Burg, damit derselbe den rohen Schaaren seiner Miethtruppen preisgegeben wäre, welche den Philosophen als ihren Feind ansahen. Diese machten einen Anschlag auf das Leben Plato's und würden ihn auch getödtet haben, wenn er nicht durch einige in Syrakus wohnende Landsleute einen Wink erhalten hätte. Er schrieb, da die Flucht unmöglich war, einen Brief nach Tarent, wo die Regierung damals ganz in den Händen des pythagoreischen Bundes war. Die Tarentiner schickten sogleich eine eigene Gesandtschaft nach Syrakus, welche bei Dionysius die Entlassung Plato's auswirken sollte. Der Tyrann gewährte das Gesuch und gab dem Philosophen die Erlaubniß zur Abreise. Plato kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück und verließ dieselbe seitdem nicht wieder.

Die Bedeutung Plato's für die Philosophie als Wissenschaft ist kein Gegenstand der allgemeinen Weltgeschichte, wohl aber der ungemein große Einfluß, welchen er auf den Geist seiner Zeit und auf die Entwickelung der griechischen Cultur ausgeübt hat. Diese mächtige Wirkung Plato's beruhte ebensowohl auf der Form, als auf dem Inhalte seiner Schriften. Ja, es hat sogar nie einen Philosophen gegeben, für dessen Wirksamkeit die Erstere eine gleich große Wichtigkeit gehabt hätte. Dieselbe muß daher auch ganz besonders berücksichtigt werden, wenn man das Verhältniß erkennen will, in welchem Plato's Schriften zu seiner Zeit und zur Bildung der Menschheit überhaupt stehen; denn diese übten vorzüglich durch ihre Form den außerordentlichen Einfluß aus, den man ihnen zuschreiben muß. Die feine Welt, welche so gern der Form das Wesen opfert, würde nie dem Plato so willig gehuldigt haben, wenn derselbe nicht die Kunst der Darstellung auf eine meisterhafte Weise verstanden hätte. Welch' ganz verschiedenen Eindruck macht der zierlich aristokratische Sokrates, den Plato in seinen Schriften uns vorgeführt, im Vergleich mit der Art, in welcher bei Xenophon der halb demokratisch, halb monarchisch auftretende Sokrates erscheint! Wie sehr empfiehlt sich der Erstere der feinen Welt durch Ausdruck und Empfindung, durch den Ton des gebildeten Verkehrs und durch die ganze Art seines Benehmens und Verhaltens! Sogar wenn Plato die Sophisten mit den derbsten Worten verspottet, wird doch Alles auf das strengste in den Grenzen des äußeren Anstandes gehalten.

Die fünf und dreißig noch übrigen Werke, welche Plato's Namen tragen, von denen jedoch manche nicht als echt anerkannt werden, sind alle in dialogischer Form abgefaßt. Sie sind Schöpfungen eines Geistes,

welcher ebensowohl ein großes Dichtertalent als einen angeborenen philosophischen Beruf hatte. Wie bedeutend sie als poetische Erzeugnisse sind, kann man am besten beurtheilen, wenn man sie mit denjenigen Dialogen Cicero's vergleicht, welchen dieser ebenfalls einen dichterischen Charakter zu geben versucht hat, z. B. mit der Schrift über die Natur der Götter. Man wird bei dieser Vergleichung leicht erkennen, daß Cicero nichts als ein Redner, Plato aber ein ebenso großer Dichter als Philosoph war. Jeder Dialog Plato's hat neben dem philosophischen Zweck noch einen poetischen: jeder ist, abgesehen von seinem philosophischen Inhalt, ein Kunstwerk, eine Art von Drama, in welchem alle einzelnen Personen, Stände und Beschäftigungen, die aufgeführt werden, ebenso wie in einer Komödie oder Tragödie nach dem Leben gezeichnet sind. Nicht Philosophen allein haben daher den Plato studirt, sondern auch Dichter, Redner und alle diejenigen, welche der Welt- und Menschenkenntniß bedurften, suchten aus seinen Dialogen Nutzen zu ziehen und Plato's Schriften haben den höheren Ständen der gesammten alten Welt denselben Dienst geleistet, welchen Sokrates, als er sich zum Volkslehrer zu machen versuchte, dem gesammten atheniſchen Volke seiner Zeit leisten wollte. Die mannigfaltigsten Elemente der griechischen Bildung vereinigten sich in Plato's Schriften wie in einem Brennpunkte und das griechische Leben ist uns in seiner edelsten Bethätigung, nach außen wie nach innen, durch Plato überliefert.

Die Hülfsmittel, deren sich Plato bei seinen Studien in Bezug auf die Form seiner Schriften bediente, waren von verschiedener Art. Niemanden verdankte er, in Hinsicht der Auffassung und Darstellung des Lebens und Treibens der Menschen, mehr, als dem großen Komödiendichter Aristophanes, dessen Stücke er sein ganzes Leben hindurch und sogar noch auf dem Todbette studirt haben soll. Was dieser Mann, welcher ebenso lebendig dargestellt, als tief geschaut hat, dem Plato sein konnte, wird man aus den früher über ihn gemachten Bemerkungen beurtheilen können. Neben des Aristophanes Komödien studirte Plato vornehmlich die Werke des syrakusanischen Dichters Sophron, welcher kurz vorher die Mimen aus dem Volksleben in die Literatur eingeführt und in eine besondere Art von Komödie umgewandelt hatte. Plato hatte diese, mit den lebendigsten Farben gemalten Darstellungen des menschlichen Lebens, welche man zu Athen damals noch nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit kannte, in Sicilien kennen gelernt. Sie dienten ihm ganz vortrefflich zu dem Zwecke, seinen Lesern neben der Philosophie stets auch das wirkliche Leben dramatisch vorzuführen; denn sie waren sowohl als Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Leben, als auch durch die Lebendigkeit ihrer Dar-

stellung die besten Muster für solche Dialoge, wie Plato sie verfaßte. Sie boten ihm die passendste Form für die Ironie und den feinen Scherz dar, welche ihm eigenthümlich waren, und da sie in einer poetischen Prosa abgefaßt waren, so eignete sich auch ihre Sprache ganz und gar für die Zwecke eines dichterischen Geistes. Sophron's Mimen wurden daher, in Verbindung mit des Aristophanes Komödien, die Muster für die Dialoge, in welchen Plato seine Lehren vortrug. Die vollkommene Fähigkeit aber, seine Ideen in glänzenden Bildern darzustellen, oder den hohen Schwung der Phantasie suchte er sich aus den Werken der früheren Dichter und der ionischen Philosophen, denen eine verwandte Seite seines eigenen Geistes entsprach. Was diese Quellen und Muster ihm nicht gaben, erhielt er durch die Weihe seiner Pythagoreer. Damit noch nicht zufrieden, suchte Plato auch im Orient Bilder und Zeichen, durchdrang den Geist der Lehren, auf welchen die dortigen Priesterstaaten und ihre Einrichtungen beruhten, und benutzte endlich zu seinen Darstellungen noch die Mysterien seines eigenen Volkes. Er erkannte in den Letzteren ein passendes Mittel, den Geist seiner Leser mit Hülfe von Ahnungen, Mythen, bloßen Andeutungen und Träumen dahin zu versetzen, wohin kein Verstand zu dringen vermag, oder wohin wenigstens der große Haufe durch Belehrung nie geführt werden kann. Plato machte auf diese Weise von dem religiösen Glauben des griechischen Volkes einen dichterischen Gebrauch und konnte daher, so oft er an die Grenze des Forschens und Wissens gelangte, eine unendliche Aussicht in das Land dichterischer Träume eröffnen; er konnte andeuten, was zu lehren er entweder nicht vermochte oder nicht wagen durfte. Zu Plato's Zeit waren diese seine Schwärmereien unschädlich, weil das äußere Leben sehr aufgeregt war und alle Kräfte in Anspruch nahm; in den späteren Jahrhunderten aber haben dieselben manche Kraft dem Leben entzogen und nicht wenige Menschen über den Zweck ihres Daseins getäuscht. Plato hatte übrigens, außer allen angegebenen Hülfsmitteln der Darstellung, auch die ganze Dialektik und Sophistik seiner Zeit sich so sehr zu eigen gemacht, daß man sogar sagen kann, er habe, obgleich ein Feind der Sophisten, doch selbst ihre Kunst gelehrt und dadurch einen schädlichen Einfluß ausgeübt. In einigen seiner Dialoge nämlich, z. B. im Theätet, Protagoras und Gorgias, hat er die dialektischen und sophistischen Erfindungen der damaligen Griechenwelt so vollständig zusammengetragen, daß diese Schriften als eine Anweisung zu jenen verfänglichen Schlußfolgerungen und Wendungen dienen konnten, welche vor Gericht und in der Staatsverwaltung gebräuchlich geworden waren.

Plato hat in allen seinen Dialogen den Charakter und das Leben des Sokrates benutzt, um die von ihm vorgetragenen Lehren anschau-

lich zu machen. Er hat, und zwar bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, doch im Ganzen und in der Handlung selbst immer auf eine und dieselbe Weise die Geistesüberlegenheit, Ruhe, Zufriedenheit und Bescheidenheit dieses Weisen der Verblendung, Vielwisserei, Unstetigkeit, Unzufriedenheit und Anmaßung seiner sophistischen Zeitgenossen gegenübergestellt. Von allen den Lehren, welche Plato durch den Mund des Sokrates ausspricht, haben keine eine größere Bedeutung für die Erkenntniß der griechischen Cultur und des Verhältnisses von Plato zu derselben, als diejenigen, welche das Wesen der menschlichen Natur und die Staatseinrichtungen betreffen. In Betreff dieser Lehren und Ansichten aber sind drei Schriften Plato's die wichtigsten, nämlich der Politikos oder der Staatsmann, die Politie oder der Staat und die Schrift über die Gesetze.

Plato hielt die Thorheiten seiner Zeit und die Vorurtheile der Menge für unheilbar und wollte sich deshalb auf ihre Besserung gar nicht einlassen. Er stellte daher in seinen politisch-philosophischen Schriften das Bild eines rein idealen Staates mit aristokratischen Formen auf, während Xenophon einen wirklichen oligarchischen Staat im Auge hatte, Aristoteles aber einen monarchischen, in welchem die Freiheit in Wissenschaft und Kunst die Stelle der politischen vertritt. Plato gibt in der Politik das Ideal einer Ordnung und Unterordnung der einzelnen Fähigkeiten des Menschen und entwirft demselben gemäß das Bild eines Staates, welcher nach diesem Ideal des menschlichen Wesens eingerichtet ist. Dabei wird von Nationalität und von allem andern Positiven oder Gegebenen ganz und gar abgesehen, und Plato erklärt in Betreff seiner Staatseinrichtung ebenso, wie Rousseau in Betreff des Erziehungs-Ideales, welches er in seinem Emil mittheilt, daß es unsinnig sein würde, einen Theil seiner Ideen der Wirklichkeit anpassen zu wollen, wenn man nicht Alles zusammen aufzunehmen im Stande sei. Beide Männer sprechen zugleich aus, der Eine, daß seine Staatseinrichtung, der Andere, daß seine Erziehungsweise eine Unmöglichkeit bleiben werde, wenn nicht einmal ein von den Fehlern der früheren Generationen ganz und gar freies Geschlecht irgendwo auf der Erde erscheine. Wendet man dagegen ein, daß demnach der Mensch und der Staat beider Philosophen bloße Hirngespinnste seien, so ist dies in so fern wahr, als jedes philosophische Moralsystem ein Hirngespinnst ist, weil der größte Theil der Vorschriften desselben weder jemals ausgeführt wird, noch, so lange die menschliche Natur bleibt wie sie ist, jemals ausgeführt werden kann. Uebrigens fällt in Plato's Schrift vom Staate ebenso, wie in Rousseau's Emil, manches Sonderbare darum mehr auf, weil beide Männer ihr Ideal, um es recht anschaulich zu machen, auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens anwand-

ten. In der Schrift über die Gesetze dagegen sucht Plato das Bild eines idealen griechischen Staates zu entwerfen, welches auf gegebenen Elementen, nämlich auf den Stämmen der griechischen Nation und ihren Nationalangelegenheiten, beruht, und er geht dabei fast in zu kleinliche Einzelnheiten ein.

Um die drei Werke, in welchen Plato seine idealen Ansichten vom Staate niedergelegt hat, einzeln zu betrachten, so ist der sogenannte Politikos gewissermaßen eine Vorarbeit zu der Politie. Diese Schrift geht von einem Gedanken aus, von welchem Plato ebenso verfolgt wird, wie Rousseau: von der Grille eines Naturzustandes, der niemals und nirgends Statt gefunden hat. Plato glaubt nämlich, daß es einst besser um das menschliche Geschlecht gestanden habe und daß die Rückkehr zu diesem verlorenen Glück oder zu dem, was Rousseau den Naturzustand nennt, das letzte Ziel aller Staatseinrichtungen sein müsse. Eine solche Vorstellung war den Lehren des Orients, der Mysterien und des pythagoreischen Bundes ganz angemessen, und zum Theil hatte Plato sie auch aus diesen Quellen geschöpft. Allein Plato war ein Athener und achtete die menschliche Freiheit; er war also auch weit davon entfernt, eine sich unveränderlich gleichbleibende Ordnung, wie der Orient sie liebte, auf diese Idee gründen zu wollen, er erklärte vielmehr selbst, daß das ewig Feste und Gleiche bei körperlichen Wesen eine Unmöglichkeit sei, weil es ihrer Natur und ihrem Begriffe widerstreite. Plato hat sich folgende Vorstellung über den Urzustand der Menschheit gebildet und sie im Politikos ausgesprochen. In der Urwelt lenkte allein der Gottheit heiliger, ewig gleicher Wille das menschliche Geschlecht, es gab keinen Wechsel und keine Veränderung. Die Menschen bedurften also damals auch der Verfassungen und Gesetze nicht. Als aber der Naturzustand schwand, fing die Welt an, ihren eigenen Gang zu gehen. Eine Zeitlang blieb zwar noch das göttliche Gesetz, durch welches bis dahin Alles geleitet worden war, in der Erinnerung der Wesen zurück, bald aber wurde dasselbe ganz vergessen. Unordnung und Verwirrung traten ein, und alle Wesen empfanden auf's lebhafteste das Bedürfniß eines bestimmten Gesetzes und einer leitenden Gewalt; Thiere und Menschen sehnten sich nach Schützern und Hirten. Die Menschen insbesondere fühlten das Bedürfniß nach einem Manne, der allen den Geschäften und Gewerben, welche durch den neuen Zustand der menschlichen Gesellschaft nöthig geworden waren, leitend vorstehen, und das Amt, welches einst die Gottheit selbst geübt hatte, übernehmen könne. Dieser Mann ist der echte und vollkommene oder, wie Plato ihn nennt, der eigentlich königliche Staatsmann.

Plato zeigt nun, daß die Staatskunst ihrer Natur nach nur von Wenigen verstanden werden könne, daß sie also, damit überhaupt eine

gute Regierung möglich werde, in Gesetze gefaßt und auf diese Weise denen, welche die meiste Fähigkeit besitzen, übertragen werden müsse. Er sucht hierauf den Charakter und das Walten des wahren Staatsmannes anschaulich zu machen und erklärt aus diesem Grunde zuerst das Verhältniß aller verschiedenen Kräfte und Thätigkeiten zur Idee des menschlichen Lebens überhaupt, und dann das Verhältniß der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Regierungsformen zu der idealen Verfassung, an deren Spitze er den königlichen Staatsmann stellen will. Von diesen Erklärungen geht er zur Darstellung des Wesens jener dreierlei Verfassungen und der Entartung einer jeden von ihnen über. Wenn in der Aristokratie, heißt es, das Gesetz und die Sitte, d. h. das, was im Laufe der Zeit sich als das Erhaltende einer gewissen Staatsform bewährt hat, von den Regierenden vollkommen geschützt wird, so ist die Staatsform eine ächte Aristokratie; wenn nicht, so ist sie eine entartete Aristokratie oder eine Oligarchie. Ebenso in der Monarchie; hält der Regierende Gesetz und Recht aufrecht, ohne etwas dazu oder davon zu thun, so ist er ein Monarch; beugt er dagegen das Recht und Gesetz unter seinen eigenen Willen, so ist er ein Despot. Die dritte Verfassungsform oder die Demokratie beachtet Plato weniger, weil er, wie seine pythagoreischen Brüder, derselben stets abgeneigt war und es beinahe für unmöglich hielt, daß die Menge je Gesetz und Recht unverbrüchlich bewahre.

In Rücksicht auf das Wesen des wahren Staatsmannes zeigt Plato, daß in jeder Verfassung zwei waltende Tugenden nöthig sind, wenn das Wesentliche bestehen, oder mit andern Worten, wenn Gesetz und Recht erhalten werden sollen. Diese Tugenden sind Festigkeit und Mäßigung. Dieselben streiten oft scheinbar mit einander und nur der seltene Mann, welcher den wahren Herrschergeist besitzt, trägt sie unzertrennlich vereinigt in seinem Innern. Die weise Mäßigung lehrt denselben das Rechte und Gute schützen und sichern, die Festigkeit aber setzt ihn in den Stand, alles, was die Ordnung stört, abzuhalten und auszustoßen. Wie die wahre oder königliche Sinnesart auf zwei oft scheinbar widersprechenden Tugenden beruht, so bedient sie sich zur Erreichung ihres Zweckes auch zweier verschiedenen Mittel, eines göttlichen und eines menschlichen. Jenes besteht in der Religion, in Ceremonien und in mäßigem Aberglauben, dieses in Strafen und Belohnungen.

Nach allem dem, was Plato im Politikos lehrt, ist also die vollkommene Regierung eines Staates die Kunst, Strenges und Mildes, Festes und Weiches, Starkes und Schwaches richtig mit einander verbinden zu können. Die Eigenschaft, vermöge deren es möglich wird, diese richtige Vertheilung zu machen und das nöthige Maß zu halten,

oder mit Einem Worte die **Gerechtigkeit** ist dasjenige, worin das Wesen des wahren oder königlichen Staatsmannes besteht. Von jenem Begriff der eigentlichen Aufgabe einer jeden Regierung ausgehend, entwirft Plato in seiner größeren Schrift, welche Politie oder der Staat betitelt ist, das Bild eines völlig regelrecht idealen Staates und des diesem entsprechenden wahren und echten Menschen. Von der wirklichen Herstellung eines solchen Staates kann ebensowenig die Rede sein, als von der Verwirklichung aller andern Ideale, und Plato selbst erklärt seine Idee für unausführbar, so lange die Menschen so bleiben wie sie einmal sind; denn die Einrichtung eines wirklichen Staates hängt von Nationaleigenthümlichkeiten, Zeitverhältnissen, Landesbeschaffenheit und von andern Umständen ab, welche bei einem Ideal nicht in Betrachtung kommen. Ja, Plato's Muster eines menschlichen Staates ist, gleich den idealen Darstellungen aller anderen Verhältnisse, so weit von der Wirklichkeit entfernt, daß der Ausdruck platonische Republik noch jetzt zur Bezeichnung einer in das Reich der Träume gehörenden Sache gebraucht wird. Plato's Bild eines vollkommenen Staates soll dazu dienen, den wahren Begriff von der zuvor erwähnten Gerechtigkeit und den Charakter des ächten Staatsmannes aufzufinden, weil die Betrachtung eines solchen Staates nothwendiger Weise zu dieser Erkenntniß führen muß.

Plato beginnt seine Darstellung des idealen Staates damit, daß er sagt, derselbe sei das Abbild eines ganz vollkommenen Menschen. Der Staat ist nämlich nach Plato's Vorstellung gleich dem Menschen eine innige Verbindung verschiedener Fähigkeiten und Anlagen, sowohl niederer als höherer. Die einzelnen Theile der Gesellschaft entsprechen den Leidenschaften, den Begierden, den Sinnen, den geistigen Fähigkeiten unserer eigenen individuellen Natur. Wie dem Einzelnen alle körperlichen und geistigen Anlagen zur Erfüllung seiner menschlichen Bestimmung durchaus nothwendig sind und wie die Leidenschaften und Begierden, vorausgesetzt, daß eine jede an ihrem Platze bleibe und in Schranken gehalten werde, ebenso nützlich sind, als die Vernunft und die Phantasie, so sind auch die verschiedenen Naturen der Menschen zum Zweck des Staates je an ihrer Stelle gleich nützlich und brauchbar. In der Unterscheidung dieser Anlagen aber und in der Verweisung der gemeinen Natur an den niederen, sowie der edleren an den höheren Ort besteht die erste Bedingung eines vollkommenen Staates.

Eine jede Gesellschaft, fährt Plato fort, muß zunächst ihrer Sicherheit und Dauer gewiß sein, und da diese Hauptbedingung ihres Bestehens fortwährend von innen und außen gefährdet werden kann, so müssen die zum Schutze bestimmten Glieder des Staates die verständigsten und kräftigsten sein. Diese Schützer und Regierer bilden also

das erste Organ eines wohleingerichteten gesellschaftlichen Ganzen, oder mit andern Worten sie sind das, was beim Menschen Kopf und Herz ist. Plato denkt aber dabei nicht an eine Aristokratie der Geburt oder an eine Kasten-Einrichtung; denn er sagt ausdrücklich: in der Regel werde zwar ein edler Stamm edle Früchte hervorbringen, sehr häufig sei aber der Fall, daß derselbe ausarte; deshalb müsse bei der Auswahl der Regierenden und Schützenden immer nur auf die Früchte, nicht auf den Stamm Rücksicht genommen werden. Durch eine solche Aristokratie der Talente und edleren Naturen fällt der Unterschied der Stände in dem Platonischen Staate von selbst hinweg. Die Ungleichheit des Besitzes dagegen wird, weil sie nur auf der Ungleichheit des Genusses beruhen kann, dadurch fern gehalten, daß man diesen verbannt, weil ohne den Reiz des Genusses Niemand nach großem Gut streben wird. Enthaltsamkeit kann aber nicht durch ein Verbot des Genusses hervorgerufen werden, sondern nur dadurch, daß man die Begierde in ihrem Entstehen zurückdrängt und den Sinnen ein anderes Ziel, als den Genuß, steckt. Die einzig sicheren Mittel zu Beiden sind die Religion und die Erziehung. Durch jene wird in allen Bürgern das Bewußtsein erhalten, daß der Mensch einer höheren Ordnung der Dinge, als die sinnliche Welt ist, angehört. Durch eine wahrhaft gute Erziehung aber wird die ganze Zahl von kleinen moralischen und polizeilichen Anordnungen, wie alle älteren griechischen Verfassungen sie enthielten, durchaus überflüssig gemacht, weil ein gut erzogenes Geschlecht im Einzelnen das Rechte immer selbst findet, ein schlecht erzogenes aber selbst die besten Verordnungen Solonischer und Drakonischer Sittenstrenge unbefolgt läßt.

Aller Erziehung und Religion ungeachtet wird jedoch immer noch keine völlige Gleichheit der Menschen Statt finden; denn durch das Bestehen von Familien und von Eigenthum wird dieselbe immer wieder aufgehoben. Deshalb müssen auch diese beiden Verhältnisse ganz und gar beseitigt werden. Plato führt also in seinem idealen Staate Weiber- und Gütergemeinschaft ein und will männliche und weibliche Geschäfte ohne Unterschied von beiden Geschlechtern verrichtet haben. Auf den ersten Blick hin wird man hierbei in Plato den Philosophen vermissen oder einen bloßen Scherz zu vernehmen glauben; allein diese auffallende Forderung hat, wie der Schriftsteller selbst andeutet, einen besonderen Sinn. Plato will uns damit durch eine Art von Satire auf die schwachen Seiten aller unserer Einrichtungen aufmerksam machen, die Quelle der einzelnen Verkehrtheiten andeuten und auf die Ursachen hinweisen, warum auch in den am besten eingerichteten Staaten Unordnungen nicht vermieden werden können.

Verfassung, Ordnung und Gesetz, fährt Plato fort, können aber

den Staat nicht erhalten, wenn nicht die Leiter desselben das lebendige Bild des Gesetzes sind, oder, wie er selbst sich ausdrückt, ein Staat ist nur dann glücklich, wenn die Philosophen ihn regieren. Da der Begriff Philosoph ebenso vieldeutig ist, als unter den Christen der Ausdruck die Frommen, so erklärt sich Plato in bestimmten Worten darüber, was er unter einem Philosophen verstehe. Ein Philosoph ist nach ihm ein Mann, welcher wahrhaftig und aus Grundsatz mäßig, freigebig, tapfer, großherzig und sanftmüthig ist und mit Festigkeit über der Haltung des Gesetzes wacht. Einem solchen Regenten stellt Plato sodann die Staatsmänner seiner Zeit vergleichend gegenüber und geißelt bei dieser Gelegenheit die Sophistereien, welche nur auf Wortstreit und Eigennutz abzweckten und doch in die Gerichte und in den Verkehr des Lebens eingedrungen waren. Er spottet der öffentlichen Reden voll glatter Worte und Sätze, in denen Eins aus dem Andern künstlich abgeleitet werde, nichts aber sich von selbst und aus der Natur der vorgetragenen Sache ergebe. Recht grell zeichnet Plato hierauf den Contrast des Lebens einer edlen Seele, welche im Bewußtsein ihres eigenen Werthes in ihrer Kraft sich über die Erde und ihre Genüsse erhebt, mit der Gemeinheit eines Lebens ohne höheren Genuß und ohne wahre Wissenschaft. Er bedient sich dazu einer veranschaulichenden Dichtung. Er stellt nämlich die reine Seele, welche sich über die körperlichen Triebe erhebt, als ein im Lichte der Freiheit lebendes Wesen dar, dessen Arme nie eine Fessel getragen haben und das stets mit sicherem Auge die Sonne schaute; den sinnlichen Menschen dagegen, welcher nur der Befriedigung seiner Begierde nachrennt und von seinen Leidenschaften abhängig ist, vergleicht er mit einem Gefangenen, welcher Jahre lang an die Bande und das Dunkel des Kerkers gewöhnt worden ist und dessen Erkenntniß daher zu der des edleren besseren Menschen sich wie der Widerschein zum Licht oder wie der bloße Schatten zu seinem Körper verhält. Plato verlangt ferner von den Leitern des Staates, daß sie nicht blos dem betrachtenden oder wissenschaftlichen, sondern auch dem thätigen Leben angehören sollen, weil sie nur in diesem Falle fähig sind, die Wissenschaften zugleich als praktische und als reine Erkenntnisse, d. h. sowohl in ihrem Verhältniß zum täglichen Leben, als auch in ihrer höheren Beziehung zum inneren Wesen des Menschen, zu betrachten und Andern darzustellen.

Auf diese Weise zeichnet Plato in dem größeren Theile seiner Schrift das Ideal eines Staates und das diesem entsprechende Ideal des Menschen; denn der Letztere ist das vollkommene Abbild eines solchen, als die edelste Aristokratie dargestellten Staates, in so fern er seine Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen in dieselbe Verfassung gebracht hat, welche Plato dem Staate gibt. In dem übrigen Theile seiner

Schrift deutet Plato an, warum kein wirklicher Staat jenem Ideal jemals entsprechen könne. Diese Unmöglichkeit beruht nicht etwa darauf, daß man die sonderbaren Einrichtungen, welche Plato, nur um einen Zusammenhang in seine bildliche Darstellung zu bringen, vorgeführt hat, nirgends annehmen wird, sondern darauf, daß nach der Natur unseres Wesens jede wahre Aristokratie zuerst in eine falsche, dann in die Demokratie und endlich in Despotie ausarten muß. Diesen Gang der Entartung stellt Plato ausführlicher dar. Der erste Schritt dazu ist das Mißverstehen jener Anordnung, nach welcher die Besten den Staat leiten sollen, indem man nämlich unter diesen die durch ihre Abstammung Ausgezeichneten meint. Dadurch verirren sich die Menschen eines Staates zu dem Kasten-Wesen oder zu einer diesem ähnlichen Einrichtung. Bei dieser Gelegenheit zeichnet Plato mit leicht erkennbaren Zügen den spartanischen Staat und weist deutlich nach, wie weit die gepriesene Verfassung desselben hinter dem Ideal eines Staates zurückbleibe. Nachdem er sodann den Uebergang der aristokratischen Regierung in die Oligarchie mit Lehensrechten angedeutet hat, zeigt er, daß die Letztere stets gewaltsam in eine Demokratie würde umgewandelt werden, weil das Volk zuletzt des Druckes müde sein werde. Die auf diese Weise entstandene Volksherrschaft kann aber nicht so beschaffen sein, wie die rechte, vernunftgemäße Demokratie beschaffen sein muß, weil aus der Sklaverei niemals die wahre Freiheit hervorgehen kann.

Bei der Betrachtung der Demokratie wird ebenso das Wesen des athenischen Staates gelegentlich geschildert, wie vorher der Charakter des spartanischen Staates dargestellt worden war. Plato nennt die Demokratie spöttelnd die schönste aller Verfassungen, weil sie einem bunten Kleide, in welches alle möglichen Blumen eingewirkt seien, zu vergleichen sei: sie sei, sagt er, eine Verfassung, in der alle möglichen Sitten und Charaktere neben einander beständen. Die nur auf das Aeußere achtende große Menge pflegt, wie Plato hinzufügt, über die demokratische Verfassung gerade eben so zu urtheilen, wie Weiber und Kinder über ein recht buntes Gewand, welches ihnen wegen seiner Buntheit als das schönste Kleid erscheine. So wenig übrigens auch Plato die Demokratie von ihrer vortheilhaften Seite schildert, so leuchtet aus seiner Darstellung doch auf eine recht anschauliche Weise hervor, welche große Mannigfaltigkeit des Lebens, welche Bewegung, Unabhängigkeit und Ungebundenheit der athenische Staat in sich hegte. Plato gibt hierauf die Art und Weise an, wie eine Demokratie allmälig in Despotie ausarte. So lockend nämlich, sagt er, eine solche Verfassung für jeden sein muß, der das menschliche Leben nur nach seiner äußeren Erscheinung auffaßt, so ist sie doch im höchsten Grade ver-

derblich; denn die Sinnlichkeit, welche in einem ungebundenen demokratischen Staate weder durch Gesetz noch durch Sitte gezügelt ist, wird jeder Obrigkeit zum Trotz bald allein herrschen. Jeden besseren Genuß, jedes edlere Gefühl, jeden über das gemeine Leben hinausgehenden Gedanken wird die große Menge verachten und verspotten. Dies wird um so leichter und schneller geschehen, je schneller sich in einem so regen Lebensverkehr, als der eines gebildeten Volkes mit demokratischer Verfassung ist, eine Sophistik bildet, welche alles Ernste und Tüchtige lächerlich zu machen versteht. Die Verhöhnung des Edleren und Höheren wird dann als Bildung, die Zügellosigkeit als Freiheit, die Lüderlichkeit als Genialität, die Schamlosigkeit als männlicher Sinn dargestellt, kurz jede Thorheit und Schlechtigkeit mit großer Geschicklichkeit gerechtfertigt werden. Wenn die Demokratie bis zu diesem Grade entartet ist, so hört alle Ordnung auf, die Bestechlichkeit wird allgemein herrschend, der Eine übt gegen den Andern Gewalt aus und dies stürzt ein Volk mitten aus der höchsten Freiheit in die ärgste Knechtschaft und Sklaverei. Die Menge der Armen nämlich wird käuflich sein und deshalb das Dienstvolk eines Einzelnen werden, der nach Alleinherrschaft strebt und dieser muß, wenn er zu seinem Ziele gelangt ist, die errungene Macht durch dieselben Gewaltmittel zu behaupten suchen, durch welche er sie sich verschafft hat.

Bei der Schilderung des Tyrannen verweilt Plato etwas länger. Er bietet an dieser Stelle seine ganze Beredsamkeit auf, um seinen Abscheu vor willkürlicher Alleinherrschaft auszudrücken. Er schließt sich hierin Aeschylus, Herodot und Thucydides an und zeigt denselben Eifer gegen willkürliche Regierung, welcher alle großen Männer der früheren besseren Zeit beseelte, als noch Begeisterung für wahre Freiheit und Scheu vor den Gesetzen und vor allem, was heilig, recht und gut ist, in der freien Athener Herzen lebten. Plato malt den Tyrannen und sein Leben mit so glühenden Farben, daß alle ausgezeichneten Griechen der späteren Zeit, sowie alle Gebildeten des römischen Volkes an dieser Stelle ihren Abscheu gegen gesetzlose Gewalt genährt haben und daß auch die neuere Welt ihren Haß gegen Tyrannei und Willkür aus dieser Quelle schöpfte, seit jener Zeit, wo unter den Italiänern, in den Tagen des Wiederauflebens der antiken Studien, mit der Liebe zu Kunst und Wissenschaft auch die Liebe zur Freiheit wieder allgemein herrschend wurde. „Nicht einmal seinen Zweck, ein Herrscher zu sein, erreicht der Tyrann!“ ruft Plato aus. Nein, mag es auch äußerlich anders zu sein scheinen, der wahre Tyrann ist ein Sklave der elendesten Schmeichler und niedrigsten Knechte, sowie er selbst ein Schmeichler der verworfensten Menschen ist! Auch seine Begierden werden nimmer gestillt, die meisten derselben bleiben ewig ungesättigt.

Sein Herz wird stets verwaist, stets mit Furcht erfüllt, stets von Schmerzen und Schrecken gepeinigt sein. Von Tag zu Tag muß er immer mehr das werden, was er von Anfang an war, beneidet und gehaßt, argwöhnisch, der Freunde entbehrend, ungerecht, allem Göttlichen feind und dagegen ein Schützer und Pfleger alles dessen, was schlecht ist. So ist er selbst der unglücklichste von Allen. Der Staat aber, welcher von einem Despoten regiert wird, gleicht der Seele dieses Despoten und seiner Knechte und Schergen."

Nach der Schilderung des Tyrannen stellt Plato die Eigenschaften der andern Leiter des Staates zusammen, um sie mit der wahrhaft königlichen Natur, welche in der eigentlichen, idealischen Aristokratie herrscht, zu vergleichen. Die Letztere, sagt er, sucht allein von allen in der Erkenntniß und in dem Bemühen, ihr gemäß das Leben zu ordnen, Glück und Ruhm; die übrigen dagegen werden nur von Ehrsucht oder Habgier getrieben und gehen deshalb auf verschiedenen Wegen irre. Plato selbst weiß es wohl und spricht es aus, daß die von ihm gezeichnete königliche Natur eine blos idealische ist und daß das, was allein wahres Glück verleiht, nämlich die vollständige Entfernung von aller Selbstsucht, nirgends gefunden werden kann.

Im letzten der zehn Bücher, aus welchen die Schrift über den Staat besteht, entwickelt Plato das Wesen der menschlichen Seele, als des sich selbst erkennenden und begreifenden Theiles unserer Natur. Er weist dabei den Unterschied zwischen Schein und Erscheinung nach und zeigt die Schwierigkeit, von dem Ersteren zur Erkenntniß der Wirklichkeit, vom Eingebildeten zum Wahren, vom Endlichen zum Unendlichen und Ewigen zu dringen. Hiermit ist er an der Grenze menschlicher Erkenntniß angelangt und er geht deshalb, wie er in diesem Falle zu thun pflegt, zur Dichtung und Mythe über. Obgleich er selbst dabei die poetische Schönheit, Größe und Trefflichkeit sorgfältig von der philosophischen unterscheidet, so hat er doch durch diese, wie durch ähnliche Stellen seiner Werke, allen denen, welche in späteren Zeiten sich für seine Ideen begeisterten, ein weites Feld edler Schwärmerei geöffnet.

Wie Plato's Politie den idealen Staat und Menschen darstellen soll, so wird in der Schrift über die Gesetze das Ideal einer griechischen Verfassung gegeben, die von allen den Gebrechen frei sein würde, welche Plato in diesem Buche sowohl der spartanischen als der atheniſchen Verfassung vorwirft. Es ist nicht nöthig, die Art, wie er in dieser Schrift seinen Plan ausführt, näher anzugeben, weil in dem Obigen Plato's politische Ideen hinreichend angedeutet sind.

Plato's Schüler erhielten die Lehranstalt, welche er selbst gegründet hatte, und bildeten eine philosophische Secte oder Schule, die nach jener

den Namen der Akademie führte. Später traten in den Ansichten und in der Richtung dieser Philosophen nach einander gewisse Aenderungen ein, welche den Anlaß gaben, daß man die platonische Schule in die ältere, mittlere und neuere Akademie eintheilte. Der unmittelbare Nachfolger des Stifters der Lehranstalt und das Haupt der älteren Akademie war Speusippus, ein Schwestersohn Plato's, welcher im Jahre 339 v. Chr. starb. Dieser Mann lehrte schon für Geld, und folgte also dem Beispiel der Sophisten, welche doch namentlich ihrer Gewinnsucht wegen von Sokrates und Plato so heftig angegriffen und verspottet worden waren. Speusippus hatte für die Bildung der griechischen Weltleute und Staatsmänner in doppelter Hinsicht Wichtigkeit: er machte nämlich aus der akademischen Schule eine Lehranstalt für Redner und Staatsleiter, und brachte den Pythagoreismus in eine innigere Verbindung mit platonischer Philosophie. Er kaufte, wie es heißt, für schweres Geld die Geheimnisse des Isokrates, des größten griechischen Lehrers der Beredsamkeit. Wenn dies wahr ist, so darf man von Speusipp's rhetorischen Lehren und Uebungen nicht viel halten; denn jene Geheimnisse bestanden gewiß nur aus bloßen Kunstgriffen und aus den Regeln, wie man, auch ohne von Natur und Gottes Gnade Redner zu sein, auf blos mechanische Weise Schönheit des Ausdrucks erlangen, Klang und Rundung in die Rede bringen könne, sie sind also etwa mit den Anweisungen zu vergleichen, durch welche man ohne eigenes poetisches Talent Verse machen lernt. Neben der rhetorischen Seite der Bestrebungen Speusipp's, durch welche er auf den Staat selbst unmittelbar einwirkte, ist auch seine pythagoreische Richtung von Wichtigkeit, weil er durch diese auf die Weltleute einen großen Einfluß ausübte. Speusippus stand mit dem großen pythagoreisch-aristokratischen Bund in Sicilien in einer noch engeren Verbindung, als Plato; er hatte noch weit mehr die Lehren und den Ton des Orden angenommen, und war deshalb den höheren Ständen Athen's, welche bei der Erschlaffung ihrer Nerven Nahrung für ihre Phantasie suchten, ein viel willkommenerer Lehrer, als sein Meister Plato. Auch machte er einen Unterschied zwischen den blos für Eingeweihte bestimmten und den auch für Uneingeweihte zugänglichen Wahrheiten oder, wie die Alten dies ausdrückten, zwischen esoterischen und exoterischen Lehren, und dies mußte ihm ebenfalls bei den vornehmen Leuten seiner Zeit großen Beifall verschaffen. Speusippus trat also als Lehrer der Philosophie für die Aristokratie und gebildete Welt seiner Vaterstadt auf. Er hatte dabei so großes Glück, daß selbst Damen seiner Richtung folgten und sich auf Unkosten ihres guten Rufs in die süßen Schwärmereien seiner platonisch-pythagoreischen Philosophie vertieften.

Schon der erste Nachfolger Plato's also gab dieser Philosophie eine veränderte Richtung, obgleich er, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse des Alterthums, den Lehren seines Meisters, mit Ausnahme der so eben angegebenen Beziehungen, durchaus getreu blieb. Er hob nämlich denjenigen Theil der platonischen Philosophie hervor, welcher mit dem Pythagoreismus zusammenhing, beschäftigte sich also vorzugsweise mit den Ideen vom Staate und trug über die bestehende Ordnung der Dinge und über das Verhältniß der Einzelnen zu derselben Lehren vor, welche eine entschieden pythagoreische Färbung hatten. Sein Nachfolger in der Leitung der Akademie, Xenokrates, welcher bis 314 v. Chr. lebte und ebenfalls im Ganzen die reine platonische Philosophie beibehielt, folgte der von Speusipp gegebenen Richtung. Er sah also ebenso, wie sein Vorgänger, die Bedürfnisse des Staatslebens als den Hauptgegenstand der Lehranstalt der Akademie an, und diese wurde daher unter ihm ganz und gar eine Bildungsschule für die reicheren, zur Leitung der Staaten berufenen Klassen des griechischen Volkes. Welch großen und ausgedehnten Einfluß sie dadurch erhielt, kann man leicht daraus ermessen, daß seit Plato's Zeit die bedeutendsten Männer der griechischen Welt sich in Athen zusammenfanden, wo sie vorzugsweise gern in der Akademie zu erscheinen pflegten. Unter Xenokrates Leitung scheint der Ruf der Akademie als einer Bildungsschule für Staatsmänner noch mehr gestiegen zu sein, weil Alexander der Große sich eine wissenschaftliche Anweisung zur Regierungskunst von Xenokrates erbeten haben soll. Das Ansehen der Akademie und ihres Vorstehers Xenokrates war damals so groß, daß ebenderselbe macedonische König diesem einst die Summe von fünfzig Talenten (130,000 Gulden oder 72,000 Thlrn.) als Geschenk zugesandt haben soll, welche jedoch Xenokrates, aus Rücksicht auf die demokratische Eifersucht des athenischen Volkes, nicht annahm.

Die auf Xenokrates folgenden Häupter der älteren Akademie waren Polemo, Krates von Tarsus und Krantor. Auch diese Männer, von welchen nur der Erstere und der Letztere uns durch Berichte aus dem Alterthum etwas näher bekannt geworden sind, blieben der Philosophie Plato's und der von ihren Vorgängern eingeschlagenen Richtung getreu. Dies geht aus allem dem hervor, was von Polemo und Krantor uns überliefert wird. Der Erstere schrieb ein Werk, in welchem er lehrte, daß der Natur gemäß leben die höchste Seligkeit sei, d. h. er predigte das, worin bei den spätern Griechen, wie bei den Römern, die Lebensweisheit des gebildeten Mannes bestand, der, so weit es die Umstände erlaubten, allerdings nach moralischen Grundsätzen handelte, sonst aber seinen persönlichen Interessen oder der Stimme seiner eigenen Natur folgte. Krantor schrieb ein Buch über die Trauer. Auch

dies steht in Beziehung zu dem Hauptzweck der Akademie; denn Krantor wurde zur schriftlichen Behandlung dieses Gegenstandes nur durch den Umstand bewogen, daß alle philosophischen Secten des späteren Alterthums den künftigen Staatsmann für den Fall eines schnellen Glückswechsels wappnen zu müssen glaubten, weil ein solcher mehr als jeder andere Mensch den Launen des Schicksals preisgegeben war. Krantor war der letzte Vorsteher der älteren Akademie. Sein Nachfolger, Arcesilaus, welcher um 318 v. Chr. geboren wurde und bis zum Jahre 241 v. Chr. lebte, schlug eine ganz neue Richtung ein und wurde dadurch der Stifter der mittleren Akademie. Von dieser kann jedoch erst später die Rede sein, weil sie ganz dem folgenden Zeitraum angehört.

Neben der platonischen Philosophie wurden von zwei Männern, welche ebenfalls Schüler des Sokrates gewesen waren, zwei andere, ganz und gar verschiedene Lebensansichten als die Grundsätze besonsonderer philosophischen Secten aufgestellt. Diese beiden Männer waren Antisthenes von Athen und Aristippus von Cyrene. Beide waren zugleich mit Xenophon diejenigen Schüler des Sokrates, welche die Lehren ihres Meisters unmittelbar auf das Leben selbst anwandten, während Plato und die übrigen Anhänger des Sokrates vorzugsweise die wissenschaftliche Erkenntniß an und für sich selbst und die Beziehung derselben zum Staate ins Auge faßten. Jene beiden Männer würden daher schon aus diesem Grunde für die Geschichte des griechischen Alterthums eine ebenso große Wichtigkeit haben, als Xenophon; ihre Bedeutung ist aber noch viel größer dadurch geworden, daß ihre Einwirkung auf den Geist und die Sitten der Menschen sich noch viel weiter erstreckt hat, als Xenophon's Einfluß, und daß in ihrem Auftreten eine Erscheinung zu erkennen ist, welche in der Geschichte der Menschheit sich unter gewissen Umständen immer wiederholt. Obgleich Xenophon, Antisthenes und Aristippus, einer wie der Andere die rein praktischen Seiten des Menschen ins Auge faßten, die philosophische Erkenntniß für die Zwecke des Lebens zu verwerthen suchten, und also im Allgemeinen ein und dasselbe Endziel sich gesteckt hatten: so schlugen sie doch bei dieser Bestrebung sehr verschiedene Wege ein und gelangten zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Xenophon wollte das alte griechische Wesen so umwandeln, daß eine Moral der Klugheit ins Leben, eine der modernen Empfindsamkeit und Höflichkeit ähnliche Sitte in den Umgang und eine der Verwaltungsweise unserer Zeit zu vergleichende Art, Staat und Haus zu leiten, in die Geschäfte gebracht werden sollte. Aristippus dagegen predigte die Philosophie des Genusses, durch welche die üppige und elegante Lebensweise der Reichen und Vornehmen in ein förmliches System gebracht wurde. Er gab

dieser Klasse der Gesellschaft, welche ohne eine gewisse Art von Geistesbildung nicht bestehen kann, eine Kunst und Wissenschaft des Genusses, verfeinerte dadurch diesen, und lehrte die vornehme Welt mit Verachtung auf die Armseligen herabsehen, denen das Schicksal jeden Genuß versagt hat, oder welche wenigstens die ihnen verstatteten Genüsse nicht durch geistigen Zusatz zu würzen verstehen. Des Antisthenes Philosophie endlich war dasselbe für die niederen Klassen, was die Lehre Aristipp's für die höheren war. Er brachte nämlich das, woran sich das Selbstgefühl des gebildeten Theils der Armen und Niederen zu halten pflegt, in ein System, und predigte die Philosophie der Entbehrung. Er lehrte die des äußeren Besitzes Ermangelnden, daß das Glück der Armen in dem Selbstbewußtsein und der Unabhängigkeit ihres inneren Wesens bestehe, und daß nur die Erkenntniß der Erbärmlichkeit und Hohlheit, welche der Geistesbildung der oberen Klassen eigen ist, den Niedern und Armen gegen die Demüthigungen schütze, seine Ehre von seiner eigenen Erniedrigung zu erwarten. Er suchte endlich den gedrückten unteren Ständen zu zeigen, daß Jeder, der sich vom Glanze nicht blenden, von den Brosamen vom Tische der Reichen nicht anlocken, von ihrer falschen Höflichkeit nicht gewinnen lasse, überall und in jeder Lage ein freier Mann sei.

Aristippus, der Stifter der Philosophie des Genusses, stammte aus einer der vornehmsten und reichsten Familien des Staates von Cyrene, dessen Bürger wegen ihrer Schwelgerei und Prachtliebe berühmt waren. Es ist daher sehr erklärlich, daß Aristipp, seiner schon in früher Jugend erhaltenen Richtung gemäß, dazu kam, den Genuß zum Gegenstand und Ziel seiner philosophischen Lehre zu machen. In der so sehr gebildeten Hauptstadt der griechischen Welt und im Verkehr mit Sokrates suchte er zu dieser Lebensansicht sich noch die Genüsse und Vorzüge der wissenschaftlichen Bildung und des feineren Verkehrs zu erwerben. Die Verbindung des geistigen Raffinements mit jener üppigen Richtung bildet das eigentliche Wesen der Lehre Aristipp's, welche nach der Vaterstadt des Stifters die cyrenaische genannt ward. Sie wurde etwa achtzig Jahre nach Aristippus durch Epikur in einigen Beziehungen umgestaltet, und erhielt davon den Namen der epikureischen Philosophie.

Antisthenes, der Stifter der entgegengesetzten Philosophie, war sehr arm und gehörte der unteren Klasse der athenischen Bürgerschaft an. Dieser Umstand und der höhnende Gegensatz, welchen bei eintretender moralischer Entartung und bei der mit ihr verbundenen schärferen Absonderung der Stände die Reichen überall gegen die Aermeren geltend zu machen pflegten, brachten ihn zu derjenigen Lebensansicht, durch deren philosophische Begründung er seinen Namen für alle

Zeiten berühmt gemacht hat. Das eigentliche Wesen dieser Grundansicht des Lebens besteht in der Opposition des natürlichen Zustandes gegen den unnatürlichen, in dem Bewußtsein des dem äußeren Glanze überlegenen inneren Werthes und in dem Stolze wahrhafter Unabhängigkeit gegenüber dem Uebermuth jener Vornehmen und Reichen, welche auf ihren Reichthum und andere äußere Vorzüge pochen, selbst aber die Sklaven ihrer Verhältnisse und Genüsse sind. Eine Anekdote, die man von Antisthenes erzählt, bezeichnet dieses stolze Gefühl, von welchem der Stifter der cynischen Philosophie sich leiten ließ, auf eine treffende Weise. Antisthenes pflegte nämlich noch ärmlicher gekleidet zu sein, als seine Vermögensverhältnisse ihm gestattet hätten und soll namentlich sich auf seinen durchlöcherten Mantel etwas zu Gute gethan haben. „Antisthenes", sagte daher eines Tages Sokrates zu ihm, „die Eitelkeit blickt aus den Löchern deines Mantels hervor."

Die Lehre des Antisthenes führt den Namen der cynischen Philosophie, entweder weil ihr Stifter in einer der Akademie ähnlichen Anlage bei Athen, der Cynosarges genannt, vorzugsweise zu unterrichten pflegte, oder weil man später, als die Cyniker die Anwendung des Grundsatzes der Entbehrung bis zur Mißachtung jeder Sitte und jeder Rücksicht des Anstandes übertrieben, ihnen als Spott jenen Namen beilegte; dieser kann auch von einem griechischen Worte abgeleitet werden, welches soviel als hündisch bedeutet. Wahrscheinlich ist das Erstere der eigentliche Grund der Benennung gewesen, die zweite Ableitung aber nur eine spöttelnde Erklärung, welche man erst später diesem Worte gab. Auch die cynische Philosophie wurde etwa ein Menschenalter nach ihrer Entstehung umgestaltet, und verlor dadurch ihren früheren Namen. Sie wurde seitdem die stoische Philosophie genannt, weil Zeno, der Reformator der cynischen Philosophie, in der früher schon erwähnten Stoa oder „bunten Halle" in Athen zu lehren pflegte.

Die Schriften des Antisthenes und Aristippus sind bis auf äußerst wenige Ueberreste untergegangen; dagegen aber haben sich die Spuren ihrer Lehren weit dauerhafter in den Sitten der folgenden Zeiten und in den Werken vieler anderen Schriftsteller erhalten. Beide Männer übten noch lange nach ihrem Tode eine so mächtige Wirkung aus, daß ihr Einfluß sich in der Geschichte des römischen Volkes und im Leben der Großen desselben fast noch auffallender und deutlicher zeigt, als in Griechenland und unter den Griechen selbst.

Der philosophische Gehalt der Lehren beider Männer und ihr Werth oder Unwerth für die Philosophie als Wissenschaft ist für die rein historische Betrachtung gleichgültig; bei dieser gilt es nur um die Wirkung, welche von der cynischen und ihrem Gegensatze,

der cyrenaischen Philosophie auf die unter den Menschen bestehenden Lebensformen und leitenden Grundsätze ausgeübt wurde. In dieser Beziehung aber gehören dieselben zu den wichtigsten philosophischen Lehren der Menschheit, denn sie bestehen aus Ansichten, welche in der Tiefe der menschlichen Natur wurzeln, und daher in allen Zeitaltern und Landstrichen unter gewissen Umständen in neuen Formen immer wieder hervorsprossen und neu aufblühen. Voller Lebensgenuß auf der einen und der Heroismus des Entbehrens auf der andern Seite, oder mit andern Worten die Ergreifung des Geistes der Zeit und der aus ihr hervorgegangenen Schwelgerei und Bildung einerseits und das Zurückgehen auf den bedürfnißarmen Naturzustand andererseits: dies sind die beiden Gegensätze, welche in allen Zeiten großer Entartung neben einander als höchste Aufgabe des Lebens, als höchstes Ziel der Bestrebung, als höchstes Gut dargestellt werden. In solchen Zeiten wird nämlich eines Theils die herrschende Sittenlosigkeit und die Verfeinerung des geselligen Lebens in ein System gebracht, und als höchste Weisheit gelehrt, anderen Theils aber ruft die Entartung und Verkünstelung als Opposition auch die Theorie von der Bedürfnißlosigkeit und vom Naturzustande des Menschen hervor.

Diese nebeneinander erscheinenden Gegensätze, welche beide sich in übertriebener Weise geltend zu machen streben, lassen sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch verfolgen. So zeigt uns z. B. die Geschichte des Orients, wie in Indien von den strengeren Klassen der Bramanen, neben der herrschenden Ueppigkeit die Lehre von der Selbstverläugnung gelehrt und ausgeübt wird. Derselbe Gegensatz findet sich, wie bereits früher gezeigt wurde, in der lyrischen Dichtkunst der kleinasiatischen Griechen, als dieses Volk sich schnell zum Wohlstand erhoben hatte, und durch denselben zur Schwelgerei fortgerissen worden war. Von den Liedern, welche damals unter den kleinasiatischen Griechen gedichtet wurden, fordert nämlich die eine Hälfte zum vollen Genuß des Lebens auf, die andere dagegen predigt die Nichtigkeit aller sinnlichen Genüsse und die Seligkeit betrachtender Ruhe. Ebendasselbe Schauspiel bietet uns die Geschichte der Römer in den letzten Zeiten ihrer Republik und unter ihren Kaisern dar: die große Mehrzahl der Römer, welche damals der Ueppigkeit huldigte und unerhörte Frevel beging, verband mit ihren Schwelgereien und Gräuelthaten eine gewisse Philosophie, während zu gleicher Zeit die wenigen Edlen und Besseren sich durch den strengen Grundsatz der Entbehrung und inneren Unabhängigkeit gegen die allgemeine Schlechtigkeit zu stählen suchten. Später entstand im römischen Reich ebenso das christliche Mönchswesen mitten im Jammer der Christen-Verfolgungen, der Sittenlosigkeit des herrschenden Heidenthums und der

Rohheit der einbrechenden barbarischen Völker. Das Anachoreten- oder Eremiten-Wesen blühte am meisten, als die Welt geistig und sittlich so sehr entartet war, daß jede menschliche Bildung in der rasch zunehmenden Verwilderung zu verlöschen schien. Es hatte daher auch die große anfängliche Strenge des Mönchthums, sowie das rasche Gedeihen desselben unstreitig hauptsächlich darin seinen Grund, daß das Klosterwesen schon bei seinem Entstehen eine entschiedene und wirksame Opposition gegen die Richtung der Zeit bildete. Ebenso erhielt auch die Religion Mohammed's, als durch die Ueppigkeit der Höfe der Kalifen die Seele des Volks vergiftet worden war, ihre Derwische und Fakirs. Ferner, als in den Zeiten der Merowinger das Volk der Franken in schauderhafte Rohheit und ihre Herrscher in tiefe Lasterhaftigkeit versunken waren, fand bei demselben die strenge Zucht der brittischen Mönche, als ein den Besseren willkommenes Heilmittel, überall eine gute Aufnahme. Dieselbe Erscheinung läßt sich auch durch die späteren Jahrhunderte der Geschichte bis in die neuere Zeit hinein verfolgen. In den Zeiten des Mittelalters, als Rohheit und Raubsucht den Charakter des Lebens bildeten und das Mönchthum schon längst ausgeartet war, als die Ritterschaft der Schwelgerei und Prachtliebe nachhing, ein großer Theil der Geistlichkeit aber und die Tempelherren in Verworfenheit gesunken waren, und als dieses Leben der Ritter und Priester sogar in Gesängen verherrlicht wurde, entstanden die Bettelorden und die Karthäuser, deren Leben und Lehre jenem Treiben ganz und gar entgegengesetzt war und deshalb in weiten Kreisen Beifall erhielt. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gingen aus eben denselben niederländischen Städten, in welchen damals der Wohlstand Sittenverderbniß und Uebermuth erzeugt hatte, fromme Büßer-Secten, wie die Beguinen und Begharden, hervor, und wurden in jenem Land so freudig aufgenommen, daß fast kein Ort zu finden war, der nicht eine Anzahl derselben unter seinen Bürgern gezählt hätte. In eben demselben Lande wirkten nachher, mitten in der herrschenden Ueppigkeit, Thomas a Kempis und andere Männer, welche ein ernstes Leben der Frömmigkeit und Betrachtung predigten. In England entwickelten sich unter der Herrschaft der üppigen Stuart's die auf Enthaltsamkeit dringenden Lehren der Quäker und Independenten, sowie in Frankreich unter Ludwig XIV. und der Regentschaft die strenge Schule der Jansenisten. Bald nachher faßten in Frankreich, unter der weichlichen und sittenlosen Regierung Ludwig's XV., die Lebensansichten der Cyrenaiker und Cyniker neben einander Wurzel: jene durch Voltaire's, Diderot's und Helvetius Theorieen, diese durch Rousseau's Lehre von einem Naturzustand und rein moralischem Leben repräsentirt.

So bieten also die Ansichten, die den Lehren des Aristipp und des Antisthenes zu Grunde liegen, eine Erscheinung dar, welche für die innere und äußere Geschichte des ganzen Menschengeschlechts von der größten Bedeutung ist. In Bezug auf das Alterthum insbesondere mögen einige Bemerkungen über beide Lehren die Wichtigkeit derselben ausführlicher andeuten. Aristippus wandte die von Sokrates gegebene Anregung auf das feinere Leben und seine Genüsse an. Nach seiner Lehre bestand die wahre Philosophie in der Kunst, die sinnlichen und geistigen Genüsse weise mit einander zu verbinden. Im Grunde ist eine solche Philosophie eher ein Ton, ein Takt, eine Weise des Lebens zu nennen, als ein System oder eine eigentliche Lehre. Aristippus selbst hatte es hierin bis zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht, und besaß im ausgezeichnetsten Grade das Talent, abwechselnd alle feineren und gröberen Genüsse mit Maß und Anstand zu genießen, ohne daß die Gesundheit Schaden litt, oder der Würde und äußeren Stellung eines Mannes von seiner Bildung etwas vergeben wurde. Seine Lehre vom weisesten Lebensgenuß oder die Kunst, geistige und körperliche Genüsse zweckmäßig und auf anständige Weise mit einander zu verbinden, fand in der griechischen Welt großen Beifall; sie wurde namentlich auch an den Höfen der aus Alexander's des Großen Eroberungen hervorgegangenen griechischen Reiche bereitwilligst aufgenommen. Welche Lehre hätte aber auch für die feine Welt und für den Hof dieser Reiche passender sein können, als eine Philosophie, mit welcher man zugleich die Wissenschaften und Künste beschützen und treiben, allen Vergnügungen nachjagen, und der auf Luxus gegründeten Industrie freien Spielraum gewähren konnte!

Schon zu Lebzeiten des Stifters breitete sich diese Lebensphilosophie sehr aus und Aristipp's Persönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, da er Takt und Feinheit im Benehmen, großen Anstand und namentlich auch eine ausgezeichnete Dialektik und Beredsamkeit besaß. Er spielte, wie bereits früher in der Geschichte Plato's angegeben wurde, am Hofe von Syrakus eine wichtige Rolle, und das Beispiel des jüngeren Dionysius, welcher der Philosophie Aristipp's sein Ohr lieh, zeigt am besten, wie gefährlich eine solche Lehre allen denen werden kann, welche stärkere Leidenschaften haben, als Aristippus selbst gehabt zu haben scheint. Besonders großes Glück machte die cyrenaische Philosophie in der Vaterstadt ihres Stifters und bei den reichen Handelsherren der Insel Aegina, unter welchen Aristippus zuerst lehrend auftrat. Seine Philosophie mußte von allen Reichen und Vornehmen um so begieriger aufgenommen werden, da ein zugleich so gebildeter Philosoph und so feiner Weltmann, wie Aristippus war, sie vortrug, und da er sie dialektisch und rednerisch ebenso gut zu beweisen und zu ver-

theidigen verstand, als Plato die seinige. In Cyrene gewann diese Lehre namentlich noch dadurch vielen Boden, daß Aristipp's schöne Tochter Arete, welche von ihrem Vater mit der größten Sorgfalt erzogen worden war, eine Schule stiftete und die cyrenaische Philosophie öffentlich vortrug.

Nach Aristipp's und seiner Tochter Tod artete die cyrenaische Philosophie bald bis zur Verwerfung jeder Moral aus, und der Umstand, daß die späteren Nachfolger Aristipp's, besonders Theodorus von Cyrene, auch die Religion angriffen, hatte zur Folge, daß man sich nicht gern mehr öffentlich zu dieser Lehre bekannte. Um das Jahr 300 v. Chr. ward denn von Epikur eine Philosophie gelehrt, die von demselben Grundsatz ausging, wie die Lehre Aristipp's und durch welche die entartete cyrenaische Philosophie in einer neueren und besseren Form wieder hergestellt wurde. Diese Lehre gehört jedoch erst dem folgenden Zeitraum der griechischen Geschichte an.

Wie Aristipp's Philosophie mit den Verhältnissen seiner Geburt, mit seiner Erziehung und mit dem Reichthum und Luxus seiner Vaterstadt Cyrene zusammenhing, so ist auch des Antisthenes Lehre neben dem oben angegebenen allgemeinen Grunde von seiner Herkunft und seinen Vermögensumständen herzuleiten. Antisthenes war von geringen Eltern geboren, besaß nicht einmal das volle athenische Bürgerrecht und wohnte im Piräus, wo das Schiffervolk und die ärmeren Bürger lebten; ganz diesen Verhältnissen entsprechend wandte er sich mit seiner Philosophie ebenso den niederen Ständen zu, wie Aristipp mit der seinigen den höheren. Er verzweifelte an der Möglichkeit, die höhere Klasse der Gesellschaft zu bessern, er entsagte also dem Bestreben seines Lehrers Sokrates, welcher eine für alle Stände passende Moral gelehrt hatte, und richtete sein Augenmerk blos auf den rohesten, aber auch noch unverdorbenen oder wenigstens noch nicht völlig erschlafften Theil der Nation. Er ließ sich daher auch nicht, wie fast alle damaligen Philosophen, für seinen Unterricht bezahlen. Antisthenes war ein entschiedener Feind der höheren Stände und des weiblichen Geschlechts und goß über beide den bittersten Spott aus. Auch trug er seine Lehre in der Anlage Cynosarges vor, wo in einer daselbst befindlichen öffentlichen Ringschule diejenigen Jünglinge zusammenzukommen pflegten, welche an den Leibesübungen der freien Bürgersöhne keinen Antheil nehmen konnten. Alle diese Umstände waren keineswegs geeignet, der Lehre des Antisthenes großes Ansehen zu verschaffen. Aber er selbst hatte es auch darauf gar nicht abgesehen. Er wollte offenbar, wie die Stifter vieler Mönchsorden und wie in der neueren Zeit Rousseau, durch Beispiel und Lehre zeigen, daß der Mensch nur wenig bedarf, um glücklich zu sein und daß der Zustand,

auf welchen die Völker durch fortschreitende Betriebsamkeit sich hinaufschrauben, etwas Widernatürliches sei. Antisthenes wollte keine Schule stiften, sondern nur eine kleine Zahl von Männern bilden, welche gleich ihm der Weichlichkeit Hohn sprächen und nach strengen Grundsätzen lebten. Daß seine Lehre je allgemein angenommen werde, hoffte er gewiß selbst nicht; denn hätte er dies erwartet, so würde er sie gewiß in einer anderen Art und Weise der Welt vorgetragen haben.

Es liegt dieser Philosophie der große Gedanke zu Grunde, daß die Seele dessen, der sich selbst besiegt, mitten in einer Welt von Thoren allein weise, mitten unter Sklaven allein frei ist, und daß der wahrhaft Weise keiner Bücher und Systeme, sondern nur der Natur und der Selbsterkenntniß bedarf. Die edelsten Weisen und Regenten des Alterthums haben diesen Gedanken als den erhabensten bewundert, den der menschliche Geist zu fassen im Stande sei. Die christliche Kirche hat denselben sogar geheiligt, und auf ihn die Ordensinstitute der Dominikaner, Kapuziner und Franziskaner gegründet. Es hat sich aber immer gezeigt, daß die Ausführung und richtige Anwendung dieses Grundsatzes ebenso, wie die der cyrenaischen Lehre, eine eigentliche Anlage und einen Takt voraussetzt, welche nur selten gefunden werden. Antisthenes selbst, sowie die zwei ausgezeichnetsten Anhänger seiner Lehre, Diogenes und Krates, besaßen diesen Takt und dieses Talent: sie lebten, wie sie lehrten und die beiden Letzteren brachten daher auch die neue Lehre für eine kurze Zeit zu großem Ansehen. Solche Männer waren aber nur seltene Ausnahmen und es ging mit der cynischen Philosophie, wie es mit allen übermäßig strengen und den Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft widerstreitenden Lehren und Secten gegangen ist; sie selbst veränderte bald ihr Wesen und ward durch eine rasche Entartung zu einer bloßen Maske der Gemeinheit und des Schmutzes. Ganz auf dieselbe Weise sind die sich selbst quälenden Frommen und Weisen des Orients zu Gauklern geworden, und die Fakirs und Derwische werden wegen der gleichen Entartung von ihren eigenen Glaubensgenossen schon längst nur als unverschämte Bettler angesehen. Ebenso hatte auch das Mönchthum schon hundert Jahre nach seiner Entstehung, das Institut der Bettelorden aber noch früher seine Natur geändert und die begeisterten Frommen des Mittelalters, wie die des neueren Englands und Frankreichs, arteten bald und häufig in Fanatiker oder in Heuchler aus. Der Cynismus selbst sank nicht lange nach dem Tode seines Stifters so tief, daß sein Name seitdem zur Bezeichnung einer Gemeinheit, welche jedem Anstande und jeder Scham entsagt hatte, gebräuchlich geworden ist.

Die ausgezeichnetsten und berühmtesten Anhänger der Lehre des

Antisthenes waren Diogenes von Sinope und Krates von Theben, von welchen jener ein Schüler des Stifters, dieser aber ein Schüler von jenem war. Diogenes, welcher 414 v. Chr. in der paphlagonischen Griechenstadt Sinope geboren wurde und im Jahre 324 starb, ist durch seine höchst sonderbare Erscheinung so berühmt geworden, daß die Geschichte dieses Philosophen durch Anekdoten vielleicht mehr, als die irgend eines anderen Mannes des Alterthums entstellt worden ist. Er kam schon in früher Jugend nach Athen und wurde daselbst einer der eifrigsten Schüler des Antisthenes. Später lebte und lehrte er in Korinth. Den Grundsätzen der cynischen Lehre gemäß bestrebte er sich, so wenige Bedürfnisse als nur möglich zu haben. Darauf beziehen sich manche jener Erzählungen, von welchen man nicht bestimmen kann, was an ihnen wahr oder unwahr ist. Seine Wohnung soll, während er in Korinth lebte, ein Faß gewesen sein, wobei man jedoch nicht an unsere Fässer, sondern an die großen thönernen Weinbehälter der Alten denken muß. Sein ganzes Hausgeräth soll in einer Schale bestanden haben, mit welcher er sich das Wasser zum Trinken aus dem Brunnen schöpfte. Auf einer Reise nach Sicilien fiel Diogenes in die Hände von Seeräubern, welche ihn als Sklaven verkauften. Ein Korinther erhandelte ihn auf dem Sklavenmarkte und machte ihn zum Aufseher seines Hauses und zum Erzieher seiner Kinder. In dieser Lage blieb er bis zu seinem Tode.

Die späteren Griechen haben dem Diogenes allerlei witzige Aeußerungen zugeschrieben. So wird z. B. ein Ausspruch von ihm berichtet, der offenbar nur eine Uebertragung des oben mitgetheilten Tadels ist, welchen Sokrates über Antisthenes ausgesprochen haben soll. Als nämlich Diogenes einst bei den olympischen Spielen einige junge Leute aus Rhodus in prachtvoller Kleidung auftreten sah, rief er aus: „Nichts als Stolz!" Gleich nachher sagte er beim Anblick einiger nachlässig gekleideten Spartaner: „Ebenfalls nichts als Stolz, nur ein Stolz anderer Art!" Als ihn Jemand nach seiner Rückkehr von Olympia fragte, ob viele Menschen dort gewesen wären, antwortete er: „Viele Zuschauer, aber nur wenige Menschen!" Eines Tages soll Diogenes um die Mittagsstunde mit einer brennenden Laterne auf dem Marktplatz von Athen umhergegangen sein. „Was machst du denn?" fragte man ihn. „Ich suche einen Menschen!" antwortete Diogenes.

Durch solche und viele andere Aussprüche und Anekdoten wurde das Andenken eines Mannes verewigt, welcher allerdings einzig in seiner Art und darum für seine Zeitgenossen wie für die Nachwelt eine unbegreifliche Erscheinung war; denn was hätte den Griechen jener Zeit sonderbarer vorkommen können, als ein Philosoph, der aus der Philosophie nicht, wie alle übrigen Lehrer der Weltweisheit, ein

Handwerk machte, und nicht, wie alle seine Zeitgenossen, vornehm, sondern gering sein wollte! Da Diogenes dreist genug war, alle Wissenschaften, Künste und Erfindungen eines an geistige Unterhaltung und mannigfaltige Bequemlichkeiten gewöhnten Zeitalters, sowie alle damalige Schulweisen zu verspotten, so ist es nicht zu verwundern, daß die geistreichste Nation der Welt die schärfste Lauge ihres Witzes über ihn ausgegossen hat und daß aus diesem Grunde seine Sonderbarkeiten bis ins Wunderlichste entstellt worden sind. Ob zu diesen Uebertreibungen und Erdichtungen auch dasjenige gehört, was von seiner Zusammenkunft mit Alexander dem Großen erzählt wird, ist nicht zu ermitteln. Unbezweifelt gewiß ist das Eine, daß Alexander ihn bewunderte. Diese Bewunderung macht, gegenüber dem Spott der Griechen, die den König umgaben, dem macedonischen Helden und seiner Einsicht in das menschliche Wesen mehr Ehre, als irgend einer seiner glänzendsten Siege. Uebrigens gibt die Zusammenkunft Alexander's mit Diogenes auch den sichersten Beweis, daß Diogenes nicht der lächerliche Sonderling und halbe Narr war, der er nach einigen jener vielen Anekdoten von ihm gewesen zu sein schiene; denn daß Alexander ihm dann die Ehre des Besuchs und einer achtungsvollen Antwort nicht erwiesen haben würde, darf man einem Schüler des Aristoteles wohl zutrauen. Alexander ließ sich nämlich bei Gelegenheit der griechischen Nationalversammlung, die er bald nach seiner Thronbesteigung in Korinth hielt, zu Diogenes führen, welcher vor den Mauern der Stadt wohnte. Er fand den Philosophen vor seinem Fasse liegen, um sich zu sonnen. Alexander unterhielt sich lange mit Diogenes und fragte ihn zuletzt, ob er ihm irgend einen Gefallen erweisen könne. „O ja", war des Philosophen Antwort, „sei so gut, mir ein wenig aus der Sonne zu gehen." Alexander's Gefolge, welches nur Schmeicheleien zu reden und zu hören gewohnt war, wurde aufs höchste gegen Diogenes aufgebracht, weil derselbe so formlos eine dargebotene Gunst des Königs zurückzuweisen wagte. Alexander aber erkannte die Größe eines Mannes, welcher seinerseits ebenso die Welt zu entbehren im Stande war, wie andererseits der König selbst die Kraft in sich fühlte, sie erobern und besitzen zu können. Er verwies seiner Umgebung ihren Unwillen mit dem berühmten Ausspruch: „Er hat Recht, und wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!"

Des Diogenes Schüler, Krates von Theben, dessen treffliche Gattin Hipparchia ebenfalls die cynische Philosophie lehrte, war der edelste und in seinem Wirken segensreichste von allen Bekennern dieser Lehre. Auch genoß er in Athen allgemeine Achtung; eine Schule wollte und konnte er jedoch nicht stiften, weil Menschen, wie Krates

und seine Gattin in der Welt immer sehr selten sind, eine Lehre, wie die der Cyniker aber von der Unmittelbarkeit des Lebens durchaus nicht getrennt werden kann. Nach Krates Tod artete die cynische Philosophie sehr schnell und in hohem Grade aus. Schon die Männer, welche unmittelbar nach diesem edlen Philosophen als Lehrer der cynischen Weisheit auftraten, überschritten die Grenzen des Wohlstands und der Schicklichkeit und machten ihre eigene Unverschämtheit zum Eckstein der cynischen Lehre. Die Beschreibungen dieser unwürdigen Cyniker, welche in den Schriften des Alterthums sich finden, passen vollkommen auf die ausgearteten Bettelmönche des vierzehnten Jahrhunderts, die im Grunde eine Art christlicher Cyniker waren.

6. Redekunst und Staatswissenschaft.

Der Zeitraum vom peloponnesischen Krieg bis auf Alexander's des Großen Thronbesteigung ist die Blüthezeit der griechischen Redekunst, welche damals alle zur Staatsverwaltung nöthigen Wissenschaften in sich begriff. Sie war unter den Griechen ebenso, wie die Poesie, eine Naturgabe und läßt sich deshalb schon in Homer's Gedichten, dem ältesten griechischen Schriftwerke, als ein angeborener Charakterzug dieser Nation erkennen. Die Art und Weise derselben war allerdings nach Zeitaltern, Stämmen und Verfassungen verschieden und man mußte z. B. ganz andere Mittel gebrauchen, um auf die ernsten und erfahrenen Greise des spartanischen Senats zu wirken, als wenn es darauf ankam, das bewegliche und leichtsinnige athenische Volk zu irgend einem Entschlusse zu bestimmen. Indessen war die Beredsamkeit der Griechen ungeachtet solcher Unterschiede doch stets nicht eine erlernte Kunst, sondern eine natürliche Eingebung, ein angeborenes Talent, das sich in natürlicher Freiheit aussprach, bis sie im fünften Jahrhundert v. Chr. wissenschaftlich ausgebildet zu werden begann. Daß sie erst damals zu einer eigentlichen Kunst gemacht wurde und erst nach dem Beginne der Entartung des griechischen Geistes ihre höchste Vollendung erhielt, hat einen ganz natürlichen Grund, welcher sich aus der nachfolgenden Darstellung ihres Entwicklungsganges ergeben wird.

Die Beredsamkeit hatte bei den Griechen eine so große Bedeutung, daß sie in dieser Hinsicht mit der Redekunst keines einzigen späteren Volkes zu vergleichen ist. Der Grund davon liegt theils in jener natürlichen Anlage des griechischen Volkes, theils aber auch in einem besonderen Umstande anderer Art. Die Beredsamkeit ist nämlich von Freiheit und Oeffentlichkeit des Lebens unzertrennlich. Deshalb findet sie sich überall, wo diese bestehen. Sie kommt dann in ihrer kunstlosen Gestalt selbst bei solchen Völkern vor, welche entweder noch gar keine

oder nur eine geringe Cultur besitzen. Wir finden sie daher ebensowohl bei den nordamerikanischen Wilden und den alten Germanen, als bei den Griechen des Homerischen Zeitalters. Sie ist aber bei einem solchen Zustande der Cultur immer nur ein freier Erguß der natürlichen Bewegung des Geistes und Herzens. Wie sehr jedoch das griechische Volk schon in seiner frühesten Zeit durch diese natürliche Beredsamkeit sich vor anderen Völkern auszeichnete, geht daraus hervor, daß von den späteren Lehrern der Redekunst, obgleich dieselben auf das Kunstgerechte im Vortrag den größten Werth legten, die in Homer's Gedichten vorkommenden Reden als Muster angesehen und benutzt wurden. Die Beredsamkeit blieb auch bei fortschreitender Cultur noch lange Zeit unbeengt von allen Regeln und Theorieen, weil die Lage der Dinge in den griechischen Staaten so beschaffen war, daß Alles stets mehr durch die Sache selbst und ihren natürlichen Ausdruck, als durch irgendwelche bewußte Redekunst entschieden wurde.

In diesem Zustande blieb die Beredsamkeit der Griechen bis etwa in die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Damals wurden die Verhältnisse der Staaten im Innern und Aeußern verwickelter, die Bildung allgemeiner, das Wissen mannigfaltiger und die Dialektik und Sophistik fanden überall Eingang; deshalb erforderte seitdem auch das öffentliche Reden von einem Jeden eine gewisse philosophische Bildung, sowie staatswissenschaftliche Studien und einen Takt, welcher nicht mehr blos durch Lebenserfahrung erworben werden konnte. Von dieser Zeit an wurde es daher auch immer seltener, daß Jemand in der Volksversammlung oder vor Gericht redend auftrat und einen Rath ertheilte, der sich nicht den Staatsgeschäften ausdrücklich gewidmet und für dieselben wissenschaftlich ausgebildet hat. Damals entstand daher zuerst eine eigentliche Kunst der Rede und eine Art von Staatswissenschaft. Der erste Staatsmann, mit welchem dieses bemerkbar zu werden begann, war Themistokles; doch legte man zu seiner Zeit noch nicht auf die Form, sondern nur auf den Gehalt der Rede Werth, und die Beredsamkeit war daher immer noch nicht eine nach Regeln erlernte Kunst. Erst von Perikles Zeit an wurde sie dies.

Der erste Mann, welcher in Athen eine Schule der Redekunst hielt und die Beredsamkeit nach Regeln lehrte, war Antiphon, ein jüngerer Zeitgenosse des Perikles. Er war 479 v. Chr. geboren und gehörte zu jenen Verschworenen, welche mitten im peloponnesischen Krieg zu Athen gewaltsam eine oligarchische Regierung aufrichteten. Er wurde nach dem Sturze der schändlichen Oligarchen wegen Verrätherei verurtheilt und starb in der Verbannung. Antiphon war auch der erste Athener, der gegen Bezahlung für Beklagte und für Volksführer

Reden verfertigte, welche dann von diesen auswendig gelernt und vorgetragen wurden. Er legte also, mit anderen Worten gesagt, eine Redefabrik in Athen an. Vorher soll er in Korinth eine Bude mit der Inschrift: „Hier werden Unglückliche getröstet" aufgeschlagen haben und er wäre also anfangs ein bloßer Marktschreier gewesen, welcher philosophischen Trost feil bot. Wegen aller dieser Umstände würde Antiphon kaum der Erwähnung werth sein, wenn er nicht dadurch eine große Wichtigkeit hätte, daß er zuerst eine Schule der Beredsamkeit in Athen eröffnete und folglich das, was seither blos Talent gewesen war, in eine Kunst umwandelte. Er stellte schulmäßige Redeübungen an, schrieb außerdem Anweisungen zur Redekunst und versetzte also die Beredsamkeit, welche seither als etwas blos Oeffentliches mit dem Staate und seinen Angelegenheiten unzertrennlich verbunden gewesen war, aus dem Leben in die Schule. Endlich hat Antiphon auch dadurch eine Bedeutung, daß Thucydides, Alcibiades und der Redner Lysias seinen Unterricht genossen. Uebrigens haben sich unter seinem Namen einige Reden erhalten, diese sind aber wahrscheinlich insgesammt unecht.

Während Antiphon zu Athen die Beredsamkeit in eine Schulwissenschaft umschuf, ward in Sicilien die Philosophie auf dieselbe angewendet. Zwei Männer, Korax und Tisias, schrieben daselbst Anweisungen zur Redekunst und auch die Sophisten, welche gerade damals anfingen, ihr Wesen zu treiben, warfen sich auf die Redekunst und machten dadurch, daß sie dieselbe mit ihren philosophischen Fertigkeiten in Verbindung brachten, das größte Glück. Die Sophisten wandten sich nach Athen, wo die zügellose Volksherrschaft ihnen das weiteste Feld öffnete und wo überdies Antiphon durch seine ganz schulmäßige Redekunst der Wortkünstelei den Weg schon gebahnt hatte. Bald wurden die Verhandlungen vor Gericht und im Volke nach sophistischer Methode geführt und dieses Unwesen drang selbst in den Verkehr des geselligen Lebens ein, so daß schlechterdings jeder Gebildete sich mit der Sophistik und der auf ihr beruhenden Art von Beredsamkeit vertraut machen mußte. Alles strömte, um die neue Weisheit zu erlernen, zu Gorgias, Protagoras und andern Sophisten, welche dadurch Gelegenheit erhielten, sich Reichthümer zu erwerben. Die Revolution, welche auf diese Weise durch die Sophisten in der Redekunst herbeigeführt wurde, trat jedoch nicht sogleich hervor; denn es war noch zu viel gesunder Sinn und Geschmack vorhanden und einige verständigere Männer, namentlich Sokrates, kämpften nicht ohne Erfolg gegen die einbrechende Verirrung. Dadurch ward die umgestaltende Einwirkung der Sophistik auf die Redekunst noch eine Zeitlang gehemmt und so kam es, daß mitten in der Zeit, in welcher die sophistischen Fertigkeiten

und Künsteleien unter den Athenern förmlich Mode wurden, auch noch einige Redner auftraten, die ganz frei davon waren.

Unter diesen Männern war Andocides der ausgezeichnetste. Andocides, welcher 468 v. Chr. geboren war, wurde in dem Proceß des Alcibiades wegen der Entweihung der Mysterien und des an den Hermes-Säulen verübten Frevels verwickelt und entging dabei nur mit Mühe der Todesstrafe. Er wurde später dreimal genöthigt, Athen zu verlassen, und starb zuletzt auch in der Verbannung (400 v. Chr.). Dieser Mann übte noch ganz die ungekünstelte Beredsamkeit der älteren Zeit. Er erscheint in den Reden, welche sich von ihm erhalten haben, nirgends als Redekünstler, sondern überall als ein Geschäftsmann, der immer gleich auf die Sache selbst losgeht, sich von allem Gesuchten in der Sprache frei hält und von Pathos, Sophistik und allgemeinen philosophischen Sätzen nichts wissen will.

Neben Andocides und einigen anderen Männern von ähnlicher Art schlugen die übrigen Staatsmänner den Weg ein, auf welchen Antiphon und die Sophisten die Redekunst geführt hatten. Auch die Schüler des Sokrates förderten diese Richtung durch die populäre Philosophie, die sie vortrugen, und durch die neue Art von Sophistik, welche sie und ihr Meister hervorgerufen hatten. Die für diese Entwickelung der künstlichen Beredsamkeit einflußreichsten Männer waren Euripides, Theodorus und Lysias. Euripides nämlich trat zwar nie vor Gericht oder in der Volksversammlung auf, er hatte aber die ganze rednerische Bildung seiner Zeit sich angeeignet und wandte sie allenthalben in seinen Tragödien auf das wirksamste an. Da seine Stücke in Griechenland mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und der Dialog derselben allgemein als Muster der feineren Conversation angesehen ward, so trug er sehr viel dazu bei, daß die Sophistik in alle Theile des griechischen Lebens eindrang und daß durch die ihm eigenthümlichen Künsteleien die neue Richtung der Beredsamkeit gefördert wurde. Theodorus von Byzanz trat zwar ebensowenig wie Euripides öffentlich auf, wirkte aber doch gleichfalls sehr bedeutend auf die Redekunst ein, und zwar namentlich dadurch, daß er die erste systematische Darstellung der neuen Art von Beredsamkeit schrieb.

Lysias ist unstreitig der bedeutendste von den drei genannten Männern. Er war der Sohn eines Syrakusaners, wurde aber zu Athen geboren (459 v. Chr.). Im fünfzehnten Jahre seines Lebens wanderte er nach Thurii in Unteritalien aus, von wo er erst zwei und dreißig Jahre später nach Athen zurückkehrte. Während dieser langen Zeit bildete er sich unter der Leitung des Tisias und anderer Männer theoretisch und praktisch zum Redner aus, und er hatte gerade in Thurii die beste Gelegenheit dazu, weil damals in Unteritalien und Sicilien

die Redekunst in voller Blüthe stand. In Athen genoß er hierauf den Unterricht des Antiphon und des Sokrates. Die Philosophie des Letzteren faßte er gerade ebenso auf, wie Xenophon, d. h. er machte das Reelle und Praktische zum Ziel seiner Bestrebungen. Er wurde zwar zum Bürger von Athen gemacht, es war aber dabei ein Fehler in der Form begangen worden, und Lysias kam deshalb nie zum vollen Genusse des Bürgerrechts, er konnte also auch als eigentlicher Staatsmann nicht auftreten. Auf diese Weise von einer unmittelbaren Wirksamkeit im Staate ausgeschlossen, beschäftigte er sich mit der Verfertigung von Reden für Andere, oder, wie wir das nennen würden, er errichtete ein advokatisches Consultations-Kabinet. Er verfaßte mehrere hundert Reden, von welchen noch vierunddreißig übrig sind. Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen mußte er Athen verlassen, schloß sich an Thrasybul an und trug nicht wenig zur Vertreibung jener Gewalthaber bei. Nicht lange nachher starb er.

Da Lysias fast nur durch Schriften wirkte, so war bei ihm die Redekunst eine mehr wissenschaftliche, mit dem Leben nicht in unmittelbarer Beziehung stehende Beschäftigung. Seine Thätigkeit blieb zwar der Hauptrichtung angemessen, welche die Redekunst eingeschlagen hatte; aber er hielt sich doch, wie Andocides, von den Künsteleien Antiphon's und der Sophisten ganz und gar frei und bahnte durch sein Beispiel der atheniſchen Beredsamkeit den Weg zu der Vollendung, welche sie später durch Demosthenes und Aeschines erhielt. Seine Sprache ist einfach, natürlich und gedrängt, von allem gesuchten Pathos und theatralischen Pompe frei; er sucht nur durch die Darstellung der Sache selbst zu wirken, und auch wo er das Gemüth seiner Zuhörer bewegen und rühren will, nimmt er nie sophistische Künste und gesuchte Ausdrücke zu Hülfe.

Unmittelbar nach Lysias erhielt die Beredsamkeit eine viel größere Bedeutung, als sie vorher gehabt hatte; denn es trat jetzt die Zeit ein, in welcher die Redekunst zugleich mit der Philosophie der wichtigste und unentbehrlichste Theil der Bildung wurde. Alle Verhältnisse dieser Zeit waren der Entwickelung der Redekunst sehr günstig, und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie damals zu ihrer höchsten Blüthe gelangte. So lange Dichtkunst und Geschichte blühten, blieb die Beredsamkeit unvollkommen, weil sie noch keine Kunst, sondern blos Natur war. In demselben Grade aber, in welchem die Natur selbst mehr aus dem Leben schwand und alle Verhältnisse verwickelter wurden, mußte die Beredsamkeit zugleich an Bedeutung gewinnen und kunstmäßiger werden. Die Dichtkunst erlag dem prosaischen Geiste der Zeit und der verfeinerten Bildung, die bessere Geschichtschreibung mußte untergehen, weil aus dem Leben die Wahrheit schwand; dagegen ge-

wannen diejenigen geistigen Beschäftigungen, welche, wie die Philosophie und Redekunst, auf die bloße Erfahrung und Beobachtung fest und sicher gegründet und durch gereiftes Nachdenken entwickelt werden können. Für sie war aus der früheren Zeit noch genug Wärme und innere Bewegung vorhanden, der erweiterte Kreis der Kenntnisse und die größere Verwickelung der äußeren Zustände vermehrten die Erfahrung, das überwiegende Verstandesleben gab den Begriffen und ihrer wissenschaftlichen Fassung dieselbe Bedeutung, welche vorher nur die Dinge selbst gehabt hatten. Das Künstliche und Schwierige endlich, welches in alle Lebensverhältnisse eindrang, machte die praktische Ausbildung des Verstandes und die Gewandtheit für alle die, welche handelnd auftraten, zu unentbehrlichen Eigenschaften. Unter diesen Umständen mußte, im vierten Jahrhundert v. Chr., die Philosophie und die Redekunst vor allen anderen geistigen Beschäftigungen emporblühen; jene ward durch Aristoteles, diese durch Demosthenes zu ihrer höchsten Vollendung gebracht.

Außer dem Geiste der Zeit im Allgemeinen förderten damals noch einige besondere Umstände die Entwickelung der Beredsamkeit. Die zwei Menschenalter, welche vom Ende des peloponnesischen Krieges an bis zur Schlacht bei Chäronea verflossen, waren ganz eigentlich eine Zeit der Diplomatie. Die Entscheidung wurde meist weniger auf dem Schlachtfelde, als in den Zusammenkünften der Abgeordneten oder an den Höfen von Persien und Macedonien gegeben; das Uebergewicht über andere Staaten konnte also nicht mehr allein durch die Ueberlegenheit in den Waffen erlangt und erhalten werden, sondern man bedurfte dazu wenigstens ebenso sehr der Gewandtheit im Unterhandeln und Täuschen, und die leitenden Männer des Staates hatten mehr im Kabinet, im diplomatischen Verkehr mit fremden Gesandten oder regierenden Fürsten, als in der Volksversammlung und im Senate zu wirken. Für eine solche Thätigkeit war die sophistische, gekünstelte Beredsamkeit, nicht blos als Bildungsmittel, sondern auch als erlernte Fertigkeit, die beste und unentbehrlichste Eigenschaft, welche ein Staatsmann besitzen konnte. Ueberdies war nach und nach alles das, was der Beruf des Staatsmannes erheischte, in den Bereich der Redekunst hineingezogen worden, so daß im vierten Jahrhundert v. Chr. der Name Redner, neben seiner wörtlichen Bedeutung, zugleich einen Mann bezeichnet, welcher alle Zweige des Staatswesens theoretisch und praktisch studirt hat. Der Redner jener Zeit war also nicht mehr blos der Leiter des versammelten Volkes oder seines Ausschusses, sondern ein Staatsmann im weitesten Sinne des Wortes; er mußte finanzielle und administrative Kenntnisse besitzen, alle politischen Verhältnisse genau kennen, das Gleichgewicht der Staaten künstlich zu erhalten wissen, und

im Kabinet ebenso gewandt sein, als in der gesellschaftlichen Unterhaltung und auf der Rednerbühne.

Außerdem übte auch die Philosophie durch die Richtung, welche Sokrates und seine Schüler ihr gaben, einen mächtigen Einfluß auf die Förderung der Redekunst aus. Seit Sokrates suchten die Philosophen vorzugsweise das Wesen des Menschen und die Verhältnisse des Lebens zu erkennen und von den verschiedensten Seiten aufzufassen; welche Vortheile mußte dies einer Kunst gewähren, die es zugleich mit der Vernunft und den Leidenschaften der Menschen zu thun hat!

Auch der Zustand der Schauspielkunst trug nicht wenig dazu bei, daß die Redekunst im vierten Jahrhundert v. Chr. ihre höchste Vollendung erreichte. Die Schauspielkunst stand damals in voller Blüthe, sie genoß zu keiner anderen Zeit eine größere Achtung und wurde in Griechenland nie von ausgezeichneteren Männern ausgeübt, als gerade damals; dies mußte aber auf die Redekunst um so bedeutender einwirken, als das Mimische oder der Ausdruck durch Geberden, im Orient und im südlichen Europa von jeher eine große Rolle spielten, und als der Sinn für Declamation und für Musik der Sprache zu allen Zeiten dort viel reger war, als im Norden.

Den eigentlichen Uebergang von den Rednern der vorhergehenden Zeit zu der Vollendung, welche die Redekunst in den Zeiten Philipp's II. von Macedonien erreichte, bildet **Isokrates**, ein wichtiger Mann in der Geschichte der griechischen Geistesbildung. Isokrates war 436 v. Chr. zu Athen geboren und lebte bis zum Jahr 338, wo er, im Schmerz über die auf dem Schlachtfeld von Chäronea untergegangene griechische Freiheit, wie erzählt wird, sich selbst den Tod gab. Er war ein Schüler der Sophisten Prodikus und Gorgias. Wegen seiner schwachen Stimme und seiner angeborenen Schüchternheit wagte er nicht öffentlich als Redner aufzutreten. Er verfaßte statt dessen schriftliche Reden und eröffnete eine Schule zur Bildung von Rednern. Von den einundzwanzig Reden des Isokrates, welche auf unsere Zeit gekommen sind, ist der sogenannte Panegyrikus sein ausgezeichnetstes Werk, und galt bei dem ganzen späteren Alterthum für eines der Hauptwerke der griechischen Literatur. Diese Schrift, an welcher Isokrates nicht weniger als zehn oder gar fünfzehn Jahre gearbeitet haben soll, ist eine Lobrede auf die Athener, und hatte zugleich den Zweck, die Griechen zum Kampfe gegen die Perser zu ermuntern.

Isokrates vollendete durch eigenen unmittelbaren Unterricht, sowie durch die Aufstellung von neuen Regeln und Mustern die schulmäßige Ausbildung der Beredsamkeit. Dadurch erhielt er große Bedeutung nicht blos für die Redekunst, sondern auch für die Bildung des menschlichen Geschlechts überhaupt; denn die Redner der nächsten Zeit, alle

späteren Geschichtschreiber des griechischen Volkes, die meisten übrigen prosaischen Schriftsteller desselben, sowie Cicero und die anderen Redner der Römer bildeten ihren Vortrag nach des Isokrates Vorschriften und Mustern. Die mächtige Wirkung, welche Isokrates auf seine Landsleute ausübte, beruhte darauf, daß sein Vortrag ganz und gar auf das feine Ohr eines Atheners berechnet war; auch auf spätere Zeiten und auf andere Nationen wirkte er, wie die meisten neueren italienischen Schriftsteller, durch den Rhythmus und die Musik der Sprache. Nie hat irgend ein Schriftsteller besser, als Isokrates, alles, was hiezu gehört, zu berechnen verstanden. Der kunstreiche Bau der Perioden, die mit der sorgfältigsten Rücksicht auf Wohllaut gemachte Anordnung der Wörter und Sätze, die sich bis auf die einzelnen Silben erstreckende Harmonie aller Theile, die durchgehende Herstellung eines Zeitmaßes und rhythmisch-abgemessenen Klanges, ohne daß die Rede im mindesten poetisch ward, — dies sind die Hauptvorzüge, wegen deren Isokrates der Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung des Alterthums geworden ist. Ungeachtet aller dieser Vortrefflichkeiten aber ist selbst das schönste Werk des Isokrates einer Statue zu vergleichen, welche nicht durch Begeisterung geschaffen, sondern mit berechnendem Nachdenken und sorgfältigem Fleiße gearbeitet ist. Man gewahrt in allen seinen Schriften ebenso, wie in den französischen Lobreden der neueren Zeit, überall nur die Absichtlichkeit der Kunst, es fehlt jedes wahre Leben, jeder wirkliche Gehalt, und das Gemüth des Lesers wird niemals tief ergriffen; denn Isokrates hatte bei keiner seiner Reden den Zweck, irgend etwas im Leben selbst auszurichten, sondern er wollte nur für sich und seine Schule Bewunderung erregen, sein eigenes Herz und Gemüth hatte daher an der Bewegung, welche er mit Worten auszudrücken suchte, nur einen sehr geringen Antheil. Die Staatsmänner, welche, wie Demosthenes und Cicero, in Isokrates den vollendeten Meister des Styls erkannten, konnten ihn recht gut bis zu einem gewissen Grade zu ihrem Muster und Vorbild wählen, ohne doch in den gleichen Fehler zu verfallen, weil sie öffentlich auftraten, durch das Leben selbst zum Reden getrieben wurden und mit ihren Werken unmittelbar in dasselbe einzugreifen beabsichtigten.

Uebrigens hatte Isokrates noch das besondere Verdienst, daß er den Sinn seiner Schüler auf das wirkliche Leben richtete. Die gewöhnlichen damaligen Lehrer der Beredsamkeit verstrickten die jungen Leute in die Netze ihrer sophistischen Kunststücke; sie beschäftigten ihren Geist mit unnützen Beweisführungen über abstracte philosophische Sätze und hielten sie zur rednerischen Behandlung solcher an sich gleichgültigen Sachen an, welche keinen anderen Werth hatten, als daß sie die Menge überraschten und Gelegenheit gaben, vor derselben mit elenden Kunst-

fertigkeiten zu prahlen. Isokrates trat durch Lehre und Beispiel nachdrücklich gegen dieses Unwesen auf und wies seine Schüler auf die wirkliche Welt und das thätige Leben als das eigentliche Ziel ihrer Bildung hin. Die berühmtesten Schüler des Isokrates waren die Redner Isäus, Lykurg, Hyperides und Demosthenes, die Geschichtschreiber Ephorus, Theopompus und Philistus und der Feldherr Timotheus, Konon's Sohn.

Die Zeit, in welcher Isokrates am thätigsten wirkte, war für die Ausbreitung der kunstgerechten, schulmäßigen Beredsamkeit die allergünstigste. Nach dem peloponnesischen Kriege nämlich, mit dessen Ende das kräftigste Mannesalter dieses Redelehrers begann, trat in der großen Bewegung des athenischen Volkes gleichsam eine Pause ein, welche bis zu Philipp's Zeit fortdauerte; die politische Bedeutung des athenischen Volkes war gesunken, und die erschütternden Stürme jenes langwierigen Kampfes hatten die Kraft desselben gelähmt. Diese Zeit der Ruhe war also ganz geeignet, in Athen die Beredsamkeit, welche seither immer in der unmittelbarsten Beziehung zum Staatsleben gestanden hatte, in die Schule zurückzudrängen und nach Regeln auszubilden. Gerade als dies durch Isokrates geschah, ging jene lange Pause zu Ende, und es traten Umstände ein, durch welche die Redekunst in das öffentliche Leben zurückgerufen wurde und den weitesten Schauplatz der Thätigkeit erhielt. Die Thebaner konnten nämlich nach dem Tode des Epaminondas ihr errungenes Uebergewicht nicht behaupten, Philipp von Macedonien bedrohte mit seiner unaufhörlich wachsenden Macht die Freiheit der griechischen Staaten auf eine immer bedenklichere Weise, Sparta war erschöpft und sah theilnahmlos den Fortschritten Philipp's zu; Athen dagegen, welches vorzugsweise das Ziel der Angriffe Philipp's war, erlangte im Kriege mit Macedonien sein früheres Bewußtsein wieder, es ward noch einmal, wie einst zur Zeit der Perser-Kriege, die vorkämpfende und leitende Macht von Griechenland, und erhielt, wie damals, durch die Verhältnisse selbst die glänzende Aufgabe, an der Spitze der griechischen Nation den neuen Feind seiner Unabhängigkeit zu bekämpfen. So begann, gegen das Ende von Isokrates Leben, die frühere politische Bewegung und Regsamkeit des athenischen Volkes von neuem, und die unterdessen kunstgerecht ausgebildete Beredsamkeit wurde sogleich in dieselbe hineingezogen. Sie kehrte damals gleichsam aus der Einsamkeit und aus dem Dunkel der Schule in das lebendige Treiben der Volksversammlung und auf den offenen Marktplatz zurück, in welchem die todte Bildsäule des Isokrates bald zu einer lebendigen Gestalt wurde. Ja, die Redekunst erhielt jetzt durch die Rolle, welche der Diplomatie in dieser Zeit zufiel, sogar eine noch viel größere Bedeutung, als sie je zuvor gehabt hatte. Sie wurde damals durch die

ganze Lage der Dinge zugleich ihrer Vollendung rasch entgegengeführt. Philipp von Macedonien erreichte alle seine Zwecke hauptsächlich durch die Kunst der Unterhandlung, und seine militärischen Unternehmungen dienten ihm im Grunde weniger, um sich eine größere Macht zu erwerben, als um das Erworbene zu sichern und zu behaupten. Seine Feinde mußten ihm also auch auf die gleiche Weise begegnen, und der griechische Staatsmann bedurfte daher von jetzt an der größten Gewandtheit im Unterhandeln, Reden und Schreiben, sowie einer möglichst vollkommenen Einsicht in die Verhältnisse der Staaten und Völker. Dadurch wurde der Geist des Staatsredners erweitert und zugleich seinem Talente ein größeres Feld der Thätigkeit eröffnet. Bei allen griechischen Völkerschaften fühlte man jetzt das Bedürfniß der eigentlichen Staatswissenschaft, und es drängte sich daher Alles zu der Redekunst, die durch Isokrates zum Angelpunkt aller Staatsweisheit gemacht worden war. Athen, welches der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation war und schon längst als die eigentliche Bildungsschule derselben angesehen wurde, ward auf diese Weise mehr, als jemals, der Sitz der politischen Weisheit des gesammten griechischen Volkes. Ganz Griechenland holte jetzt seine Staatsweisheit von Athen, und auch Philipp scheute keine Kosten, um Männer, die sich in Athen gebildet hatten, in seine Dienste zu ziehen.

Von den vielen Männern, welche damals die gesammte Staatswissenschaft in sich vereinigten und unter dem Namen Redner in Ausübung brachten, sind Isäus, Demosthenes, Aeschines, Lykurg, Hyperides und Dinarchus die berühmtesten. Sie gehören mit Antiphon, Andocides, Lysias und Isokrates in den Kanon der Redekunst oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetsten griechischen Redner, welches im dritten Jahrhundert v. Chr. von griechischen Gelehrten zu Alexandria aufgestellt wurde. Diese zehn Redner waren insgesammt Athener, mit alleiniger Ausnahme des Dinarchus, welcher zu Korinth geboren war, und des Isäus, von dem es ungewiß ist, ob Athen oder Chalcis auf Euböa seine Vaterstadt war; aber auch diese beiden Männer lebten und wirkten in Athen.

Isäus, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt ist, war ein Schüler des Lysias und Isokrates und einer der Lehrer des Demosthenes. Er war nicht Staatsmann, sondern hielt, wie Isokrates, eine Rednerschule und verfaßte, wie Lysias, Reden für Andere. Die Redeübungen, welche er durch seine Schüler anstellen ließ, waren alle auf das Praktische und die wirklichen Verhältnisse des Lebens gerichtet und unterschieden sich dadurch sehr, und zu ihrem Vortheil, von dem, was seither in den meisten Rednerschulen und zum Theil sogar noch in der des Isokrates gebräuchlich gewesen war. Selbst Isokrates hatte nämlich

noch Gegenstände, wie das Lob der Helena und anderer mythischen Personen, in einzelnen Reden behandelt und von seinen Schülern behandeln lassen, und die Sophisten hatten, um recht prahlen zu können, sogar die kleinlichsten Dinge mit pomphaften Worten besprochen; Isäus dagegen wandte sich ganz allein den Verhältnissen des öffentlichen Lebens zu. Darin besteht seine eigentliche Bedeutung. Die elf von ihm noch übrigen Reden, welche insgesammt gerichtliche sind, haben mit Lysias Reden eine gewisse Ruhe und Würde gemein, stehen denselben aber darin nach, daß ihr Verfasser zugleich auch nach Glätte und künstlicher Zierlichkeit strebte.

Drei Männer sind es, welche nach Isäus die Kunst der Beredsamkeit auf ihren höchsten Gipfel erhoben, Demosthenes, Aeschines und Hyperides. Von ihnen ist Demosthenes der erste Redner, nicht nur der Griechen, sondern des ganzen Alterthums überhaupt gewesen. Seine Größe gründete sich zwar zum Theil darauf, daß er alles dasjenige sich aneignete, was unmittelbar vor ihm für die Entwickelung der Redekunst gethan worden war; der Hauptsache nach aber war, was diesen Mann so hoch erhob, angeborenes Genie und Charaktergröße. Dies geht schon aus seiner Bildungsgeschichte hervor, der wir deshalb hier einen Platz einräumen müssen.

Demosthenes war 385 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren, und gab, wie im Zusammenhang der späteren politischen Geschichte erzählt werden wird, sich selbst im drei und sechszigsten Jahre seines Lebens den Tod. Er war von Natur schwächlich und kränklich, und man erzählt vielerlei von der Art, wie er durch die größten Anstrengungen die Hindernisse, welche seine körperlichen Mängel ihm in den Weg legten, zu besiegen gesucht habe. Seine schwache Stimme stärkte er, wie es heißt, dadurch, daß er öfters am Meeresufer das Tosen der Wellen mit seiner Stimme zu überwältigen sich bemühte; das Stottern soll er sich mit Hülfe von Kieseln abgewöhnt haben, indem er diese in den Mund nahm und dessen ungeachtet alle Arten von Lauten deutlich zu sprechen suchte; um endlich seine von Natur schwache Brust zu stärken, soll er öfters steile Anhöhen hinaufgegangen sein und dabei mit lauter Stimme Reden hergesagt haben. Philosophische Bildung erwarb er sich bei Plato und Isokrates, wo er zugleich der Sprache Meister ward. Den Isäus aber, wird erzählt, nahm er in sein Haus auf und übte sich vier Jahre hindurch unter dessen Leitung. Was er diesem Manne verdankte, bestand nicht etwa in dem Ergebniß bloßer schulmäßiger Uebungen, sondern in einer Aneignung der ganzen Richtung des Isäus, die sich auf das Praktische und auf die Verhältnisse des Lebens und ihre rechtswissenschaftliche Beleuchtung bezog.

Demosthenes erfreute sich auf diese Weise eines so vortrefflichen

mündlichen Unterrichts, wie er keinem andern Redner je geboten ward. Dazu kam noch, daß seine Jugend und sein erstes Mannesalter in eine Zeit fielen, in welcher gerade die Redekunst wieder als eigentlich praktische Wissenschaft zu blühen begann und die Volksversammlung wie die Gerichte wahre Schulen der Beredsamkeit wurden. Nicht zufrieden mit allem diesem suchte Demosthenes sich auch durch Bücher zu belehren: er verschaffte sich namentlich die Werke ausgezeichneter Redner, um sie sorgfältig zu studiren und schrieb, wenn anders diese Nachricht zuverlässig ist, des Thucydides Geschichte nicht weniger als achtmal ab. Endlich benutzte Demosthenes zu seiner Ausbildung auch die Schauspielkunst, welche zu seiner Zeit in der höchsten Blüthe stand. Er ließ sich schon früh von Satyrus und Neoptolemus, welche nächst Aristodemus die ersten Schauspieler ihrer Zeit waren, Unterricht geben. Trotz seiner großen Bemühungen, sich Anstand, Gewandtheit und richtiges Maß in der Haltung des Körpers und im Geberdenspiel anzueignen, blieb Demosthenes doch anfangs darin weit zurück. Ein dritter berühmter Schauspieler, Andronikus, welcher seine ersten öffentlichen Reden mit angehört hatte, machte ihn auf diesen Mangel aufmerksam und half ihm durch belehrende Anweisung denselben beseitigen. Erst dann gelang es endlich dem Demosthenes, alles Aeußeren im Vortrag oder dessen, was man die Action nennt, vollkommen Meister zu werden. Er erkannte seitdem die große Wichtigkeit dieses Theils der Redekunst so entschieden an, daß man folgende Aeußerung von ihm erzählt. Als er eines Tages gefragt wurde, was für den Redner die Hauptsache sei, antwortete er: Die Action. Was aber nach dieser? Die Action. Und was ist denn das Dritte? Die Action.

Es haben sich 61 Reden des Demosthenes erhalten, von welchen ein Theil vor dem Rath und der Volksversammlung, die übrigen aber vor verschiedenen Gerichtshöfen gehalten worden sind. Zwölf derselben beziehen sich auf das Verhältniß der Athener zu dem macedonischen Könige Philipp II. Das eigentliche Meisterwerk des Demosthenes ist die Rede, welche er zu seiner Rechtfertigung hielt, als der Rath beschlossen hatte, daß ihm zum Lohn für seine Verdienste von Staatswegen ein goldner Ehrenkranz gegeben werden solle. Aeschines hatte diesen Beschluß angegriffen, Demosthenes trug aber mit jener Rede den Sieg über seinen Gegner davon.

Das Alterthum und die neuere Zeit haben mit einstimmigem Preise die unübertroffene Meisterschaft des Demosthenes anerkannt; seine glänzende Beredsamkeit an und für sich selbst ist es aber nicht allein, was seine Wirksamkeit für die Staats- und Culturgeschichte der Griechen so wichtig machte, sondern das Verhältniß, in welchem er zu seiner Zeit stand und seine Thätigkeit als Staatsmann überhaupt. Demo-

sthenes war freilich, wie Hyperides und andere Redner, durch sein Talent fast ebenso mächtig, als Philipp von Macedonien durch sein Heer; aber dies beruhte nicht blos auf seiner großen natürlichen Anlage zur Beredsamkeit und auf der vollkommensten Entwickelung derselben, sondern auch darauf, daß er die ganze Bildung des griechischen Volkes in sich vereinigte, seine Zeit richtig erkannte und sich mit ehrlicher und mannhafter Ueberzeugung die rechte Stellung zu derselben zu geben wußte. Außerdem ist aber hierbei namentlich noch der Umstand zu beachten, daß in den Tagen des Demosthenes die Wirksamkeit eines Staatsredners ausgedehnter und mannigfaltiger war, als in irgend einer andern Zeit der Geschichte. Die Redekunst war damals so zu sagen der Brennpunkt des gesammten griechischen Lebens. Der Redner war nicht nur ein Staatsmann nach allen möglichen Beziehungen dieses Wortes, sondern er vertrat auch die Stelle des eigentlichen Volkslehrers und des Dichters. Was einige wenige Menschenalter vorher die Tragödie und noch früher die lyrische Dichtkunst geleistet hatten, das mußte jetzt der Staatsredner leisten: er war das Organ alles dessen, was die Zeit bewegte, der lebendige Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen, die Quelle, aus welcher das Volk jede Belehrung schöpfte, die ihm Bedürfniß geworden war. Sogar die Unterweisung in der praktischen Moral suchte man in den Staatsreden; ja, selbst in Betreff der Vorstellungen, welche an die Stelle der alten Religion getreten waren, bildeten diese die eigentliche Seele des griechischen Lebens.

Die vielfachen Beziehungen, in welchen auf diese Weise Demosthenes zu seiner Zeit stand, können nicht durch bloße Schilderung der einzelnen Seiten und Charakterzüge seiner Wirksamkeit zur Anschauung gebracht werden. Das Staatsleben des Demosthenes, seine Stellung und sein Wirken kann man nur aus seinen hinterlassenen Schriften und im Zusammenhang mit der Geschichte selbst erkennen. Vermittelst einer einzelnen, stückweise mitgetheilten Rede aber einige Hauptpunkte anschaulich zu machen, würde hier zu vielen Raum erfordern. Es können daher nur einige Hauptzüge andeutungsweise vorgeführt werden.

Demosthenes besaß jene Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten, welche die zuvor angegebene Bedeutung der öffentlichen Beredsamkeit von jedem Staatsmann forderte. Er war tief in den Geist und in die Verhältnisse der Zeit eingedrungen und wußte, indem er sich zugleich mit den Idealen der großen Vergangenheit seines Volkes erfüllte, seine Stellung zu derselben so richtig zu bestimmen, daß er manchmal, wie z. B. beim letzten Zuge Philipp's nach Griechenland, recht eigentlich die gesammte Macht des athenischen

Staates in seiner Person vereinigte. Ebendeshalb sind auch des Demosthenes Werke ein Spiegel des ganzen öffentlichen Lebens seiner Zeit, sowie sie andererseits die große Verschiedenheit zeigen, welche zwischen seiner durchaus praktischen Bildung und Thätigkeit und der bloßen Schulweisheit des Isokrates, der Advokaten-Beredsamkeit des Isäus und der nur mittelbaren Wirksamkeit eines Lysias bestand.

Leben und Bewegung in den Vortrag zu bringen, hat nie ein Redner in so hohem Grade verstanden, als Demosthenes. Er versetzt durch die Art der Darstellung seine Zuhörer stets mitten in die Ereignisse, auf welche seine Worte sich beziehen. Er entwickelt den Athenern nicht allein die Politik und Geschichte ihrer Zeit auf's klarste, sondern er belehrt sie zugleich auch, warum Alles geschehen sei und zwar auf eine so bündige, lichtvolle und eindringliche Weise, als wenn er jeden seiner Zuhörer zum Staatsmanne bilden wollte. Dabei belegt er Alles mit Urkunden aus dem atheniſchen Archiv und bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher er diese Aktenstücke gleichsam als lebendige Zeugen auftreten läßt und sie zu gleicher Zeit benutzt, um einen Wechsel in die Scene zu bringen. Wenn er längere Zeit bei der Darstellung und Auseinandersetzung der Verhältnisse verweilt hat, dann hält er plötzlich inne und ruft dem Staatsschreiber das kurze Wort „jetzt lies!“ zu. Dieser tritt vor, um das Aktenstück mitzutheilen und so wird den Zuhörern durch eine neue Scene Erholung gewährt, dem Redner selbst aber die Möglichkeit gegeben, Athem zu schöpfen, seine Kräfte zu sammeln. Auf diese und manche andere Weise wechselt Demosthenes den Ton und die Art der Darstellung, so daß die Zuhörer beständig gefesselt bleiben und nie ermüdet werden. Er gibt seinem Vortrage bald eine komische oder sarkastische Wendung, durch welche die Zuhörer zugleich unterhalten und aufgeklärt werden, bald wird er wieder ernster, bald aber nimmt er einen tief ernsten Ton an, um dem Volke entweder Staatsgrundsätze einzuschärfen, die es vergessen hat, oder ihm die Verhältnisse auf eine lichtvolle Weise vorzulegen, so daß seine Zuhörer in alle Beziehungen der verwickelten Diplomatie ihrer Zeit eingeweiht werden. Nicht selten geräth er in eine tragische, leidenschaftliche schwungvolle Bewegung und führt dann die Athener gleichsam aus der Prosa ihrer Volksversammlung und ihrer Gerichte vor jene Bühne, auf welcher die Meisterstücke ihrer Poesie und ihrer unvergleichlichen Schauspielkunst sie in eine ganz andere Welt zu versetzen pflegten, als die des alltäglichen Geschäftslebens war. Noch häufiger wandelt er seinen Vortrag in Fragen um, welche er an seinen Gegner oder an die Zuhörer richtet und in ihrem Namen beantwortet; auf diese Weise versteht er es, mit einer unnachahmlichen Geschicklichkeit die Anwesenden aus stummen Zuhörern zu mitredenden und mithandelnden Personen

zu machen und so eine förmliche theatralische Scene zu schaffen, in welcher er bald mit dem Volke, bald mit seinen Gegnern, bald mit Beiden zugleich spielt. Ebenso lebendig und natürlich ist Demosthenes bei jeder andern Wendung, welche er seinem Vortrag zu geben für gut findet. Er weiß mit durchaus ungekünsteltem Pathos und mit wahrhaft seelenvollem Feuer die Herzen seiner Zuhörer zu bewegen und zu erschüttern. Er versteht es, die erschlafften Athener mit neuem Patriotismus zu erfüllen, indem er, mitten in der Darstellung der Begebenheiten des Augenblicks und mitten in der Entwickelung dessen, was die gesunde Staatsweisheit fordert, seine Zuhörer plötzlich anredet, ihnen zeigt, daß sie allein die Stützen der griechischen Freiheit seien, sie an die Großthaten ihrer Väter erinnert und so den alten athenischen Geist in ihnen erweckt.

Sehr auffallend ist nach unsern Sitten und Begriffen die große Derbheit, zu welcher Demosthenes mitunter herabsinkt und die man nur mit dem, was in den Komödien der älteren Zeit vorkam, vergleichen kann. Er wird dann so heftig und ergießt sich in einen solchen Strom von Schmähungen, daß seine Worte manchmal sogar noch unter dem stehen, was die komische Bühne zu Athen sich erlaubte. Diese für uns höchst anstößigen Derbheiten haben ihren Grund in den unter den Griechen herrschenden Begriffen von äußerem Anstand und ihrer Gewöhnung an volle und schrankenlose Redefreiheit. Sie zeigen uns aber auch, wie sehr man in der athenischen Republik der Natur und der Leidenschaft freien Lauf lassen durfte, um wie viel leichter man aber deshalb dort auch einen Staatszweck auf geradem Wege erreichen konnte, als in den Staaten der neueren Zeit, in welchen stets so viele äußere Rücksichten zu wahren sind.

Der furchtbare Gegner des Demosthenes, **Aeschines**, wurde allgemein als der größte griechische Redner nach ihm anerkannt. In Armuth und Niedrigkeit geboren widmete er sich, wie es heißt, zuerst der Schauspielkunst und diente dann als Schreiber bei einigen Staatsmännern um Geld. Dieser Laufbahn verdankte er, nächst seinem angeborenen Talente, einen Theil von dem, worauf seine Größe als Redner beruhte. Ueber seine eigentliche Bildungsgeschichte sind die Angaben aus dem Alterthum verschieden; nach der einen hätte er gar keinen Unterricht in der Beredsamkeit gehabt und für sich allein seinen Weg gemacht, nach der anderen aber wären Isokrates und Plato seine Lehrer gewesen. Aeschines nahm erst in vorgerückterem Lebensalter an den Staatsgeschäften Antheil. Er wurde das Haupt der macedonischen Partei in Athen und der Nebenbuhler und Gegner des Demosthenes. Als er den oben erwähnten Vorschlag, daß dem Demosthenes ein goldener Kranz gegeben werden solle, angegriffen hatte und dabei seinem Gegner unter-

legen war, verfiel er in die Geldstrafe, welche zu Athen über jeden verhängt ward, der bei einer Anklage nicht wenigstens den fünften Theil der Stimmen für sich hatte. Da er die gesetzliche Buße nicht bezahlen wollte und bei der weit über seinen ursprünglichen Anlaß hinausreichenden Bedeutung des Prozesses durch seine Niederlage moralisch vernichtet war, so mußte er seine Vaterstadt verlassen (330 v. Chr.). Er begab sich nach Rhodus, wo er eine Rednerschule gegründet haben soll und von da später nach Samos. Hier starb er, nicht lange nach seiner Ankunft, im fünfundsiebenzigsten Jahre seines Alters (317 v. Chr.).

Wir besitzen nur drei Reden des Aeschines, von welchen die gegen des Demosthenes Ehrenkranz gehaltene ebenso, wie die Rede seines Gegners, vom ganzen Alterthum als ein Meisterstück der Beredsamkeit angesehen wurde. Wer, wie Aeschines, einem Demosthenes gegenüberstehen und ihm den Rang streitig machen konnte, war gewiß kein gewöhnlicher Redner. Auch hat ihm das einstimmige Zeugniß des Alterthums den nächsten Platz nach Demosthenes eingeräumt und seine Schriften rechtfertigen die Ehre, welche ihm dadurch erwiesen worden ist. Jeder von beiden Männern hatte übrigens gewisse besondere Eigenthümlichkeiten, durch welche er sich als Redner und Staatsmann von dem Anderen unterschied. Aeschines besaß weder des Demosthenes Heftigkeit, Kühnheit und dramatisches Leben, noch jenen Reichthum an Wendungen und philosophischen Sätzen, die wir in den Reden des Demosthenes bewundern. Dagegen zeigen die Werke beider Männer, daß der Eine wie der Andere die Komödie ihrer Zeit benutzte, um aus ihr, als dem Bilde des Privatlebens ihrer Vaterstadt, die lebendige Darstellung bestimmter Charaktere, Sitten und Leidenschaften und ganz besonders die Invective oder den bitteren Ausfall auf den Gegner zu entlehnen. Beide sind sich ferner ihres persönlichen Vorzugs und Talents sehr wohl bewußt und handeln danach. Demosthenes ist nicht, wie Aeschines, Meister in Charakterschilderungen, er sucht diese daher auch zu vermeiden, weil er wohl weiß, daß sie unter seiner Hand zu Carricaturen werden; Aeschines dagegen hascht nicht nach Witz, weil er wahrscheinlich selbst fühlte, daß ihm derselbe, so oft er ihn versuchte, stets mißglückte, während Demosthenes ebenso witzig als scharfsinnig ist und sich deswegen im Erzählen und Darstellen, im Apostrophiren oder Anreden des Gegners, in Invectiven und anderen Bitterkeiten gefällt.

Aeschines hat seine Zeit von einer ganz anderen Seite her aufgefaßt und ganz anders angesehen, als Demosthenes. Man braucht ihn daher auch nicht für so schlecht zu halten, als Demosthenes ihn hinstellt und nicht mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er von Philipp II. bestochen

worden sei, zumal da die historischen Zeugnisse darüber keine volle Gewißheit geben. Aeschines konnte, schon weil er von der Lage der Dinge und vom Geiste der Zeit anders urtheilte als Demosthenes, sich veranlaßt fühlen, einen andern Weg einzuschlagen, als dieser, und seinen Mitbürgern ein freundlicheres Verhältniß zu Macedonien anzurathen. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so beruhte seine Politik jedenfalls auf der bloßen Klugheit und dies setzte ihn als Redner in großen Nachtheil gegen Demosthenes; denn eine solche Ansicht konnte unmöglich, gleich dem Streben des Demosthenes, von edlem Feuer für die Wahrheit und von dem Ausdruck des Heroismus begleitet sein, weil Aeschines bei seiner Politik von einem kalten Begriff ausging, Demosthenes aber die Sache und die Gesinnung der guten alten Zeit vertrat.

Aeschines ist sich übrigens, wie Demosthenes, der ganzen Bedeutung bewußt, welche ein Redner in seinen Tagen hatte: er fühlt, welche wichtige Rolle er in der gebildeten Welt einnimmt, welches Publikum um ihn versammelt ist, welche Wirkung von ihm ausgeht, und was er namentlich als Vertreter und Lehrer der Staatsweisheit, der Regierungskunst und der den öffentlichen Sitten schuldigen Rücksicht zu leisten vermag. Die Sittenschilderung, welche er in seinen Reden gibt, sind deshalb zugleich sehr bezeichnend für den herrschenden Geist seiner Zeit. Sie enthüllen auf eine Grausen erregende Weise die moralische Entartung der damaligen Griechen, und rechtfertigen ebenso sehr die von Aeschines geforderte strenge Handhabung der Sittengesetze, wie sie andererseits uns unwillkürlich zur größten Bewunderung des Demosthenes hinreißen, der, wenn auch nur auf kurze Zeit, in einem solchen Volke große Gesinnungen und edlen Patriotismus zu erwecken im Stande war. Aeschines, obgleich er selbst nicht moralisch rein war, sieht doch als Staatsmann die Nothwendigkeit der Sittenzucht ein, und sucht deshalb in seinen Mitbürgern auf jede Weise die Ueberzeugung zu beleben, daß ohne dieselbe keine republikanische Verfassung bestehen könne. Auf diesen unbestreitbaren, in Athen nur zu sehr verkannten Grundsatz stützt Aeschines seine ganze Ansicht von dem Wesen der Demokratie, welches er ebenso richtig aufgefaßt hat, als er andererseits die Monarchie und Aristokratie schief beurtheilt. Er hat nämlich, gleich allen andern Staatsrednern jener Zeit, das Wesen des Staates tief durchdacht und sich über dasselbe ein System gebildet, kennt aber nur drei Arten von Verfassungen. Die Monarchie ist nach seiner Theorie diejenige Verfassung, in welcher ein Einzelner willkürlich herrscht, die Aristokratie, die er nur in ihrer oligarchischen Form auffaßt, erklärt er für diejenige Form der Verwaltung, in welcher eine kleine Zahl von Bürgern die Regierung an sich gerissen hat, die De-

mokratie aber besteht nach seiner Ansicht darin, daß die gesammte Masse des Volkes regiert. Jede dieser drei Verfassungsarten hat, nach der Entwickelung, welche Aeschines dieser seiner Darstellung gibt, eine verschiedene Quelle des Gesetzes: in der Monarchie und Oligarchie waltet nur der veränderliche Wille einzelner Menschen, in der Demokratie aber giebt es ein fest bestimmtes Grundgesetz, und auf dieses muß daher auch, wenn nicht Alles im ewigen Wechsel untergehen soll, strenge gehalten werden. Wegen dieser verschiedenen Grundlage der herrschenden Gewalt beruht nach des Aeschines Ansicht in den Demokratien Alles ebenso ganz und gar auf Gesetzen, wie in den beiden anderen Arten von Staaten auf Mißtrauen und bewaffneter Macht, und es muß deshalb in den Ersteren mit größter Strenge dafür Sorge getragen werden, daß jeder, der die Gesetze verletzt, sogleich seine Strafe erhält. „Nur so lange", ruft er dem athenischen Volke zu, „wird daher eure Macht dauern, als eure trefflichen Gesetze bestehen und das Band, das euch umschlingt und zusammenhält, nicht durch sittenlose Menschen zerrissen wird!"

Die übrigen Redner der letzten Zeit der griechischen Selbstständigkeit lassen sich, ihrem Charakter und Streben nach, nicht so wie Aeschines und Demosthenes schildern, weil sich von ihren Reden theils gar keine, theils nur geringe Ueberreste erhalten haben. Keiner unter allen ist berüchtigter, als Demades, und keiner als Staatsmann ausgezeichneter, als Lykurg. Demades aus Athen war von niedriger Herkunft, und zeichnete sich während seines ganzen Lebens durch Grundsatzlosigkeit und Unsittlichkeit aus. In der Schlacht bei Chäronea gerieth er in macedonische Gefangenschaft, König Philipp aber, für welchen er in Athen thätig gewesen war, schenkte ihm die Freiheit. Nach dem Tode Philipp's ward er ein Schmeichler Alexander's des Großen und seines Statthalters Antipater und veranlaßte, in Verbindung mit einem andern elenden Menschen, den Tod des Hyperides und Demosthenes. Er selbst wurde nachher von Kassander, dem Sohne Antipater's, ums Leben gebracht. Von seinen Reden ist keine auf unsere Zeiten gekommen.

Lykurgus, von dessen Reden sich nur eine einzige erhalten hat, war um das Jahr 408 v. Chr. zu Athen geboren und beschloß sein Leben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Er hatte den Unterricht des Plato und Isokrates genossen, und war in Verbindung mit Demosthenes und Hyperides einer der Hauptgegner Philipp's von Macedonien. In der noch übrigen Rede dieses Mannes, welche zu den vortrefflichen Werken der antiken Redekunst gehört, weht der Geist des Demosthenes, obgleich man ihr auch ansieht, daß Lykurg dasjenige mühsam und ängstlich arbeitete, was Demosthenes mit ge-

nialer Kraft leicht hinwarf. Auch die Heftigkeit des Letzteren spricht sich in Lykurg's Rede aus, nur streift dieser noch näher an das Theatralische, als Demosthenes, und geht hierin über die Grenze der wahren Redekunst hinaus. Dies läßt sich namentlich aus der öfteren Einmischung und Anführung langer Dichterstellen schließen, welche zum Theil der vorgetragenen Sache allzu fremd sind, und die er natürlich doch mit der Gesticulation begleiten mußte, an welche die Athener gewöhnt waren. Was indessen den Lykurg, sowohl als Redner, wie als Staatsmann und Menschen, am meisten auszeichnet, ist seine große sittliche Strenge. Durch sein ganzes Werk hindurch erkennt man die Würde eines Mannes, welcher dem edeln Aristides an die Seite gestellt zu werden verdient. Schmähungen, beißender Spott, überhaupt alle Arten von demagogischen Hülfsmitteln finden sich nirgends, aber überall die furchtbare Strenge, welche den Namen Lykurg's zum Schrecken aller Staatsverbrecher und aller Räuber des Staatsvermögens machte. Diese rücksichtslose, jedoch von aller demagogischen Gemeinheit freie Verfolgung derer, welche dem athenischen Volke durch Schlechtigkeit oder Unfähigkeit Verderben brachten, spricht sich namentlich auch in dem schönen Bruchstück einer Rede aus, durch welche Lykurg die Athener bewog, den elenden Lysikles, der bei Chäronea ihr Heer angeführt und durch seinen Unverstand ins Verderben gestürzt hatte, zum Tode zu verurtheilen. „Tausend athenische Bürger“, ruft Lykurg aus, „sind in der Schlacht gefallen, zweitausend zu Gefangenen gemacht worden, der Feind hat zur Schmach unserer Stadt ein Siegeszeichen errichtet und ganz Griechenland unter sein Joch gebeugt. Das Alles ist geschehen, weil du dich zum Feldherrn aufgeworfen hattest und das Heer anführtest; und du wagst es, noch zu leben? wagst, noch ferner der Sonne Licht zu schauen? wagst, unter uns in der Volksversammlung zu erscheinen? Du, der du ein Denkmal der Schande und Schmach deines Vaterlandes geworden bist?“

Ein Mann von solcher Strenge, sollte man denken, hätte als Staatsmann im damaligen Athen nicht aufkommen, daselbst keine Rolle spielen können. Aber die Athener sahen ein, daß Lykurg der einzige Mann sei, dessen Leben seinen Worten entspreche, sie vertrauten daher seinen Händen die Polizei und die Finanzen ihres Staates an und dankten ihm für seine treffliche Verwaltung mehrere Male durch öffentliche Ehren, die sie ihm zuerkannten. Er war fünfzehn Jahre lang Schatzmeister oder, nach unserer Weise zu reden, Finanzminister der Republik. Während seiner Verwaltung hatte er 14,000 oder nach einer andern Nachricht gar 18,900 Talente (über 49 Millionen Gulden oder 27 Millionen Thaler) zu verrechnen, ließ viele Schiffe bauen und eine Menge kostspieliger öffentlicher Arbeiten ausführen, verbesserte

das Zollwesen und handhabte mit großer Strenge die Polizei. Die dankbaren Athener ehrten sein Andenken auch noch im Tode, sie ließen ihm eine eherne Statue errichten, und gewährten seinem ältesten Sohne das Recht, auf Staatskosten im Prytaneum zu speisen.

Hyperides, ein Schüler des Plato und Isokrates, war lange Zeit der Freund des Demosthenes, klagte ihn aber zuletzt der Bestechlichkeit an und bewirkte seine Verbannung. Er selbst wurde 322 v. Chr., auf Betreiben des elenden Demades, durch den macedonischen Statthalter Antipater hingerichtet. Von seinen Reden ist eine vor einigen Jahren (1847) aufgefunden worden und lange Zeit glaubte man, daß eine der unter Demosthenes Namen überlieferten Reden dem Hyperides angehöre. Schon dieser Umstand zeigt, daß dieser dem größten Redner des Alterthums an Talent, Bildung und Einsicht nahe gestanden haben muß, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, daß eine große Zahl von Kennern und Gelehrten sich eine solche Verwechselung zu Schulden kommen ließ.

Nach Demosthenes, Aeschines, Lykurg und Hyperides sank die Redekunst von ihrer Höhe herab und verlor die außerordentliche Bedeutung, welche sie zur Zeit dieser Männer gehabt hatte. Sie wurde, bei dem gänzlichen Untergang der Freiheit und der alten Sitten Griechenlands, so ganz und gar umgewandelt, daß man sie von jetzt an nur als das mit Flitterstaat ausgeschmückte Schattenbild ihrer früheren Gestalt ansehen konnte. Dieses Sinken begann schon mit Dinarchus, einem Korinther von Geburt, der aber in Athen erzogen wurde und wirkte und nach dem Tode des Demosthenes und Hyperides zu Ansehen gelangte. Obgleich derselbe noch den zehn großen attischen Rednern zugezählt wird, so ist doch in seinen Werken schon die Entartung der Redekunst zu erkennen. Er machte aus dem Verfertigen von Reden ein Gewerbe, und die wenigen Reden, welche sich von ihm erhalten haben, sind zwar von dem erkünstelten Schmucke der späteren Zeit noch frei, verrathen aber schon eine gewisse Magerkeit. Seit Dinarch's Zeit wurde die Redekunst oder Staatswissenschaft enge mit der Philosophie verbunden, und in den Schulen fast aller philosophischen Secten gelehrt.

7. Kurze Andeutung über die Kunst.

Die Zeit vom Beginn der Perser-Kriege an bis auf Alexander den Großen war auch die Blüthezeit der bildenden und zeichnenden Künste unter dem griechischen Volke. Diese war zu allen Zeiten eine der Hauptseiten des griechischen Wesens und beruhte, wie die Poesie und die Beredsamkeit, auf einem angebornen Sinne der Griechen dafür. Sie wurde als etwas allen Stämmen der Nation Eigenthümliches überall

gepflegt, wo Griechen ihre Hütten aufgeschlagen hatten und läßt sich ebenso bis in die fernste Zeit des griechischen Alterthums hinauf verfolgen. Die Geschichte ihrer Entwickelung bildet einen Theil der griechischen Culturgeschichte, jedoch nur in so fern, als die Kunst eine der Haupterscheinungen ist, aus welchen das Leben und die Kraft dieses Volkes sich bethätigte; der ästhetische Charakter der griechischen Kunstweise aber und der Vorzug ihrer Gebilde vor denen anderer Völker sind ebensowenig ein Gegenstand der allgemeinen Geschichte, als das Verhältniß der poetischen und literarischen Schöpfungen des griechischen Geistes zu der Idee des Schönen oder zu den Forderungen der Wissenschaft es sind.

In den Zeiten, welche den Perser-Kriegen vorausgingen, hatte die Entwickelung der griechischen Kunst denselben Weg genommen, auf welchem die Poesie, die Philosophie und die Staatseinrichtungen der Griechen sich ausgebildet hatten. Die Kunst hatte nämlich zuerst bei Dorern des Peloponnes und der Insel Sicilien einen Aufschwung erhalten und war alsdann vorzugsweise in Großgriechenland, Kleinasien und den Inseln des aegäischen Meeres aufgeblüht. Am Ende jener Zeit hatte sie mit dem zunehmenden Wohlstande der vielen griechischen Handelsplätze sich noch weiter ausgebreitet. Zu gleicher Zeit war sie in einzelnen Gegenden dadurch sehr gefördert worden, daß manche der damaligen Tyrannen, wie Polykrates und Andere, ihre Herrschaft theilweise auf die Pflege der Kunst und auf die Errichtung großer Bauwerke zu stützen suchten. Zuletzt waren Samos und Aegina die Hauptsitze der Kunst geworden. Auf der letzteren Insel wurde 1811 eine Anzahl Bildwerke gefunden, welche um die Zeit des ersten Perser-Krieges verfertigt worden zu sein scheinen. Diese *aeginetischen Kunstwerke*, die sich jetzt in München befinden, liefern, in Verbindung mit andern an verschiedenen Orten seither entdeckten Resten, den Beweis, daß die griechische Kunst bereits bei dem dorischen Stamme eine glänzende Periode hatte, ehe sie in Athen und von Athen aus ihre höchste Blüthe erlangte.

Der große gemeinsame Kampf gegen die Perser, welcher das Nationalgefühl der Griechen in so hohem Grade belebte und alle ihre Kräfte anregte, hatte auch auf die raschere Entwickelung der Kunst einen mächtigen Einfluß. Doch ward sie nicht blos durch diesen Kampf an und für sich selbst gehoben und gefördert, sondern namentlich auch dadurch, daß in demselben Athen zu Macht und Ansehen gelangte. Diese Stadt wurde jetzt der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des griechischen Volkes und die Kunst erhielt in derselben ebenso, wie die Poesie und Philosophie, ihren auserkorenen Sitz. Ihre höchste Blüthe erreichte sie zu Perikles Zeit und durch sein Verdienst; denn

die schönen Künste bedürfen zu ihrem Aufschwung der Unterstützung einflußreicher und gebildeter Männer. Alle auf den äußeren Nutzen berechneten Künste, von dem Mahlen des Getreides an bis hinauf zu den sinnreich ausgedachten Spinnmaschinen und Dampfschiffen der neuesten Zeit, finden überall, wo Betriebsamkeit ist, im Volke selbst und sogar beim großen Haufen gemeiner Seelen Anerkennung und Unterstützung; die schönen Künste aber können nur durch die Aufmunterung solcher gebildeten Männer gedeihen, welche entweder herrschende Fürsten oder Leiter von Republiken oder Häupter großer, angesehener Familien sind. Sie müssen dem Künstler die Muße und die Aufmunterung gewähren, deren er zur Bethätigung einer Kraft bedarf, die mehr als jede andere der Freiheit von äußerem Drang benöthigt ist. Daher sehen wir die Kunst ebenso im Perikleischen Zeitalter, wie nachher unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern, bei den Römern unter Augustus und Titus, in der neueren Zeit aber durch die Mediceer gedeihen und blühen. Doch findet für die griechische Kunst zwischen dem Zeitalter des Perikles und dem des großen macedonischen Königs und seiner Nachfolger der Unterschied Statt, daß dieselbe in dem Ersteren ihre höchste Vollendung, in dem zweiten ihre größte Ausdehnung und vielfältigste Pflege erhielt.

Die ausgezeichnetsten Künstler, welche zu Perikles Zeit in Athen lebten, und die Hauptwerke der Baukunst, welche damals in dieser Stadt erbaut wurden, sind früher genannt worden. Von den Bauwerken, welche zu jener Zeit in anderen griechischen Städten errichtet wurden, sind die berühmtesten: der große Tempel des Zeus zu Olympia, von einem elischen Künstler um das Jahr 436 v. Chr. erbaut, der Apollo-Tempel zu Phigalia in Arkadien, welchen Iktinus in Athen, wahrscheinlich zu eben derselben Zeit, erbaute, der um das Jahr 423 v. Chr. aufgeführte Here-Tempel zu Argos, das Werk eines weniger bekannten Baumeisters, und der durch seine außerordentlich großartigen Verhältnisse ausgezeichnete Tempel des olympischen Zeus zu Agrigent in Sicilien, welcher der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung angehört. Die ersten Bildhauer dieser Zeit waren, außer Phidias, die beiden Schüler desselben, Agorakritus von Paros und Alkamenes von Athen, Polyket aus Argos oder Sikyon und Myron aus dem kleinen böotischen Städtchen Eleutherä.

In der nächstfolgenden Zeit, vom peloponnesischen Kriege an bis auf Alexander den Großen, waren die ausgezeichnetsten Bildhauer Skopas von Paros, Praxiteles von Athen, Euphranor aus Korinth, welcher aber in Athen lebte, und Lysippus von Sikyon. Von den Hauptwerken dieser und der kurz zuvor genannten Bildhauer

sind bereits früher die Pallas-Statuen des Phidias und die entweder von ihm selbst oder doch unter seiner Leitung gearbeiteten Elginischen Marmorwerke vom Parthenon zu Athen angeführt worden. Hinzuzufügen ist noch die kolossale Statue des Zeus im Tempel von Olympia, eine der berühmtesten Arbeiten des Phidias. Von Polyklet's Werken bewunderte das Alterthum am meisten seine Here, unter Myron's Arbeiten ward vorzüglich eine Kuh gepriesen und in vielen epigrammatischen Gedichten gefeiert. Dem Skopas haben einige neuere Kunstkenner die berühmte Gruppe der Niobe, welche sich jetzt in Florenz befindet, zugeschrieben, während andere dieselbe für ein Werk des Praxiteles erklären. Euphranor, welcher noch unter Alexander dem Großen lebte und den Uebergang zur folgenden Zeit bildete, war zugleich ein ausgezeichneter Maler und Bildhauer. Auch Lysippus gehörte schon der Zeit Alexander's an. Dieser Künstler wurde von dem macedonischen Könige allen anderen damaligen Bildhauern vorgezogen; Alexander wollte sich nur von ihm abbilden lassen. Auch verstand von allen damaligen Künstlern Lysippus allein, Alexander's Auge in Stein und Erz treu wiederzugeben, er allein vermochte die dem Könige eigenthümliche Neigung des Hauptes gegen die eine Schulter, sowie das aufwärts Gerichtete seines Blickes darzustellen, ohne daß dem Bilde durch Verdrehung des Nackens geschadet oder über dem Ausdruck des Weichen und fast weiblich Freundlichen das ebenfalls in Alexander's Zügen liegende Männliche und Löwenartige außer Acht gelassen wurde.

Die Malerei fand ihre höchste Blüthe fast zu gleicher Zeit mit der Bildhauerkunst. Ihre Hauptsitze waren Athen, Sikyon und die ionischen Städte. Der erste Maler von besonders großem Ruhm war Polygnotus, auf Thasos geboren, aber in Athen eingebürgert, ein Zeitgenosse und Freund Cimon's. Seine Hauptwerke waren ein Theil der Wandgemälde in der bunten Halle zu Athen und die in einer Halle zu Delphi gemalten Bilder, welche Scenen aus dem trojanischen Kriege darstellten. Der berühmteste Maler der nächsten Zeit war Zeuxis aus Heraklea, welcher um das Jahr 400 v. Chr. lebte und von dessen Werken bereits oben eines angeführt worden ist. Sein Zeitgenosse Parrhasius aus Ephesus war gleich berühmt und malte hauptsächlich für das athenische Volk. Pamphilus aus Amphipolis lebte in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. und war einer der letzten Künstler der alten Sikyonischen Malerschule. Welcher großen Gunst zu seiner Zeit die Malerei sich erfreute, kann man daraus ermessen, daß Pamphilus ein Talent von vierzehnhundert Thalern für seinen Unterricht erhielt. Sein Schüler, Apelles von Kolophon, war einer der größten Maler des gesammten Alterthums. Er verband die Theorie mit der Praxis, die kunstreiche Darstellung mit Philosophie

der Kunst. Alexander der Große, der sich nur von ihm malen ließ, zeichnete ihn so sehr aus, daß oft die angesehensten Personen seiner Umgebung demselben nachstehen mußten. Apelles berühmtestes Werk war das Bildniß Alexander's; es stellte den König als Göttersohn mit dem Blitze in der Hand dar, und zwar so großartig und vortrefflich, daß man zu sagen pflegte, Alexander, Philipp's Sohn, sei unbesieglich, Alexander, Apelles Werk, unnachahmlich.

Neben diesen Männern werden uns, besonders aus der Zeit Alexander's und seiner Nachfolger, noch eine Menge anderer Maler und Bildhauer genannt. Unter ihnen kamen auch Malerinnen vor, welche zu ihrer Zeit berühmt waren; denn je gebildeter die griechische Welt geworden war, um so mehr nahmen, wie dies immer zu geschehen pflegt, auch Frauen an den geistigen Angelegenheiten der Nation Antheil. Aus diesem Grunde gab es damals ebensowohl viele Damen, welche sich in die Platonische Philosophie oder gar in die Lehre der Cyrenaiker vertieft hatten, und es im geistreichen Wettkampf über philosophische Dinge mit jedem Manne aufnahmen, als andererseits auch nicht wenige Malerinnen sich unter ihren der Kunst und dem Kunstgerede huldigenden Zeitgenossen ein gewisses Ansehen verschafften. Jene Zeit war überhaupt, sowohl ihrem Geiste als ihren äußeren Verhältnissen nach, ganz gemacht, um den bildenden und zeichnenden Künsten, sowie der Schauspiel- und Tanzkunst eine größere Aufmunterung und Belohnung zu gewähren, als ihnen bis dahin unter den Griechen zu Theil geworden war. Freilich war dies zugleich auch eine Zeit, in welcher, wegen der herrschenden Weichlichkeit und Genußsucht, der rechte Sinn für Kunst und wahre Poesie nicht mehr aufkommen konnte und in der deshalb auch die vollendeten Schöpfungen der Kunst immer seltener werden. Die neu entstandenen monarchischen Verhältnisse erhöhten die Nachfrage nach Kunstwerken und das Bedürfniß künstlerischen Schmuckes und reizten alle diejenigen, welche Talent für dieselbe besaßen, durch die Aussicht auf reichen Lohn. Die fürstlichen Höfe, deren Zahl in der nächsten Zeit noch mehr zunahm, bedurften für ihre prachtvollen Feste der Kunst, sowie einer großen Zahl der verschiedenartigsten Künstler. Die Kunst war deswegen auch in allen größeren gewerbtreibenden Städten, wie Athen, Korinth, Syrakus, Rhodus, ein Theil der Industrie, ein förmliches Geschäft und Gewerbe geworden. Unter diesen Städten hatte Athen, welches auch zur macedonischen Zeit der Mittelpunkt der Literatur war und blieb, in allen Angelegenheiten der Kunst den Vorrang, und diejenigen Künstler, welche in Athen geboren waren, oder wenigstens daselbst ihre Bildung erhalten hatten, waren die gesuchtesten in allen Ländern griechischer Zunge.

Die Baukunst änderte damals ihren Charakter: sie ward theils vorzugsweise auf Bequemlichkeit und Schönheit des Privatlebens angewendet, theils mußte sie in ihren öffentlichen Werken den persönlichen Zwecken der Herrscher dienen, während sie früher, als eigentliche höhere Kunst, gleichsam nur für die Religion und für die Gesammtheit, den Staat, vorhanden gewesen war. Wie weit in den vorhergehenden Zeiten die Privat-Baukunst hinter der öffentlichen zurückstand, und wie sehr sich dies schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. in das Entgegengesetzte umgeändert hatte, kann man am besten aus einigen Worten des Demosthenes erkennen, welche oben mitgetheilt worden sind. Das berühmteste und gepriesenste griechische Bauwerk der ganzen Zeit von Perikles an bis auf Alexander den Großen war das Mausoleum, ein viereckiges, rings mit einer Säulenhalle umgebenes Gebäude von 411 Fuß im Umfang, auf welchem sich eine Pyramide mit einem marmornen Viergespann befand. Für die rein historische Beziehung der Kunst aber, oder für das Verhältniß derselben zu den übrigen Haupt-Erscheinungen im Leben, ist in Betreff dieses Werkes nur das Eine wichtig und interessant, daß dasselbe von Künstlern gebaut wurde, welche der athenischen Schule angehörten und daß also dieses berühmteste Werk jener Zeit die Bedeutung dieser Stadt zu erkennen gibt. Sowie schon bei der Aufführung dieses Gebäudes nicht das reine Schöne und das wahrhaft künstlerisch Große das Ziel war, nach welchem man strebte, so trat auch in den anderen Werken jener Zeit und noch mehr in denen der nachfolgenden das Prächtige, Ungeheure und Staunenerregende überall hervor. Selbst ein so hoher Geist, wie Alexander der Große, vermochte sich hierin nicht über seine Zeitgenossen zu erheben.

IX. Die Zeit Alexander's des Großen.

1. Charakter und Bildung Alexander's.

Alexander der Große wurde wahrscheinlich im Jahre 356 v. Chr. geboren. Alle Umstände vereinigten sich, um ihn zu einem der größten Könige zu machen, deren die Geschichte erwähnt. Er war von der Natur mit allen wahrhaft königlichen Anlagen ausgestattet worden; die Verhältnisse seiner Jugendzeit waren so beschaffen, daß diese Anlagen alle entwickelt wurden; die Welt bedurfte eines Mannes, der sie aus den republikanischen Formen des Lebens in die monarchischen

hinüberführe; und als Alexander den Thron bestieg, hatte sein Vater ihm so vorgearbeitet, daß es ihm leicht war, das auszuführen, was Philipp selbst sich zum Zweck seines Lebens gemacht hatte, aber nur ein Mann wie Alexander durchführen konnte. Die staunende Mit- und Nachwelt hat, wie dies bei allen großen Männern zu geschehen pflegt, Alexander's Geschichte durch manche Uebertreibungen ausgeschmückt; denn der gewöhnliche Sinn der Menschen vermag das wahrhaft Große an und für sich selbst nicht zu begreifen, er faßt daher blos einzelne äußere Seiten desselben in's Auge und verwechselt es mit dem Wunderbaren, oder bringt es wenigstens mit diesem in Verbindung. So hat man später gefabelt, daß Philipp II. die Nachricht von der Geburt seines Sohnes Alexander zugleich mit zwei anderen freudigen Nachrichten erhalten habe. So sind allerhand Zeichen und Wunder mit der Stunde, in welcher Alexander geboren wurde, in Verbindung gebracht worden und man hat es namentlich bedeutungsvoll gefunden, daß in der Nacht seiner Geburt das heiligste und berühmteste griechische Gebäude in Asien, der Artemistempel zu Ephesus, abbrannte. Auch von Alexander's Jugendzeit werden allerlei Anekdoten erzählt, welche alle die Bewunderung der griechischen Mit- und Nachwelt bezeugen, obgleich die Unwahrheit der meisten dieser Erzählungen von selbst in die Augen springt.

Alexander's Wesen und Charakter können, wie die jedes anderen großen Mannes, nicht durch bloße Schilderungen und noch viel weniger durch einzelne Anekdoten und Erzählungen anschaulich gemacht, sondern nur aus dem Verlauf seiner Unternehmungen selbst aus ihrem Verhältnisse zu der früheren und nachfolgenden Zeit erkannt werden. Von allem, was seiner Thronbesteigung vorausging, ist seine Bildungsgeschichte das Wichtigste. Alexander besaß alle großen Eigenschaften seines Vaters und war dabei von den meisten Fehlern desselben frei. Er hatte des Vaters unternehmenden Geist und einen noch viel umfassenderen Verstand, seine Natur unterschied sich aber von Philipp's Natur besonders durch einen angeborenen edleren, auf das Ideale gerichteten Sinn und durch einen, sein ganzes Wesen durchdringenden, poetischen Zug. Er übertraf seinen Vater außerdem auch durch Einfachheit und Mäßigkeit.

Alexander hatte das Glück, eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In seinem dreizehnten Jahre wurde der größte Philosoph, welcher jemals gelebt hat, Aristoteles, sein Lehrer, und außer diesem Manne hatte auch ein edler mütterlicher Anverwandter, der der Gesinnung wie der Geburt nach fürstliche Leonidas, an seiner Erziehung Antheil. Unglücklicher Weise erhielten aber auch zwei schlechte Menschen einen Einfluß auf den jungen Alexander, der elende Schmeichler

Lysimachus, ein Akarnane von Geburt und der ebenso elende Sophist Kallisthenes, welchen sein Vetter Aristoteles, als derselbe sich von Alexander trennte, schwach genug war dem jungen Könige an seine Stelle zu empfehlen. Diese beiden Männer schädigten das Edle und Treffliche in Alexander's Wesen. Lysimachus gab namentlich dem poetischen Sinne Alexander's eine gefährliche Richtung; denn er war es, der den jungen Mann auf die Idee brachte, sich den Haupthelden Homer's zum Muster zu nehmen und so sich selbst als einen zweiten Achilles, seinen Jugendfreund Hephästion aber als seinen Patroklus anzusehen. Wenn man aber einmal das Poetische mit dem Leben selbst verbindet und in diesem zu verwirklichen sucht, dann wird häufig das Phantastische dem Verständigen vorgezogen und der Mensch geräth in Gefahr, sich von dem Mäßigen und Möglichen in das Uebermenschliche und Ungeheure zu verirren. Kallisthenes war einer jener rhetorischen Geschichtschreiber, welche die Geschichte als ein Mittel für ihre eiteln Bestrebungen und als ein Werkzeug für ihre Sophistereien und Redekünsteleien ansehen; er besaß überdies von Haus aus weder etwas Edleres in seiner Natur, noch eigentlichen Sinn für die höheren Zwecke des Lebens. Er wurde, sobald er in Alexander's Nähe gekommen war, ein bloßer Höfling, war aber nicht im Stande, auf dieser schlüpfrigen Bahn sich zu behaupten; auf Alexander's asiatischem Feldzuge wurde er in eine Verschwörungsgeschichte verwickelt und starb eines elenden Todes. So ward schon früh durch schlechte Menschen die gute Natur des einzigen Mannes beeinträchtigt, der die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders das Schicksal es wollte, daß das bleibende Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe. Den Trost gibt aber die Geschichte allen Armen und Gedrückten, daß die Gottheit häufiger durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er für groß hält, Umwälzungen herbeiführt. Durch einen Hirten, durch eines Zimmermannes Sohn, durch arme Fischer, durch verfolgte Missionäre heilte sie die Wunden, welche der Stolz der Pharaonen, die Ueppigkeit der vornehmen römischen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser von Rom und die Barbarei der Riesensöhne des Nordens der Menschheit geschlagen hatte.

2. Erste Zeit der Regierung Alexander's.

Im zwanzigsten Jahre seines Lebens (am 14. November 336) erbte Alexander eine große, aber noch nicht fest gegründete Macht und es mußte sich gleich beim Beginne seiner Regierung entscheiden, ob er im Stande sei, des Vaters Reich zu erhalten, oder ob dasselbe sich wieder in seine einzelnen Bestandtheile auflösen werde. Das Heer war vollständig beisammen und ein Theil desselben sogar schon nach

Asien aufgebrochen; ausgezeichnete Feldherren, wie Antipater, Parmenio, Ptolemäus, Nearch und Philotas, der Jugendgespiele Alexander's, standen an der Spitze der Truppen; der junge König hatte also gleich anfangs eine Aufgabe zu lösen, welche nicht mehr beseitigt werden konnte und deren Lösung doch das Größte von Allem war, was bis dahin jemals griechische Männer erstrebt hatten. Durch Philipp's Ermordung schien außerdem der Thron selbst erschüttert worden zu sein; denn eine Partei unter den Großen ging mit dem Gedanken um, dem rechtmäßigen Erben die Nachfolge streitig zu machen, die unterworfenen wilden Völkerschaften im Norden bedrohten das Reich mit ihren Räubereien und in Griechenland hatte Philipp's Tod die alten Hoffnungen von neuem erregt. Die Athener hatten sogar wegen der Ermordung Philipp's ein Freudenfest veranstaltet und dem Mörder einen Ehrenkranz zuerkannt; sie rüsteten sich zum Kriege und auch andere griechische Staaten hatten alsbald feindselige Beschlüsse gefaßt.

Diese Bewegungen der Griechen und die Räubereien der thracischen und illyrischen Völkerschaften waren ein Glück für den jungen König; denn sie gaben ihm gleich anfangs Gelegenheit, seine kriegerischen Eigenschaften in einem so glänzenden Lichte zu zeigen, daß die Hoffnungen seiner Thronnebenbuhler, die sich eine Partei unter den Großen gebildet hatten, in der Geburt erstickt wurden. Die Truppen beteten Alexander als einen jungen Mann an, der ihnen das Bild des Homerischen Achilles vergegenwärtigte; den Adel und das Volk der Macedonier gewann er sich sogleich ganz, weil er die bisherigen Steuern aufhob und den Macedoniern die Ehrenplätze im Heere anwies; die Thessalier erkannten ihn ebenfalls als das leitende Oberhaupt ihrer Aristokratieen mit allen Rechten seines Vaters an. Alexander ließ unmittelbar nach seiner Thronbesteigung alle diejenigen hinrichten, welche an der Ermordung Philipp's näheren oder entfernteren Antheil genommen hatten. Zu gleicher Zeit räumte er auch den Amyntas, Perdikkas III. Sohn und alle anderen Verwandten, welche ihm hätten gefährlich werden können, aus dem Wege: eine Grausamkeit, die von allen Geschichtschreibern Alexander's so kaltblütig erzählt wird, als wenn es ein ganz gewöhnliches Ereigniß gewesen wäre. Auch die schreckliche Olympias befleckte den Thron ihres Sohnes mit Blut, um ihre rachgierige Wuth zu befriedigen; sie ließ Kleopatra, Philipp's zweite Gemahlin, mit ihrem kleinen Kinde umbringen. In Kleinasien hatte Attalus, der Oheim von Alexander's Stiefmutter, welcher nicht mit einem jüngeren Generale desselben Namens zu verwechseln ist, den Plan gemacht, sich mit Hülfe der ihm anvertrauten Heeresmacht zum Herrscher aufzuwerfen; allein Parmenio, welcher neben ihm die

vorausgeschickten Truppen commandirte, blieb dem jungen Könige treu und Attalus büßte seinen Hochverrath bald mit dem Tode.

Um die Bewegungen der Griechen zu unterdrücken, erschien Alexander bald nach seiner Thronbesteigung mit einem auserlesenen Theil seines Heeres in Böotien, noch ehe die Feinde Zeit gehabt hatten, sich gehörig zu rüsten. Die Raschheit und unerschütterliche Festigkeit, mit welcher der junge König den drohenden Gefahren entgegentrat, verbreitete Furcht und Schrecken unter seinen Gegnern. Theben unterwarf sich ihm sogleich; auch die Athener wurden wegen der Nähe des macedonischen Heeres für ihre Selbstständigkeit besorgt, sie schickten daher Gesandte an den König, um seinen Zorn zu besänftigen und gewährten ihm sogar noch größere Auszeichnungen, als sie seinem Vater zuerkannt hatten. Alexander verzieh ihnen und den Thebanern. Er beschied hierauf die Gesandten Athens und der peloponnesischen Staaten nach Korinth, wo er, wie einst sein Vater, einen griechischen Kongreß zu halten beschlossen hatte. Hier wurde die seinem Vater ertheilte Würde eines Oberfeldherrn auf ihn übertragen. Nur die Spartaner hatten seine Einladung zurückgewiesen, sie hatten ihm mit einem Stolze, der in früherer Zeit wohl für sie gepaßt hätte, antworten lassen, daß sie gewohnt wären, selbst anzuführen, nicht aber Anderen zu folgen. Alexander nahm auf ihre Weigerung keine Rücksicht, weil sie sich ruhig verhielten. Ebenso übersah er es zunächst auch den Athenern und Thebanern, als sie, die ihn kaum erst mit Ehren und Schmeicheleien überhäuft hatten, gleich nach seiner Entfernung aus Griechenland wiederum ernstlich Anstalten zu Feindseligkeiten machten. Auf der Rückkehr nach Macedonien besuchte Alexander, wie eine Sage erzählt, das Orakel zu Delphi und erhielt von der Pythia oder Oberpriesterin einen oft angeführten Orakelspruch. Er verlangte, heißt es, eine Weissagung über den Ausgang des persischen Feldzugs, den er vor hatte und riß die Pythia, als sie sich weigerte, diese zu geben, mit Gewalt in das Innere des Tempels. „Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!" rief die Pythia aus. „Wohlan", sagte Alexander, „ich nehme dieses Wort als Weissagung an und bedarf keines anderen Spruches."

Alexander war kaum wieder nach Macedonien zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß die meisten der von Philipp unterworfenen thracischen und illyrischen Völkerschaften sich erhoben und ihre früheren Raubzüge erneuert hätten. Er zog sogleich (im Frühling 335 v. Chr.) gegen sie. Mit Truppen und Generalen, wie Philipp sie gebildet hatte, war der Kampf gegen solche Völker nicht schwer. Alexander unterwarf bald alle Gegenden bis zur Donau. Nicht zufrieden damit, ging er auch über die Donau, auf deren linker Seite damals das große und

tapfere Volk der Geten sich angesiedelt hatte; er wollte aber, wie Cäsar, als dieser über den Rhein ging, nicht Eroberungen machen, sondern nur sich zeigen und das streitlustige Volk durch seine Erscheinung in Schrecken setzen. Damals kamen auch Gesandte einer Völkerschaft zu ihm, von welchen die Griechen seither noch nie Kenntniß erhalten hatten; es war ein kleiner Theil des keltischen oder gallischen Völkerstammes, welcher beim Beginn der sicheren Geschichte in Frankreich, Belgien, Britannien, der Schweiz und Oberitalien wohnte, und von den letzteren Ländern aus öfters räuberische Züge nach dem übrigen Italien und gegen die mittlere Donau hin machte. Eine keltische Völkerschaft hatte sich auf einem solchen Zuge in einer Gegend von Ungarn oder Serbien angesiedelt und diese schickte, als die Nachricht von Alexander's siegreichem Marsche bis jenseit der Donau zu ihr gedrungen war, eine Gesandtschaft an den König, um ihn, wie es heißt, um seine Freundschaft zu bitten. Die Anekdotenjäger unter den griechischen und römischen Schriftstellern berichten, diese keltischen Gesandten hätten dem Könige auf seine Frage, was ihr Volk fürchte, die prahlerische Antwort gegeben: „Nichts, als daß etwa der Himmel einstürzen möchte." Alexander besiegte auf seinem Rückmarsch den Rest der empörten Völkerschaften und zwang alle, den Macedoniern zu huldigen und von ferneren Raubzügen abzustehen.

Während Alexander so im Norden seines Reiches thätig war, verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, er sei im Kampfe mit den Geten gefallen und die Athener und Thebaner ließen sich in übereiltem Unabhängigkeitsdrang von ihren Rednern verleiten, das Joch der Macedonier abzuschütteln. Theben hatte nach der Schlacht bei Chäronea eine macedonische Besatzung in seine Burg aufnehmen müssen und besaß also in Wahrheit nur noch einen Schatten von Sebstständigkeit; auch für die Freiheit des athenischen Staates war es ein Zügel, daß in der Kadmea zu Theben eine macedonische Besatzung lag. Es ist daher nicht zu verwundern, daß beide Staaten den Ermahnungen des Demosthenes, Lykurg, Dinarchus und anderer Redner Folge leisteten, als diese ihre Mitbürger aufforderten, den Augenblick zu benutzen. Auch waren die Umstände für den Versuch einer Wiederherstellung der Unabhängigkeit der griechischen Republiken scheinbar günstig; allein es fehlte den Griechen jener Zeit zu sehr an Gemeinsinn, als daß (was für Alexander wirklich bedenklich gewesen sein würde) eine Vereinigung aller ihrer Staaten zu Stande gebracht werden konnte. Selbst Athen begnügte sich, als der Aufstand in Theben zum Ausbruch gekommen war, durch Volksbeschlüsse seine Theilnahme auszusprechen und den Thebanern seinen Beistand zuzusagen, anstatt ihnen rasch eine wirkliche Hülfe zu leisten.

Die Thebaner erhoben sich plötzlich, überfielen diejenigen macedonischen Soldaten, welche sich gerade außerhalb der Kadmea befanden, tödteten zwei der Oberbefehlshaber, schlossen den dritten mit den übrigen Besatzungstruppen in der Burg ein und errichteten rund um den Felsen, auf welchem dieselbe lag, ein doppeltes Pfahlwerk. Hierauf schickten sie Gesandten an einige peloponnesische Staaten, um dieselben zum Beistande aufzufordern. Diese Staaten gingen auf das Gesuch der Thebaner ein, sie rüsteten sogleich und es dauerte nicht lange, so stand ein Corps von arkadischen Soldtruppen auf dem Isthmus. Da erschien ganz unerwartet Alexander mit einem Heere von 30,000 Mann zu Fuß und 3—4000 Reitern vor Theben. Er hatte die Nachricht von der Bewegung in Griechenland mitten in den illyrischen Gebirgen erhalten, war mit seinen Truppen sogleich nach Thessalien geeilt und hierauf ebenso schnell von da nach Theben gezogen. Er hatte so starke Eilmärsche gemacht, daß die Thebaner erst, als er nur noch wenige Meilen von ihrer Stadt entfernt war, seine Annäherung erfuhren und anfangs nicht anders meinten, als daß nur Antipater, welchen Alexander als Statthalter in Macedonien zurückgelassen hatte, mit seinen Truppen gegen sie heranrücke. In dieser Meinung wiesen sie sogar jeden Gedanken der Aussöhnung zurück, als Alexander unter den Mauern ihrer Stadt ein Lager aufschlug, um sie durch den Anblick seines Heeres einzuschüchtern und zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen; denn er selbst wünschte, um seinen Perserzug so bald als möglich beginnen zu können, daß der Kampf vermieden und Alles gütlich beigelegt werde.

Alexander's plötzliches Erscheinen hatte den Erfolg, daß die peloponnesischen Hülfstruppen sogleich vom Isthmus nach Hause zurückkehrten und daß auch die Athener den Beschluß faßten, ihr Heer noch nicht abzuschicken. Dessen ungeachtet wiesen die Thebaner die Aufforderung Alexander's zurück, der ihnen einen Vergleich anbot und nichts als die Auslieferung der Hauptanstifter des Aufstandes verlangte. Es kam hierauf zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Thebaner mit verzweifeltem Muthe fochten und den Macedoniern empfindlichen Verlust beibrachten, zuletzt aber doch den Waffen derselben erlagen. Alexander drang in die Stadt ein, von deren Bewohnern ein großer Theil durch die Macedonier niedergemetzelt wurde. Schrecklich war das Loos, welches der König am folgenden Tage über das unglückliche Theben verhängte; doch geht aus allen Nachrichten hervor, daß die grausame Bestrafung der Thebaner weniger ihm, als ihren feindlichen Nachbarstaaten zuzumessen ist. Alexander überließ denjenigen griechischen Staaten, welche am Kampfe gegen Theben Theil genommen hatten, die Entscheidung über das Schicksal der Stadt. Auf diese Weise

erhielt Theben die Platäer, Orchomenier, Thespier und Phokier zu Richtern, also lauter Völkerschaften, welche von alter Zeit her Todfeinde der Stadt und von Rache gegen dieselbe erfüllt waren, weil sie selbst ehemals so viel von den Thebanern zu leiden gehabt hatten. Ihr Spruch lautete dahin, daß die Stadt dem Erdboden gleich gemacht und alle ihre Bürger sammt Weibern und Kindern in die Sklaverei verkauft werden sollten, mit alleiniger Ausnahme der Priester und Priesterinnen und der Gastfreunde des macedonischen Königs. Alexander, welcher auch noch die Nachkommen und die Wohnung des großen thebanischen Dichters Pindarus von dieser Strafe ausnahm, befahl in seinem Zorne, den schrecklichen Spruch seiner ganzen Strenge nach auszuführen. Die Stadt war also völlig zerstört und ihre Bewohner insgesammt zu Sklaven gemacht; die Zahl der Letzteren wird auf 30,000 angegeben.

Alexander hatte durch das Verfahren gegen Theben den griechischen Staaten zeigen wollen, daß sie ihrer Existenz nur so lange gewiß seien, als sie sich ganz und gar von der macedonischen Politik leiten ließen, daß aber die geringste Widersetzlichkeit ihnen Verderben bringen werde. Er bereute sehr bald die allzu große Grausamkeit, mit welcher er dies die Thebaner hatte fühlen lassen und ergriff nachher begierig jede Gelegenheit, seine Reue wegen des übereilten Befehls zu erkennen zu geben. Schon gleich nach der Ausführung desselben schenkte er einigen Thebanern die Freiheit und so oft später auf seinem asiatischen Feldzuge Thebaner, die entweder beim Perserkönig Dienste genommen hatten, oder als Gesandte an denselben geschickt worden waren, in seine Hände fielen, entließ er dieselben aus Mitleid mit dem Schicksal des unglücklichen Volkes und aus Rücksicht auf die Stimmung der übrigen Griechen, während er andere Griechen, die in ähnlicher Lage getroffen wurden, als Landesverräther bestrafte. Am meisten kam Alexander's Reue den Athenern zu Statten. Diese hatten, gleich nachdem die Nachricht vom Falle Theben's nach Athen gekommen war, eine Gesandtschaft an Alexander abgeschickt, um seinen gerechten Zorn über ihren Treubruch zu beschwichtigen. Der König benutzte diese Gelegenheit, um seine Grausamkeit gegen Theben gutzumachen und den Griechen seine Milde zu beweisen. Er nahm die athenischen Gesandten, unter welchen sich auch der elende, aber gewandte und im macedonischen Lager beliebte Redner Demades befand, huldvoll auf, verzieh den Athenern, daß sie den thebanischen Flüchtlingen eine Zuflucht gewährt hatten und forderte von ihnen blos die Auslieferung des Demosthenes, Lykurgus, der Demagogen Charidemus und Ephialtes und einiger anderen Männer, welche das Volk zum Abfall von Macedonien beredet hatten. Auf Bitten der Athener nahm er nachher auch diese Forderung

zurück und verlangte blos, daß Ephialtes und Charidemus, von welchen der Letztere eigentlich nicht einmal Athener war, verbannt würden. Beide verließen die Stadt; der Letztere, welcher früher schon in Kleinasien und Thracien so mancherlei Rollen gespielt hatte, begab sich zum persischen König.

3. Macedonien und Persien beim Beginn des Krieges zwischen beiden Reichen.

Nachdem Alexander in der kurzen Zeit eines Jahres seine Herrschaft sowohl im Norden als im Süden befestigt hatte, kehrte er im Herbst 335 v. Chr. aus seinem Lager bei Theben nach Macedonien zurück, um den Winter hindurch die nöthigen Vorkehrungen zum persischen Feldzug zu treffen und mit dem Beginn des Frühjahrs denselben zu eröffnen. Die Verwaltung des Reiches übergab er nicht seiner grausamen und rachgierigen Mutter, obgleich diese noch immer einen allzugroßen Einfluß behielt, sondern dem alten, erfahrenen Freunde seines Vaters, Antipater. Diesem tüchtigen Feldherrn und Staatsmann übertrug er die Leitung der macedonischen Angelegenheiten mit unbeschränkter Vollmacht. Antipater sollte aber außerdem auch die unzuverlässigen griechischen Staaten bewachen und für die fortwährende Ergänzung der Truppen des Königs Sorge tragen. Alexander ließ ihm beim Abmarsch nach Asien den vierten Theil des Heeres zurück. In Betreff der Griechen hatte Antipater den Auftrag, nicht blos alle ihre Bewegungen zu beobachten, sondern auch die Volksherrschaft und den von derselben unzertrennlichen Geist der Unruhe soviel wie möglich unter ihnen zu erhalten, namentlich aber dem Peloponnes durch theils gezwungene, theils freiwillige Werbungen seine besten Kräfte zu entziehen. Das Recht oder den Vorwand zu diesen Werbungen scheint Alexander von dem Titel eines Oberfeldherrn der Griechen, den er zu Korinth erhalten hatte, abgeleitet zu haben. Aus Sparta und Athen zog er freiwillig niemals Truppen; allein das Erstere wurde, als es wenige Jahre nach Alexander's Abmarsch die Waffen zu erheben wagte, von Antipater völlig zu Boden geschlagen und das Letztere wußten Alexander und sein Reichsverweser durch Freundlichkeit und Schmeicheleien von einem solchen Versuche abzuhalten.

Die Gesammtzahl aller Truppen, welche Alexander für seinen asiatischen Krieg nach und nach aus Macedonien und Griechenland zog, wird auf 150,000 Mann angeschlagen. Dasjenige Heer aber, mit welchem er nach Kleinasien übersetzte und den Feldzug eröffnete, belief sich nur auf 30,000 Mann zu Fuß und 4500 Reiter. Dieses Heer war den Truppen, welche Persien ihm entgegenstellen konnte, offenbar

völlig gewachsen; denn es ersetzte das, was ihm an Zahl abging, vollkommen durch die Tapferkeit, Erfahrung und Kriegszucht der Soldaten und durch die Tüchtigkeit der Führer. Es bildete ein geschlossenes Ganze und vereinigte alle Waffengattungen in sich. Die Macedonier in demselben fochten als Nation und mit dem vollen Bewußtsein des Ruhmes, welcher nicht blos für ihren Oberanführer, sondern auch für sie selbst und ihre Nachkommen errungen wurde. Auch die griechischen Truppen des Heeres waren von einem nationalen Geiste beseelt, sie zogen mit der Erinnerung an die Siegesthaten ihrer Vorfahren, mit dem Gedanken, Rache an den Persern für deren frühere Züge zu üben, und mit dem erhebenden Gefühle der Ueberlegenheit griechischer Waffen und griechischer Freiheit über die sklavischen Horden barbarischer Völker in den Kampf. Die übrigen Bestandtheile des Heeres hatten wenigstens ebenso, wie auch die griechischen und macedonischen Truppen, ihre nationale Bewaffnung und Streitart beibehalten und wurden daher nicht etwa blos von einem ihnen fremden Geist und Herrscherwillen mit fortgerissen, sondern fühlten sich auch wegen des Vortheils, welchen die ihnen eigenthümliche Kampfweise dem Heere gewährte, als nützliche Glieder des Ganzen. Die Päonier und andere thracische Völkerschaften bildeten die leichte Reiterei des Heeres und dienten ungefähr zu demselben Zweck, zu welchem in neuerer Zeit Kosaken, Husaren, Panduren und ähnliche Truppen dienen. Gleich diesen Völkern waren sie auf den einzelnen Zügen überall gegenwärtig, umschwärmten den Feind beständig und sammelten Nachrichten für den Feldherrn ein. Die Triballer, Odrysen und einige illyrische Völkerschaften bildeten ein leichtes Fußvolk, welches aber immer noch so beschaffen war, daß es in Linie mitverwendet werden konnte. Dagegen zog Alexander eigentliche leichte Truppen zu Fuß, die wir mit den Kroaten und ähnlichen Völkern neuerer Zeit vergleichen können, aus denselben Gebirgen Illyriens und Thraciens, welche noch bis zum heutigen Tag die trefflichsten leichten Truppen liefern. Sie bestanden theils aus Bogenschützen, theils aus den vom General Attalus befehligten agrianischen Jägern. Die Letzteren, welche anfangs nur 1000 Mann stark waren, nachher aber bedeutend vermehrt wurden, zeichneten sich auf Alexander's Kriegszügen vor allen andern thracischen und illyrischen Stämmen aus; es gab fast kein Gefecht, in welchem sie nicht eine Rolle spielten.

Die Griechen des Heeres, deren Zahl anfangs nicht mehr als 7000 betrug, bildeten, wie die macedonische Phalanx, ein schwerbewaffnetes Fußvolk. Sie machten auf gleichen Rang mit den Macedoniern Anspruch. Außerdem hatte schon Philipp sechshundert junge



Griechen von guter Familie in eine Reiterschaar vereinigt, welche der macedonischen und thessalischen Garde des Heeres in Bewaffnung und Uebung wenig nachstand. Alexander vermehrte ihre Zahl bedeutend. Die ritterliche Mannschaft des thessalischen Volkes leistete dem macedonischen König auf seinen Kriegszügen die besten Dienste und er wußte ihre Habsucht, welche sich auf den Wunsch zu genießen und zu glänzen gründete, vortrefflich zu benutzen. Der thessalische Adel bildete eine berittene Garde, welche ebenso tüchtig war, als die der Macedonier. Sie zeichnete sich stets sehr aus und Alexander trug immer Sorge, daß Allen, die zu diesem Corps gehörten, Gelegenheit gegeben wurde, sich zu bereichern, namentlich wenn sie, wie andere Freiwilligen, nach Hause entlassen sein wollten. Er hielt sie dann nicht zurück, sondern gab ihnen außer dem Antheil an der Beute ein großes Geldgeschenk und ließ sie auf seine Kosten nach Europa überschiffen. So schenkte er ihnen z. B., als er von Persepolis nach Ekbatana zog, bei ihrer Entlassung 2000 Talente oder mehr als 5,000,000 Gulden (gegen 3,000,000 Thaler). Diese Großmuth bewog damals sehr viele von ihnen, sich aufs neue anwerben zu lassen; die Reichthümer derer aber, welche nach Hause zurückkehrten, reizten Andere, im macedonischen Heere Dienste zu nehmen.

Der macedonische Theil des Heeres behielt die Einrichtung und Stellung, welche Philipp ihm gegeben hatte. Alexander fügte jedoch eine neue Truppengattung hinzu, die seine eigene Erfindung war und welche den Namen Dimachen, d. h. die zwiefach, zu Pferd und zu Fuß Kämpfenden, erhielt. Er fand nämlich seine schwere macedonische und thessalische Reiterei oft zu unbehülflich, die berittene Mannschaft der Odrysen, Triballer und anderer rohen Stämme aber gegen die an den Kampf zu Pferd von jeher gewöhnten Reitervölker des Orients zu leicht; er bildete daher das aus Macedoniern bestehende Corps der Dimachen, welche, wie die Dragoner neuerer Zeit, zugleich für den Kampf zu Pferd und zu Fuß eingeübt wurden. Sie waren leichter, als das macedonische Fußvolk und schwerer, als die leichte Reiterei bewaffnet, hatten aber nicht, wie die macedonische Ritterschaft, gepanzerte Pferde, welche mit Brustharnischen und Platten bedeckt waren.

Während Alexander's Heer der persischen Kriegsmacht völlig gewachsen war, befanden sich dagegen seine Finanzen in einem sehr traurigen Zustande. Sein Vater hatte ihm eine Staatskasse von nicht mehr als 60 Talenten oder 156,000 Gulden (gegen 87,000 Thaler) hinterlassen. Alexander hatte deswegen Schulden machen müssen, um Heer und Flotte vollständig auszurüsten und der Zug nach Asien war für ihn, wie für seinen Vater, gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, weil er nur auf diese Weise sein Heer erhalten und den

Finanzen seines Staates aufhelfen konnte. Er ging aber ungeachtet seiner ärmlichen Geldverhältnisse sogar so weit, daß er, als er über den Hellespont setzte, gleichsam alle Brücken hinter sich abbrach. Er erließ nämlich den Macedoniern für die Zukunft alle Steuern unter der Bedingung, unter welcher im Mittelalter auch die christliche Ritterschaft stets von Abgaben frei war, d. h. er legte seinen Macedoniern blos die Verpflichtung auf, ihm die Heeresfolge zu leisten. Ja, Alexander vertheilte vor seinem Abmarsch sogar alles, was ihm von Waldungen, Gütern und andern Domänen gehörte, an die Anführer der Truppen. „Was bleibt denn dir übrig, o König?" fragte ihn der General Perdikkas. „Die Hoffnung!" antwortete Alexander. Von allen Freunden und Generalen des Königs war nur Perdikkas nebst sehr wenigen Anderen edel genug, das angebotene Geschenk auszuschlagen und sich jede Belohnung vor dem Siege zu verbitten. „Laß uns, die Genossen deiner Thaten, sagte er zum König, auch die Hoffnung mit dir theilen!" Weil auf diese Weise sogar die Mittel zur Verwaltung Macedoniens fehlten, so mußte Alexander auf seinem asiatischen Feldzuge von Zeit zu Zeit große Geldsummen an seinen Reichsverweser Antipater schicken, der ja überdies ein nicht unbedeutendes Heer zu unterhalten hatte. Ehe Alexander sich in Marsch setzte, feierte er noch mit großen Kosten das neuntägige macedonische Nationalfest der Musen und ließ sein ganzes Heer an demselben Theil nehmen. So begann er den Feldzug mit keinen andern Mitteln, als denjenigen, welche sein Geist und die Tüchtigkeit des Heeres ihm darbot; aber er war wie sein Vater überzeugt, daß Kleinasien leicht zu erobern sei und daß der Besitz dieses Landes ihm die zur Unterwerfung des übrigen persischen Reichs nöthigen Hülfsmittel liefern würde.

Dies war die Lage Alexander's bei der Eröffnung des Feldzuges. Der persische König dagegen besaß zwar dem äußeren Scheine nach Reichthum und Macht in Ueberfluß, der Wirklichkeit nach war aber sein großes Reich ein morsches Gebäude, welches jeden Augenblick einzustürzen drohte. Schon als Agesilaus mit seinem Heere in Asien eindrang, wäre das persische Reich gewiß in Trümmer zerfallen, wenn es nicht die Verhältnisse Griechenlands, die den spartanischen König zur Rückkehr nach Europa zwangen, gerettet hätten. Auch der mächtige Einfluß, welchen die Zwietracht der Griechen unmittelbar nachher dem Perserkönig verschaffte, konnte sein Reich nicht vor dem Untergange retten. Dieses war bis auf seine Grundlagen selbst erschüttert.

Artaxerxes II. Mnemon, bis zu dessen letzten Jahren die persische Geschichte früher erzählt worden ist, hinterließ nicht weniger als hundert und achtzehn Söhne, welche alle einigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübten, obgleich nur drei derselben, Darius, Ariaspes

und Ochus, von Frauen geboren waren, die den Titel Königin führten. Der älteste jener drei Prinzen, Darius, war von Artaxerxes zuletzt zum Mitregenten angenommen worden; er war aber wegen eines Weibes bald mit seinem Vater in Zwist gerathen und hatte in Verbindung mit Tiribazus einen Anschlag auf dessen Leben gemacht. Die Verschwörung war entdeckt worden, und Darius, Tiribazus und Andere hatten ihren Hochverrath mit dem Leben gebüßt. Jetzt suchte Ochus, der jüngere der beiden noch übrigen Prinzen des ersten Ranges, mit Verdrängung seines Bruders Ariaspes sich den Thron zu verschaffen. Ochus war ein leidenschaftlicher, tyrannischer Mann, und weder bei seinem Vater, noch bei den übrigen Gliedern der königlichen Familie wohl gelitten. Artaxerxes zog ihm nicht blos den Ariaspes, sondern auch einen nicht ebenbürtigen Sohn, Arsames, vor, und ging mit dem Gedanken um, einen von diesen beiden zu seinem Nachfolger zu ernennen. Ochus half sich durch einen doppelten Brudermord. Den Arsames ließ er durch einen seiner Freunde geradezu aus dem Wege räumen; den Ariaspes aber wußte er durch allerhand Vorspiegelungen über des Vaters Absichten so sehr zu täuschen, daß derselbe zuletzt ganz irre wurde, und in der gewissen Ueberzeugung, das Schicksal des Darius sei auch gegen ihn beschlossen, sich selbst das Leben nahm, um einem schmählichen Ende zuvorzukommen. Der Tod der beiden Lieblingssöhne brach dem vierundneunzigjährigen Vater das Herz, und Ochus bestieg nun den Thron (362 v. Chr.).

Ochus, welcher als König den Namen Artaxerxes III. annahm, verheimlichte des Vaters Tod so lange, bis er seine übrigen Brüder und fast alle anderen Angehörigen des königlichen Hauses aus dem Wege geräumt hatte. Er ließ sich während seiner ganzen Regierung von seinem Liebling Bagoas, einem schlechten, aber sehr unternehmenden Manne, leiten. Da durch die kurz vor seiner Thronbesteigung unterdrückte Empörung der Satrapen von Vorderasien die Finanzen des Reiches zu Grunde gerichtet worden waren, so beschloß Ochus, wahrscheinlich auf Anrathen des Bagoas, zur Wiederherstellung derselben einen Nationalkriegszug zu veranstalten. Noch war nämlich Aegypten nicht wieder unterworfen, und die persischen Vasallen, welche in den phönicischen Städten herrschten, hatten sich an den König dieses Landes angeschlossen. Ochus stellte sich selbst an die Spitze der ganzen Reichsmacht, welche aus 330,000 Mann Landtruppen und aus einer Flotte von 300 Kriegs- und 500 Transportschiffen bestand. Ungeachtet dieser großen Macht siegte er nur durch seine griechischen Hülfstruppen und durch Verrath und Unverstand seiner Feinde. Als er gegen Sidon zog, verrieth der feige Fürst dieser Stadt, Tennes, und was noch wichtiger war, der Anführer der griechischen Söldner, der

Rhodier Mentor, diejenigen, deren Beschützung ihnen anvertraut worden war. Die tapferen Sidonier hatten früher alle ihre Schiffe verbrannt, um sich selbst die Flucht unmöglich zu machen und alle Bürger zum tapfersten Widerstande zu nöthigen; als aber Tennes einen Theil ihres Heeres nebst den 100 angesehensten Männern der Stadt dem Perserkönig in die Hände gespielt hatte und hierauf Mentor den Feinden die Thore öffnete, waren sie rettungslos verloren. Sie zogen jedoch einen ruhmvollen Untergang der persischen Sklaverei vor, steckten ihre eigene Stadt in Brand und stürzten sich selbst mit ihren Weibern und Kindern in die Flammen. Es sollen damals nicht weniger als 40,000 Menschen umgekommen sein. Doch wurde die Stadt bald wieder aufgebaut, und zwei Jahrzehnte später war sie schon wieder bevölkert und blühend wie vorher. Tennes erhielt den Lohn, welcher allen Verräthern gebührt: Ochus ließ ihn, gleich nachdem er von seiner Treulosigkeit Nutzen gezogen hatte, umbringen. Mentor aber, der als tüchtiger General dem König noch ferner nützlich sein konnte, erhielt ein Commando im Heere und leistete den Persern in der folgenden Zeit wichtige Dienste.

Ochus zog hierauf nach Aegypten. Nektanebus, der damalige Beherrscher dieses Landes, welcher ein Heer von 80,000 Aegyptern und anderen Afrikanern und von nicht weniger als 20,000 Griechen aufgestellt hatte, wäre den Persern ganz gewiß überlegen gewesen; allein er benahm sich im Kampfe noch viel unverständiger, als der persische König und stürzte sich dadurch selbst ins Verderben. Er hatte sich auf seinen früheren Feldzügen von zwei tüchtigen griechischen Anführern, dem Athener Diophantus und dem Spartaner Lamius, leiten lassen, glaubte aber jetzt selbst im Stande zu sein, seine Sache zu führen. Er wurde in Folge davon besiegt und mußte froh sein, durch die Flucht in das Innere von Afrika sein Leben retten zu können. Aegypten wurde wieder unterworfen, und Ochus wüthete gegen die Bewohner desselben auf's grausamste: er ließ die Mauern der Hauptstädte des Landes umreißen und beraubte Götter und Menschen auf eine so rücksichtslose Weise, daß er mit großen Schätzen von Gold und Silber zu den Lüsten und Ausschweifungen seiner Residenz zurückkehren konnte. Mentor wurde zum Oberstatthalter der Seeprovinzen ernannt, und machte sich in dieser Stellung besonders dadurch nützlich, daß er die Werbung griechischer Söldner gut zu leiten verstand und von Zeit zu Zeit Abtheilungen derselben nach Oberasien schickte; Bagoas aber erhielt die Oberaufsicht über alle Satrapieen im Innern des Reiches. Beide theilten sich jetzt in die Leitung der Regierung.

Bagoas erhielt durch seine Verbindung mit Mentor und durch die Truppen, welche dieser ihm schickte, eine so mächtige Stellung,

daß er zuletzt sogar dem Könige selbst furchtbar wurde. Als ihm daher die Rolle eines allmächtigen Ministers bei einem grausamen und treulosen König bedenklich zu werden anfing, beschloß er durch die Ermordung desselben seinem eigenen Sturze vorzubeugen. Er entledigte sich (339 v. Chr.) des Königs durch Gift, und erhob dessen jüngsten Sohn Arses auf den Thron. Zu gleicher Zeit ließ er auch fast alle Prinzen des königlichen Hauses ermorden. Drei Jahre lang fügte sich der junge Mann in die Vormundschaft des Bagoas; als er aber endlich darauf zu denken schien, sich von diesem Joche zu befreien und den Tod seiner Anverwandten zu rächen, kam ihm Bagoas zuvor und ließ ihn und zugleich fast die ganze übrige königliche Familie umbringen.

Unter den wenigen Gliedern des königlichen Hauses, welche Bagoas am Leben ließ, schien ihm ein fast ganz vergessener Urenkel des Darius II. und Großneffe des Artaxerxes III. das passendste Werkzeug zu seinen Zwecken. Er zog denselben daher aus der Verborgenheit hervor und machte ihn zum König. Dies war der unglückliche, eines besseren Schicksals würdige Darius III., Kodomannus, welcher von Alexander dem Großen besiegt ward, und mit dessen Sturz das Achämenidenreich ein Ende nahm. Auch ihn wollte Bagoas, bald nachdem er ihn auf den Thron erhoben hatte, ermorden, weil Darius sich seinem Willen nicht fügte; allein der König kam dem ruchlosen Minister zuvor und zwang ihn, den Giftbecher selbst zu leeren, den er dem König bereitet hatte. Darius, welcher von 337 v. Chr. an herrschte, wird zwar wegen seiner persönlichen Tapferkeit gerühmt, es fehlte ihm aber an den eigentlichen Talenten eines Herrschers und Feldherrn. Ueberdies hatte er zu der Zeit, als Alexander gegen ihn zog, sich kaum erst auf dem Thron befestigt und noch keine Gelegenheit gehabt, sein großes Reich und die Hülfsmittel, die es ihm bieten konnte, kennen zu lernen. Auch war es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, Ordnung und Festigkeit in die Leitung des Reiches zu bringen, die Provinzen länger zu einem Ganzen verbunden zu halten, und ein den Waffen der Macedonier einigermaßen gewachsenes Heer aufzustellen. Die Provinzen Vorderasiens wurden von Alexander so leicht unterworfen, daß es fast scheint, als wenn es den Bewohnern derselben erwünscht gewesen wäre, statt der persischen Satrapen, durch welche sie gepeinigt und gedrückt wurden, die Beamten eines Königs zu erhalten, der ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wiederzugeben versprach; erst im tiefen Innern von Asien erfuhr Alexander Widerstand von Seiten der Landeseingeborenen. Die oberste Leitung des Reiches selbst aber war so beschaffen, daß ein Mann von Einsicht und Charakter im persischen Staatsrath unmöglich dauernden Einfluß haben konnte: und das Heer

endlich, welches man den Macedoniern bei ihrer Annäherung entgegenschickte, verdient, wenn man die griechischen Soldtruppen in demselben ausnimmt, kaum diesen Namen.

Der einzige Mann, welcher das persische Reich vielleicht hätte retten können, war Memnon von Rhodus, der Bruder des zuvor erwähnten Mentor. Dieser war ebenso wie sein Bruder als ganz junger Mensch nach Asien gegangen, um daselbst durch Kriegsdienste sein Glück zu machen. Der persische Satrap Artabazus hatte seine Schwester geheirathet und beiden Brüdern gute Stellen verschafft; als derselbe aber bei einem Empörungsversuch scheiterte, mußten Beide die Flucht ergreifen. Memnon rettete sich mit Artabazus zum König Philipp von Macedonien, Mentor aber entrann nach Aegypten. Der Letztere wurde nachher an der Spitze griechischer Söldner den Sidoniern zu Hülfe gesandt, verrieth diese aber an den Perserkönig. Er erhielt hierauf am Hofe desselben einen allmächtigen Einfluß und benutzte dies, um seinem Bruder und seinem Schwager ihre Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr auszuwirken. Die beiden Brüder warben nachher für den Perserkönig griechische Soldtruppen und waren eifrig bemüht, die nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr der vom Westen her drohenden Gefahr zu treffen. Namentlich leistete Memnon, welcher nach dem kurz nachher erfolgten Tode seines Bruders an dessen Stelle Statthalter in Kleinasien wurde, den Persern die wichtigsten Dienste. Er besaß militärische Einsicht und Erfahrung, hatte von Jugend auf griechische Söldner angeführt, verstand vortrefflich dieselben an sich zu ziehen und kannte von seinem Aufenthalt in Macedonien her alle Verhältnisse dieses Reiches. Er erhielt die Leitung der persischen Rüstungen gegen Alexander und entwarf für den bevorstehenden Feldzug einen Plan, der den Macedoniern vielleicht Verderben gebracht hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, daß ein tüchtiger Mann am persischen Hofe bleibenden Einfluß gehabt hätte. Memnon verlangte nämlich, daß man sich mit Alexander in kein Treffen einlasse, sondern sich vor dessen Heere beständig zurückziehe, dabei überall das Land verwüste, den Macedoniern jeden Schritt erschwere und sie in das Innere des Reiches locke. Dieser Plan war sehr verständig, wurde aber von den stolzen persischen Satrapen, welche das kleinasiatische Heer befehligten, und in deren Kriegsrath Memnon nur Eine Stimme hatte, höhnend zurückgewiesen. Erst als jene ihren Stolz durch die schimpfliche Niederlage am Granikus gebüßt hatten, übertrug Darius dem erfahrenen und einsichtsvollen Griechen den Oberbefehl. Memnon entwarf nun, wie sich später zeigen wird, einen neuen Plan, welcher für die Macedonier ebenfalls sehr gefährlich war; zum Glück für diese aber wurde Memnon bald nachher durch den Tod vom Schauplatz abgerufen.

4. Der persische Feldzug Alexander's bis zur Schlacht am Granikus.

Alexander hatte mit dem Anbruch des Frühlings 334 v. Chr. den Marsch nach Asien angetreten und war ohne die mindeste Schwierigkeit über den Hellespont gegangen. Beim Uebergang über diese Meerenge, sowie unmittelbar nachher, als er zu den Ruinen von Troja kam, benutzte er, seiner eigenen poetischen Natur folgend, die Gefühle und Erinnerungen eines griechischen Heeres meisterhaft zur Förderung seines Unternehmens. Er suchte nämlich seinen Kriegszug in den Augen seiner Truppen und seiner Nation an alles das anzuknüpfen, was ihnen durch Homer und Herodot zum lebendigsten Bewußtsein gebracht war, an die Götter und Heroen Griechenlands, an den göttlichen Achilles, der sein eigenes Vorbild war, und an Troja, das Vorbild einer barbarischen Macht, wie sie jetzt, nur in vervielfachtem Umfange, das Perserreich darstellte. Wenige Männer der Geschichte haben es so wie Alexander verstanden, große Thaten mit kleinen äußeren Mitteln zu vollbringen und die in der Lage der Dinge selbst oder in dem Geiste der Nation liegenden Hülfsmittel zu benutzen. Er wußte in einer Zeit, in welcher auf dauernde Begeisterung für eine Sache nicht mehr zu rechnen war, Begeisterung für seine Person zu erwecken, fast alle ausgezeichneten Talente Griechenlands für sein Unternehmen zu interessiren, die Bestrebungen der damaligen Künstler und Philosophen seiner Nation auf seinen Kriegszug hinzulenken, die nationalen Ideen der Griechen mit demselben in Verbindung zu bringen, und zugleich neue Ansichten und eine erweiterte Erkenntniß durch seine Thaten hervorzurufen.

Von diesem Standpunkte aus ist auch dasjenige zu beurtheilen, was Alexander that, als er auf seinem Marsche an die Meerenge des Hellespont gekommen war. Auf dem Grabe des Protesilaus, welches auf der europäischen Seite des Hellespont lag, brachte er diesem Helden, dem ersten, der im Kampfe mit Troja gefallen war, ein Opfer dar, weil die Griechen unter Alexander's Führung im Begriff waren, jetzt noch einmal gegen Asien zu ziehen und gleichsam Rache für die einst durch trojanische Waffen getödteten Landsleute zu nehmen. Mitten im Hellespont, der einst des Xerxes Brücke nicht geduldet hatte, spendete Alexander aus goldener Schale dem Gotte Neptun ein Trankopfer, weil derselbe einst, noch vor dem Kriege gegen Troja, seine Fluthen über das Gebiet dieser Stadt gesendet hatte. Beim Anfahren an der asiatischen Küste schleuderte Alexander einen Speer in den Boden desjenigen Welttheils, welcher jetzt durch griechische Waffen bezwungen werden sollte. Er selbst sprang dann zuerst von allen Theilnehmern des Zuges ans Land, und ließ an der Stelle, wo dies geschehen war,

einen Altar errichten. Von der Küste des Hellespont richtete er seinen Marsch zunächst nach der Stelle, auf welcher einst Troja gestanden hatte. Hier brachte er an den Grabhügeln der bei der Belagerung dieser Stadt gefallenen griechischen Helden, vor Allem aber an denen des Achilles und seines Freundes Patroklus, glänzende Opfer dar, und ließ zu Ehren dieser Heroen Spiele und Wettkämpfe halten. Er selbst verherrlichte dabei durch Bekränzung des Grabhügels und durch Opferspenden den Achilles, sein Freund Hephästion den Patroklus. Wie mußte dies Alles den Enthusiasmus eines griechischen Heeres befeuern, welches überdies für Kriegsruhm begeistert war, von einem jugendlichen Helden geführt ward und die ritterlich gesinnten Schaaren des macedonischen Adels an seiner Spitze hatte! Und wie sehr hatte Memnon Recht, den persischen Anführern, welche weiter landeinwärts ihre Truppen vereinigt hatten, den Kampf mit einem solchen Heere zu widerrathen, zumal da das ihrige den Macedoniern bis dahin auch an Zahl nur wenig überlegen war!

Das persische Heer nämlich, welches gegen die Macedonier heranzog, bestand zwar aus 100,000 Mann, allein 60,000 derselben waren nichts als bloße Milizen, die mehr schadeten als nützten, weil sie alle Bewegungen erschwerten und die Erhaltung der Ordnung unmöglich machten. Selbst die übrigen 40,000 waren ganz sonderbar zusammengesetzt; die Reiterei bildete eine gleich große Zahl mit dem Fußvolk, und von einem System der Bewaffnung, einem Ineinandergreifen der einzelnen Heerestheile und Waffengattungen oder von einer gleichförmigen Bewegung war keine Rede. Jeder Satrap führte die Truppen der von ihm verwalteten Provinz; aber keiner derselben war eigentlicher Oberbefehlshaber. Dieses Heer stellte sich, als Alexander den Boden von Kleinasien betreten hatte, an dem kleinen Flusse Granikus auf, welcher von Süden her in das Marmara-Meer fließt. Hier wollte man, ungeachtet aller Vorstellungen Memnon's, die Macedonier erwarten, um ihnen durch einen Sieg in offener Feldschlacht das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Alexander rückte den Feinden entgegen und beschloß sogleich anzugreifen. Einige seiner Generale, namentlich Parmenio, gaben ihm den Rath, sich auf dem linken Ufer des Granikus zu lagern und nicht im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen; Alexander aber, welcher die Beschaffenheit des persischen Heeres kannte und die sehr verkehrte Aufstellung desselben gewahrte, beschloß die Fehler der Feinde sogleich zu benutzen, und wies Parmenio's Bedenken mit dem Ausruf zurück, der in der That den Kern der Sache traf: „Der große Hellespont würde sich ja schämen müssen, wenn ich mich vor einem kleinen Flüßchen fürchtete." Ein Feind, der den Feldzug so schlecht eröffnete, war auch in der Schlacht nicht zu fürchten.

So kam es zu Ende Mai oder im Anfange des Juni 334 v. Chr. am Granikus zur Schlacht. Die Macedonier setzten im Angesicht des persischen Heeres über den Fluß und griffen die auf dem jenseitigen Ufer stehenden Feinde an. Alexander selbst, welcher Tapferkeit, Stärke, Gewandtheit, kurz alle ritterlichen Eigenschaften eines Helden der Homerischen Zeit oder des Zeitalters der Kreuzzüge besaß, nahm, wie bei allen anderen Gelegenheiten, persönlich Antheil am Gefechte. Wir dürfen ihm deswegen nicht den Vorwurf machen, daß er dadurch das Schicksal seines Reiches und der Welt unnöthiger Weise auf's Spiel gesetzt habe; denn er kannte seine Macedonier und das griechische Volk, und wußte, welchen Eindruck bei ihnen eine Achilleische Tapferkeit hervorbrachte. Er gerieth allerdings in jener Schlacht durch seine persönliche Theilnahme am Kampfe in Lebensgefahr. Er hatte nämlich einen persischen Anführer, von dem er an der Schulter verwundet worden war, mit seinem Speer todt zu Boden gestreckt, als des Gefallenen Bruder Rhösaces und der Satrap Spithridates auf ihn lossprengten. Der Erstere, welcher mit einem Schwerthiebe Alexander's Helm zerschmetterte, wurde zwar sogleich von dem Könige durchbohrt, der Letztere aber zückte von hinten seinen Säbel über das entblößte Haupt Alexander's und würde ihn sicher getödtet haben, wenn nicht in demselben Augenblick Klitus, einer der macedonischen Generale, des Persers Arm abgehauen hätte. Die Perser erlitten eine gänzliche Niederlage, sie ergriffen, ohne das in einiger Entfernung aufgestellte griechische Söldnerfußvolk zur Unterstützung heranzuziehen, insgesammt die Flucht und zerstreuten sich so, daß ihr Heer ganz und gar verschwand. Die Zahl ihrer Todten belief sich nach der einen Angabe auf 1000, nach der andern auf 2500 Mann. Nachdem der persische Theil des Heeres besiegt war, wandte sich Alexander gegen die griechischen Söldner, welche der Unverstand der feindlichen Führer zu müßigen Zuschauern des Kampfes gemacht hatte. Auch sie wurden nach einem kurzen, aber sehr heftigen Kampf, in welchem dem König ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward, geschlagen, und insgesammt entweder zusammengehauen oder gefangen genommen. Der Verlust der Macedonier war gering; sie sollen in der ganzen Schlacht nur 115 Mann eingebüßt haben.

Der König ließ die Gebliebenen seines Heeres auf eine ehrenvolle Weise bestatten, und befahl, für ihre Angehörigen in der Heimath Sorge zu tragen. Die in Gefangenschaft gerathenen griechischen Söldner dagegen bestrafte er als Landesverräther, weil sie in einem durch die griechischen Staaten auf einem gemeinsamen Landtage beschlossenen Kriege auf Seiten der Feinde gegen ihr Vaterland gefochten hätten: sie wurden gefesselt nach Macedonien geschleppt und dort zu öffentlicher

Strafarbeit gezwungen. Nur den Thebanern unter ihnen gewährte Alexander aus Mitleid mit dem Loose, das er ihrer Stadt bereitet, Verzeihung. Aus der reichen Beute, welche er in dem persischen Lager fand, ließ er durch Lysippus eine Ehrenstatue für jeden der fünfundzwanzig macedonischen Ritter, die in der Schlacht geblieben waren, gießen und in einer Stadt Macedoniens aufstellen. Außerdem schickte er dreihundert persische Rüstungen nach Athen, damit sie daselbst in dem Tempel der Athene niedergelegt würden, und zwar mit folgender Aufschrift: „Alexander, Philipp's Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, weihen dies aus der von den persischen Barbaren errungenen Beute der Göttin."

5. Alexander's Zug von der Schlacht am Granikus an bis zur Besetzung von Cilicien.

Das ganze westliche Kleinasien bis zum Taurus-Gebirge hin war der Preis des am Granikus erfochtenen Sieges. Schon diese Eroberung an und für sich allein würde ein Reich gebildet haben, welches, bei einer guten Verwaltung, mit den glänzendsten Reichen der neueren Zeit zu vergleichen gewesen sein würde. Die am Hellespont gelegene Provinz wurde ohne das mindeste Widerstreben der Einwohner besetzt und Kalas, der Oberanführer der thessalischen Reiterei, zu ihrem Statthalter ernannt. Alexander selbst schlug mit der Hauptmacht den Weg nach Süden ein; denn da nur die Griechen im feindlichen Heere und eine Verbindung Griechenlands mit Persien ihm gefährlich sein konnte, so mußte jetzt sein Hauptstreben darauf gerichtet sein, daß er sich der gesammten Küstenlinie Kleinasiens bemächtige und so Perser und Griechen von einander trenne. Er marschirte zunächst gegen Sardes, die Hauptstadt von Lydien, welche eine für unüberwindlich gehaltene Citadelle hatte. Noch ehe er bei derselben angelangt war, kam Mithrines, der Befehlshaber der dortigen persischen Besatzung, ihm entgegen, um die Burg freiwillig zu übergeben. Alexander stellte die alten Freiheiten und Rechte des lydischen Volkes wieder her, und setzte Asander, den Bruder Parmenio's, als Statthalter des Landes ein. Später, zur Zeit der Rückkehr Alexander's aus Aegypten, rief er diesen wieder ab und ernannte den General Menander an seine Stelle.

In Ephesus, einer der Hauptstädte von Ionien, verjagte das Volk bei der Annäherung Alexander's die persisch gesinnte Partei und nahm ihn und seine Truppen als Landsleute und Befreier mit Entzücken auf. Der König hob hier, wie in allen griechischen oder halbgriechischen Städten Kleinasiens die Oligarchie auf und stellte die frühere Volksherrschaft wieder her. Er hatte dazu einen doppelten Grund: einmal gewann er dadurch überall die Masse des Volkes für sich, und dann

war dies das beste Mittel, die Macht Memnon's zu brechen, welcher nach der Schlacht am Granikus zum Oberanführer zu Wasser und zu Land ernannt worden war und als solcher sich mit allen Fürsten und Oligarchen der griechischen Städte in Verbindung gesetzt hatte. Uebrigens war Alexander's Einführung der Demokratie nur eine Wiederherstellung der alten Formen der Verwaltung; der Wirklichkeit nach wurden die Städte in größere und wirksamere Abhängigkeit gebracht, als unter der persischen Herrschaft. Alexander errichtete, wiewohl er anfangs dabei sehr vorsichtig zu Werke ging, überall eine leitende Militär- und Civilgewalt, welche nicht, wie die der persischen Satrapen, nur den Schein der Herrschaft hatte. Doch kam durch die von ihm eingesetzte Verwaltung eine neue Seele und eine neue Bewegung in das halb erstorbene Nationalleben der asiatischen Griechen.

Milet, dessen Commandant auf die Hülfe der persischen Flotte rechnete, konnte nur durch Gewalt genommen werden. Es wurde belagert und im Sturme erobert. So waren alle von Griechen bewohnten Gegenden Kleinasiens, mit Ausnahme von Karien und Lycien, binnen wenigen Monaten in Alexander's Gewalt gekommen. In Karien bediente sich der macedonische König der inneren Unruhen auf eine sehr geschickte Weise zu seinen Zwecken. Ada, die Wittwe des Idrieus, welcher 350 v. Chr. seiner Schwägerin Artemisia II. in der Regierung des Landes nachgefolgt war, hatte einige Jahre vor Alexander's Ankunft der Herrschaft wieder entsagen müssen, weil ihr Bruder Pixodarus die Waffen gegen sie erhoben hatte. Doch behauptete sie sich in der Festung Alinde. Als Pixodarus gestorben war (335 v. Chr.), bemächtigte sich ein vornehmer Perser, welcher die Tochter desselben geheirathet hatte, der Herrschaft. Die ausgeschlossene rechtmäßige Erbin, Ada, sah deshalb mit Freuden Alexander gegen ihr Land heranrücken und harrte in Alinde auf ihn, wie auf einen Befreier. Alexander nahm sich ihrer an und gewann dadurch sogleich die Karier für sich, welche ohnehin nur mit Unwillen einen Perser an der Spitze ihrer Regierung sahen, und noch von der Zeit des Mausolus her das persische System der Erpressung und Mißhandlung in lebendigem Andenken hatten. Das ganze Land wurde ohne Schwierigkeit besetzt; nur Halikarnassus, wohin sich Memnon gezogen hatte, leistete einen geschickt geleiteten Widerstand und fiel erst nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Hände der Macedonier. Alexander übergab die Herrschaft von Karien der rechtmäßigen Fürstin des Landes, welche ihrem neuen Gebieter dadurch huldigte, daß sie ihn an Sohnesstatt annahm und für ihren Erben erklärte.

Alexander, der sich jetzt (im Herbst 334 v. Chr.) im Besitze der gesammten Küste des aegäischen Meeres befand, glaubte den zu Lande

erworbenen Ruhm und Besitz nicht einem ungewissen Seegefechte auszusetzen zu dürfen und entließ daher seine Flotte, welche den Kampf mit der fast dreimal stärkeren Seemacht des Feindes doch nicht wagen konnte und dabei zu ihrem Unterhalte große Summen erforderte. Der König überließ dadurch freilich die Herrschaft des Meeres seinem Feinde und gab durch diesen kühnen Entschluß seine Verbindung mit der Heimath Preis: er zählte aber darauf, sich allmälig vom Lande aus aller noch nicht besetzten Hafenorte des persischen Reiches zu bemächtigen und so den Persern den Zusammenhang mit ihrer Flotte und mit Griechenland abzuschneiden. Das Schicksal war übrigens dem macedonischen Könige sehr günstig und that offenbar selbst das Beste für ihn; denn der gewandte und kriegserfahrene Memnon, welchen Darius bald nach der Schlacht am Granikus zum Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Land ernannt hatte und der dem Kriege leicht eine für Alexander sehr gefährliche Wendung hätte geben können, verschwand bald vom Schauplatze. Er hielt noch einige Punkte der kleinasiatischen Küste besetzt, bemächtigte sich außerdem der Inseln Chios und Lesbos, und die meisten Staaten Griechenlands warteten nur auf eine Gelegenheit, ihrer Eifersucht gegen die neue macedonische Macht die Zügel schießen zu lassen. Auf diese Weise bildete sich im Rücken Alexander's eine gefährliche Gegenoperation und seine Lage fing an, bedenklich zu werden. Da starb unerwarteter Weise Memnon an einer Krankheit, und mit ihm wurde die Seele aller persischen Unternehmungen, der Einzige, der einen folgerichtigen Plan zu fassen und folgerichtig durchzuführen der Mann gewesen wäre, hinweggerafft.

Alexander setzte von Karien aus seinen Marsch weiter fort. Das schon auf der Südseite von Kleinasien gelegene Land Lycien bot ihm keine Hindernisse dar, weil er den Bewohnern desselben die Erhaltung ihrer alten Freiheiten und Rechte zugestand und sogar gegen benachbarte räuberische Stämme ihnen kräftige Hülfe leistete. Er ließ ihnen ihre gewohnte Einrichtung und Verwaltung und begnügte sich damit, daß sie ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Den weiteren Marsch von der östlichen Grenze Lyciens an in das Land Pamphylien hinein hat das Alterthum den kühnsten Unternehmungen Alexander's zugezählt; offenbar setzte aber der jugendliche König auf demselben sein Heer aus Ungeduld einer ganz unnöthigen Gefahr aus. Ein Theil des Heeres mußte nämlich einen langen und beschwerlichen Marsch durch das Gebirge machen, mit dem andern zog er selbst längs der Küste hin, welche an einer Stelle eine Tagreise weit bei Südwind vom Wasser bedeckt zu werden pflegte. Allein Alexandern verließ sein Glück nicht: er fand die schmale Straße gangbar und passirte die gefährliche Stelle ohne Verluste.

Von Pamphylien wandte Alexander sich nordwärts nach dem Innern von Kleinasien. Er drang durch die rauhen, von wilden Stämmen bewohnten pisidischen Gebirge und eröffnete so einen neuen Verbindungsweg zwischen der Seeküste und dem Lande Phrygien: ein Unternehmen, in welchem sich sein großer Geist, wie der Charakter der griechischen Wissenschaft seiner Zeit nicht verkennen läßt. Hierauf ging der Marsch quer durch Kleinasien bis an den Fuß der Gebirge, welche den Süden von Paphlagonien und Bithynien durchziehen. In der Stadt Gordium vereinigte Alexander sich mit den Truppen, welche Parmenio von Sardes aus herbeiführte, sowie mit den aus Macedonien und Griechenland angekommenen Verstärkungen. Hier, in der Residenz der ehemaligen phrygischen Könige, befand sich ein weithin berühmter uralter Wagen, dessen Joch mit einem künstlichen Knoten befestigt war, an welchem man weder Anfang noch Ende sehen konnte. Es ging die Sage, daß, wer diesen Knoten lösen könne, zum Beherrscher von Asien auserkoren sei. Alexander beschloß, davon Nutzen zu ziehen und löste den Knoten, indem er ihn mit dem Schwerte zerhieb.

Von Gordium richtete Alexander im Frühling des Jahres 333 v. Chr. seinen Marsch wieder südwärts und zog über das Taurus-Gebirge nach dem Küstenlande Cilicien, wo er das von Darius selbst angeführte persische Reichsheer zu treffen hoffte. Der Perserkönig hatte auf die Nachricht von dem Tode Memnon's mit seinen Großen eine Berathung gehalten, welcher auch der aus Athen entflohene Söldner-Häuptling Charidemus beiwohnte. Die ganze Versammlung war der Meinung, daß ein Reichsheer unter des Königs Anführung gegen Alexander ausziehen und den Feinden eine Schlacht liefern sollte; nur Charidemus warnte den König, Alles an einen einzigen Wurf zu setzen: er beleidigte aber dabei die persische Nation durch die Verachtung, welche er gegen ihre kriegerischen Eigenschaften und Anstalten aussprach, auf eine so grobe Weise, daß Darius sich genöthigt sah, ihn der gerechten Erbitterung seiner Großen zu opfern. Charidemus wurde auf Befehl des Königs aus der Versammlung weggebracht und erwürgt. Hierauf ward beschlossen, daß die gesammte Reichsmacht aufgeboten und vom Könige selbst den Feinden entgegengeführt werden sollte.

Dieses Heer war gegen die Ostgrenze von Kleinasien her im Anzuge, als Alexander sich dem furchtbaren Gebirgspasse näherte, welcher die Provinzen Paphlagonien und Kappadocien mit dem Küstenlande Cilicien verband und im Alterthume den Namen der cilicischen Thore führte. Durch die Feigheit der Truppen, welchen die Vertheidigung dieses Passes übertragen war, gelangten die Macedonier ohne Schwertstreich nach Cilicien. Die persischen Posten warteten nicht einmal einen

Angriff der Feinde ab, sondern verließen eine durch Natur und Kunst auf das trefflichste befestigte Stellung, ohne einen Widerstand auch nur zu versuchen. In Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien, welche er ohne allen Verlust erreichte, zog sich Alexander durch Unvorsichtigkeit eine gefährliche Krankheit zu. Er badete sich an einem schwülen Sommertage in dem Flusse Cydnus, welcher jetzt Karasu heißt, stürzte sich aber zu schnell in das kalte Wasser und sank bewußtlos unter. Man zog ihn zwar glücklich aus dem Flusse heraus, aber eine schwere Krankheit war die Folge der erlittenen starken Erkältung. Die Aerzte verzweifelten an der Rettung des Königs und das Heer gerieth in Schrecken, weil man der Hauptmacht der Feinde nahe war, und also eines entscheidenden Kampfes in Kurzem gewärtig sein mußte. Nur ein einziger Arzt, der Akarnane Philippus, hoffte den König retten zu können; aber das von ihm vorgeschlagene Mittel war eine Kur auf Tod und Leben. Alexander unterwarf sich derselben. Noch ehe er den von Philippus bereiteten Trank zu sich genommen hatte, erhielt er ein Schreiben des alten Generals Parmenio, welcher ihn vor diesem Arzte warnte und die Anzeige machte, daß er erfahren habe, derselbe sei durch persisches Gold bewogen worden, Alexander zu vergiften. Alexander glaubte der Treue seines Arztes gewiß zu sein, er nahm also auf Parmenio's Warnung keine Rücksicht, sondern beschloß vielmehr diese Gelegenheit zu benutzen, um den Angeklagten durch einen recht sichtbaren Beweis seines Vertrauens noch fester an sich zu fesseln. Er gab dem Arzte den Brief und trank, während derselbe ihn las, die von Philippus bereitete Arznei. Zum Glück für den Arzt hatte das angewandte Mittel den gewünschten Erfolg.

6. Von der Besetzung Ciliciens bis zum Marsche nach Phönicien.

Nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit unterwarf Alexander die einzelnen Theile von Cilicien und schreckte die im Gebirge wohnenden räuberischen Völkerschaften zurück. Er verweilte sogar einige Tage in der Stadt Soli, um ein Fest zu feiern, und behielt doch noch Zeit, die Unentschlossenheit der Perser, deren Hauptmacht in den benachbarten Gegenden Syriens stand, zu seinem Vortheile zu benutzen. Darius war mit dem aufgebotenen Reichsheere, welches aus sechsmalhunderttausend Mann bestanden haben soll, im äußersten Norden von Syrien angekommen und hatte, als Alexander von Soli ausrückte, einige Tagereisen von der Grenze Ciliciens sein Lager aufgeschlagen. Hier war er lange im Zweifel, ob er seinen Feind in den weiten Ebenen des inneren Syriens erwarten oder ihm nach Cilicien entgegen ziehen sollte. Endlich, als Alexander selbst bereits an der Meeresküste bis zur Grenze von Cilicien und Syrien vorgerückt war,

faßte Darius in seiner Verblendung den Beschluß, durch einen Seitenpaß des Amanusgebirges seinem Gegner in den Rücken zu marschiren und den Macedoniern in der engen Küstenebene zwischen den Ausläufern des Amanusgebirges und dem Meere eine Schlacht anzubieten. In dieser Schlacht, welche im November des Jahres 333 v. Chr. bei dem Städtchen Issus, in der Nähe der aus Cilicien nach Syrien führenden Pässe, der sogenannten syrischen Thore, geliefert ward, wurde das persische Heer gänzlich geschlagen.

Von dem ungeheueren Heere, welches Darius in dieser Schlacht den Macedoniern entgegenführte, waren blos die griechischen Soldtruppen, deren Zahl dreißigtausend betrug, sowie die Reiterei militärisch eingeübt und ordentlich bewaffnet. Nur der Kampf mit den Ersteren war für die Macedonier schwierig, die anderen zahllosen Schaaren des persischen Heeres ergriffen bald die Flucht, als die Macedonier mit dem größten Muthe auf sie eindrangen. Die griechischen Söldner waren auch der einzige Theil des persischen Heeres, der sich in guter Ordnung aus der Schlacht zurückzog. Zwölftausend derselben schlugen sich nämlich durch und entkamen über die benachbarten Berge. Sie zogen nach der phönicischen Seestadt Tripolis und bestiegen dort die Schiffe, auf welchen sie von Lesbos her nach Syrien gebracht worden waren. Auf der See trennten sie sich. Achttausend fuhren nach dem Peloponnes und traten in die Dienste der Spartaner, welche damals eine kleine Flotte nach der Insel Kreta geschickt hatten. Die übrigen segelten nach Aegypten, um sich dieses Landes zu bemächtigen, weil die persischen Besatzungstruppen desselben nach Asien gezogen und bei Issus geblieben waren. Bald hatten sie die Hauptstadt Memphis und einen Theil von Unter-Aegypten erobert; als sie sich aber einer zu großen Sicherheit überließen und aus Plünderungssucht in kleine Schaaren auflösten, gelang es dem Statthalter des Landes, sie insgesammt zu erschlagen.

Sowie dieser Rückzug der griechischen Miethtruppen den Beweis gab, daß ein tapferer Widerstand nicht ganz erfolglos gewesen sein würde, so zeigte dagegen die gänzliche Auflösung des übrigen Heeres die Unmöglichkeit, mit eigentlich persischen Truppen die Herrschaft gegen einen Alexander zu behaupten. Mehr als hunderttausend Mann wurden in der Schlacht oder auf der Flucht von den Macedoniern erschlagen, die Uebrigen flohen zerstreut nach ihrer Heimath. Alexander's Sieg war ein so vollständiger, daß Parmenio unmittelbar nach der Schlacht nach Damaskus abgesandt werden konnte, um daselbst die persische Kriegskasse, die ganze Hofhaltung des Königs, sowie seine und seiner Großen Schätze wegzunehmen, und daß der macedonische General weder auf dem Wege dahin angegriffen wurde, noch bei dem

Eindringen in eine der wichtigsten Städte des Reiches irgend welchen Widerstand erfuhr.

Unter den Gefangenen befanden sich die Mutter, die Gemahlin und zwei Töchter des persischen Königs. Dieser selbst war, als die Schlacht eine unglückliche Wendung nahm, mit Zurücklassung seines kostbaren Wagens, seines Mantels, Schildes und Bogens zu Pferde entflohen. Alexander schickte, sobald er die Gefangennehmung der königlichen Frauen erfuhr, einen Boten an sie, um sie wegen des Schicksals des Darius, den sie als todt oder gefangen beweinten, zu beruhigen und ihnen anzeigen zu lassen, daß er ihnen die ihrem Range gebührende Behandlung angedeihen lassen werde. Im schneidenden Gegensatz gegen die Art, wie seither alle orientalischen Sieger, ja selbst die griechischen Völkerschaften gegen gefangene fürstliche Personen sich benommen hatten, behandelte Alexander die persischen Prinzessinnen nicht allein mit schonender Milde, sondern auch mit einer gewissen ritterlichen Ehrerbietung. Dieses edle Benehmen des macedonischen Königs steht durch das einstimmige Zeugniß der griechischen Geschichtschreiber über allem Zweifel; die Sage hat dasselbe aber durch erdichtete Anekdoten den Freunden rührender und romanhafter Geschichten interessanter gemacht. Nach diesen Erzählungen soll Alexander am Tage der Schlacht sich in Begleitung seines Lieblings Hephästion in das Zelt der Fürstinnen begeben und ihre zufällige Verwechselung des Hephästion mit seiner Person benutzt haben, um auf eine edle Weise zugleich sein inniges Verhältniß zu Hephästion und seine freundliche Milde gegen die unglücklichen Frauen zu erkennen zu geben. Die Königin Mutter nämlich war beim Eintritt der beiden Männer in Zweifel, wer von ihnen der König sei, sie ließ sich durch die hohe Gestalt Hephästion's verleiten, diesen dafür zu halten und warf sich nach persischer Sitte vor ihm auf den Boden. Als sie aus Hephästion's Zurücktreten ihren Irrthum erkannte und nun Besorgniß verrieth, der König möchte zürnen, beruhigte Alexander sie mit dem freundlichen Worte: „Du hast nicht geirrt, denn auch dieser ist Alexander."

Ebenso mild, als gegen die Familie des unglücklichen Perserkönigs verfuhr Alexander gegen die Gesandten der Athener, Spartaner und Thebaner, welche an Darius abgeschickt worden waren und nun zu Damaskus in macedonische Gefangenschaft geriethen. Die beiden Thebaner unter ihnen entließ er sogleich; den athenischen Gesandten, welcher ein Sohn des berühmten Feldherrn Iphikrates war, behielt er zwar bei sich, behandelte ihn aber aus Achtung gegen seinen Vater und um die Athener durch Nachsicht für sich zu gewinnen, nicht als Gefangenen, sondern als einen zu seinem Gefolge gehörenden Mann; der Gesandte der Spartaner endlich wurde eine Zeitlang als Ge-

fangener angesehen, späterhin aber in seine Heimath entlassen. Uebrigens war der Sieg bei Issus auch für die Lage der Dinge in Griechenland ganz zur rechten Zeit erfolgt. Die beiden Satrapen nämlich, welche nach Memnon's Tod an die Spitze der persischen Flotte gestellt worden waren, hatten kurz vorher eine enge Verbindung mit Sparta geschlossen und auch das athenische Volk, sowie die in Athen lebenden thebanischen Flüchtlinge in ihr Interesse gezogen. Schon war in Folge davon die erwähnte Gesandtschaft an Darius abgegangen und der spartanische König Agis II. fing an, einen Kriegszug gegen Antipater zu rüsten, als die Nachricht von der Schlacht bei Issus nach Griechenland kam und die Pläne der dortigen Gegner Alexander's mit Einem Male vereitelte. Auch der Seekrieg im aegäischen Meere hörte jetzt von selbst auf. Die phönicischen Städte und Fürsten, welche sich dem Sieger unterwarfen, riefen ihre Schiffe zurück und stellten sie ihrem neuen Gebieter zur Verfügung; selbst die Stadt Tyrus, welche allein von ihnen die Unterwerfung verweigerte, mußte ihre Schiffe zurückziehen, weil sie dieselben für ihre eigene Vertheidigung nöthig hatte; die persischen Vasallen auf Cypern endlich ergaben sich ebenfalls dem macedonischen Könige und überließen ihm ihre Schiffe. Der Rest der persischen Flotte konnte unter diesen Umständen keine Besorgniß mehr einflößen: der Seekrieg hörte in Folge des Sieges bei Issus auf.

7. Unterwerfung von Phönicien und Palästina.

Darius sandte von der Ostgrenze Syriens her, bis wohin er in unaufhaltsamer Flucht geeilt war, an Alexander ein Schreiben, in welchem er denselben um die Freilassung seiner Familie ersuchte und ihm zugleich Friedensunterhandlungen anbot. Alexander lehnte den Friedensantrag ab, und erklärte in seinem Antwortschreiben dem Perser-Könige geradezu, daß er sich als den Herrn von Asien ansehe und von Seiten des Darius eine unbedingte Unterwerfung verlange. Er überließ hierauf den persischen König einstweilen sich selbst und zog mit dem Heere nach Phönicien, um dieses Land, sowie Palästina und Aegypten zu unterwerfen und so sich vollends in den Besitz aller persischen Küstenländer des mittelländischen Meeres zu setzen, ehe er in das Innere des Reichs eindringe. Die Phönicier ergaben sich dem macedonischen Könige freiwillig, mit Ausnahme der Bewohner von Tyrus, welche neutral bleiben wollten und deswegen den Macedoniern ihre Stadt verschlossen. Dieses Widerstreben und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Tyrier dem König unmittelbar nach einem so glänzenden und entscheidenden Sieg gegen das gesammte persische Reichsheer den Eintritt in ihre Stadt versagten, muß uns in Verwunderung setzen, da Alexander gegen die Einwohner aller besiegten

Länder große Milde bewies, den kleinasiatischen Griechen sogar ihre Volksherrschaft wiedergegeben und selbst in der cilicischen Stadt Soli, welche noch nach ihrer Besetzung persische Gesinnung verrieth, die Demokratie wiederhergestellt hatte. Man muß daraus nothwendig schließen, daß die Tyrische Republik wichtige Beweggründe hatte, der persischen Oberherrschaft so lange als möglich getreu zu bleiben. Wahrscheinlich waren es vortheilhafte Handelsverbindungen mit dem inneren Persien, dem persischen Meerbusen und dem Lande Armenien, welche die Tyrier fester an Persien knüpften, als die übrigen phönicischen Städte.

Alexander durfte eine so wichtige Stadt nicht unbesiegt in seinem Rücken lassen. Er beschloß also, das durchzusetzen, was die assyrischen und babylonischen Könige, an deren fruchtlose Angriffe die Tyrier wahrscheinlich zurückdachten, nicht hatten ausrichten können. Er erreichte es durch unerschütterliche Energie und die Mittel griechischer Wissenschaft. Tyrus lag seit Salmanassar's Belagerung auf einer kleinen Insel, welche durch eine etwa 1000 Schritte breite Meerenge vom festen Lande geschieden war. Diese Meerenge, welche jetzt in eine Landzunge umgewandelt ist, war schon zu Alexander's Zeit zum Theil versandet; es wurde daher im macedonischen Kriegsrath beschlossen, durch die Kunst dasjenige zu vollenden, was die Natur angefangen hatte und vermittelst eines Dammes einen Angriff zu Lande möglich zu machen. Das ganze Heer und die zusammengetriebenen Bewohner der benachbarten Landschaften mußten an der Aufführung dieses Dammes arbeiten, Alexander selbst legte Hand an, und ermuthigte durch Beispiel und Belohnungen die Soldaten. Maschinen, welche auf dem Ende des Dammes errichtet wurden und beständig Steine, Balken und Pfeile auf die Belagerten schleuderten, schützten die Arbeiter gegen die Tyrier, die von ihren Mauern und Schiffen aus die Annäherung des Dammes an die Stadt zu hindern und die Wirkung der macedonischen Maschinen durch sinnreiche Erfindungen zu vereiteln suchten. Alexander mußte bald die Hoffnung aufgeben, Tyrus von dem Damme aus zu erstürmen und rüstete daher Schiffe aus, um die Feinde zugleich auf ihrem eigentlichen Elemente, der See, anzugreifen. Er umgab die Stadt rundum mit seinen Schiffen. Die Tyrier, deren Mauern auf der Seeseite weniger stark waren, als gegen den Damm hin, wußten auch der neuen drohenden Gefahr zu begegnen. Sie errichteten zehn Fuß von der alten Mauer entfernt eine neue und füllten den Raum zwischen beiden mit Schutt und Steinen aus. Alexander brachte dann neue Maschinen auf seine Schiffe und zerstörte einen Theil der Mauer. Die Tyrier boten dagegen die ganze Kraft ihrer Maschinen auf, nöthigten durch die vielen aus denselben

geschleuderten Geschosse die Macedonier zum Rückzug und bauten dann die Mauer von neuem auf.

Als endlich der Damm bis an die Stadt selbst vorgerückt war, ließ Alexander auf demselben hohe Thürme errichten, von welchen seine Truppen vermittelst Fallbrücken auf die Zinnen der Stadtmauern zu dringen suchten. Die Tyrier machen darauf neue, sinnreiche Erfindungen, um dieses zu verwehren und die feindliche Kriegsbaukunst durch die ihrige zu lähmen. Sie schmiedeten lange Stangen mit vielen Widerhaken und rissen mit denselben die auf den Thürmen Stehenden herunter. Sie machten große Harpunen und Sicheln, welche zum gleichen Zweck unter die Feinde geschleudert und durch Seile und Maschinen zurückgezogen wurden. Sie warfen große Netze aus, durch welche die Macedonier von den Thürmen herabgerissen oder wenigstens in Verwirrung gebracht wurden. Sie streuten durch Maschinen über die Feinde glühenden Sand aus, der zwischen den Fugen der Rüstungen hineindringend eine Höllenqual verursachte. Sie warfen glühende Kugeln von Eisen hageldicht auf die Macedonier: kurz, sie boten so sehr alle ihre Kräfte und Erfahrungen auf, daß sie nach allen Berichten offenbar reicher an Gegenerfindungen waren, als die Belagerer an Erfindungen. Sie verdienen unsere Bewunderung um so mehr, je weniger sie irgend einen Entsatz oder einen glücklichen Ausgang des Kampfes erwarten konnten. Sieben Monate lang hielten so die Bewohner einer einzigen Stadt das ganze macedonische Heer auf, sie thaten es an Geschicklichkeit und Heldenmuth den Belagerern gleich, zeigten der Welt, daß ein Widerstand gegen das macedonische Heer und seinen Führer möglich war und beschämten ihren eigenen Oberherrn, den König eines ungeheuern Reiches, welcher während der langen Dauer des Kampfes kein Heer zusammenbringen und keine Mittel finden konnte, um einen Entsatz auch nur versuchen zu lassen.

Allein nach 7 Monaten unablässigen Ringens vermochte Alexander zu einem allgemeinen Sturm von allen Seiten her zu gelangen und dieser führte zum Ziele: die Stadt wurde nach einem letzten blutigen Kampfe von den Macedoniern erobert (im Juni 332 v. Chr.). Von den Einwohnern hatten sich gleich anfangs ein Theil geflüchtet und nur diejenigen, welche zur Vertheidigung beitragen konnten, 22,000 an der Zahl, waren zurückgeblieben. Diese wurden, so viele noch von ihnen am Leben waren, fast insgesammt in die Sklaverei verkauft. Weil eine so große Zahl zu Schiffe entflohen war, so ist es begreiflich, daß Tyrus bald von neuem erstehen konnte und kurze Zeit nach ihrer Erstürmung doch wieder zu einiger Blüthe gelangte.

Die Berge und Pässe des benachbarten Festlandes hatte Alexander während der Belagerung von Tyrus besetzt. Alle Festungen von

Phönicien und Palästina öffneten ihm freiwillig ihre Thore, mit Ausnahme von Gaza an der aegyptisch-syrischen Gränze, welches erst nach einer zweimonatlichen Belagerung und einem nicht minder heroischen Widerstande, als die Tyrier ihr geleistet, genommen wurde. Auch die Israeliten unterwarfen sich ihm von freien Stücken. Daß Alexander damals nach Jerusalem gezogen und in dem dortigen Jehovah-Tempel ein Opfer gebracht habe, ist eine Erdichtung späterer jüdischer Schriftsteller; von den glaubwürdigen Berichterstattern weiß kein Einziger etwas davon und es ist deshalb als gewiß zu betrachten, daß er den Boden der Stadt Jerusalem nie betreten hat. Während er nun die zwischen Tyrus und Aegypten gelegenen Gegenden sich unterwarf, soll er einen zweiten Friedensantrag von Darius erhalten haben. An dieses Anerbieten hat man einen jener interessanten Aussprüche angeknüpft, deren so viele von Alexander berichtet werden, ohne daß man ermitteln kann, was an denselben wahr oder erdichtet ist. Darius bot dem macedonischen König, wie es heißt, den Besitz aller diesseits des Euphrat gelegenen Länder, sowie die Hand einer seiner Töchter und eine große Summe als Lösegeld für die gefangenen Frauen der königlichen Familie. Parmenio war der Meinung, man solle auf diese Anerbietungen eingehen und sagte, wenn er Alexander wäre, so würde er den Antrag des persischen Königs annehmen, Alexander wies aber die von ihm entwickelten Gründe mit der Erklärung zurück: „Auch ich würde es thun, wenn ich Parmenio wäre."

8. Alexander's aegyptischer Feldzug.

In Aegypten hatte der persische Statthalter Mazakes die lange Zeit, während welcher Alexander bei Tyrus und bei Gaza aufgehalten worden war, nicht so benutzt, wie er sie hätte benutzen können. Allein die Umstände selbst hatten ihn zum Theil dabei gehindert. Mazakes, welcher eigentlich blos Unterstatthalter war, hatte nur wenige persische Soldaten, weil der Oberstatthalter des Landes mit dem größten Theil der Truppen, welche in Aegypten zu liegen pflegten, sich vor der Schlacht bei Issus an das persische Reichsheer angeschlossen hatte. Außerdem waren die Aegypter mit der persischen Herrschaft sehr unzufrieden, griechische Söldner aber anzuwerben, schien seit dem Angriffe, den diese Söldner kurz zuvor auf das Land gemacht hatten, bedenklich. Mazakes machte daher nicht einmal einen Versuch, sich den Macedoniern zu widersetzen, sondern nahm dieselben, als sie zu Ende des Jahres 332 v. Chr. in Aegypten ankamen, freundlich auf. Alle Städte öffneten dem macedonischen König ihre Thore. Alexander wollte keine Zeit verlieren und drang nicht weiter als bis Memphis im Lande vor. Ober-Aegypten mußte nothwendiger Weise dem, was Unter-Aegypten

that, folgen. Es bedurfte daher für Alexander nur noch der Besetzung der Oase des Ammonium, um den ganzen Handel der oberhalb Aegypten gelegenen Nil-Länder und somit diese selbst von sich abhängig zu machen. Ehe der macedonische König nach dieser Oase zog, suchte er an der Seeküste Aegyptens eine Stelle, an welcher er für dieses reiche und fruchtbare Land, das von jetzt an mit der übrigen Welt in nähere Verbindung kommen und für sie eine hervorragende Wichtigkeit erhalten sollte, eine neue Hauptstadt erbauen könnte. Er fand die richtige Stelle mit dem ihm eigenen Scharfblick und legte den Grund zu der nach ihm benannten Stadt Alexandria, welche das schönste Denkmal seiner Größe geblieben ist, für die Bildung des menschlichen Geschlechts bald nach des Königs Tod die größte Bedeutung erhielt und die in der späteren Literatur überall hervorleuchtende Verbindung aegyptischer und griechischer Weisheit veranlaßte.

Alexander zog hierauf mit einem auserlesenen Theile seines Heeres an der Seeküste hin bis zur Westgrenze Aegyptens und von da landeinwärts durch die Wüste nach der Oase Siwah. Es war nicht allein ihre Bedeutung für den Handel und für die politische Stellung der Nil-Länder, was den macedonischen König zum Marsche nach dieser Oase bewog, sondern auch die Wirkung, welche ein solcher Zug auf Griechen und Macedonier ausüben mußte. Alexander legte nämlich bei seinen Unternehmungen den größten Werth auf Vorzeichen, Orakel und Wunder und machte aus denselben ein sehr wirksames Mittel, die Herzen eines abergläubischen Volkes an sich zu fesseln. Auf der Oase stand ein uralter, weithin berühmter Orakel-Tempel desjenigen aegyptischen Gottes, welchen die Griechen Zeus Ammon nannten. Weil Alexander später als Beherrscher von Asien das Ceremoniel seines Hofes nach orientalischen Begriffen und Gewohnheiten einrichten wollte, so bediente er sich des Ammonischen Orakels, um dies vorzubereiten. Er ließ sich nämlich von dem Oberpriester für einen Sohn des Zeus erklären. Die alten Generale seines Vaters, welche anfangs darüber blos spöttelten, sprachen nachher, als Alexander die erwähnte Anwendung davon machte, laut ihre Mißbilligung aus. Die Griechen und Macedonier nahmen sonderbarer Weise ihrem großen König dasjenige übel, was ihnen in Herodot's Erzählung, daß die delphische Priesterin gezweifelt habe, ob der Gesetzgeber Lykurg ein Gott oder ein Mensch sei, nicht im mindesten anstößig war und was sie selbst bald nach Alexander's Tode sich von den elendesten aegyptischen Königen gern gefallen ließen, welche sich in ihren Verordnungen und auf den öffentlichen Denkmalen Götter nannten, wie die altaegyptischen Pharaonen gethan. Alexander bediente sich der göttlichen Abstammung, die er seitdem in Anspruch nahm, nur als eines Mittels der Regie-

rungsweisheit, vermittelst dessen er die Orientalen sich leichter unterwürfig erhalten konnte. Erst später, als auch dieser große Mann dem Uebermaße des Glückes erlegen war, mißbrauchte er den Titel eines Halbgottes und gefiel sich in dem leeren Pomp einer scheinbar übernatürlichen Größe. Er selbst glaubte an eine unsichtbare höhere Ordnung der Dinge und legte demgemäß auch einen Werth auf Vorzeichen und Orakelsprüche. Noch öfters aber machte er denselben Gebrauch vom Aberglauben, welchen Xenophon, der nicht im mindesten an solche Dinge glaubte, an der Spitze der Zehntausend mit so vielem Erfolge davon gemacht hatte. Deshalb ließ Alexander den Seher Aristander auf allen seinen Zügen eine große Rolle spielen; deshalb hatte er aus dem Athene-Tempel von Troja einen heiligen Schild mitgenommen, dessen er sich in seinen Schlachten und Kämpfen bediente, um im Augenblick der Noth das Heer dadurch zu begeistern und alle Anstrengungen desselben auf einen Punkt zu richten. Aus eben demselben Grunde ließ er sich den Sohn des Zeus Ammon nennen; er suchte dabei die griechische Idee von Halbgöttern mit der Gewohnheit der Orientalen, alles Große und Mächtige mit dem Uebersinnlichen und Göttlichen zu vermengen, in Verbindung zu bringen.

Von der Oase des Ammonium kehrte Alexander auf einem andern Wege nach Memphis zurück. Hier ordnete er die Angelegenheiten Aegyptens und richtete die Verwaltung des Landes ein. Er that dies mit bewunderungswürdiger Einsicht und ganz in der Weise, wie es für seine Herrschaft, für die Aegypter selbst und für die im Lande angesiedelten Griechen am besten war. Er trennte die bürgerliche Verwaltung, das Kriegswesen und die Finanzen von einander. Er ließ die alte Eintheilung des Landes in Districte oder Nomen bestehen, behielt die eingeborenen Vorsteher oder Nomarchen derselben bei und bestellte zwei Aegypter als oberste Leiter der ganzen bürgerlichen Verwaltung. Die im Lande zurückbleibende macedonische Kriegsmacht übergab er zweien seiner Generale. Die Steuern ließ er in der altaegyptischen Weise durch die Nomarchen districtweise erheben; an die Spitze des ganzen Finanzwesens aber setzte er einen in Aegypten angesiedelten Griechen, K l e o m e n e s, als Ober-Intendanten, an welchen die Nomarchen die erhobenen Abgaben entrichten mußten. Diese Anordnungen waren vortrefflich und entsprachen so sehr dem ganzen Charakter des Landes und seiner Einwohner, daß später die Römer, als sie Aegypten sich unterwarfen, dem Beispiele Alexander's folgten und in ähnlicher Weise die Verwaltung dieser Provinz ihres Reiches einrichteten. Nur in der Wahl des Kleomenes war Alexander sehr unglücklich.

Dieser erlaubte sich zum Besten der Kasse Alexander's, sowie zu

seiner eigenen Bereicherung die ärgsten Erpressungen. Er konnte dies gerade deshalb um so leichter thun, weil die Nomarchen Eingeborene waren; denn wären diese Griechen oder Macedonier gewesen, so hätten sie sich schwerlich solche Bedrückungen, wie Kleomenes sie ausübte, gefallen lassen. Gerade dasjenige also, was für die Aegypter eine Wohlthat war und was nach Alexander's Meinung ihnen eine bessere Verwaltung sichern sollte, ward durch die Wahl des Kleomenes eine Quelle des Unglücks für sie. Dieser benutzte alles, was nur irgend dazu zu gebrauchen war, um Erpressungen zu machen. Er erklärte z. B. einmal den Priestern eines Districts, in welchem die Krokodile als heilige Thiere verehrt wurden, daß er auf diese Jagd machen lassen wolle, weil schon einige Male Leute aus seinem Gefolge von denselben gefressen worden wären. Die Priester schossen, um ihre göttlichen Thiere zu retten, große Summen Geldes zusammen und für diese nahm Kleomenes bereitwilligst die angedrohte Maßregel zurück, mit der es ihm natürlich von Anfang an nicht Ernst gewesen war. Ein andermal kaufte er alles Getreide des Landes auf und gab es dann an die Einwohner zu einem vielfach höheren Preise ab, den er beliebig hatte bestimmen können, da kein Getreide von außen her bezogen werden konnte. Selbst aus der Anlage der Stadt Alexandria machte Kleomenes ein einträgliches Mittel zu Erpressungen. Um diese Stadt schnell empor zu bringen, hatte Alexander befohlen, daß alle Schiffe und Kaufleute des drei Meilen von Alexandria entfernten Hafens Kanopus in dieselbe gelegt werden sollten. Die Kanopiten boten, noch ehe die Erbauung von Alexandria vollendet war, dem Kleomenes Geld an, um sich dieser Gewaltmaßregel zu entziehen. Kleomenes nahm das Geld; als aber die Anlage von Alexandria beendigt war, verlangte er unter allerlei Vorwänden noch eine so ungeheure Summe, daß die Einwohner von Kanopus dieselbe nicht bezahlen konnten und also doch nach jener Stadt sich übersiedeln lassen mußten. Alexander, dessen Gunst Kleomenes sich zu erhalten wußte, war schwach genug, diesem habgierigen Statthalter die Mißhandlung eines ganzen Landes zu verzeihen; nach Alexander's Tode aber erhielt derselbe die verdiente Strafe dennoch: der macedonische General Ptolemäus, welcher in Aegypten sich zum Herrscher aufwarf, ließ ihn ermorden und hatte dadurch den doppelten Vortheil, daß er sowohl den bedeutenden Ertrag der Erpressungen desselben erhielt, als auch alle Aegypter durch die Hinwegräumung ihres Peinigers für sich gewann.

Durch die Besetzung von Aegypten hatte Alexander die Eroberung der westlichen Küstenländer des persischen Reichs vollendet. Er war jetzt im Besitze der reichsten Gegenden und aller der Länder, von welchen Europa damals mit den Erzeugnissen des Ostens versorgt wurde.

Er konnte also jetzt mit um so größerer Zuversicht den Marsch in das Innere von Asien antreten, um den unglücklichen persischen König aufzusuchen, welcher unterdessen noch einmal die ganze streitbare Macht seines Reiches aufgeboten hatte. Ehe Alexander Aegypten verließ, trafen aus Europa neue Verstärkungen bei ihm ein, an welchen es ihm von jetzt an nie mehr fehlte, da er Geld genug hatte, um die Habsucht griechischer Söldner befriedigen zu können. Im Frühling des Jahres 331 v. Chr. brach Alexander mit seinem Heere von Memphis auf und zog über Phönicien und Syrien nach dem Euphrat.

9. Alexander's Zug von der Besetzung Aegyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Persiens.

Will man die Erzählungen von Alexander's Kriegszug in das Innere des persischen Reichs begreifen, so muß man an die Züge eines Cortez und Pizarro gegen Mexiko und Peru oder an die Kriege der Engländer in Ostindien denken. Hier wie dort fliehen ganze Massen von bewaffneten, aber aller Seelenstärke und jeder Art von Kriegswissenschaft ermangelnden Völkerschaften vor einer kleinen Zahl geübter, muthiger, an sichere Ordnung gewöhnter Streiter, obgleich es sich für jene um die Vertheidigung des heimischen Bodens handelt. Die eigentlichen Pläne des persischen Hofs zu ermitteln, ist freilich nicht möglich, da die Werke aller gleichzeitigen Geschichtschreiber untergegangen sind und wir von persischer Seite gar keine Darstellung haben; was für Pläne Darius aber auch gehabt haben mag, jedenfalls war ihre Ausführung höchst elend. Ein persisches Corps war unter Mazäus nach Thapsakus am Euphrat, wo die gewöhnliche Straße über diesen Fluß führte, geschickt worden, um den Macedoniern den Uebergang zu wehren und hatte daselbst die Brücke zum Theil abgebrochen; dennoch ergriff Mazäus bei der Annäherung des macedonischen Heeres die Flucht, ehe er auch nur einen Versuch gemacht hatte, dasselbe aufzuhalten. Ein anderer persischer General sollte den Macedoniern den Uebergang über den Tigris streitig machen; während aber Alexander an einer sehr gefährlichen Stelle, an welcher er leicht hätte aufgehalten werden können, über den Fluß setzte, beschäftigte sich der Perser mit der Verwüstung des Landes in der Nähe des Tigris, um dem Feinde die Mittel zum Lebensunterhalt zu entziehen.

Darius, welcher während des phönicischen und aegyptischen Feldzuges der Macedonier ein ungeheures Heer gesammelt hatte, hoffte seinen Gegner in die nordwestlich von Syrien gelegene Wüste zu locken, in welcher, gegen 300 Jahre später, der Römer Crassus mit seinen Truppen umkam. Alexander ließ sich aber nicht wie dieser täuschen. Er zog durch die heutigen Länder Diarbekr und Mossul,

am Tigris hinab bis in die Nähe des großen Zab, wo am Fuße der kurdischen Gebirge eine weite Ebene sich ausbreitet. Hier traf er auf das Heer des Darius, der seinem Feinde sogleich ein Treffen anbot, welches dieser selbst sehnlich wünschte. Man schätzt, ob mit gutem Grunde, mag dahinstehen, die Zahl der Truppen, welche Darius hier dem höchstens 50,000 Mann starken Heere Alexander's entgegenstellte, auf eine Million. Trotz dieser großen Ueberzahl der Feinde war aber Alexander schon im Voraus des Sieges so gewiß, daß er Parmenio's Rath, die Feinde bei Nacht und durch einen plötzlichen Ueberfall anzugreifen, verschmähte, weil er dadurch sich selbst der halben Ehre des Kampfes würde beraubt haben, oder weil er, wie er seinem General zur Antwort gab, den Sieg nicht stehlen wollte und weil er jenen ungeheuren Massen gegenüber bei einem nächtlichen Kampfe seiner eigenen Truppen nicht hätte Meister sein können. In diesem sicheren Gefühle überließ sich Alexander in der Nacht vor der Schlacht bis in den Morgen hinein einem ruhigen Schlummer. Wohl konnte aber auch Alexander des Sieges gewiß sein, wenn die Berichte der alten Schriftsteller über das persische Heer der Wahrheit gemäß sind; denn dieses bestand nach jenen Schilderungen aus einem so gemischten Haufen von meist ungeordneten Schaaren, daß an eine regelmäßige Bewegung und an eine pünktliche Ausführung der Befehle, worauf doch im Kriege Alles ankommt, durchaus nicht zu denken war.

Im Anfange des Oktober 331 v. Chr. wurde in der Nähe der assyrischen Orte Arbela und Gaugamela die entscheidende Schlacht geliefert. Die Macedonier erfochten mit einem Verluste von höchstens 500 Mann den Sieg, das persische Heer löste sich, wie bei Issus, gänzlich auf und verlor im Kampfe und auf der Flucht fast 100,000 Mann. Eine unermeßliche Beute, unter derselben des Darius Wagen, Schild und Bogen fielen in Alexander's Hände. Darius floh mit einem kleinen Theile seines Heeres, den er eiligst zusammenraffte, nach Ekbatana, der Hauptstadt von Medien, während die persischen Generale Ariobarzanes und Mazäus mit den übrigen Trümmern des Heeres sich nach Babylon und dem eigentlichen Persien retteten. Alexander überließ den persischen König seinem Schicksale und eilte den Süden der persischen Monarchie in Besitz zu nehmen. Er zog gegen Babylon, wo Mazäus, am Widerstande verzweifelnd, ihm sogleich die Thore öffnete. Er versprach gleich nach seiner Ankunft den Babyloniern, ihrer Stadt den alten Glanz und den einheimischen Cultus wieder zu verschaffen, befahl, die einst von den Persern zerstörten Tempel wieder aufzubauen, forderte die Chaldäer zur Wiederherstellung des alten Gottesdienstes auf und schmeichelte ihnen und dem Volke dadurch, daß er selbst ihrem Hauptgotte ein Opfer darbrachte. Während Alexander

in Babylon verweilte, war der macedonische General Philoxenus, welchen der König vom Schlachtfelde von Arbela aus nach dem eigentlichen Persien abgesandt hatte, glücklich bis nach Susa vorgedrungen. Auch diese Stadt hatte sich freiwillig ergeben und mit ihr war ein baarer Schatz von mindestens 40,000 Talenten oder 104 Millionen Gulden (an 58 Millionen Thaler) nebst einer großen Menge von Kostbarkeiten in die Hände der Macedonier gefallen. Unter der dort gemachten Beute befanden sich auch die Statuen der von den Athenern gefeierten Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton, welche Xerxes einst von seinem Zuge nach Griechenland mitgebracht hatte. Alexander schickte dieselben nach Athen zurück, weil er jede Gelegenheit benutzte, um sich die Herzen des auf den Ruhm seiner Vorfahren nicht wenig eingebildeten atheniſchen Volkes zu gewinnen.

Nachdem er kurze Zeit in Babylon gerastet hatte, brach er nach Susa auf. Unterwegs langte aus Europa eine Verstärkung von 6600 Macedoniern, 5000 Peloponnesiern und 4100 Thraciern bei ihm an. Von Susa aus eilte er das eigentliche Persien zu besetzen. Auf diesem Zuge fand er nur in den zwischen Susa und Persepolis liegenden Gebirgen Widerstand und auch dieser war von keiner Bedeutung. Die rohen Bergvölker, welche ihm den Durchgang durch ihr Land zu erschweren suchten, die Uxier, wurden durch ein erlesenes Corps unter Alexander's Führung umgangen und leicht zurückgejagt; ebenso ward das Corps des Ariobarzanes theils niedergemetzelt, theils zersprengt. Die Macedonier besetzten hierauf die alten persischen Hauptstädte Pasargadä und Persepolis ohne die mindeste Schwierigkeit.

10. Aufstand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta.

Um dieselbe Zeit, als Alexander sich des eigentlichen Persiens bemächtigte und nachher von dort aus den fliehenden König Darius verfolgte, würden ihm die Spartaner einen sehr gefährlichen Krieg in Griechenland erregt haben, wenn er nicht mit einer großen, sonst mehr seinem Vater als ihm eigenen politischen Klugheit die Athener von den Spartanern getrennt gehalten und dadurch die Verbreitung der ausbrechenden Feuersbrunst gehemmt hätte. Er hatte gleich seinen ersten Sieg in Asien benutzt, um der Eitelkeit des athenischen Volkes zu schmeicheln; er hatte hierauf zu demselben Zweck sich des Umstandes bedient, daß in Syrien ein von den Athenern an den Perserkönig abgeschickter Gesandter in seine Gewalt gerieth. Als nachher, auf seinem Marsch von Aegypten nach dem Euphrat, in Tyrus eine Gesandtschaft des athenischen Volkes zu ihm kam, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen, empfing er dieselbe sehr gnädig und gab auf ihre

Bitten die in der Schlacht am Granikus gefangenen Athener frei. Endlich sandte er dem athenischen Volke aus Susa die Statuen des Harmodius und Aristogiton. Alexander's Zweck ward so völlig erreicht, daß selbst Demosthenes keinen Versuch gemacht zu haben scheint, die Athener zur Theilnahme an dem bald nachher ausbrechenden Kriege der Spartaner gegen Antipater zu bewegen.

Der spartanische Staat hatte damals in Agis II. einen sehr unternehmenden Mann an seiner Spitze. Dieser suchte schon seit einiger Zeit eine allgemeine Erhebung der griechischen Nation gegen die macedonische Oberherrschaft zu Stande zu bringen. Um sich die Ausführung seines Vorhabens zu erleichtern, hatte er von den griechischen Söldnern, welche aus der Schlacht bei Issus entkommen waren, 8000 Mann an sich gezogen und zugleich in Thracien einen Aufstand gegen die Macedonier erregt. Die Nachricht von Alexander's Sieg bei Arbela trieb ihn und andere Griechen, eine letzte und äußerste Kraftanstrengung zu machen, ehe das persische Reich ganz vernichtet würde. Zu diesem Ende sammelte Agis ein bedeutendes Heer und bewog fast den ganzen Peloponnes zur Ergreifung der Waffen. Auch in andere Theile Griechenlands verbreitete sich die durch den spartanischen König hervorgerufene Aufregung, so daß, wenn es diesem gelungen wäre, dem Heere des macedonischen Reichsverwesers Antipater eine Niederlage beizubringen, wahrscheinlich ganz Griechenland sich gegen die Macedonier erhoben hätte. Wäre nicht Athen durch Alexander's kluges Benehmen in Ruhe gehalten worden, so würde Antipater vielleicht gleich anfangs nicht blos mit den peloponnesischen Staaten zu kämpfen gehabt haben.

Agis hatte ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern zusammengebracht und begann den Krieg damit, daß er das arkadische Megalopolis belagerte, das, zugleich mit Pellene in Achaja, allein von allen peloponnesischen Städten am Aufstande nicht Theil nahm. Antipater hatte auf die erste Nachricht vom Ausbruch des Krieges so schnell als möglich die thracischen Angelegenheiten durch einen Vergleich in Ordnung gebracht und eilte hierauf mit 40,000 Mann in den Peloponnes. Er kam zur rechten Zeit bei der Stadt Megalopolis an, welche ihrem Falle bereits nahe gebracht war. Da sowohl er als Agis eine schnelle Entscheidung wünschten, so kam es gleich nach seinem Erscheinen zu einer blutigen Schlacht (im August 330 v. Chr.). Beide Theile kämpften mit großer Erbitterung, so daß von den Macedoniern 3500, von den Peloponnesiern mehr als 5000 geblieben sein sollen. Antipater siegte zwar, mußte aber seinen Sieg viel theurer bezahlen, als Alexander die in Asien errungenen, wie man aus einer Vergleichung der von diesem am Granikus und in den anderen Schlachten erlittenen

Verluste mit der Zahl der bei Megalopolis gefallenen Macedonier ersieht. Agis selbst starb den Tod eines Helden. Als er schwer verwundet aus dem Gefecht getragen wurde, entließ er seine Begleiter und befahl ihnen, sich dem Vaterlande zu erhalten. Er selbst beschloß, auf eine seiner Vaterstadt und des königlichen Namens würdige Weise zu sterben. Er ließ sich seine Rüstung wieder anlegen, kämpfte, da er nicht mehr aufrecht stehen konnte, mit dem einen Knie auf die Erde gestemmt, gegen die herandringenden Feinde, und ließ erst nachdem er mehrere derselben getödtet hatte das Leben. Agis Heldentod und die große Zahl seiner mit ihm gefallenen Landsleute beweist, daß, während die Athener ihren Kriegsdienst schon längst gemietheten Fremden überließen, den Spartanern noch die kriegerische Tugend der alten Zeit geblieben war, obgleich die angestammten Sitten auch bei ihnen sich schon aufgelöst hatten, und ihre politischen und polizeilichen Einrichtungen dem Einflusse der Zeit gewichen waren.

In Folge der Schlacht bei Megalopolis war Spartas Macht so gut wie vernichtet. Antipater begnügte sich, die Spartaner unschädlich gemacht zu haben, und verfolgte seinen Sieg nicht weiter. Er fürchtete theils Alexander's Eifersucht, theils den Wiederausbruch der Bewegungen in Thracien; überdies war sein Heer nur mit Mühe zusammengebracht worden und konnte deswegen nicht lange zusammengehalten werden. Als ihn daher Agis Bruder und Nachfolger, Eudamidas I., um Frieden bitten ließ, that er nichts weiter, als daß er die Spartaner zu einer demüthigenden Gesandtschaft an Alexander nöthigte. Dieser gewährte ihnen hierauf Verzeihung und befahl ihnen nur die Bezahlung von 120 Talenten oder 300,000 Gulden (170,000 Thalern) als Entschädigung für die Bewohner von Megalopolis.

11. Alexander's Feldzug von der Besetzung des eigentlichen Persiens bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana.

Alexander beschloß im Anfang des Jahres 330 v. Chr., von Persepolis aus nach Ekbatana, dem Sommer-Aufenthaltsort der Perserkönige, aufzubrechen, um durch die Besetzung aller Haupt- und Residenzstädte des persischen Reiches den Sturz der herrschenden Familie zu vollenden. Er that damit zugleich dem ganzen Orient die Eroberung dieses Reiches, die er selbst nur einen Wechsel der Dynastie nannte, auf eine feierliche Weise kund. In Persepolis und Pasargadä, wo er vier Monate verweilte, fielen so große Schätze in seine Hände, daß die späteren Geschichtschreiber Alexander's berichten, es seien 3000 Kameele und noch viel mehr Maulthiere nöthig gewesen, um diese Reichthümer fortzubringen. In Persepolis soll Alexander beschlossen haben, für die Frevel des Xerxes, welcher einst die Tempel Griechenlands und

die Stadt Athen zerstört hatte, dadurch Rache zu nehmen, daß er die Königsburg der Perser niederbrennen ließ; es wird uns sogar eine Anekdote überliefert, nach welcher eine berühmte griechische Tänzerin, Thaïs, bei einem festlichen Mahle in dem vom Weine erhitzten Sieger diesen Gedanken angeregt und selbst den ersten Feuerbrand in den Palast geschleudert hätte. Daß auf diese Weise der Brand nicht veranlaßt wurde, darf man unbedingt als gewiß annehmen: wie es sich aber in Wirklichkeit mit der Entstehung desselben verhalten habe, ist nicht ins Klare zu bringen. Die meisten Geschichtschreiber setzen hinzu, daß Alexander die That sogleich bereut und den Brand zu löschen befohlen habe. Jedenfalls kann der Palast nicht ganz niedergebrannt sein, weil er größtentheils aus soliden Steinmassen erbaut war.

Nachdem Alexander die Verwaltung der zuletzt eroberten Provinzen des Reiches geordnet hatte, zog er nach Ekbatana, dem heutigen Hamadan, wohin sich Darius von dem Schlachtfelde bei Arbela geflüchtet hatte. Alexander hatte gehört, daß einige streitbare Völker im Norden des Reiches dem Perserkönige Hülfe geschickt hätten, und daß dieser entschlossen sei, seinem Feinde noch einmal ein Treffen anzubieten. Er eilte daher so bald als möglich nach Ekbatana zu kommen, traf aber den Darius nicht mehr daselbst an. Dieser war, nachdem er vergebens auf jene Hülfe gewartet, bereits durch die sogenannten kaspischen Pforten, einen in den südlichen Grenzgebirgen von Masanderan gelegenen Paß, in die Provinz Parthien entflohen. Der macedonische König traf zu Ekbatana schnell die nöthigen Verfügungen über die Verwaltung von Medien, und folgte dann in Eilmärschen dem Feinde nach. Er fand jenen Paß nicht von den Persern besetzt, obgleich derselbe leicht zu vertheidigen war. Ebenso wenig versuchten die Feinde ihn weiter östlich in den Gebirgen, durch welche er ziehen mußte, aufzuhalten.

Als Alexander nur noch wenige Tagereisen hinter dem fliehenden Darius zurück war, erfuhr er durch Ueberläufer die traurige Lage, in welche dieser durch die ihn begleitenden persischen Großen versetzt worden war. Einige Perser seines Gefolges, an deren Spitze Bessus, der Statthalter der Provinz Baktrien oder des jetzigen Landes Balk, stand, hatten eine Verschwörung gemacht und sich der Person ihres Königs bemächtigt, um denselben nach dem schwer zugänglichen Baktrien zu schleppen, dort entweder in seinem Namen oder selbstständig den Krieg fortzusetzen, oder im schlimmsten Falle sich durch seine Auslieferung einen vortheilhaften Frieden zu erkaufen. Sie eilten mit dem gefangenen Könige und dem größten Theile des Heeres davon, und suchten vor dem nachsetzenden Alexander Baktrien zu erreichen; dieser dagegen bot, als er ihre Absicht erfahren hatte, Alles auf, um sie ein-

zuholen. Er ließ den größten Theil seiner Truppen zurück und setzte mit den übrigen in unbegreiflich schnellen Eilmärschen den fliehenden Verräthern ihres Königs nach. Als er ihnen endlich nahe gekommen war, verzweifelten sie an der Möglichkeit, den Gefangenen weiter mit sich fort zu schleppen; sie brachten ihm daher eine tödtliche Wunde bei und ließen ihn in diesem Zustande zurück, weil sie hofften, daß dadurch der nachsetzende Feind so lange würde aufgehalten werden, bis sie ihm den Vorsprung abgewonnen hätten. Auf diese Weise gelang es ihnen wirklich, der Gefangenschaft zu entgehen. Alexander erreichte den unglücklichen König wenige Augenblicke nach seinem Ende. Die auf Erregung des Gemüths bedachten späteren Geschichtschreiber der Griechen haben diese Gelegenheit benutzt, um aus dem Ende des letzten persischen Königs aus dem Hause der Achämeniden, an sich schon einem Ereigniß von ergreifendem Charakter, eine rührende Scene zu machen. Nach ihren Erzählungen wären nämlich einige dem Alexander vorausgeeilte Macedonier zu dem sterbenden Darius gekommen; dieser habe sie um einen Trunk für seine lechzende Zunge gebeten, und als einer von ihnen dem unglücklichen Könige etwas Wasser gebracht hatte, habe derselbe ihm dafür mit den Worten gedankt: „Es ist mein größter Schmerz, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann; aber der großmüthige Alexander wird dies statt meiner thun; ich reiche ihm durch dich meine Hand." Nach diesen Worten verschied Darius (im Juli 330 v. Chr.). Als wenige Augenblicke nachher Alexander hinzukam, bedeckte er tief bewegt die königliche Leiche mit seinem Mantel. Er sandte dieselbe nach Persepolis, damit sie dort in den Königs-Gräbern beigesetzt werde.

Nach dem Kriegs- und Völkerrecht, welches seit uralter Zeit im Orient besteht, wird der Eroberer eines Landes von dem Augenblick an, wo sein Gegner gestorben ist, als rechtmäßiger König betrachtet. Alexander war daher jetzt nicht mehr blos der That, sondern auch den Rechtsbegriffen der von ihm unterworfenen Völker nach der Herr des persischen Reiches. Er nahm deshalb damals auch einen Theil des persischen Königsschmuckes an, warf sich als rechtmäßiger Nachfolger des Darius sogleich zu dessen Rächer auf, und suchte durch die Bestrafung der Königsmörder seinen Sieg zu vollenden. Die verschworenen Satrapen waren nach der Ermordung ihres Königs in ihre verschiedenen Statthalterschaften geflohen, welche alle im Nordosten des persischen Reiches lagen. Alexander begann ihre Verfolgung damit, daß er die im Südosten des kaspischen Meeres gelegenen Länder Hyrkanien und Parthien oder das jetzige Masanderan, Dahistan und Khorassan unterwarf, in welche sich ein Theil der Mörder mit ihren Miethstruppen gezogen hatte. Diese ergaben sich bald freiwillig dem Sieger und

erhielten Verzeihung. Dann marschirte Alexander nach der Provinz Aria, welche dem östlichen Theile des heutigen Khorassan entspricht. Auch der Satrap dieses Landes, Satibarzanes, unterwarf sich, sobald das macedonische Heer den Boden seiner Provinz betrat. Alexander erfuhr durch ihn, daß Bessus in Baktrien den königlichen Titel und den Namen Artaxerxes angenommen habe, und von den benachbarten scythischen Horden Hülfe erwarte, um sich dann gegen die Macedonier in Bewegung zu setzen. Der Eroberer eilte daher nach Baktrien, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß Satibarzanes in seinem Rücken sich empört habe und wurde dadurch zur Rückkehr genöthigt.

Dies veranlaßte den macedonischen König zu einer Aenderung des von ihm entworfenen Planes; er beschloß, von einer anderen Seite her in Baktrien einzudringen. Er wandte sich nämlich zuerst gegen Satibarzanes, der bei seiner Ankunft nach Baktrien entfloh, und eroberte schnell dessen Statthalterschaft. Hierauf zog er noch weiter südlich in das Land Sedschestan oder das alte Drangiana, welches die Satrapie des Barzaentes, eines der Mörder des Darius, bildete. Auch dieser ergriff bei Alexander's Annäherung die Flucht, und sein Land wurde ohne Schwierigkeit unterworfen. Im äußersten Süden von Drangiana kam Alexander zu dem Volk der Ariaspen, welches zum Unterschied von den anderen Orientalen seine Staatsverwaltung in der Weise der Griechen eingerichtet hatte und auch durch sein geordnetes Leben und seine Sitten diesen ähnlich war. Alexander gewährte ihnen daher dieselbe Achtung und Rücksicht, welche er den griechischen Völkerschaften in der Heimath erwiesen hatte, er behandelte sie als ein freies Volk, ließ ihnen ihre alte Verfassung und verlangte nichts weiter von ihnen, als das Bekenntniß ihrer Abhängigkeit von seiner Herrschaft.

Im Lande Drangiana zeigte sich Unzufriedenheit unter dem Heere: eine Unzufriedenheit, welche hauptsächlich daher rührte, daß Alexander jetzt anfing, sich nicht mehr blos als Eroberer des persischen Reiches, sondern als wirklichen König desselben anzusehen, und der veränderten Lage der Dinge gemäß sowohl in der den Orientalen eigenthümlichen Art als König aufzutreten, wie auch seine neuen Unterthanen nicht mehr als bloße Unterworfene zu behandeln. Er überließ zwar den Macedoniern noch immer die Finanzen und die Militärgewalt in den einzelnen Theilen des Reiches, wählte aber die Civil-Statthalter der Provinzen und andere Beamten ebensowohl aus den persischen Großen, als aus jenen. Außerdem erschien er bei feierlichen Gelegenheiten in persischer Königstracht, nahm sich der ehemaligen königlichen Familie an und behandelte die in sein Gefolge aufgenommenen Perser ebenso wie die Macedonier. Ueber alles dies murrten die Letzteren, weil sie

allein ernten und sich den Besiegten gegenüber vollkommen als Gebieter geltend machen wollten. Ihre Unzufriedenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß Alexander ihnen keine Rast gönnte, sondern sie zwang, dem Fluge seines Ehrgeizes unaufhaltsam zu folgen. Es hatte daher dem König um jene Zeit schon einmal große Mühe gekostet, seine Truppen zum Weitermarsche zu bewegen. Die Stimmung des Heeres wurde bald nachher so bedenklich, daß Antipater, als er davon Kenntniß erhielt, insgeheim mit dem ätolischen Volke ein Bündniß schloß, um sich für alle Ereignisse sicher zu stellen und nöthigenfalls Gewalt gegen Gewalt setzen zu können.

Diese Unzufriedenheit des Heeres hatte eine Verschwörung mehrerer Officiere zur Folge, welche dem König während seines Aufenthalts in der Hauptstadt von Drangiana verrathen wurde. Einige Macedonier von untergeordnetem Range, die sich in Alexander's Gefolge befanden, wollten, wie es hieß, ihn um's Leben bringen, und sollten durch höher stehende Personen, welche sich ihrer als Werkzeuge bedienten, dazu bewogen worden sein. Alexander ließ sogleich eine Anzahl Officiere festnehmen; unter ihnen befand sich auch sein Jugendgespiele Philotas, Parmenio's Sohn. Der Vater dieses noch jungen Mannes, einer der ältesten und verdientesten Generale Philipp's und zugleich mit Antipater der angesehenste aller Macedonier, war schon längere Zeit mit Alexander gespannt. Er hatte in der Schlacht bei Arbela, wie Alexander glaubte, seine Schuldigkeit nicht ganz gethan und war daher in Medien zurückgelassen worden. Philotas, ein hochfahrender Mann, dessen Stolz dadurch verletzt wurde, spielte seitdem den Gekränkten; er sprach ruhmredig von sich und seinem Vater, und äußerte sich dagegen verächtlich über Alexander. Bei der erwähnten Verschwörung hatte er sich dadurch verdächtig gemacht, daß die Anzeige davon zuerst ihm hinterbracht wurde, damit er die Sache dem Könige melde, und daß er dies, ungeachtet einer nochmaligen Mahnung, unterließ. Ob er selbst aber an der Verschwörung Antheil hatte, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Alexander rief das macedonische Heer zusammen, um über ihn und die anderen Angeklagten nach altmacedonischer Sitte Recht sprechen zu lassen. Dem Philotas gab er Schuld, daß derselbe hochverrätherische Pläne entworfen und seinem Könige nach dem Leben getrachtet habe. Philotas vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf ohne Erfolg; das macedonische Heer verurtheilte ihn zugleich mit den übrigen Angeklagten zum Tode. Um von Philotas ein Geständniß zu erhalten, durch welches auch Parmenio in die Schuld seines Sohnes verwickelt werden könnte, ließ Alexander ihn foltern, und erlangte auf diese Weise das, was er wünschte. Hierauf ward Philotas nebst den übrigen Verurtheilten, nach der bei den Mace-

donien üblichen Art der Vollziehung der Todesstrafe, von dem Heere zu Tode gesteinigt.

Welche Zweifel man auch über des Philotas Schuld hegen kann, so muß man doch jedenfalls zugestehen, daß Alexander sich nicht gegen ihn vergangen hat; denn Philotas war durch Zeugen überführt, die rechtlichen Formen waren bei seiner Anklage und Verurtheilung nicht verletzt worden, und wenn das gegen ihn erlassene Urtheil ungerecht war, so ist deshalb nicht Alexander anzuklagen, sondern sein Heer, welches dasselbe ausgesprochen hatte. Anders verhält es sich mit dem Verfahren gegen Parmenio. Da Alexander diesen öffentlich in die Schuld verwickelt hatte, so war zu befürchten, daß Parmenio dadurch, sowie durch den Verlust seines Sohnes zum Aeußersten getrieben werden würde. Alexander mußte aber dann das Schlimmste erwarten, da Parmenio bei dem Heere in hoher Achtung stand, und überdies, als Kriegsbefehlshaber in Medien, sich bei seiner Empörung der nach der Hauptstadt dieses Landes gebrachten königlichen Schätze bedienen konnte. Alexander beschloß deshalb, ihn hinterlistiger Weise umbringen zu lassen. Ein thracischer Fürst im Heere und zwei griechische Hauptleute übernahmen die Ausführung. Sie eilten nach Ekbatana, kamen noch vor der Nachricht von Philotas' Hinrichtung daselbst an, und mordeten den greisen General, der sie, nichts ahnend, vor sich gelassen hatte. Alexander ließ also einen verdienten General auf eben dieselbe Weise, wie der türkische Sultan gegen gefährliche Pascha's zu verfahren pflegt, d. h. ungehört und durch ausgeschickte Meuchelmörder aus dem Wege räumen. Wie groß übrigens die Unzufriedenheit der macedonischen Generale damals war, kann man daraus abnehmen, daß bei Gelegenheit von Philotas' Proceß mehrere derselben, Polemon, Amyntas, Attalus und Simmias, verdächtig wurden. Diese Männer, von welchen der Erstere einen Theil der Reiterei führte, die drei andern Generale der Phalanx waren, wurden ebenfalls vor dem Heere angeklagt, von diesem jedoch freigesprochen. Alexander erkannte den Spruch des Heeres an und verfolgte jene Generale nicht weiter. Wenn er auf diese Weise das alte macedonische Recht ebenso, wie sein Vater, achtete und aufrecht hielt, so wirft dagegen sein Verfahren gegen Parmenio einen dunklen Schatten auf seinen Charakter, und beweist eine Aenderung in seiner Gesinnung und Handlungsweise, welche von jener Zeit an allmälig sichtbar zu werden anfing.

Von Drangiana wandte Alexander sich nordöstlich. Er zog zuerst an dem Flusse Hilmend hinauf und dann durch das heutige Kandahar und Kabul an den Fuß des rauhen und hohen Alpengebirges, welches der indische Kaukasus oder Hindu-Kuh, in seiner westlichen Fortsetzung aber der Paropamisus heißt, und das Land Baktrien oder Balk südlich

begrenzt. Auf diesem Wege gelangte er zuerst in das nördliche Afghanistan oder das Land der Arachosier und sodann in das der Paropamisaden, des ersten indischen Volkes, mit welchem er in Berührung kam. Beide Völker unterwarfen sich ihm sogleich. In dem Lande der Paropamisaden verweilte Alexander einige Zeit, um das Ende der strengen Winterkälte abzuwarten und dann über den Hindu-Kuh nach Baktrien zu ziehen. Noch ehe der Winter zu Ende gegangen war, trat er seinen Marsch an. Er durchzog jenes breite und schwer gangbare Gebirg auf dem Wege, der über Bamian und den Paß Dundan Schikau führt. Er marschirte unter den größten Schwierigkeiten durch schneebedeckte, öde Berggegenden, in welchen die Soldaten sich nicht anders als von geschlachtetem Transport-Vieh und von Wurzeln nähren konnten und noch dazu schwer von der Kälte zu leiden hatten. Dieser Uebergang über den Hindu-Kuh war ein schwierigeres Unternehmen, als der Zug Hannibal's über die Alpen oder der so viel gepriesene Marsch Napoleon's über den großen St. Bernhard. Das macedonische Heer verdient unsere höchste Bewunderung; denn es vollbrachte ohne Karten und ohne den Vortheil der unzähligen Erfindungen neuerer Zeiten in noch höheren Gegenden, als die der europäischen Alpenpässe sind, alles dasjenige, was die größten Feldherren unserer Tage mit ganz anderen Mitteln in den Alpen ausgeführt und als die sicherste Grundlage eines unsterblichen Ruhmes angesehen haben.

Bessus hatte sich darauf verlassen, daß die Schwierigkeiten dieses Weges, welche er durch Verwüstungen und durch Entfernung alles dessen, was zum Lebensunterhalte diente, noch vermehrt hatte, das macedonische Heer abhalten würde, in seine Provinz einzudringen. Als er sich getäuscht sah, floh er über den Oxus oder Amu-Fluß nach Sogdiana oder in das Land, welches in seiner westlichen Hälfte aus dem heutigen Bochara, im Osten aber aus dem innerhalb unersteiglicher Berge gelegenen Lande Kukhan bestand. Baktrien wurde daher von den Macedoniern ohne die mindeste Schwierigkeit besetzt (Frühjahr 329 v. Chr.). Alexander eilte sobald als möglich dem fliehenden Bessus nach. Er setzte auf einer schnell verfertigten Nothbrücke über den Amu-Fluß und drang auf Marakanda oder Samarkand, die Hauptstadt von Sogdiana, los. Unterwegs erhielt er die willkommene Nachricht, daß Spitamenes, der Satrap von Sogdiana, sich der Person des Bessus bemächtigt habe und bereit sei, denselben den Macedoniern auszuliefern. Alexander ließ den General Ptolemäus vorausziehen, um sich des Königsmörders zu versichern. Dies geschah und Bessus wurde auf Alexander's Befehl gefesselt dem ganzen Heere gezeigt und hierauf dem persischen Prinzen Oxyathres, der sich nach seines Bruders Darius Tode dem macedonischen Könige unterworfen hatte, übergeben,

damit ihm derselbe nach persischer Sitte Ohren und Nase abschneide, und ihn dann ans Kreuz schlage.

Spitamenes hatte gehofft, durch Auslieferung seines Freundes den Sieger vom weiteren Vordringen abzuhalten; Alexander aber begnügte sich nicht mit der Bestrafung des Königsmörders und Thronräubers, sondern drang unaufhaltsam vorwärts. Ganz Sogdiana wurde nach und nach unterworfen und Spitamenes suchte vergebens den Macedoniern den Besitz dieses Landes wieder streitig zu machen: er wurde nach mehrmaligen Versuchen in die benachbarte Wüste verjagt, wo er endlich entweder durch seine eigene Gemahlin oder durch einen der dortigen räuberischen Stämme sein Leben verlor. Alexander drang bis zum Sihun- oder Sir-Flusse, dem Jaxartes der Alten, vor, welcher die Nordgrenze Sogdiana's bildete und jenseits dessen das Gebiet der scythischen Raubvölker begann. Er verweilte im Ganzen zwei Jahre in Sogdiana und Baktrien, theils weil diese Länder vortrefflich gelegen waren, um von ihnen aus das eroberte Reich zu verwalten und um das benachbarte Indien, wohin Alexander einen Zug zu unternehmen beschlossen hatte, auszukundschaften, theils aber auch weil dieser wichtige Landstrich wegen der Unzugänglichkeit seiner Gebirge, wegen des unruhigen Geistes seiner Bewohner und wegen der Nähe der wilden Raubhorden, welche die im Westen und Norden gelegenen Wüsten bewohnten, ohne großen Zeitaufwand nicht völlig unterworfen werden konnte.

Auf dem ganzen Zuge von den Gegenden südlich vom kaspischen Meere an bis zur nördlichen Grenze Sogdiana's zeigt sich Alexander's großer Geist in allem dem, was er zur Verbindung der einzelnen Theile des Reiches, zur Behauptung ihres Besitzes und zur Begründung einer neuen Civilisation Asiens that. Er hatte schon früher einen sicheren Weg von Susa nach Persepolis eröffnet, während die persischen Könige die Sicherheit der Reisenden und ihrer eigenen Beamten und Truppen stets von den im Besitze der Pässe befindlichen Bergvölkern durch eine Art Tribut hatten erkaufen müssen. Er hatte in den Gebirgen südlich vom kaspischen Meere diese wilden und streitbaren Völker, welche der Herrschaft der Perser immer getrotzt hatten, unterworfen und eine Straße durch ihr Land gebahnt; ebenso schuf er jetzt, auf seinem Eroberungszuge vom kaspischen Meere bis nach Sogdiana, neue und sichere Verbindungen zwischen dem Osten und Westen, dem Norden und Süden des inneren Asiens. In jenen nordöstlich von Iran gelegenen Landstrichen, in welchen von jeher wenig Einheit und gegenseitige Verbindung Statt gefunden hat, und zu allen Zeiten umherziehende Horden ein ungeheueres Gebiet einnahmen, gelang dem großen macedonischen Könige, was keinem der früheren Beherrscher des persischen

Reiches je gelungen war. Die Einrichtungen und Städte-Gründungen aber, welche er daselbst machte, zeigen auf das einleuchtendste, wie richtig sein Blick, wie umfassend sein Geist und wie wohl berechnet seine Schritte selbst in dem Augenblicke waren, als seine Ruhmbegierde ihn zu weit zu führen schien.

Alexander's Zug von Hyrkanien oder Masanderan bis zum Lande der Agriaspen am Zareh-See in Sedschestan sicherte die Verwaltung im ganzen Lande Khorassan, sowie über Herat hinaus bis Sedschestan, und eröffnete eine bequeme Verbindung zwischen Herat und dem kaspischen Meer. Zu diesem Zwecke siedelte er an verschiedenen Punkten diejenigen Griechen an, welche in Darius Heer gedient hatten, und legte dadurch den Grund zu einer wiederauflebenden Civilisation. In der Gegend, wo jetzt Herat liegt und die Straßen vom See Zareh, von Balk, von Indien und von Sedschestan sich kreuzen, gründete er die besonders in militärischer Hinsicht wichtige Stadt Alexandria, welche den Beinamen der arischen führte. Ein zweiter militärischer Punkt war Alexandria in Arachosien, welches am Ausgang der von Kelat im nordöstlichen Beludschistan und vom unteren Indus-Flusse her führenden Straße lag, und vielleicht dem heutigen Kandahar entspricht. Ein dritte militärische Anlage endlich war die Stadt Alexandria am Kaukasus, deren Lage nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, welches aber einerseits die Straße nach Indien, andererseits die Pässe des Hindu-Kuh sicherte. Einige Gelehrten halten diese Stadt für das heutige Kandahar, andere verlegen sie mit mehr Wahrscheinlichkeit weiter nördlich in die Gegend zwischen Kabul und Bamian. In Sogdiana und Baktrien, wo Alexander gleichfalls mehrere neue Städte gründete, war das am Jaxartes oder Sihun-Flusse erbaute Alexandria der nördlichste Punkt, bis zu welchem die Macedonier auf ihrem asiatischen Zuge gelangten. Man nannte es deswegen später Alexandria eschate, d. h. die am Ende der Welt gelegene Alexanderstadt. Diese Stadt war in einer fruchtbaren Gegend angelegt, nicht weit von der Grenze der Steppen und Wüsten, in welchen von jeher rohe Horden hausten. Sie bildete also den Grenzpunkt gegen das Land der Unkultur und erschwerte den Zugang aus demselben zu den Thälern des oberen Jaxartes, in welchen die Städte Kukhan, Khodschend, Taschkend und Tunkat von jeher für die Geschichte des mittleren Asiens eine hohe Wichtigkeit hatten. Alexander wollte hier, wie anderwärts, die Civilisation in seinem Reiche schützen und gegen die Barbarei der Nomaden-Völker eine feste Grenze ziehen. Ueberhaupt belebte er in den Ländern Sogdiana und Baktrien, diesen Ursitzen der Cultur von Mittelasien, die Civilisation von neuem, und legte daselbst durch seine Städte-Anlagen und die vielen Tausende angesiedelter Griechen den

Grund zu einer ganz neuen Bildung. Diese Länder, welche bis auf unsere Tage Sitze des Handels, der Wissenschaft und der Künste geblieben sind und deren Karawanen den Norden und Westen mit indischen Produkten versorgen, erhielten durch Alexander von neuem die größte Wichtigkeit für die Cultur von Asien, und die Spuren der von ihm dort geschaffenen Bildung finden sich, wenn auch durch orientalische Phantasie zum Theil unkenntlich gemacht, überall in der neueren Literatur von Persien und Indien. Auch lebt bei den Bewohnern dieser Länder noch das Andenken an den großen Eroberer Alexander, oder, wie er in der Sprache derselben heißt, Iskender.

12. Alexander als Beherrscher des persischen Reiches.

Alexander verweilte bis zum Frühling des Jahres 327 v. Chr., wo er seinen indischen Feldzug antrat, in Sogdiana und Baktrien, mit der Befestigung des Besitzes dieser Länder, der Unterdrückung ausbrechender Empörungen und der Verjagung einfallender scythischer Steppenvölker beschäftigt. Während seines dortigen Aufenthalts änderte sich Alexander's Charakter nach und nach auf eine Weise, durch welche sogar dieser große, von Geist und Herz so vortreffliche Mann zum Beweise dient, daß es der menschlichen Natur unmöglich ist, auf der schwindelnden Höhe des Glückes den Gleichmuth wahrer Größe unerschüttert zu bewahren. In derselben Zeit steigerte sich auch die Unzufriedenheit der macedonischen Generale mit ihrem großen Führer, dessen Politik sie nicht verstanden und dem sie ein Verfahren verargten, durch welches er gerade seine Befähigung zur Gründung und Beherrschung eines Weltreiches bewies. Die meisten Geschichtschreiber haben mit Unrecht diese Unzufriedenheit als eine Folge der im moralischen Charakter Alexander's eingetretenen Aenderung hingestellt und sich dazu durch einige Ereignisse, welche damals am Hofe des Königs vorfielen, bestimmen lassen; es müssen daher diese Vorfälle angeführt werden, weil es die Beurtheilung des größten Monarchen des Alterthums gilt.

Alexander's Bestreben war schon seit dem Siege bei Arbela darauf gerichtet, die Perser nicht mehr als besiegte Nation, die Griechen und Macedonier nicht mehr als Völker eines schlechthin besseren Stammes zu betrachten, sondern die Ueberwinder und die Ueberwundenen einander gleichzustellen und als Glieder Eines Reiches innig zu verbinden. Dies führte er erst nach Darius Tode in einer durchgreifenden und ins Auge fallenden Weise aus, er gerieth aber darüber mit seinen eigenen Landsleuten, welche nur die Unterdrückung der Besiegten und ein bequemes, glänzendes Leben auf Kosten derselben im Auge hatten, in Zwiespalt. Sie verargten ihm alles, was er zur Erreichung jenes

Zweckes that, und je mehr er auf diesem Wege voranschritt, um so mißvergnügter und mürrischer wurde das Heer und seine Führer. Die von ihm ergriffenen Maßregeln betrafen anfangs bloße Aeußerlichkeiten und Formen, sie wurden ihm aber gerade deshalb übel gedeutet; denn die große Mehrzahl der Menschen legt auf unwesentliche Dinge und Kleinigkeiten den größten Werth. Alexander nahm die äußere Erscheinung und Lebensweise an, welche der Orient von jeher bei seinen Königen zu sehen gewohnt ist. Er führte einen Theil des persischen Hof-Ceremoniels ein, legte das persische Diadem und Königsgewand an und ließ auch seine Diener auf persische Weise kleiden, wiewohl er selbst für seine Person diese Sitten nur ausnahmsweise und für die festlichen Gelegenheiten, welche die Entfaltung des vollen königlichen Prunkes zu erheischen schienen, annahm, in der Regel aber nach der alten Weise lebte. Das persische Wesen und Leben war seiner ganzen Natur entgegen und er suchte außerdem die Vorurtheile der Macedonier soviel als möglich zu schonen. Er nahm ferner, was diese ihm ebenfalls sehr verargten, göttliche Ehre für seine Person in Anspruch; allein er that es nur, weil er wohl wußte, daß die Völker des Orients ihre Könige als Wesen höherer Art anzusehen gewohnt waren, und deshalb jede Spur von Annäherung an die Beherrschten zum Nachtheil des Herrschers mißverstanden. Er zeigte dadurch, wie richtig er die Völker beurtheilte, die er beherrschte, und hatte mit seinem Göttertitel anfangs keine andere Absicht, als gegen die Perser auf die ihnen gewohnte Weise zu verfahren. Er glaubte seinen Zweck am besten dadurch erreichen zu können, daß er die griechische Vorstellung von Halbgöttern benutzte und sich, jenem orientalischen Vorurtheil gemäß, für einen Sohn des Himmelsgottes ausgab. Auf diese Weise meinte er den Geist der Griechen mit den orientalischen Sitten und Begriffen versöhnen zu können; seine eigensinnigen Landsleute aber verweigerten ihm, was sie zwanzig Jahre später seinen Generalen, als diese sich zu Königen aufgeworfen hatten, und sogar deren Weibern ohne Bedenken zugestanden.

Alexander blieb jedoch, als er Herr des persischen Reiches geworden war, nicht bei der bloßen Aenderung seines äußeren Auftretens oder des königlichen Ceremoniels stehen, sondern er dehnte seinen Plan einer Gleichstellung und Verschmelzung der verschiedenen von ihm beherrschten Nationen noch weiter aus. Er nahm nach Darius Tode Perser in sein Heer und sogar in seine Leibgarde auf; er gab den Truppen, welche er in den eroberten Ländern aushob, persische Generale; er sah es gern, wenn seine griechisch-macedonischen Generale oder Beamten die persische Sprache erlernten, wie dies unter Andern Leonnatus, Hephästion, Eumenes und Peucestes thaten; er übertrug

die Statthalterschaften und andere Aemter in den Provinzen nicht blos Griechen und Macedoniern, sondern auch Persern, Medern und sogar Leuten aus solchen Nationen, welche selbst von den Persern als unterjochte Völker behandelt worden waren. Alexander's Landsleute waren mit allen diesen Dingen sehr unzufrieden; denn sie glaubten, was er den Persern zuwende, werde ihnen entzogen; sie sahen nach ihren nationalen Begriffen alle nicht griechischen Völker als tief unter ihnen stehende Barbaren an und konnten sich nicht zu dem Standpunkte ihres großen Königs erheben, welcher zuerst von allen Eroberern der Weltgeschichte den Gedanken hatte, ein besiegtes Volk seinem eigenen gleichzustellen und durch seine Eroberungen nicht blos den Begriff des Staates, sondern auch den des Vaterlandes zu erweitern.

So gereicht also das, was die Griechen und Macedonier ihrem Könige in Betreff seines Benehmens als Beherrscher von Asien so sehr verargten, diesem großen Manne nicht zum Tadel, sondern vielmehr zur Ehre. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß Alexander selbst später seinen Plan einer innigen Verbindung der verschiedenartigsten Völker der Erde für seine eigene Person theuer bezahlen mußte, weil man fremde Sitten und Gewohnheiten nicht wie ein Kleid willkürlich aus- und anziehen kann; er ließ sich bald nachher von seinem Glücke blenden und überschritt das Maaß; allein eine eigentliche oder gar völlige Aenderung in Sitten und Gesinnung kann man zum mindesten vor seinem indischen Feldzuge ihm nicht Schuld geben.

Ein anderer Vorwurf, den man ihm gemacht hat, gereicht seinem Herzen zur Ehre. Seitdem Alexander die Vorurtheile seiner Macedonier für unüberwindlich zu halten anfing, wurden die Generale Hephästion und Kraterus seine Günstlinge und erhielten großen Einfluß auf ihn. Der Erstere, der schon in früher Jugend ihm nahe befreundet war, machte sich damals bei ihm besonders dadurch beliebt, daß er am meisten von allen Macedoniern in Alexander's Art, die Perser zu behandeln, einging; der Letztere war dem König als ein ausgezeichneter General, der ihm wichtige Dienste leistete, sehr werth und nützte ihm besonders auch durch seine tiefe Einsicht in die macedonischen und griechischen Angelegenheiten. Beide Männer mißbrauchten die Stellung, welche sie bei Alexander erhielten; allein, ist es diesem anzurechnen, daß sich dieselben zu Günstlingen machten, und darf man es ihm verargen, daß er sich denen mit Liebe und Vertrauen hingab, welche ihm Freunde waren und blieben, während alle anderen ihm mehr oder weniger abgeneigt wurden? Erst von dem indischen Feldzuge an zeigt sich bei Alexander ein eigentliches Wohlgefallen an Schmeicheleien, und elende Höflinge fingen an, ihm darum, weil sie sich auf diese verstanden, lieb und theuer zu werden.

Man hat endlich noch drei Begebenheiten, welche in die Zeit des Aufenthalts in Sogdiana und Baktrien fallen, als Beweise hingestellt, daß schon damals Alexander seiner Natur untreu geworden sei. Diese sind die harte Bestrafung des Bessus, die Ermordung des Klitus und das Verfahren Alexander's gegen den Philosophen Kallisthenes; alle drei Begebenheiten aber beweisen eine solche Veränderung nicht. Bessus wurde freilich auf eine grausame, barbarische Weise hingerichtet; allein diese barbarische Art der Bestrafung entsprach ganz und gar der bei den Persern herkömmlichen Weise, Hochverrath, wie ihn Bessus begangen, zu ahnden und Alexander that in diesem Falle durchaus nichts Anderes, als daß er einen persischen Königsmörder und Thronräuber nach persischem Rechte richten ließ: er hatte die triftigsten Gründe, bei Bessus keine Ausnahme zu machen.

Die Tödtung des Klitus fand in der sogdianischen Stadt Marakanda Statt. Alexander hatte kurz vorher einen schwierigen Kriegszug in die steilen Gebirge des Landes gemacht und wartete in Marakanda die Rückkehr des zu einer anderen Unternehmung abgeschickten Hephästion ab, um die Unterwerfung Sogdiana's zu vollenden. Er benutzte diese Zwischenzeit zur Erholung und hielt mit seinen Freunden abwechselnd Jagden und fürstliche Mahle. Bei einem dieser Gelage tödtete er in Folge einer unglücklichen Fügung der Umstände den Mann, der ihm in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte und dessen Schwester seine Amme gewesen war. Man hat darin einen Beweis finden wollen, daß Alexander's edles Herz bis zum schnödesten Undank und zur Grausamkeit orientalischer Despoten entartet sei; betrachtet man aber die einzelnen Umstände dieses Vorfalls genauer, so wird man den König anders beurtheilen und, abgesehen von der unseligen That, in dem Verlauf der Begebenheit ihn sogar größer finden, als vielleicht auf irgend einem seiner Feldzüge.

Alexander ist an einem dem Bacchus geweihten Festtage mit seiner Umgebung bei einem Mahl und Gelage vereinigt; alle Generale sind gegenwärtig und an den Thüren des Saales sind Leibwachen, Trabanten und Hofleute aufgestellt; nichts desto weniger ist keine Spur von orientalischen Sitten zu finden. Wir sehen keinen Despoten, der seine Knechte um sich versammelt hat, sondern einen glücklichen Feldherrn im Kreise seiner Kriegsgenossen; diese unterhalten sich mit ihm und unter einander völlig frei, wie Gleiche mit Gleichen. Als der Wein die Gemüther erhitzt hat, preisen Einige des Königs große Thaten und erheben dieselben über die Züge und Unternehmungen des Bacchus und Herkules. Das erbittert den militärisch heftigen und bereits halbtrunkenen General Klitus; er erklärt, es sei Unrecht, Alexander's Thaten mit dem, was Götter gethan hätten, zu vergleichen,

zumal da der Ruhm derselben nicht dem Könige, sondern dem Heere gebühre. Alexander hört diese Reden schweigend mit an. Einige Generale widersprechen dem Klitus und es entsteht zuletzt ein heftiger Wortstreit zwischen ihnen, der die Gemüther immer mehr erhitzt. Als endlich Jemand ausrief, Philipp's einziger Ruhm bestehe darin, daß er Alexander's Vater heiße, sprang Klitus auf, vertheidigte, unter verdeckten aber unverkennbaren Angriffen auf Alexander, das Andenken des alten Königs und pries Parmenio, Philotas und alle anderen Generale, welche nicht mehr am Leben waren, glücklich, weil sie nicht genöthigt seien, den errungenen Ruhm mit Persern zu theilen. Zuletzt richtete er seine beleidigenden Worte sogar geradezu an den König. Da kann sich Alexander nicht länger halten, er springt auf und will nach seinen Waffen greifen, aber die anderen Generale haben diese bereits weggeschafft und entfernen auch schnell den betrunkenen Klitus. Alexander geht hierauf in heftiger Gemüthsbewegung im Saale auf und ab und klagt mit lauten Worten über Undank und Verkennung. Da stürzt Klitus, der sich draußen losgerissen hat, wieder in den Saal und gießt einen Strom von Spottreden gegen den König aus. Dieser, welcher ebenfalls nicht mehr nüchtern ist, reißt, vom Zorne überwältigt, einem Trabanten den Speer aus der Hand und schleudert ihn gegen seinen Beleidiger, der sogleich todt niederstürzt.

Alexander hatte die That kaum vollbracht, als er plötzlich aus dem Rausch und Zorn erwachte, und sich einem verzweifelten Schmerze und einer langen Reue hingab. Man sagt, daß er den Speer aus Klitus Brust gezogen habe, um sich selbst zu tödten und nur durch die herbeispringenden Generale davon abgehalten worden sei. Jammernd und wehklagend soll er drei Tage lang sich mit Klitus Leiche eingeschlossen, Niemand vor sich gelassen und weder Speise noch Trank zu sich genommen haben. Erst nach langem Bitten der Generale und Soldaten, die ihn an das, was er seinem Heere schuldig sei, erinnerten, beruhigte er sich.

Die dritte Handlung, bei welcher man mit Unrecht dem Könige Grausamkeit vorgeworfen hat, war sein Verfahren gegen den Philosophen Kallisthenes. Auch diese läßt sich erklären, ohne daß man Alexander als einen Wütherich darzustellen braucht. Gleichwohl wirft diese Geschichte, welche kurz vor dem Beginn des indischen Feldzuges vorfiel, ein Licht auf den eigentlichen Anfang und die Ursache der Veränderung, die sich seit jener Zeit unstreitig in Alexander's Charakter zeigte. Kallisthenes war ein Mann, von dem sein eigener Verwandter Aristoteles erklärte, er verstehe sich zwar auf Schönheit im Ausdruck, Verstand aber habe er nicht. Er hat Alexander's Thaten so beschrieben, daß seine Schrift eine der Hauptquellen aller jener Lügen

und Uebertreibungen geworden ist, durch welche die Geschichte des großen Königs schon frühe entstellt ward. In seinem Gefolge wurde er ein vollkommener Höfling und gehörte zu den vielen Schmeichlern, die um des Königs Gunst buhlten. Dies änderte sich, als Anaxarchus aus Abdera, ein Schüler des Demokritus, Einfluß bei Alexander erhielt. Anaxarch, der verwünschteste aller Sophisten, war ein Philosoph für Weltleute und predigte eine so künstlich auf Schrauben gestellte Lehre, daß dieselbe für alle Umstände paßte. Seine Grundsätze kann man am besten aus seinem Benehmen bei Klitus' Tode kennen lernen. Er machte damals dem Könige, um ihn zu trösten und sich bei ihm einzuschmeicheln, Vorwürfe über seinen edlen Schmerz und seine schöne Reue und stellte den schrecklichen Satz auf, daß die Grenze des dem Menschen Erlaubten blos durch den Umfang seiner Macht bestimmt werde. „Ist dies", sagte er zu dem verzweifelnden König, indem er die nichtswürdigste Schmeichelei in das Gewand eines freimüthigen Vorwurfes kleidete, „der Alexander, auf welchen die Augen der ganzen Welt gerichtet sind? Dieser hat sich wie ein Sklave weinend und jammernd hingeworfen und fürchtet der Menschen Gesetz und Urtheil? Er, der ihnen selbst ein Gesetz sein sollte und eine Regel dessen, was Recht ist? Um zu herrschen und die Macht zu besitzen, hat er ja die Waffen ergriffen und Siege erfochten, nicht aber um von der leeren Meinung der Welt sich beherrschen zu lassen. Weißt du nicht, o König, daß die Göttin der Gerechtigkeit nur darum neben dem Thron des Zeus stehend vorgestellt wird, um anzudeuten, daß alles gut und recht ist, was derjenige thut, der im Besitze der Gewalt ist?" Anaxarch war ein Mann, der sein Verhalten immer nur nach den Umständen einrichtete, und sich ebenso niederträchtig gegen diejenigen benahm, die er zu fürchten hatte, als trotzig und stolz gegen jeden, dem er etwas bieten durfte: ein Mann, der nie eine feste und sichere Wahrheit gekannt hat, und unter den Griechen den Skepticismus einführen half oder jene Lehre von der Unbegreiflichkeit und Zweifelhaftigkeit aller Dinge, deren Stifter Pyrrho, sein Schüler, war. Er erhielt später den verdienten Lohn, indem ihn ein cyprischer Fürst mit derselben Strafe belegte, welche das türkische Gesetz über die Ulema's und den Mufti verhängt, wenn der Großsultan mit ihnen unzufrieden ist. Anaxarch hatte nämlich einst, als bei einem Mahle Fische aufgetragen wurden, den König aufgefordert, sich statt derselben doch lieber Köpfe von Satrapen und Fürsten vorsetzen zu lassen: und zwar hatte er dies in Gegenwart von Leuten, deren Nacken dabei auf dem Spiel stand, gesagt und dabei seinen Blick auf den cyprischen Fürsten Nikokreon geheftet. Dieser bemächtigte sich später des grausamen Schmeichlers und ließ ihn zur Strafe in einem Mörser zerstoßen, wobei derselbe aber

eine Standhaftigkeit bewies, die eines besseren Strebens würdig gewesen wäre.

Ein solcher Mann, dem Hofgunst und eigener Vortheil alleiniges Ziel des Strebens waren, verstand sich auf Schmeicheleien und auf den Umgang mit rohen Soldaten und verwöhnten Günstlingen eines Königs viel besser, als der allzu eitle und bestimmten philosophischen Grundsätzen huldigende Kallisthenes, welcher den Generalen und Höflingen zuweilen derb die Wahrheit sagte und sich ihnen durch sein Moralisiren lästig machte. Anaxarch war an Geläufigkeit der Zunge dem Aristotelischen Philosophen vollkommen gewachsen und erhob sich daher durch seine Schmeicheleien bei dem König und dessen Umgebung bald über jenen. Er erhielt großen Einfluß, brüstete sich mit demselben und machte dadurch dem über die Abnahme der Gunst Alexander's verstimmten Kallisthenes seinen Verlust auf eine kränkende Weise fühlbar. Kallisthenes hatte von dem Augenblicke an, wo er einen Andern sich vorgezogen sah, sein Betragen geändert. Er war streng geworden und hatte am Hofe eine Bitterkeit und Schärfe angenommen, welche sich für ihn, der durch Alexander's Gunst groß geworden, am wenigsten ziemte und durch die eben deshalb der König und seine Umgebung gereizt wurden. Er verlor also Alexander's Gunst völlig und in demselben Grade stieg Anaxarch's Ansehen und Einfluß. Der empfindliche Philosoph ließ sich dadurch verleiten, immer weiter von dem Wege der Klugheit abzuirren. Er trat mit den unzufriedenen Generalen und Offizieren in Verkehr, stimmte in ihren Ton ein und spielte den hellenischen Republikaner. Zuletzt vergaß er sich so sehr, daß er eines Tages offen den König gröblich beleidigte, als dieser das Ceremoniel der Kniebeugung vor dem König auch den Griechen und Macedoniern auferlegen wollte: ein Ceremoniell, auf welches Alexander der Perser wegen, bei denen dies herkömmlich war, einen Werth legte und das doch für Griechen im Grunde keine größere Bedeutung haben konnte, als das in England gebräuchliche Niederknieen vor dem Souverän für Christen hat.

Die Höflinge benutzten diesen Vorfall zur Verdrängung eines Mannes, der ihnen schon längst verhaßt war. Sie spannen eine Kabale gegen ihn an und als bald darauf ein macedonischer Edelknabe in Verbindung mit einigen anderen jungen Leuten dem Könige nach dem Leben trachtete, war ihnen dies eine willkommene Gelegenheit, sich des lästigen Philosophen zu entledigen. Kallisthenes hatte viel mit jenem Edelknaben verkehrt und ihn für seine philosophischen Ansichten gewonnen; man sagte also, seine Lehre sei es gewesen, durch welche die jungen Leute zu dem verbrecherischen Anschlag verleitet worden seien, er reize zum Ungehorsam auf und predige den Königs-

mord. Kallisthenes wurde in Folge davon zugleich mit den Verschworenen verhaftet. Die Letzteren wurden vom Heere, das nach macedonischem Rechte sie zu richten hatte, schuldig gefunden und gesteinigt; Kallisthenes aber, der kein Macedonier war, ward auf Befehl des Königs in Ketten gelegt und mit nach Indien geschleppt. Hier erkrankte er und starb auf eine elende Weise, weil Alexander ihn vergessen hatte und er also ganz der Gewalt Derer preisgegeben war, die ihn bitter haßten und weil eine enge Haft in Indien schon an und für sich eine unerträgliche Qual ist.

Die Geschichte des Kalisthenes zeigt die Beschaffenheit der Veränderung, welche seit dem Ende des sogdianisch-baktrischen Feldzugs in Alexander's Gesinnung und Charakter wirklich eintrat. Alexander's Glück fing an ihn zu berauschen, er fand Gefallen an Schmeicheleien, schmeichelte sich selbst und erlaubte sich ein und die andere Willkürlichkeit. Dadurch wurden seine wahren Freunde verscheucht oder doch erschreckt und er mußte niedrig denkende Menschen, die er selbst früher verachtet und zurückgewiesen hatte, bei sich zulassen, weil er sich bewußt war, daß er von einem Theil der Besseren gehaßt werde und ihnen nicht trauen könne. Diese schlechten Menschen, welche seitdem Einfluß erhielten, waren, außer einer ganzen Schaar von persischen Schmeichlern, namentlich der elende Sophist Anaxarchus, ein demselben ähnlicher Dichterling, Agis von Argos, und der lügenhafte Geschichtschreiber der Thaten Alexander's, Onesikritus, welcher den cynischen Philosophen spielte, aber ganz von Anmaßung, Eitelkeit und Habsucht erfüllt war. Menschen dieser Art hatten seitdem Zutritt zu Alexander, weil sie seine Schwächen billigten, seinen Wünschen entgegenkamen und er bei seinem Regierungssysteme solche willigen Werkzeuge nicht entbehren konnte. Damals zerfiel Alexander auch mit seinem Lehrer Aristoteles, der durch das Verfahren gegen Kallisthenes beleidigt worden sein soll und auf welchen Alexander selbst wegen seiner engen Verbindung mit Antipater eifersüchtig wurde. Wie hätte übrigens auch ein Mann, dessen Zeit zwischen ungeheuren Anstrengungen und unvernünftigen Zerstreuungen getheilt war, in einem Alter von 29 Jahren eine Probe bestehen können, welche in unseren Tagen ein Mann von 40 Jahren, der noch dazu von unten sich heraufgearbeitet und die Schule der Revolution durchgemacht hatte, nicht hat bestehen können? Das Riesenhafte seines Unternehmens und das ihm unaufhörlich treu bleibende Glück hätten allein schon hingereicht, ihn zu dem stolzen Gedanken zu verleiten, daß er der erkorene Liebling der Gottheit sei. Er ward aber außerdem noch von allen Seiten durch Dichter, Philosophen, Gelehrte, Hofleute und die sklavische Unterwürfigkeit der besiegten Völker in dieser Einbildung bestärkt. Diese Menschen erhoben

seine Thaten über die von der Mythe berichteten Unternehmungen eines Herkules und Bacchus und behandelten die politische Fiction, nach welcher Alexander vom höchsten der Götter abstammen sollte, als ernste Wahrheit. Sie bewirkten dadurch, daß der König bald anfing, Mißbrauch damit zu treiben, daß er den Titel eines Göttersohnes selbst in den Schreiben an griechische Staaten als einen wesentlichen Theil seines Kanzleistyles und Hofceremoniells anwandte und am Ende seiner Thaten sogar dem Peiniger Aegyptens, Kleomenes, alle Unthaten unter der Bedingung verzieh und erlaubte, daß derselbe seinem verstorbenen Liebling Hephästion als einem Halbgott in Aegypten Tempel erbaue und Opfer veranstalte. Ungeachtet aller dieser Verirrungen erhielten sich jedoch die Grundzüge von Alexander's Natur so sehr, daß er, der zuletzt in dem größten Pomp eines morgenländischen Weltbeherrschers lebte, doch bis zu seinem Tode die Einladung seiner Generale zu ihren Trinkgelagen nicht ausschlug, bei diesen ebenso wie früher an der ungezwungenen Unterhaltung Theil nahm, bei seinem letzten Mahle einen Wettstreit der Deklamation mit den anwesenden Schauspielern begann, seinen Gästen freundlich zutrank und sie in der alten macedonischen Weise zum Trinken aufforderte.

Unstreitig ist indessen, daß Alexander seit dem Zuge nach Baktrien sich von den beengenden Formen einer constitutionellen Monarchie, wie die altmacedonische war, immer mehr frei zu machen suchte. Wenn er gleich seinen Macedoniern ihre Rechte nicht ausdrücklich entzog, so ergriff er doch verschiedene Maßregeln, welche aus seinem Streben unumschränkt zu herrschen hervorgingen. Er suchte sich nämlich, um nöthigenfalls seinen Willen mit Gewalt durchsetzen zu können, ein Heer zu schaffen, welches von ihm allein abhinge, nicht aber, wie das macedonische, als ein bewaffnetes Volk mit bewaffnetem Adel an der Spitze, seinen eigenen Willen dem des Königs gegenüber geltend machen könnte. Er befahl daher vor seinem Abmarsche nach Indien den Statthaltern der eroberten Provinzen, den starken und kräftigen Theil der Landeseingeborenen auszuheben und auf macedonische Weise einzuüben. Ein von Natur kräftiger Menschenschlag, wie die Perser, namentlich aber die Bewohner der nördlichen Provinzen des Reichs, mußten, richtig geübt und disciplinirt, treffliche Soldaten geben und Alexander fand wirklich auch bei seiner Rückkunft aus Indien ein ganz europäisch bewaffnetes und eingeübtes Heer von 30,000 Mann vor, welches nöthigenfalls gegen seine Macedonier gebraucht werden konnte. Diesem Heere gab er, zum großen Aerger der macedonischen Truppen, den Rang unmittelbar nach der Phalanx. Außerdem errichtete er eine aus Macedoniern und Persern gemischte Schaar, welche so zusammengesetzt war, daß die Unterabtheilungen einer jeden Compagnie aus je

zwölf Persern und vier als Feldwebel, Korporal und Gefreite verwendeten Macedoniern bestanden. Endlich nahm er auch Perser, Baktrier, Sogdianer und andere Asiaten in das macedonische Heer selbst auf, und zwar sogar in das aus dem höchsten Adel der Macedonier bestehende Agema der „Waffenfreunde" oder Hetairoi.

Es war also Alexander gegen das Ende seines Lebens nahe daran, ein Despot zu werden. Dazu gehörte denn auch, daß er zuletzt die grausamen barbarischen Strafen der Perser einführte, kleine Vergehungen unverhältnißmäßig strenge rügte und nach dem schrecklichen Grundsatz zu verfahren begann, daß wer Kleines begangen habe, auch Großes zu begehen fähig sei und deswegen als ein gefährlicher Mensch harte Strafe verdiene. Auch an dem orientalischen Pomp, den er anfangs nur aus Politik angenommen hatte, scheint er später wirklich Gefallen gefunden zu haben. Dagegen blieb er in Bezug auf Schwelgerei und sinnliche Genüsse stets weit über die Verdorbenheit der Griechen seiner Zeit und über die Entartung aller seiner Generale erhaben. Seine Hofhaltung war zuletzt so glänzend, wie sie nur bei irgend einem orientalischen Herrscher sein konnte. Man muß freilich dabei bedenken, daß der Luxus eines Herrn der Welt der Natur der Sache noch größer sein mußte, als der eines Königs des armen macedonischen Landes; man muß außerdem in Anschlag bringen, daß der vermehrte Glanz und die ungeheure Vergrößerung von Alexander's Hofhaltung mit seinem Streben, Künste und Gewerbe zu befördern, zusammenhing und daß er in Manchem blos der persischen Sitte huldigen wollte; allein dessen ungeachtet bleibt immer noch genug übrig, um die traurige Wahrheit zu beweisen, daß selbst ein Alexander sich nicht ganz treu blieb und sich ebenso dem Pomp der Besiegten, wie ihrer Schmeichelei hingab.

In den Erzählungen der Schriftsteller von der Pracht der Hofhaltung Alexander's, von seiner orientalischen Kleidung und von seinen feierlichen Audienzen ist Vieles sichtbar übertrieben und Anderes unzuverlässig; doch geht aus Allem hervor, daß seine Liebe zum Glanz sich mit der Erweiterung seiner Macht steigerte. Ein goldener Thron, Gewänder der mannigfaltigsten Art, selbst solche, welche in Griechenland den Göttern vorbehalten waren, und eine ganz in Purpur gekleidete Dienerschaft, um deretwillen Alexander einst in den ionischen Städten allen vorhandenen Purpur aufkaufen ließ, — diese Dinge erhielten zuletzt einen hohen Werth in den Augen desselben Mannes, der anfangs jede Art von äußerem Glanze verachtet und sogar noch dann, als bereits die Hälfte des persischen Reichs unterworfen war, sich vor allen seinen Generalen durch Einfachheit ausgezeichnet hatte. Seine Audienzen überboten in der letzten Zeit seines

Lebens an Pracht alles, was man im persischen Reiche bis dahin gesehen hatte. Das kostbar ausgeschmückte Zelt, in welchem er dieselben hielt, war so groß, daß es hundert Sopha's faßte. Die Mitte des Zeltes nahm ein goldener Thron ein. In dem Zelte und um dasselbe her standen bei jeder Audienz 500 persische Trabanten in seidenen und purpurnen Gewändern, 1000 in grelle Farben gekleidete Bogenschützen, 500 Macedonier mit silbernen Schilden, 1000 Mann des macedonischen Heeres, 10,000 Perser, eine große Zahl abgerichteter Elephanten und eine Menge Generale, Hofbeamte und Diener. Das Ganze machte, wie der diese Audienz beschreibende griechische Schriftsteller hinzusetzt, durch seine Pracht und Großartigkeit einen solchen Eindruck, daß Jedermann die Majestät des Herrschers fühlte und Niemand ihm zu nahen wagte. So war es denn also dahin gekommen, daß der Zögling des Aristoteles das Wesentliche dem Unwesentlichen zum Opfer zu bringen vermochte.

Dagegen behauptete Alexander in Bezug auf sinnliche Genüsse bis nahe zu seinem Lebensende seine alte Sitte. Bis zur Zeit seiner Rückkehr aus Indien verweilte er an keinem Orte des bloßen Vergnügens wegen und verschmähte jeden Antrag, seine Begierden auf Unkosten seiner Tugend zu befriedigen, obgleich er seinen Generalen erlaubte, die griechische Verdorbenheit mit dem asiatischen Luxus zu verbinden. Eigentliche Ausschweifung kann man ihm nicht zur Last legen und von ihm selbst erzählt daher auch keiner der vielen Anekdotensammler unter den griechischen Schriftstellern solche Geschichten, wie sie deren in Betreff der Schwelgereien seiner Generale uns in großer Menge überliefert haben. Was diese Generale angeht, so bedarf es nur einiger wenigen Beispiele, um ihre Verschwendung, Prachtliebe und Schwelgerei zu bezeichnen. Harpalus z. B., unter dessen Aufsicht die erbeuteten persischen Schätze gestellt worden waren, verpraßte, während Alexander im fernen Indien war, einen Theil derselben auf eine so unerhört freche und tolle Weise, daß er sogar seinen Mätressen Altäre und Tempel errichten ließ. Eben so unsinnig waren die Verschwendungen, welche die Generale Perdikkas und Kraterus auf dem ganzen Zuge für ihre leidenschaftliche Lust an Kampfspielen und Ringübungen, sowie Leonnatus und Meleager für ihre übermäßige Jagdliebe machten. Die beiden Ersteren ließen sich überall eine so große Menge von Häuten und aegyptischem Sand nachführen, daß sie damit einen Raum von zwei Stunden Weges für ihre Uebungen bedecken konnten. Ebenso hatten die beiden Letzteren stets Jagdnetze bei sich, mit denen man erforderlichen Falls einen Raum von nicht weniger als fünf Stunden umspannen konnte.

13. Alexander's Zug nach Indien.

Alexander hatte schon in Baktrien Verbindungen mit Taxiles angeknüpft, einem indischen Radscha oder Fürsten, der mit dem Beherrscher eines andern Theils des westlichen Indiens, Porus, entzweit war. Dieser Bund mit Taxiles und der Umstand, daß schon die Perser in jenen Gegenden geherrscht hatten, erleichterte den Macedoniern den schwierigen indischen Feldzug. Alexander brach gegen das Ende des Frühlings 327 v. Chr. aus Baktrien auf und zog über den Paropamisus nach Alexandria am indischen Kaukasus. Hier theilte er sein Heer. Die eine Hälfte marschirte unter der Anführung des Perdikkas und Hephästion am rechten Ufer des Kophen-Flusses (des heutigen Pundschir- und Kabul-Stromes) über Dschellalabad und Peschauer bis in die Gegend von Attock, wo eine Brücke über den Indus geschlagen wurde. Mit der andern Hälfte zog Alexander selbst über das Gebirgsland, welches im Norden jenes Flusses lag.

Auf diesem Zuge traf Alexander mit Völkern zusammen, welche indische Sitten hatten, doch aber, wie jetzt die Sikhs oder Seik's, von den am Ganges wohnenden Völkern sehr verschieden waren. Sie standen unter einzelnen Fürsten, hatten aber ein Lehenssystem; es werden sogar ganz freie, aristokratisch-militärisch regierte Staaten, „königlose", erwähnt, wie sie das eigentliche Indien nie gekannt hat. Die Griechen und Macedonier, welche so lange mit entnervten Persern, der Bevölkerung eines großen verfallenden Reiches, zu thun gehabt hatten, erstaunten mit Recht, plötzlich auf Völker zu stoßen, die ihnen einen kräftigen Widerstand leisteten. Von Verrätherei, von Generalen, die ihren Herrn verließen, von Statthaltern, welche, wie der persische Commandant von Sardes, die ihnen anvertrauten Festungen freiwillig übergaben, ist in den Erzählungen von Alexander's indischem Zug durch jene Gegenden keine Spur zu finden. Uebrigens verweilte Alexander nicht lange genug in Indien, um zu seinem Nachtheil zu erfahren, daß es den Indiern zwar an allen militärischen Eigenschaften durchaus fehlt, daß sie aber einen durchaus passiven Muth besitzen und den Tod weniger scheuen, als die Europäer. Da dieser Muth in ihrer Religion begründet ist, so verfuhr Alexander, dem es nicht gelungen, die mächtige Kaste der Priester oder Brahmanen zu gewinnen, mit Grausamkeit gegen diese Priesterschaft, welche die Seele des Widerstands war, den er in Indien fand. Ueberhaupt zeigten sich auf diesem Zuge die Schattenseiten seines Charakters und es war gut, daß er rechtzeitig zur Umkehr genöthigt wurde, ehe der Zug sich ganz ins Phantastische und Abenteuerliche verlor.

Die Völkerschaften, die diesseit des Indus auf den südlichen Berg-

zügen des Hindu-Kuh wohnten, zeigten wesentliche Verschiedenheiten von den südlicheren indischen Völkern. Selbst in dem sogenannten Pendschab oder dem Lande der fünf Ströme, welches östlich vom oberen Indus bis zum Setledsch sich erstreckt, scheint dies der Fall gewesen zu sein; denn so dürftig auch die uns überlieferten Nachrichten von Alexander's Zuge sind, so würden doch, wenn das indische Wesen damals dort völlig einheimisch gewesen wäre, die sonderbaren Götzenbilder, die ungeheueren Pagoden und die Universitäten der Indier gewiß ebenso gut erwähnt worden sein, als von der Kasten-Einrichtung, den Braminen, den Büßern und manchem andern ächt Indischen die Rede ist. Offenbar verbreitete sich die eigentliche indische Civilisation, wie sie sich im Gangeslande ausgebildet hatte, erst nach Alexander's Zeit weiter nach Nordwesten hin.

Alexander war mit dem Fürsten Taxiles verbündet, dessen Reich zwischen dem Indus und dem Behut oder Hydaspes lag und von einer Menge kleiner unabhängiger Staaten umgeben war. Der macedonische König scheute keine Zeit und Mühe, um auf seinem Marsche nach dem Indus zuerst alle diese kleinen Staaten und Städte zu bezwingen und zugleich griechische Civilisation unter ihnen zu begründen. Um dies vollständig zu erreichen, drang er in das südliche Alpenland des Hindu-Kuh ein und eroberte hier eine Anzahl Städte und Burgen. Nie kam das Leben Alexander's häufiger in Gefahr, als hier und im Pendschab, nie mußte er selbst öfter persönlich am Kampfe Antheil nehmen, als in Indien. Dies gab den höfischen Dichtern und Gelehrten seiner Umgebung mannigfache Gelegenheit zu Schmeicheleien. So benutzten sie z. B. den Umstand, daß eines jener Bergvölker eine Festung hatte, welche gleich dem mythischen Geburtsort des Gottes Bacchus oder Dionysus Nisa hieß, um die Unternehmungen Alexander's durch die Erinnerung an Bacchus und seine Züge zu verherrlichen. Sie konnten dies um so leichter thun, als jenes Volk von Westen her eingewandert zu sein behauptete und einige abendländische Einrichtungen hatte; außerdem fand man im Lande desselben den dem Bacchus heiligen Weinstock, welchen die Macedonier dort seit langer Zeit zum ersten Male wieder antrafen. Ebenso bedienten sich jene Höflinge der griechischen Mythe zu einer andern Art von Schmeichelei, als bald nachher eine unersteigliche Bergfestung eingenommen wurde, der sie selbst den Namen Aornos, d. i. eine dem Fluge der Vögel unerreichbare Höhe, gaben. Sie fabelten, daß einst sogar Herkules vor dieser Feste nicht weniger als dreimal gescheitert sei.

Alexander kam endlich glücklich am Indus an, wo Hephästion und Perdikkas, nordwärts von dem heutigen Attock und der Mündung des Kabul-Flusses, eine Schiffbrücke über jenen Fluß geschlagen hatten.

Er marschirte sogleich weiter nach Taxila, der Residenz des Fürsten Taxiles, welche östlich vom Indus lag. Hier nahm Taxiles die Macedonier mit allem Pompe eines indischen Herrschers auf und zugleich erschienen mehrere Fürsten des benachbarten Landes, um dem siegreichen Könige zu huldigen. Taxiles Reich erstreckte sich im Osten bis zum Flusse Behut oder Dschelum, welcher von den Griechen Hydaspes genannt wurde und der erste der 5 östlichen Nebenflüsse des Indus ist, die das sogenannte Pendschab durchfließen und die mit ihrem heutigen Namen Behut oder Dschelum (Hydaspes), Dschinab (der Acesines der Alten), Rawi (Hyarotis), Bejah (Hyphasis) und Setledsch (Zadadrus) heißen. Im Osten des Behut begann das Reich des Porus, welcher des Taxiles Feind war. Alexander hatte denselben auffordern lassen, an der Grenze seines Landes zu erscheinen und von ihm die Entscheidung über sein Verhältniß zu Taxiles zu erhalten; Porus aber hatte die Antwort gegeben, er werde die Macedonier an der Spitze seines Heeres daselbst erwarten. Alexander marschirte hierauf, von den Truppen des Taxiles und anderer indischen Fürsten begleitet, nach dem Behut. Der Uebergang über den Fluß war sehr schwierig, weil Porus mit seinem Heere auf dem anderen Ufer stand und Alexander gerade in der Regenzeit dahin gekommen war. Die Macedonier lagerten sich dem Feinde gegenüber. Nach einiger Zeit ersah Alexander einen günstigen Augenblick, marschirte, während er den Kraterus mit 20,000 Mann im Lager zurückließ, selbst mit auserlesenen Truppen einige Stunden stromaufwärts, gewann das rechte Ufer und schuf so, indem er das indische Heer auf sich selbst anzog, seiner Hauptmacht unter Kraterus die Möglichkeit, gleichfalls den Uebergang zu bewerkstelligen. Dieser Uebergang über den mächtigen Fluß fast im Angesicht des Feindes, sowie die unmittelbar folgende Schlacht wird von allen Sachkundigen für eine der größten Kriegsthaten des Alterthums gehalten (326 v. Chr.).

In dieser Schlacht siegte, wie überall, die europäische Geistesüberlegenheit und Taktik über orientalische Unbeholfenheit, obgleich die Macedonier anfangs durch die Kriegs-Elephanten, welche hier zum ersten Male in großer Zahl ihnen entgegen geführt wurden, sehr zu leiden hatten. Nicht weniger als 20,000 Indier, unter ihnen auch zwei Söhne des Porus, verloren das Leben; Porus selbst gerieth nach tapferem Kampfe in macedonische Gefangenschaft. Alexander behandelte den besiegten König auf edle Weise. Er trat ihm, als er vorgeführt wurde, mit Würde und Freundlichkeit entgegen. Auf seine Frage, was Porus von ihm wünsche, lassen die Schriftsteller den Indier antworten: „Daß du mich königlich behandeln mögest." Alexander suchte in der That den besiegten König durch Großmuth ganz für sich zu gewinnen, um sich seiner als eines guten Werkzeugs zur Befestigung

seiner Herrschaft in Indien bedienen zu können. Er gab ihm nicht allein sein Fürstenthum zurück, sondern vergrößerte dasselbe auch so sehr, daß Porus dem Taxiles an Macht gleich ward und so beide Fürsten einander im Zaum hielten. Auch die Städte und kleinen Staaten, welche Alexander auf seinem weiteren Marsche nach Osten unterwarf, übergab er dem Porus; denn er wollte in Indien nicht, wie in Persien, eine rein macedonische Herrschaft einrichten, sondern er machte es ebenso, wie die Engländer es bei ihren indischen Eroberungen gemacht haben: er gab den einzelnen Fürsten als seinen Vasallen oder Verbündeten eine solche Stellung, daß sie durch gegenseitige Eifersucht in Abhängigkeit gehalten wurden. Auf jede andere Weise würde es unmöglich gewesen sein, vom fernen Westen aus die Herrschaft dieses entlegenen und eigenthümlichen Landes dauernd zu behaupten. Uebrigens mußten die indischen Vasallen und Bundesgenossen Alexander's zugeben, daß neue Städte in ihrem Lande gegründet wurden, oder mit anderen Worten, daß griechische Festungen und eine Anzahl Macedonier und Griechen, welche in denselben zurückgelassen wurden, bei den Unterworfenen das Bewußtsein der macedonischen Oberherrschaft wach erhielten und im Fall eines Aufstandes dieselbe so lange vertheidigten, bis vom Westen her Hülfe kam. Am Behut-Flusse erbaute Alexander zwei Städte: die eine, welche er nach seinem Lieblingspferde, das hier in Indien starb, Bucephala benannte, an der Stelle, wo der Weg von Kaschmir her über den Fluß führte; die andere aber unter dem Namen Nicäa oder Siegesstadt drei Meilen weiter abwärts, da, wo die Macedonier über den Behut gesetzt waren.

Alexander wandte sich, nach der Besiegung des Porus, nordöstlich in die Vorketten des Himalaya-Gebirges, um die kriegerischen Stämme, deren Wohnsitze die fruchtbaren Ebenen des Pendschab im Norden begrenzten, theils zu unterwerfen, theils zurückzuschrecken. Auf diesem Zuge drang er östlich bis zum Hyphasis oder Bejah vor. Die Bewohner jener Berglandschaften waren, wie alle indischen Völkerschaften, mit welchen Alexander in Berührung kam, arm an Geld und boten also der Raubsucht der Macedonier nichts dar. Dagegen waren die Märsche in ihrem Lande, zumal da sie gerade in die Regenzeit fielen, sehr beschwerlich, die Einwohner leisteten einen hartnäckigen Widerstand und alle Schlachten und Belagerungen kosteten viel Blut, so daß z. B. bei der Einnahme einer einzigen Burg nicht weniger als 1200 Macedonier schwer verwundet wurden. Die Soldaten Alexander's wurden daher sehr unzufrieden und als man endlich die Ufer des Hyphasis, des östlichsten der fünf Ströme, erreichte, jenseits dessen die große Wüste beginnt, welche das Indusland vom Gangesgebiete scheidet, weigerten sie sich, ihrem Könige, der auch nach dem Ganges-

Lande ziehen wollte, weiter zu folgen. Sie hörten von der großen Wüste, welche zwischen diesem Lande und dem Hyphasis liege, von der außerordentlich starken Bevölkerung in dem östlichen Indien, von ihren zahlreichen Kriegsheeren und von der Menge ihrer Kriegs-Elephanten; sie murrten daher laut, als Alexander Anstalten traf, um über den Hyphasis zu setzen.

Der König bot einige Tage hindurch vergebens Alles auf, um der Unzufriedenheit seines Heeres zu begegnen. Er ließ seine Generale und Obersten zusammenkommen, damit er zuerst sie und dann durch sie das Heer für sein Vorhaben begeistere. Seine Vorstellungen machten keinen Eindruck, weil von den weiteren Eroberungen offenbar kein Vortheil für das bereits gegründete große Reich, sondern nur die Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde zu erwarten war. Alle Generale blieben stumm, bis endlich, als Alexander sie zur Aeußerung ihrer Meinung aufforderte, der alte Könus, der schon unter Philipp General gewesen war, das Wort ergriff. Seine Rede, welche einer der griechischen Geschichtschreiber Alexander's uns überliefert hat, ist ein wahres Meisterstück und verräth ebensoviel richtige Einsicht in die Lage der Dinge, als Ergebenheit und Bewunderung für einen geliebten König. Er bewies demselben, daß die Generale mit allem ihrem Einfluß die Truppen nicht zum weiteren Marsche würden bewegen können und der Jubel, in welchen einige Tage nachher, als Alexander sich zur Rückkehr entschloß, das ganze Heer ausbrach, bewies, wie wahr der alte Kriegsmann geredet hatte. Alexander ließ sich nicht sogleich überzeugen, sondern suchte noch immer auf andere Weise die Gemüther umzustimmen. Er berief am folgenden Tage die Generale noch einmal zu sich und erklärte ihnen: er für seine Person werde weiter gehen; wer ihm nicht folgen wolle, möge umkehren; er werde Keinen zurückhalten; sie möchten aber in der Heimath ihren Landsleuten sagen, daß sie ihren König mitten in Feindesland verlassen hätten. Mit diesen Worten zog er sich in sein Zelt zurück. Hier ließ er drei Tage lang Niemand vor sich und spielte den Erzürnten, in der sicheren Erwartung, daß die Stimmung des Heeres sich ändern würde. Allein Alles war vergeblich. Er erkannte zuletzt klar und deutlich, daß man ihm, wenn er bei seinem Vorsatz beharre, den Gehorsam aufkündigen werde und entschloß sich daher zur Umkehr. Um nicht den Schein aufkommen zu lassen, als wenn er zu diesem Beschlusse gezwungen worden sei, ließ Alexander durch Opfer den Willen der Götter befragen. Die Zeichen fielen natürlich ungünstig aus und der König verkündete also zur größten Freude des Heeres seine Absicht, sich dem göttlichen Ausspruche zu unterwerfen und umzukehren. Zum Andenken an die Siege der Macedonier wurden an den Ufern des Hyphasis, der östlichen Grenze

des großen Alexanderzuges, zwölf steinerne thurmartige Gebäude errichtet, welche von den griechischen Schriftstellern Altäre genannt werden, weil Alexander auf ihnen vor seinem Rückmarsch den Göttern feierliche Opfer darbrachte.

Zu Ende des Sommers 326 v. Chr. trat Alexander diesen Rückmarsch wirklich an. Sein Weg ging durch die Ebene des Pendschab, über die Stadt Alexandria, welche Hephästion am Ufer des Dschinab erbaut hatte, nach Bucephala und Nicäa am Behut. Von hier fuhr Alexander zum Indus-Flusse hinab und dann auf diesem weiter südlich bis zum Meere selbst. Vortrefflich waren die Einrichtungen, welche er in Hinsicht auf das seither eroberte Land traf. Porus, den er zu seinem dankbaren Freunde gemacht hatte, herrschte unter dem Namen eines Verbündeten vom Behut bis zum Setledsch. Das zwischen dem erstgenannten Flusse und dem Indus gelegene Land gehörte dem Taxiles, dessen Verhältniß zu Alexander das eines Vasallen war. Diesseit des Indus, wo alle für unüberwindlich gehaltenen Festungen eingenommen worden waren, regierte ein macedonischer Statthalter, der Besatzungstruppen unter sich hatte und an welchen Taxiles gewiesen war. Der Einmarsch von Persien her stand also den Macedoniern jeden Augenblick offen.

Alexander's Zug vom Behut-Fluß bis zum indischen Meere und von da durch Beludschistan und Kerman nach Persien ist eine der wichtigsten Unternehmungen, welche er je machte. Wollte man auch in seinen übrigen Zügen nichts als das Streben aller Eroberer, von denen die Geschichte berichtet, oder mit anderen Worten blos jene unersättliche Begierde nach Reichthum, Herrschaft und Ruhm erblicken, die den Menschen, wenn er einmal aus den Schranken des gewöhnlichen Lebens herausgetreten ist, so leicht ergreift: so muß man doch in dem Zuge nach der Indus-Mündung und von da nach Persien, dem gefährlichsten Unternehmen, welches je mit einem Heere gewagt worden ist, die wunderbare Größe des Geistes anerkennen, der die engen Grenzen des Wissens seiner Zeit zu erweitern und das noch nicht Erforschte ans Licht zu bringen bestrebt war. Alle Eroberer, welche nach Alexander in das östliche Asien zogen, von Seleukus I. an bis auf Nadir Schach, kehrten auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach Persien zurück. Alexander allein wählte einen andern Weg; er hat dadurch dem Abendlande zuerst die Kenntniß des unteren Indus, sowie der Küste des indischen Meeres von diesem Flusse an bis zur Stadt Bassora verschafft und eine ganz neue Verbindung zwischen dem äußersten Osten und Westen der Welt eröffnet. Alexander's großer Geist zeigt sich besonders da, wo man seine Unternehmungen in Indien mit den Zügen anderer Eroberer, z. B. des Ghasnavidischen Sultans Mah-

mud I. vergleichen kann. Dieser Fürst, welcher um das Jahr 1000 n. Chr. lebte, drang mehrmals in Indien ein, aber er that dort nichts Anderes, als daß er plünderte, zerstörte und gegen den religiösen Glauben der Einwohner wüthete. Alexander dagegen unterwarf das Land, schützte und sicherte es und schonte die Landessitten. Daher blieben auch nach Alexander's Tod die von ihm eroberten Gegenden Indiens mit dem von Griechen beherrschten mittleren Asien in Verbindung, Mahmud's indische Herrschaft aber stürzte zusammen, sobald sein und seines Sohnes Säbel zerbrach.

Alexander hatte, schon als er nach Porus Besiegung am Behut hinaufgezogen war, in den großen Waldungen, die den oberen Lauf dieses Flusses umgeben, Schiffsbauholz fällen und nach Bucephala und Nicäa hinabflößen lassen. Hier war, während seines weiteren Zuges, zum Befahren des Indus eine Flotte von größeren und kleineren Fahrzeugen gezimmert worden und man trieb zu demselben Zweck außerdem noch von den Eingebornen so viele Schiffe als möglich zusammen. Etwa einen Monat nach Alexander's Ankunft am Behut waren die Schiffe zur Abfahrt bereit. Die Gesammtzahl der Fahrzeuge, aus welchen die Flotte bestand, wird zwar auf 1800 angegeben, aber viele von ihnen waren bloße Flöße zum Transport der Pferde, größere Schiffe mit je 30 Ruderern waren nur 80. Alexander suchte aus seinem Heere alle diejenigen aus, welche auf den griechischen Inseln, in Phönicien, an der kleinasiatischen Küste oder in andern durch Schifffahrt ausgezeichneten Ländern geboren waren und bildete aus ihnen die eigentliche Schiffsmannschaft, welche die Dienste von Matrosen und Ruderern zu versehen hatte. Die Leitung des Ganzen erhielt Nearchus, einer der vorzüglichsten Generale Alexander's, ein Mann von Umsicht, Kraft und wissenschaftlichen Kenntnissen. Obersteuermann des Hauptschiffes ward der Schmeichler Onesikritus, welcher später eine mit Lügen und Uebertreibungen angefüllte Geschichte von Alexander's Feldzügen verfaßt hat. Von dem Heere schifften sich etwa 8000 Mann unter der persönlichen Anführung des Königs ein, die übrigen marschirten in 2 Abtheilungen unter Kraterus und Hephästion längs den Ufern des Flusses hinab.

Zu Anfang des November's (326 v. Chr.) trat Alexander, nach feierlichen Opfern, die Fahrt an. Nach 5 Tagen gelangte man an die Stelle, wo der Dschinab sich mit dem Behut vereinigt. Hier schiffte Alexander seine Truppen aus, vereinigte sich mit Kraterus und Hephästion und machte dann einen Zug zu Lande, welcher dem östlich wohnenden Volke der Maller galt. Er kam bei dieser Unternehmung bis über den Rawi-Fluß hinaus, schlug die Maller mehrere Male und nahm ihnen ihre festen Städte weg. Die Maller waren, wie alle

Völkerschaften jener Gegenden und am ganzen unteren Indus hinab, zwar sehr tapfer, aber dessen ungeachtet leicht zu besiegen; denn sie zerfielen in eine Anzahl unter sich feindseliger Staaten und konnten deswegen keinen erfolgreichen Widerstand leisten.

Bei Eroberung einer Stadt der Mallen verlor Alexander selbst beinahe sein Leben. Mit Heldenmuth schlugen die Letzteren die Angriffe ihrer Feinde zurück und schon begann den Macedoniern der Muth zu sinken, als Alexander selbst mit den Generalen Peucestes und Leonnatus auf einer Sturmleiter zur Höhe der Mauer hinaufstieg. Er hatte aber kaum die daselbst befindlichen Feinde hinabgestürzt, als die Leiter mit den nachfolgenden Generalen zusammenbrach und er selbst verlassen und allein auf den Zinnen der Mauer stand. Vergebens forderten die Seinigen ihn auf, sich durch einen Sprung rückwärts zu retten; er sprang statt dessen in das Innere der Stadt selbst hinab. Hier schützte er sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gekehrt, durch Schild und Schwert gegen die andringenden Feinde, bis endlich Peucestes, Leonnatus und Andere von neuem die Mauer erstiegen hatten und ihm zu Hülfe kamen. In demselben Augenblick, als dies geschah, ward Alexander durch einen feindlichen Pfeil schwer verwundet und stürzte besinnungslos nieder. Seine Generale deckten ihn mit ihren Schilden, aber auch sie waren bald erschöpft und Alexander wäre verloren gewesen, wenn nicht die Nachricht von seiner Lage sich schnell unter den Soldaten verbreitet hätte. Mit verzweifeltem Muthe erstieg ein Theil von diesen die Mauer, ein anderer Theil drang durch ein im Sturm genommenes Thor in die Stadt ein; so gelang es endlich nach einem furchtbaren Gemetzel den Macedoniern, ihren König zu retten. Dieser war in Folge seiner Verwundung mehrere Tage lebensgefährlich krank; seine kräftige Natur siegte aber, zur Freude des Heeres, bald wieder über die gefährliche Krankheit, die auf alle Theile des Heeres einen furchtbaren Eindruck gemacht hatte. Die Soldaten waren in der größten Bestürzung gewesen, weil sie den einzigen Führer zu verlieren fürchteten, der sie, wie sie glaubten, wieder nach Persien zurück zu geleiten vermöge. Ihre Angst und Verzweiflung war so groß, daß die entfernteren Heerestheile sogar dann, als Briefe des Königs selbst ihnen seine fortschreitende Genesung anzeigten, nicht an seine Rettung glauben wollten, sondern sich der Meinung hingaben, diese Briefe seien von den Generalen geschrieben worden, um die Gemüther der Soldaten zu beruhigen. Ja, als Alexander halb genesen sich flußabwärts zum Lager des Hauptheeres fahren ließ, meinten die Soldaten, nicht er, sondern seine Leiche befinde sich auf dem Schiffe; und nicht eher ließen sie sich von ihrer Meinung abbringen, als bis Alexander selbst sich ihnen zeigte.

Der noch unbesiegte Rest der Maller, sowie einige benachbarte Stämme unterwarfen sich den Macedoniern freiwillig. Alexander segelte hierauf den Rawi-Fluß hinab und an den Mündungen des Dschinab und Behut vorüber bis dahin, wo die vereinigten Flüsse des Pendschab sich in den Indus ergießen. Hier baute er eine neue Alexanderstadt und ließ einen Theil des Heeres unter dem General Philippus zurück, den er zum Statthalter der bis zu dieser Stelle reichenden indischen Provinz seines Reiches ernannte. Der Zug gegen die Maller und ihre Nachbarn war nämlich nicht etwa, wie der Plan an den Ganges zu ziehen, eine bloße Unternehmung des Ehrgeizes, sondern Alexander hatte dabei und bei der Errichtung jener Statthalterschaft die Absicht, die Verbindung Persiens mit Indien auf eben dieselbe Weise herzustellen und zu sichern, wie er dies in den Gegenden, durch welche er in Indien eingedrungen war, gethan hatte. Wegen seines persönlichen Antheils an den gefährlichen Kämpfen mit den Mallern darf man ihm nicht, wie seine Generale Hephästion, Kraterus und Ptolemäus thaten, den Vorwurf machen, daß er dabei die Pflicht des Soldaten mit der des Feldherrn verwechselt und dadurch den Zweck des Krieges selbst auf's Spiel gesetzt habe. Der Eindruck, welchen jene Heldenthat auf seine Soldaten machte und der verdoppelte Antheil, den sie nach jedem gefährlichen Wagestück Alexander's an ihm nahmen, rechtfertigten ihn vollkommen und zeigen, daß er besser, als seine Generale, die Griechen und Macedonier und das, was ihre Seelen fesselte und befeuerte, erkannt hatte.

Mit dem einen Theile des Heeres fuhr er nun mit der Flotte auf dem Indus hinab, während der andere unter Kraterus wieder längs den Ufern hinzog. In dem Lande der Sogden ließ er ein zweites Alexandria bauen, welches nach dem umwohnenden Volke das sogdische genannt wurde. Diese Stadt ward die Hauptstadt der südlichen Satrapie des Indus-Landes, welche Alexander dem Macedonier Python und dem baktrischen Fürsten Oxyartes als Statthaltern übergab. Nachdem das Heer durch das Land der Sogder, die sich freiwillig unterwarfen, gezogen war, drang es in das Reich des indischen Fürsten Musikanus ein, welcher Widerstand vorbereitet hatte, aber, durch Alexander's unerwartet schnelle Ankunft überrascht, sich ebenfalls sogleich unterwarf. Er ward als macedonischer Vasall im Besitze seines Reiches bestätigt, aber auch in seinem Lande wurde eine Alexanderstadt erbaut. Ein anderer Fürst, Oxykanus, welcher sich gegen die Macedonier vertheidigte, wurde bald besiegt und verlor im Kampfe das Leben. Während hierauf Alexander das Land eines dritten Fürsten, Sambus, besetzte, welcher vor ihm über den Indus in die Wüste entflohen war, reizten die Brahmanen den Musikanus und seine Unter-

thanen zur Empörung und zur Ermordung der macedonischen Besatzung auf. Alexander eilte zurück, unterwarf die Empörten und bestrafte den Aufstand mit furchtbarer Strenge. Namentlich mußten die Brahmanen schwer dafür büßen, daß sie ihre Landsleute zur Wiedereroberung ihrer Freiheit entflammt hatten: eine Menge derselben wurde zugleich mit Musikanus, welcher fliehend in die Gewalt der Macedonier gefallen war, an den Landstraßen aufgeknüpft.

Nachdem Alexander den Abfall der Unterworfenen grausam bestraft hatte, zog er in das Delta des Indus, dessen Bewohner ihm keinen Widerstand leisteten. Die Stadt Patala, welche da, wo der Fluß in zwei Hauptarme sich spaltete, an einer für den Handel wie für die Vertheidigung des Landes sehr wichtigen Stelle lag, ließ Alexander befestigen. Hierauf schiffte er zweimal nach einander, zuerst auf dem einen, dann auf dem anderen Arme des Indus, zum Meere hinab, um die Mündungen des Flusses zu erforschen. Beide Fahrten waren sehr gefährlich, da die meilenweit in den Indus hinaufwirkende Ebbe und Fluth durch große Heftigkeit und Schnelligkeit sich auszeichnet, und Alexander mit seinen Griechen hier zum ersten Male diese dem europäischen Mittelmeer fast ganz fremde Erscheinung erlebte. Bei der zweiten Fahrt zum Meere, welche auf dem östlichen Arme des Indus Statt fand, wurde eine geeignete Stelle in der Nähe der Mündung zur Anlage eines befestigten Hafens auserschen.

Schon ehe Alexander in das Indus-Delta eingetreten war, hatte er den dritten Theil seines Heeres unter der Anführung des Kraterus, den Rückmarsch nach Persien antreten lassen. Kraterus sollte seinen Weg so nehmen, daß er durch die heutigen Länder Kutsch-Gundawa und Sarawan nach dem Zareh-See und von da durch die Wüste von Sedschestan nach Kerman gelange. Alexander selbst beschloß, mit dem übrigen Heere an der Küste von Mekran hin und dann durch das westliche Beludschistan nach Kerman zu ziehen, wo Kraterus mit ihm wieder zusammentreffen sollte. Die Flotte endlich sollte unter Nearch's Leitung aus dem Indus in den persischen Busen fahren und so die bis dahin noch unbekannten südlichen Küsten von Alexander's asiatischem Reich, ihre Häfen, Flüsse und Landungsplätze auskundschaften. Diese drei Unternehmungen gehören zu den großartigsten, welche die Macedonier gemacht haben, und vollendeten die Entdeckung und Eroberung aller Länder bis an den Indus, sowie die Verbindung derselben unter einander und mit Europa. Die Erbauung von Städten am Indus und die Errichtung von zwei Satrapieen an demselben, hatte den Zweck gehabt, diesen Fluß von Taxiles Herrschaft an bis zum Meere hin zu sichern. Jetzt galt es dem großen König, außer dem Wege, auf welchem er in Indien eingedrungen war, auch im Süden

dieses Landes eine Verbindung mit Persien herzustellen. Er ließ deshalb sein Heer in zwei verschiedenen Richtungen den Rückmarsch antreten. Früher hatte er das Gebirge, welches Indien von Persien trennt, von Persien aus und im Norden erobert; jetzt wollte er es von Indien her und auf der Südseite eröffnen. Er führte, wiewohl mit großen Opfern, diesen Plan auch aus und setzte beide Länder in eine Verbindung, welche weder früher Statt gefunden hatte, noch auch später je wieder möglich geworden ist; denn kein Beherrscher von Persien, außer Alexander, hat alle Pässe und Bergfesten auf der Westseite Indiens in seiner Gewalt gehabt und alle dortigen Völkerschaften unterworfen, er allein hat die Scheidewand der Gebirge zwischen beiden Ländern gleichsam hinweggenommen.

14. Alexander's Rückkehr aus Indien.

Alexander's Marsch von Indien nach Persien war der am wenigsten vom Glück begünstigte aller seiner Züge, und der dadurch erreichte großartige Zweck, beide Länder auch auf der Südseite mit einander in Verbindung zu bringen, mußte sehr theuer bezahlt werden, und zwar aus dem Grunde, weil Alexander von den Schwierigkeiten des gewählten Weges keine richtige Vorstellung hatte, und auf den unglücklichen Gedanken verfiel, längs der Küste von Mekran hin zu ziehen. Diese Küste ist eine flache Sandwüste, welche auf der Landseite durch ein breites, nacktes Felsengebirge von einer andern Wüste geschieden wird. Wilde Raubhorden bewohnen diese kahlen Gebirge, einzelne in meilenweiter Entfernung von einander angesiedelte Fischer die Einöde der Küste, Bäche, welche in der Regenzeit hoch anschwellen, den größeren Theil des Jahres aber eingetrocknet sind, ziehen von den Gebirgen zum Meere hinab. Pflanzen und Quellen sind in der Wüste eine große Seltenheit, und zu den Entbehrungen, welche hier der Wanderer erdulden muß, gesellt sich noch die große Qual einer glühenden Hitze, die mit dem Beginn der Nacht sich stets mit plötzlichem Uebergang in Kälte umwandelt. Die Sage berichtet, daß Semiramis und Cyrus auf dem Marsche durch diese furchtbaren Gegenden ihr ganzes Heer eingebüßt hätten; das Alterthum hat daher auch Alexander's Zug mit diesen fabelhaften Erzählungen in Verbindung gebracht und dem großen Könige unwürdiger Weise Schuld gegeben, er habe nur darum diesen Weg gewählt, weil er der Welt habe zeigen wollen, daß er durch seine Thaten selbst den größten König der Perser und die berühmteste Herrscherin Asiens übertroffen habe.

Alexander brach gegen das Ende des Sommers 325 v. Chr. von Patala auf. Er kam, als er das westliche Grenzgebirge Indiens überstiegen hatte, zuerst in das bewohnbare Land der Oriten, welches auf

seiner entgegengesetzten Seite an die Wüste von Mekran stößt. Die Oriten wurden unterworfen, an einem Hafen der Küste eine Alexanderstadt erbaut, und die Generale Apollophanes und Leonnatus, jener als Statthalter, dieser als Anführer der Truppen, daselbst zurückgelassen. Diese sollten nicht blos das Land verwalten und behaupten, sondern namentlich dafür Sorge tragen, daß man in den Häfen desselben Trinkwasser und Lebensmittel einnehmen könne; denn Alexander hatte den Weg längs der Küste zum Theil deshalb gewählt, um dieselbe für seine Flotte zugänglich zu machen und dieser die vorgeschriebene Fahrt zu erleichtern. Sobald die Macedonier das Land der Oriten verlassen hatten, begann jener furchtbare Marsch durch die Wüste, welcher einen großen Theil des Heeres vernichtete. Sechszig Tage dauerte dieser grauenvolle Marsch, und als die Macedonier am Ende der Wüste in Pura, der in dem jetzigen Kohistan gelegenen Hauptstadt von Gedrosien, ankamen, soll kaum mehr als der vierte Theil von ihnen übrig gewesen sein.

Manche haben die von den alten Schriftstellern gegebene Schilderung dieses Zuges für übertrieben gehalten; wer aber an die Beschaffenheit der Wüsten des heißen Südens oder auch nur an Napoleon's russischen Feldzug denkt, wird an der Wahrheit dieser Berichte nicht zweifeln, zumal da dieselben aus den Tagebüchern Nearch's entlehnt sind, der bei seinen öfteren Landungen jene Küste selbst kennen lernte. Die sengende Hitze und der Mangel an Lebensmitteln brachten tödtliche Krankheiten hervor und sehr viele Soldaten starben vor Hunger. Man schlachtete aus Mangel an Lebensmitteln die Pferde und Zugthiere, um ihr Fleisch zu essen; ja, man tödtete zuletzt die Maulthiere, welche die Wagen der Kranken zogen, und überließ diese ihrem Schicksale. Kam man nach längerem Marsche an ein Wasser, so stürzten Viele trotz der Erhitzung ihres Körpers auf dasselbe los und büßten ihre unbezähmbare Gier mit einem augenblicklichen Tode. Einst hatte das Heer sich an dem fast ganz ausgetrockneten Bette eines Baches gelagert und blieb, um zu rasten, einen ganzen Tag an dieser Stelle; in der Nacht aber füllte sich der Bach durch starke Regengüsse, die im Gebirge gefallen waren, mit einer solchen Schnelligkeit und solcher Wassermenge, daß viele Menschen und Thiere, sowie der größte Theil des Gepäckes ein Raub der Fluthen wurden. Zuletzt verirrten sich sogar die eingeborenen Führer, welche Alexander mitgenommen hatte, und dem ganzen Heere schien der gewisse Untergang bevorzustehen. Zucht und Ordnung löste sich auf, und dadurch wurde das Unglück noch gesteigert. Die Soldaten bemächtigten sich gewaltsam der Vorräthe, und verzehrten auf einmal, was für längere Zeit hatte ausreichen sollen. An Bestrafung war natürlich nicht zu denken. Alexander seiner-

seits theilte alle Mühen und Qualen mit seinen Soldaten, und suchte auf jede Weise ihr trauriges Loos zu mildern. Es wird erzählt, daß er eines Tages, als ihm ein Soldat einen Trunk Wasser, den einzigen Ueberrest einer ausgetrockneten Lache, darreichte, diesen mit den Worten weggeschüttet habe, es sei für Einen zu viel, für Alle aber zu wenig.

In Pura erholte sich der Rest des unglücklichen Heeres. Dann zog man durch angebaute Gegenden nach Karamanien oder Kerman. Hier traf auch Kraterus, der auf einem viel besseren Wege über Kandahar und am Helmind hin marschirt war, mit seinem Heere ein. Auch wurde hier Alexander durch die Ankunft Nearch's überrascht, welcher fünf Tagereisen südwärts gelandet und auf die Nachricht, daß der König so nahe sei, zu ihm geeilt war. Nearch begab sich bald wieder zur Flotte zurück und setzte dann seine Fahrt bis zur Mündung des Euphrat fort. Alexander aber theilte sein Heer in zwei Theile; mit dem einen sollte Hephästion nach der Meeresküste gehen, um längs derselben bis in die Nähe jener Mündung und dann aufwärts nach Susa zu marschiren, den andern führte er selbst auf dem nächsten Wege, über Pasargadä, eben dahin. Nearch, welcher später seinen Reisebericht in einem eigenen Buche bekannt machte, hatte seine Entdeckungsreise vom unteren Indus bis nach Karamanien nicht ohne viele Schwierigkeiten und Gefahren gemacht, aber auch die Kenntniß des indischen Meeres und seiner Küsten sehr erweitert. Er wurde, nachdem er die weitere Fahrt glücklich vollbracht hatte, von Alexander königlich belohnt und sogleich mit der Leitung einer zweiten Entdeckungsreise beauftragt, welche die Erforschung der Küste von Arabien und des benachbarten Afrikas zum Zweck hatte, durch Alexander's Tod aber vereitelt wurde.

Ehe Alexander aus Karamanien aufbrach, hielt er zur Feier seiner Rückkehr Festzüge und Dankopfer, stellte Kampfspiele an und theilte unter seine Soldaten und Officiere Belohnungen aus. Er suchte sich außerdem von den Beschwerlichkeiten des indischen Feldzuges auf seine Weise zu erholen, und sich, wie tapfere Soldaten und Seeleute zu thun pflegen, nach langer Entbehrung durch doppelten Genuß zu erquicken. Daher folgte auf dem Zuge durch Karamanien ein Fest dem anderen, und das unmäßige Trinken wurde damals an Alexander's Hof Sitte. Die fabelnden und rhetorischen Geschichtschreiber Alexander's haben dies zu effectvollen Gemälden benutzt und zu diesem Zwecke sich so große Uebertreibungen erlaubt, daß in ihren Schriften der Marsch von Pura nach Susa wie ein Theateraufzug und Alexander selbst wie ein zweiter Bacchus erscheint. Er zog, heißt es, sieben Tage lang auf einem prachtvollen, mit einer goldenen Tafel verzierten Wagen umher,

Weinfässer waren an der Landstraße aufgestellt, das Heer marschirte taumelnd von einem zum andern u. dgl. m. Ein besonnenerer und verständigerer griechischer Geschichtschreiber dagegen hat mit Recht alle diese tollen Abenteuerlichkeiten als eines Alexander's unwürdig verworfen und sich dabei auf die Zeitgenossen und Begleiter des Königs berufen, in deren Schriften nichts von dieser Art vorkommt.

15. Alexander nach seiner Rückkehr aus Indien.

Während Alexander in Indien war, hatte ein großer Theil der zurückgebliebenen Statthalter und Generale sein Vertrauen mißbraucht, und die ihnen übergebene Macht zu den größten Zügellosigkeiten benutzt. Es wurden dem König die ärgsten Verbrechen gemeldet, zu welchen sich diese Männer durch Habgier und Hang zur Schwelgerei hatten hinreißen lassen: Tempel waren geplündert, die härtesten Bedrückungen ausgeübt und abscheuliche Frevel an Frauen und Mädchen begangen worden. Alexander bestrafte die Verbrecher mit schonungsloser Strenge. Schon in Karamanien, wohin ein großer Theil der Statthalter und Generale beschieden worden war, hatte er die Frevler unter ihnen durch Absetzung, Gefangenschaft oder Hinrichtung bestraft. Allen übrigen ward durch ein königliches Schreiben geboten, in eigener Person nach Susa zu kommen, um Rechenschaft abzulegen.

In Pasargadä fand Alexander das heilige Gebäude, in welchem die Leiche des Cyrus lag, geplündert und zerstört. Er hatte dasselbe bei seiner ersten Anwesenheit in dieser Stadt mit neuem Schmuck versehen lassen und zugleich der Priesterfamilie, welche es bewachte und an bestimmten Tagen Opfer darbrachte, geboten, ihren frommen Dienst fortzusetzen. Der König wußte nämlich, daß die Perser das Grab als ein Nationalheiligthum und den regelmäßigen Gottesdienst bei demselben als eine die Fortdauer ihres Reiches sichernde Einrichtung betrachteten; er hatte also wichtige Gründe, diese Anstalt zu erhalten und zu beschützen, da er ja nicht als Zerstörer, sondern als Wiederhersteller der persischen Monarchie angesehen werden wollte. Es mußte ihn daher schon aus diesem Grunde sehr erbittern, daß er bei seiner Rückkehr aus Indien das Gebäude zum Theil zerstört, die in demselben befindlichen Kostbarkeiten geraubt und die Leiche verstümmelt fand. Er ließ sofort Alles so gut wie möglich wieder herstellen und gab sich die größte Mühe, den Thäter aufzufinden. Dieser wurde jedoch nicht entdeckt; denn die Magier, welche das Grab bewachten, waren, obgleich sie grausam gefoltert wurden, zu keinem Geständniß zu bringen. Dagegen wurden der seitherige Satrap der Provinz, der Perser Orxines und der Macedonier Polymachus von ihren persönlichen Feinden dieser That beschuldigt. Weil diese beiden Beamten außerdem von vielen

Einwohnern der Provinz anderer schwerer Vergehungen angeklagt wurden, so ließ Alexander Beide hinrichten; an der Beraubung des Grabes waren sie jedoch schwerlich schuldig. Auf dem Marsche von Pasargadä nach Susa und in der letzteren Stadt wurden noch mehrere Statthalter und Officiere wegen der von ihnen begangenen Frevel mit dem Leben bestraft.

Nach seiner Ankunft in Susa war Alexander vor allem Anderen darauf bedacht, die Macedonier und Perser auf jede Weise in eine Nation zu verschmelzen und namentlich den Adel beider Völker mit einander innig zu verbinden. Er gab zu diesem Zwecke seinen Leibwächtern oder Marschällen, welche ebenso wie seine vorzüglichsten Generale dem macedonischen Adel angehörten, Töchter aus alten persischen Familien zu Gemahlinnen, verheirathete zugleich 10,000 Macedonier von geringerem Stande mit Perserinnen und nahm selbst eine Tochter des Darius, welche bei den griechischen Schriftstellern die drei verschiedenen Namen Barsine, Arsinoë und Statira trägt, zur Gemahlin, nachdem er bereits seit seinem sogdianischen Feldzuge mit Roxane, des baktrischen Fürsten Oxyartes Tochter, vermählt war. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete er ein großes, allgemeines Hochzeitsfest und feierte dasselbe absichtlich mit der größten Pracht, um den Macedoniern und Persern auf recht glänzende Weise ihre Verschmelzung in Eine Nation anschaulich zu machen. Zugleich gab er sowohl den Prinzessinnen und adeligen Damen, welche er seinen Großen vermählte, als auch den 10,000 Bräuten seiner Soldaten eine ansehnliche Mitgift aus der Reichskasse. Außerdem bezahlte er damals allen Soldaten und Officieren des Heeres ihre Schulden, eine Ausgabe, welche dem geringsten Anschlage nach nicht weniger als 20,000 Talente oder 52 Millionen Gulden (gegen 29 Millionen Thaler) betrug. Endlich ehrte und belohnte er auch diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, auf echt königliche Weise; namentlich gewährte er dem Peucestes und Leonnatus, die ihm selbst in der Maller-Stadt das Leben gerettet hatten, sowie dem Admiral Nearchus, das in den Augen der Griechen glänzendste Ehrenzeichen, einen goldenen Kranz. An diese Belohnungen des Heeres und an die große gemeinschaftliche Hochzeitsfeier schloß sich eine Festlichkeit von ganz entgegengesetzter Art an. Es war nämlich ein alter indischer Brahmane und Büßer, Kalanus, dem macedonischen Heere bis nach Susa gefolgt. Die Macedonier liebten diesen sonderbaren Menschen, und Alexander selbst, der mit Sorgfalt die Weisheit des indischen Volkes zu erforschen strebte, unterhielt sich gern mit ihm. In Susa verfiel der Inder zum ersten Mal in seinem Leben in eine Krankheit, und sogleich faßte er, der indischen Ansicht vom Leben gemäß, den Beschluß, den Qualen körperlicher Leiden durch einen frei-

willigen Tod zuvorzukommen. Alexander ließ ihm, da er von diesem Vorsatze nicht wieder abzubringen war, nach indischer Sitte einen Scheiterhaufen errichten und seinen Tod auf festliche Weise feiern. Kalanus verbrannte sich mit jener kalten Standhaftigkeit und Ruhe, welche bei den Frommen des indischen Volkes häufig angetroffen wird und welche auf der diesem Volke eigenthümlichen Religion und Lebensansicht beruht.

Sowohl die persische Nation, als auch die macedonischen Generale nahmen die Güte und Freigebigkeit, welche Alexander ihnen bei der großen Hochzeitsfeier bewies, als den freundlichsten Beweis seiner Fürsorge auf. Ganz anders dagegen wurde die Sache von der großen Masse des macedonischen Heeres angesehen; denn diese wollte die Vortheile des Krieges durchaus nicht mit den Persern theilen. Ihr Unwille wurde noch lauter, als Alexander 30,000 Eingeborene, welche während des indischen Feldzuges in den verschiedenen Provinzen ausgehoben und auf macedonische Weise eingeübt worden waren, in das Heer aufnahm, und den Macedoniern ganz und gar gleichstellte. Seitdem dies geschehen war, herrschte unter den macedonischen Truppen eine sehr bedenkliche Stimmung und sie schienen nur auf eine Gelegenheit zu warten, um ihre Unzufriedenheit durch die That zu beweisen. Diese Gelegenheit zeigte sich, als Alexander auf seinem Zuge nach Babylon zu der am Tigris gelegenen Stadt Opis gelangt war und dort seine Absicht aussprach, 10,000 Veteranen aus dem Heere nach der Heimath zu entlassen. Die Soldaten sahen dies für nichts Anderes als eine List an, durch welche der König die unruhigen Köpfe aus dem Heere entfernen und den Asiaten einen größeren Einfluß verschaffen wollte. Kaum hatte er daher den Truppen seinen Entschluß verkündigt, als lautes Murren und Geschrei ausbrach. Alle Macedonier und Griechen des Heeres erklärten, sie würden nicht mehr dienen, der König solle sie alle, nicht bloß die 10,000, entlassen und sich ein Heer von lauter Asiaten bilden. Alexander benahm sich bei diesem offenen Aufruhr mit der Ruhe und Klugheit, welche man von einem so erfahrenen Feldherrn erwarten konnte. Er zeigte zuerst Ernst, ging mit seiner Leibwache mitten in die lärmende Menge hinein und ließ, ohne daß sich Jemand zu widersetzen wagte, 13 Soldaten, die er als Rädelsführer ansah, verhaften und zur Hinrichtung abführen. Nach diesem Beweise seiner Entschlossenheit und Festigkeit hielt er von neuem eine Anrede an die Truppen, erinnerte sie an seine und seines Vaters Verdienste um das macedonische Volk und suchte ihnen zu zeigen, daß die Macedonier ohne ihn nichts sein würden, daß aber er jetzt auch ohne die Macedonier eine große Macht besitze. Hierauf hieß er sie auseinander gehen und zog sich in seine Wohnung zurück, wo er keinem

Macedonier Zutritt gestattete. Er ließ die persischen Truppen vor seinem Palast aufziehen, übergab ihnen die Wachtposten des Schlosses und den Dienst bei seiner Person, erklärte eine Anzahl Perser feierlich für seine Verwandten und erlaubte denselben, so oft sie wollten, vor ihm zu erscheinen.

Dies wirkte; die macedonischen Soldaten empfanden Reue, zogen vor das Schloß, baten den König um Verzeihung und versprachen, die Anstifter des Aufruhrs auszuliefern und unbedingten Gehorsam zu leisten. Der König behielt seine Verstellung nicht länger bei, als bis er seinen Zweck vollständig erreicht hatte; er zeigte sich nach zwei Tagen den Macedoniern wieder, sagte ihnen, er erkläre sie alle für seine Verwandten, veranstaltete ein großes Mahl, an welchem 9000 Macedonier Theil nahmen, und gab hierauf durch die Art, wie er für die in die Heimath Entlassenen Sorge trug, den Soldaten einen Beweis seiner unveränderten Gesinnung gegen sie, ohne dabei Schwäche zu verrathen. Jedem der heimkehrenden Veteranen wurde nicht nur sein Sold bis zur Ankunft in Macedonien, sondern auch ein außerordentliches Geschenk von 2600 Gulden oder 1450 Thaler gegeben. Der König übernahm zugleich die Sorge für die ihnen von asiatischen Frauen geborenen Kinder, und versprach feierlich, dieselben als Macedonier erziehen zu lassen; ihnen selbst ertheilte er für ihre ganze übrige Lebenszeit das Ehrenrecht, bei allen Festen und öffentlichen Spielen einen Kranz zu tragen und die ersten Sitze einzunehmen. Bei ihrem Abmarsch endlich dankte er ihnen herzlich für ihre Tapferkeit und Treue, und nahm mit Thränen Abschied von den alten Gefährten seiner Kriege. Kraterus, der mit ihrer Führung beauftragt war, brachte dieselben glücklich in die Heimath zurück.

16. Griechische Angelegenheiten in den letzten Jahren der Regierung Alexander's.

Alexander hatte den ausgezeichneten, mit den macedonischen und griechischen Angelegenheiten sehr vertrauten Kraterus nicht ohne besonderen Grund zur Führung der Veteranen ausersehen. Sein Reichsverweser Antipater stand nämlich schon seit längerer Zeit in einem sehr gespannten Verhältniß zu Olympias, welche ihrem Einfluß auf die Regierung Macedoniens nicht entsagen konnte, und jenen daher beständig bei ihrem Sohne verklagte. Alexander selbst traute dem Antipater nicht mehr recht, seitdem er erfahren hatte, daß dieser insgeheim eine Verbindung mit den Aetolern eingegangen hatte. Wegen dieser Verhältnisse hatte der König den Beschluß gefaßt, Antipater aus Macedonien abzurufen und Kraterus an seine Stelle zu setzen.

Diese Absicht Alexander's machte auch die Ergreifung von Maß-

regeln nöthig, durch welche in der nächsten Zeit allen Bewegungen unter den griechischen Völkerschaften vorgebeugt werden sollte. Alexander ließ bei der Feier der olympischen Spiele den Befehl verkündigen, daß alle griechischen Staaten ihre Verbannten wieder aufnehmen sollten (324 v. Chr.). Diese Maßregel, welcher die Drohung gewaltsamen Zwanges beigefügt war, sicherte dem König einen treu ergebenen Anhang in allen griechischen Staaten. Die Zahl derer, welche in Folge dieses Gebots in ihre Heimath zurückkehrten, wird auf 30,000 angeschlagen; sie ist aber, wie alle Angaben in bestimmten Zahlen, unzuverlässig. Die Sache selbst war für den Zustand von Griechenland und für Alexander's Politik von der größten Wichtigkeit. Deshalb wagten es auch die Athener und Aetoler, sich ihr zu widersetzen. Jene hatten vor mehr als 30 Jahren alle Bewohner der Insel Samos, diese dagegen die der Stadt Oeniadä vertrieben und den Grundbesitz der Verjagten eingezogen und vertheilt; beide Völker kamen also durch Alexander's Gebot in große Verlegenheit. Sie fingen an, sich insgeheim zum Kriege zu rüsten, die Athener schickten aber außerdem auch Gesandte an den König ab, welche zwar ebenso, wie die der anderen griechischen Staaten, ihm Schmeicheleien sagen und göttliche Ehren darbringen, zugleich aber auch ihm vorstellen sollten, daß die Rückkehr der Verbannten die größte Verwirrung erzeugen müsse. Wie ungnädig Alexander das Gesuch der Athener aufnahm und wie wenig an eine Gewährung desselben zu denken war, zeigte sich schon darin, daß er von allen den vielen Gesandtschaften, welche damals zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen, die athenische zuletzt vor sich ließ.

Zu ebenderselben Zeit nun, wo jener Befehl, die Verbannten zurückzurufen, die Athener in Verlegenheit brachte, wurde von den Anhängern Alexander's ein Vorfall benutzt, um den Redner Demosthenes aus Athen zu vertreiben. Dieser Vorfall war der Prozeß des Harpalus, des früheren Oberaufsehers der erbeuteten persischen Schätze. Die Geschichte des Harpalus ist eine von den vielen, aus welchen man den sittenverderbenden Einfluß der Schätze des Orients erkennen kann, welche unter Alexander leicht erworben und in den allgemeinen Verkehr gebracht wurden. Sie zeigt zugleich, daß die demokratischen Staaten Griechenlands in der Gewalt eigennütziger Demagogen waren, welche ohne Rücksicht auf das gemeine Beste nur ihren Eigennutz und ihre Leidenschaften zu befriedigen suchten. Harpalus hatte sich unter der Regierung Philipp's, als Olympias verstoßen und ihr Sohn zurückgesetzt wurde, mit Ptolemäus, Nearchus und einigen anderen vornehmen Macedoniern der Sache Alexander's so lebhaft angenommen, daß er und seine Freunde deswegen verbannt worden waren. Für eine so edle Seele, wie Alexander, war dies eine Aufforderung, jene

Männer besonders zu begünstigen. Er beförderte denn auch nach seiner Thronbesteigung alle, die sich damals für ihn aufgeopfert hatten, zu den ersten Stellen im Heer. Harpalus aber war körperlicher Mängel wegen zum Kriegsdienste nicht tauglich, Alexander ernannte ihn daher zu seinem Schatzmeister, wozu derselbe um so mehr geeignet zu sein schien, als er schon von Philipp bei der Verwaltung gebraucht worden war.

Alexander hatte eine so günstige Meinung von Harpalus und seiner Tüchtigkeit in finanziellen Dingen, daß er ihn für ganz unersetzlich in diesem Fache hielt; Harpalus benahm sich aber sehr gewissenlos, sowohl gegen seinen König, als gegen alle diejenigen, von welchen er Gelder zu erheben hatte. Schon kurz vor der Schlacht bei Issus war er mit der ihm anvertrauten Kasse aus Asien entflohen und hatte sich in Megara niedergelassen, wo er sich ganz seiner Vergnügungssucht ergab. Als ihm Alexander einige Zeit nachher aus Dankbarkeit gegen sein früheres Verdienst und vielleicht weil er für Geldgeschäfte doch besonders brauchbar war, Verzeihung anbieten ließ, kehrte Harpalus im Frühling 331 nach Asien zurück. Er erhielt sein früheres Amt wieder; ja, als Alexander die großen Schätze von Susa, Pasargadä und Persepolis in Ekbatana hatte zusammenbringen lassen, übergab er ihm die Aufsicht über dieselben. So lange Parmenio, welcher Medien verwaltete und den Generalschatzmeister beobachten konnte, am Leben war, scheint Harpalus keine bedeutende Veruntreuung gewagt zu haben. Als aber dieser General aus dem Wege geräumt und Alexander nach Baktrien gezogen war, konnte der treulose Mensch der Lockung nicht länger widerstehen. Er bediente sich der ihm anvertrauten Kasse, welche 180,000 Talente, (469 Millionen Gulden oder mehr als 260 Millionen Thaler) baares Geld enthalten haben soll, zu grenzenlosen Verschwendungen. Er richtete einen Luxus ein, der kaum seines Gleichen hatte und vergeudete für seine Mätressen und seine Tafel unermeßliche Summen. Als Alexander aus Indien zurückkehrte und an seinen ungetreuen Beamten strenge Justiz übte, wurde es dem Harpalus mit Recht um sein Leben bange. Er ergriff daher schnell die Flucht, nahm aber so viel Geld, als er fortschleppen konnte, eine Summe von 5000 Talenten oder 13 Millionen Gulden (über 7 Millionen Thaler) und zugleich ein Söldner-Corps von 6000 Mann mit sich. Der letztere Umstand gibt seiner Flucht einen räthselhaften Anstrich; wahrscheinlich behauptete aber Harpalus, daß er den Befehl erhalten habe, einen Theil der königlichen Kasse unter starker Bedeckung nach Europa zu bringen und auch andere der ungetreuen Statthalter hatten Söldnercorps geworben, die ihnen Alexander nach seiner Rückkehr aus Indien sofort zu entlassen befahl.

Harpalus schiffte sich mit seinen Söldnern nach Griechenland ein und entließ diese daselbst gleich nach seiner Landung. Nachdem er den größten Theil seiner Schätze in einer Stadt des Peloponnes in Sicherheit gebracht hatte, suchte er mit den übrigen bei den Athenern eine Freistätte. Diese gewährten ihm den gewünschten Schutz, weil er einige der einflußreichsten Männer durch Bestechung in sein Interesse zog und dem Volke das Anerbieten machen ließ, die mitgebrachten Schätze in der athenischen Staatskasse niederzulegen. Harpalus theilte ungeheure Geschenke aus und Hyperides, Demades, sowie viele Andere benutzten die gute Gelegenheit, sich zu bereichern. Bald erhielten jedoch die Athener eine Botschaft von Antipater, welcher die Auslieferung des Verbrechers und seiner Schätze verlangte. Statt dieser Aufforderung Folge zu leisten, behielten die Athener das Geld unter dem Vorwand, daß sie es in Verwahrung halten und an den König selbst übergeben wollten, und als sie gleich nach Alexander's Tode die Waffen gegen die Macedonier ergriffen, bedienten sie sich desselben zu ihren Rüstungen. In Betreff des Harpalus beschlossen sie, ihn zu verhaften und so lange gefangen zu halten, bis Alexander selbst ihnen anzeigen würde, was sie mit ihm machen sollten. Bei diesen Verhandlungen war auch Demosthenes thätig, er war gegen die Auslieferung des Harpalus, weil eine solche Dienstleistung ihm der athenischen Republik nicht würdig schien. Daß er aber von Harpalus bestochen gewesen, läßt sich mit zutreffenden Gründen als Verläumdung nachweisen.

Auf seinen Antrag ward einige Zeit nachher von dem Areopagus allen denen, welche sich von Harpalus hatten bestechen lassen, der Prozeß gemacht. Es wurden Viele schuldig befunden und theils mit dem Tode, theils mit Gefangenschaft bestraft. Auch Demosthenes ward auf Betreiben des Hyperides und anderer Feinde in diese Untersuchung verwickelt. Alle seine Anstrengungen, sich zu retten, waren vergeblich, er wurde für schuldig erklärt und zur Bezahlung einer großen Summe Geldes verurtheilt; höchst wahrscheinlich ward aber bei dieser Gelegenheit der von dem macedonischen Hofe so sehr gehaßte Redner nicht sowohl wirklich einer Schuld überführt, als vielmehr dem Staats-Interesse aufgeopfert, welches dem Alexander gegenüber, der mit Krieg drohte, ein solches Opfer verlangte. Da er die Geldstrafe nicht leisten konnte, ward er ins Gefängniß geworfen; doch gelang es ihm nach einigen Tagen zu entfliehen. Auch Harpalus entkam. Er entging dadurch zwar der Strafe für sein Verbrechen, fiel aber bald nachher durch die Hand eines Meuchelmörders. Er schiffte nämlich mit seinen im Peloponnes aufbewahrten Schätzen nach Kreta und wurde hier von einem Spartaner aus Raubgier umgebracht.

17. Alexander's letztes Lebensjahr.

Alexander entwarf, nachdem er seine Herrschaft bis nach Indien hinein ausgedehnt hatte, die großartigsten Pläne. Er rüstete sich zu einem Zuge nach Arabien, um auch dieses Land mit seinem Reiche zu vereinigen; er wollte den Tigris schiffbar machen und an der Mündung desselben einen großen Hafen anlegen; er baute eine große Flotte, mit welcher Nearch Arabien umsegeln und die Verbindung zwischen Indien, Persien und dem östlichen Afrika herstellen sollte; er ließ endlich in Babylon den zerfallenen alten Belus-Tempel wieder aufbauen, und hatte die Absicht, diese Stadt zu seiner Residenz, zum Mittelpunkt der civilisirten Welt und zur größten und glänzendsten Stadt der Erde zu machen. Alle diese Pläne wurden durch einen frühen Tod vereitelt.

Nach der Entlassung der Veteranen begab sich Alexander nach Ekbatana, wo er acht Tage hindurch prachtvolle Feste feierte. Mitten unter diesen Festlichkeiten erkrankte Hephästion und wenige Tage nachher starb er. Alexander war durch den Tod des Mannes, der von jeher sein treuester und geliebtester Freund gewesen war, tief gebeugt. Die nach interessanten und rührenden Geschichten haschenden Erzähler von Alexander's Leben und Thaten haben auch diese Gelegenheit benutzt, um ihre Leser auf Kosten der nüchternen Wahrheit zu unterhalten und durch romanhafte Erzählungen zu erfreuen. Sie erzählen, daß Alexander vor Schmerz fast den Verstand verloren, die Hinrichtung des Arztes, der seinen Freund behandelt hatte, befohlen, den Tempel des Aeskulap zur Strafe dafür, daß dieser Gott dem Hephästion nicht geholfen, zerstört, zur Betäubung seines Schmerzes einen Kriegszug gegen ein persisches Bergvolk unternommen, dieses zur Todtenweihe für Hephästion ganz ausgerottet habe u. dgl. m. Arrian, der verständigste der Geschichtschreiber Alexander's, deren Werke sich erhalten haben, verwirft mit Recht alle diese Erzählungen als des großen Königs durchaus unwürdig und mit allem dem, was man sonst von seinem Charakter weiß, nicht vereinbar. Dagegen ist es gewiß, daß Alexander das Leichenbegängniß seines Freundes mit einer Pracht und Verschwendung feierte, welche in dem macedonischen Eroberer von Asien einen Mann erkennen lassen, der bei seiner Unterwerfung dieses Welttheils der Liebe der Orientalen zum Ungeheuren und Uebermäßigen erlegen war. Die Leiche Hephästion's, dessen Tod freilich ein schwerer und nicht zu ersetzender Verlust für Alexander war, wurde mit dem größten Pomp nach Babylon gebracht und dort später auf die glänzendste und kostspieligste Weise bestattet.

Als der König bald nach Hephästion's Tode nach Babylon zurück-

kehrte, benutzte er seinen Marsch dahin, um den einzigen noch unbesiegten Rest jener wilden Völker zu unterwerfen, welche seither die westlichen Grenzgebirge des eigentlichen Persiens unsicher gemacht hatten. Dies waren die Kossäer. Sie wurden durch einen Feldzug von vierzig Tagen gänzlich besiegt und ihre Raubnester zerstört. Auf dem weiteren Marsche und in Babylon selbst erschienen Gesandte von allen Völkern des Westens, zu welchen der Ruf von Alexander's Thaten gedrungen war, um ihm Huldigungen und Geschenke darzubringen, oder, wie die der Athener, Bitten und Wünsche vorzutragen. Es waren Gesandte der griechischen Staaten, verschiedener thracischen und illyrischen Stämme, der im Norden derselben wohnenden Kelten, einiger italischen Völker, der Karthager und mehrerer halbcivilisirter afrikanischer Stämme. Während Alexander die Freude genoß, Gesandtschaften zu empfangen, deren Anblick ihm bezeugte, daß alle Völker der bekannten Erde von dem Ruhm seiner Thaten erfüllt seien, mahnten ihn zugleich Vorzeichen und Weissagungen, sowie der nicht zu überwältigende Schmerz über seines Lieblings Tod, an die Gebrechlichkeit aller menschlichen Größe und an das Unsichere seiner gigantischen Pläne. Doch blieb er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens sich gleich. Er verwaltete die Regierung seines großen Reiches selbst und leitete persönlich alle Arbeiten, welche er beginnen ließ, um den Ländern, die einst der Mittelpunkt der babylonischen und assyrischen Reiche gewesen waren, ihre alte Pracht und Blüthe wiederzugeben und zugleich durch Wasserbauten und Kanäle vermittelst des Euphrat und Tigris eine bessere Verbindung, als dort jemals Statt gefunden hatte, herzustellen.

Als die Truppen für den beabsichtigten arabischen Feldzug größtentheils in Babylon zusammengekommen waren, hatten auch die Vorbereitungen zu Hephästion's Leichenfeier ihr Ende erreicht und Alexander erwies jetzt seinem vorangegangenen Freunde die letzte Ehre. Er hatte für die Leiche desselben einen nicht weniger als 200 Fuß hohen Scheiterhaufen erbauen lassen, welcher mit Gold, Purpur, Gemälden und Bildhauereien auf das prachtvollste ausgeschmückt worden war, so daß die darauf verwendeten Kosten nicht weniger als 12,000 Talente (31 Millionen Gulden oder gegen 17½ Millionen Thaler) betragen haben sollen. Dieser riesenmäßige Scheiterhaufen wurde, unter festlichen Zügen und Gesängen, verbrannt. Dann brachte Alexander seinem Freunde, den er für einen Halbgott erklären ließ, reiche Opferspenden dar und hielt hierauf mehrere Tage lang Festlichkeiten verschiedener Art.

Wenige Wochen nach dieser Todtenfeier schied Alexander selbst aus dem Leben. Er war fortwährend der Freund seiner Kriegsgefährten geblieben und hatte an ihren geselligen Vergnügungen Theil genommen.

Diese Männer, von welchen viele noch Philipp's Trinkgelage gekannt hatten, überließen sich zum größeren Theil einem unmäßigen, in heißen Ländern doppelt verderblichen Trinken. Daß bei sehr anstrengender Beschäftigung eine solche Ausschweifung der Gesundheit nachtheilig sein mußte und daß auch Hephästion sich dadurch in der Blüthe seiner Jahre in's Grab gestürzt hatte, leidet keinen Zweifel; daß aber Alexander sich ebenso wie seine Generale dem Trunk ergeben und auf diese Weise sein Ende beschleunigt habe, ist, ungeachtet der Versicherung einiger griechischen Geschichtschreiber, im höchsten Grade zweifelhaft. Alexander wohnte gern den Mahlen und Gelagen seiner Generale bei, weil er als Mann von Geist die gesellige und zwanglose Unterhaltung liebte; aber während die Anderen einen Becher nach dem andern leerten, trank er in lebhaftem Gespräch den seinigen langsam. Ueberhaupt ward das Trinken bei ihm nie zur Leidenschaft, sondern er blieb hierin, wie in allen andern Dingen, Herr seiner selbst und war, wenn es darauf ankam zu handeln, immer nüchtern. Er gehörte, wie ein alter Schriftsteller sagt, nicht zu den Menschen von gewöhnlicher Art, welche, wenn sie von Gewalt auch nur ein Weniges erlangt und gekostet haben, ihrer selbst nicht mächtig bleiben.

Alexander fühlte sich nach einigen Gelagen, denen er beigewohnt hatte, unwohl, nahm aber dessen ungeachtet die Einladung eines seiner Kriegsgefährten an, weil er mit diesem stets freundlich verkehrte und einen ihm werthen Mann nicht durch eine abschlägige Antwort kränken wollte. Er verweilte bei dem Gelage bis tief in die Nacht, wurde aber am nächsten Tage von einem Fieber befallen. Dieses nahm von Tag zu Tag zu und kaum eine Woche nachher raffte ihn die Krankheit hinweg, ehe er noch über seine Nachfolge etwas bestimmt hatte (Mitte Juni 323 v. Chr.). Daß er vor seinem Tode auf die Frage, wem er sein Reich hinterlasse, die Antwort: „Dem Würdigsten!“ gegeben habe, ist eine seines großen Geistes unwürdige Erdichtung und gehört zu jenen vielen Anekdoten, durch welche man die bewunderungswürdige Erscheinung dieses Mannes für den alltäglichen Sinn der Menschen, der das Großartige an und für sich selbst nicht zu fassen vermag, interessanter zu machen gesucht hat.

Alexander's Leiche sollte nach der Oase des Ammonium gebracht und daselbst beigesetzt werden. Es dauerte 2 Jahre, bis der goldene Sarg und der prachtvolle Wagen für dieselbe fertig waren. Dann wurde sie im glänzendsten Zuge von Babylon nach Aegypten gebracht, wo der damalige Beherrscher dieses Landes, Alexander's General Ptolemäus sie in Empfang nahm. Statt sie jedoch nach dem Tempel des Zeus Ammon zu bringen, ließ der kluge Ptolemäus, der aus Allem Vortheil für seine Herrschaft zu ziehen wußte, in seiner Residenz Ale-

xandria ein Heiligthum, das Sema genannt, erbauen und in demselben die Leiche des großen Königs beisetzen.

18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß seiner Eroberungen auf den Geist der Griechen und des Orients.

Alexander hatte den Plan entworfen, den Osten und Westen der Welt, Griechen und Barbaren, mit einander zu vereinigen und durch eine Linie neu errichteter griechischer Städte in Asien, sogar den östlichen Endpunkt der Cultur, das indische Volk mit seiner ewig in Schranken gehaltenen Weltansicht und rein betrachtenden Lebensweise, mit dem stets fortschreitenden, unruhigen und das Leben selbst immer wieder neu gestaltenden Geiste des Westens zu verbinden. Alexander's frühes Ende vereitelte den Hauptzweck dieser Bestrebung; dagegen blieb die Wirkung, welche er während seines kurzen Lebens ausgeübt hatte, bestehen und es entwickelte sich daraus eine neue Art von Cultur, die den Charakter des folgenden Zeitraums bestimmte. Der Orient selbst rang ein Jahrhundert lang mit den in ihn geworfenen griechischen Elementen, welche ihm fremd waren, stieß dieselben dann wieder aus und sank in seinen früheren Zustand zurück; das griechische Wesen dagegen nahm, der europäischen Natur gemäß, das zu ihm gebrachte Fremde in sich auf. Es gestaltete sich dadurch in Aegypten, Syrien und Kleinasien, wo aus Alexander's Eroberungen neue Reiche mit griechischen Herrschern hervorgingen, aus der Vermischung des Griechischen und Orientalischen, sowie aus der erweiterten Weltkenntniß etwas ganz Neues, nach den natürlichen und geschichtlichen Unterschieden der einzelnen Länder Verschiedenes und dieses Neue, Griechisch-Orientalische ward der Mittelpunkt, um welchen sich in der nächsten Zeit die Culturgeschichte der Menschheit dreht.

Alexander hatte gewissermaßen Griechenland und Macedonien nach Asien gezogen; bald nach seinem Tode ward durch jene Herrscher die griechische Kunst und Wissenschaft in ihren Reichen so sehr gepflegt, daß seitdem Geist und Macht der Griechen völlig nach Vorderasien und Aegypten versetzt waren. Dieser Theil der Welt gewann also durch Alexander's Eroberungen, Griechenland und Macedonien aber verloren. Der in Weichlichkeit versunkene Orient erhielt griechische Cultur und Kraft, die Griechen aber und besonders das seither noch wenig verdorbene Macedonien empfingen nichts als Reichthum und Schwelgerei. Wäre Alexander's Plan ganz durchgeführt worden, so würde Europa noch viel größere Nachtheile erlitten haben. Der Orient hätte europäische Güter der Seele und des Leibes gewonnen, Griechenland und Macedonien dagegen nur Gold und Sinnenlust; die Besiegten

waren zu Siegern geworden, diese aber hätten die edelsten Güter der Menschheit, Geistesfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Verfassung, offene Rede und angestammtes Recht verloren. Doch gewann der Orient weit mehr, als Griechenland verlor: denn es ward durch Alexander viel mehr Griechisches zu den Persern, als Persisches zu den Griechen gebracht.

Uebrigens ist die schnelle Entartung der Macedonier keineswegs dem Einflusse von Alexander's Eroberungen allein zuzuschreiben, sondern diese Entartung war die natürliche unter ähnlichen Umständen überall wiederkehrende Folge davon, daß der Uebergang von dem halbcivilisirten Zustand, in dem sich die Macedonier befanden, zu einer höhern Kultur, von Bedürfnißlosigkeit zum Ueberfluß, von Armuth zum Reichthum ein plötzlicher war: ein noch plötzlicherer bei den an Macedonien grenzenden Völkern der Thracier und Illyrier, von deren tiefer Barbarei der Umstand zeugt, daß bei einem Theile derselben sogar noch Menschenopfer gebräuchlich waren. In solchen Fällen vereinigen sich, wie in neueren Zeiten das Beispiel der Russen zeigt, die Laster der Barbarei mit dem einer überfeinerten Kultur und in kurzer Zeit kann dann eine Bevölkerung in eine tiefe moralische Verderbniß versinken.

Die Darstellung der von Alexander angeordneten Einrichtung und Verwaltung des Reichs ist für die Erkenntniß des herrschenden Geistes seiner Zeit von Wichtigkeit und kann uns zugleich sein eigenes Streben anschaulicher machen. In dieser Beziehung verdient seine Stellung zum Heere und sein Verhältniß zu den verschiedenen Völkern, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, zuerst unsere Aufmerksamkeit. Das Heer war, schon ehe Alexander Asiaten in dasselbe aufnahm, aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt. Es enthielt Macedonier aus allen Gegenden des Landes, Illyrier, Thracier, sowie Griechen aus den meisten Völkerschaften dieser Nation. Die Letzteren waren Söldner, welche theils von den Staaten, deren Contingente sie bildeten, theils von Alexander's Reichsverweser in Macedonien, theils von seinen Generalen unter den kleinasiatischen Griechen geworben worden waren. Die Reichthümer, welche Alexander auf seinem Zuge erbeutete, machten solche Werbungen sehr leicht und die großen Geschenke, die den Soldaten bei jeder Gelegenheit gegeben wurden, erhöhten während des ganzes Zuges den Reiz des macedonischen Kriegsdienstes. Von Zeit zu Zeit schickte Alexander kluger Weise kleine Abtheilungen seines Heeres reich beschenkt nach Hause; er wußte sehr wohl, daß die Rückkehr derselben in die Heimath auf eine ganz natürliche Weise Andere herbeilocken würde und daß Griechen und Macedonier im Staunen über die Erzählungen und den Reichthum der

Wenigen, welche nach Hause zurückkamen, das Schicksal der großen Zahl Anderer vergessen würden, die in Schlachten gefallen oder als Besatzungstruppen bis in die fernsten Gegenden der Erde hin verschlagen worden waren.

Von dem ganzen Heere Alexander's waren nur die Macedonier durch Geburt und Gewohnheit an ihn geknüpft und hatten ein gemeinschaftliches Interesse mit ihm. Alle Andern mußte er durch besondere Mittel zu gewinnen und an seine Person zu fesseln suchen. Diese Mittel, welche alle zugleich auch die Macedonier mit berührten, waren von verschiedener Art. Außer der gewinnenden Freundlichkeit, welche in Alexander's Charakter lag, dienten ihm namentlich Geldgeschenke und Ehrenbezeugungen zu diesem Zwecke. Wie freigebig er war, wenn es die Belohnung seiner Truppen galt und wie sehr zu seiner Zeit ein solches Benehmen sowohl die Soldaten an ihn fesseln, als auch Andere in seine Dienste locken mußte, mögen einige Beispiele zeigen. Nach der Schlacht bei Arbela erhielt jeder macedonische Reiter ein Geschenk von etwa 270 Gulden oder 150 Thalern, jeder nicht-macedonische aber 45 Gulden oder 25 Thaler weniger, von dem Fußvolk bekam jeder Soldat der Phalanx 90 Gulden oder 50 Thaler, den griechischen Söldnern dagegen ward nur ein außerordentlicher Sold von 2 Monaten ausgezahlt. Als kurze Zeit nachher, auf dem Marsche von Babylon nach Susa, gegen 16,000 Mann Verstärkung aus Europa beim Heere eintrafen, ergriff Alexander sogleich Maßregeln, um sowohl diese neuen Truppen für sich zu gewinnen, als auch die alten noch mehr anzuspornen. Er theilte nämlich bei einer Heerschau Belohnungen aus, die mit unseren Ordenszeichen verglichen werden können, beförderte viele von niederen Stellen zu höheren, traf neue Einrichtungen zur Bequemlichkeit der Soldaten und ermunterte das Heer durch alle jene kleinen Künste, welche den gemeinen Mann an seinen Feldherrn fesseln. Gleich nach Darius Tode erhielt jeder Reiter 2600 Gulden oder 1400 Thaler und jeder Fußgänger 430 Gulden oder 240 Thaler zum Geschenk. Diese Freigebigkeit setzte Alexander auf allen späteren Zügen fort. Auch die Verabschiedungen der zum Dienst untauglich Gewordenen begleitete er stets mit Ehrenbezeugungen und Geldgeschenken. Nach der Rückkehr aus Indien war die Belohnung seiner Waffengefährten eine seiner ersten Sorgen und wie in den Einrichtungen, welche ganze Staaten und Völker betrafen, so zeigte sich bei dieser Gelegenheit sein großer Geist auch in der Anerkennung des Antheils, der seinen Macedoniern an den Siegen gebührte. Es ist früher angegeben worden, daß Alexander den Perserinnen, welche mit seinen Generalen oder mit gemeinen Soldaten vermählt wurden, eine glänzende Ausstattung gab, die Hochzeit derselben zugleich mit der seinigen

auf eine prachtvolle Weise feierte, eine Summe von 52 Millionen Gulden (gegen 29 Millionen Thaler) zur Bezahlung aller Schulden seines Heeres verwendete und die Verdienste einiger seiner Offiziere durch Auszeichnungen belohnte, wie sie nur etwa den Siegern in den olympischen Spielen gegeben zu werden pflegten.

In Betreff des Verhältnisses der fremden Truppen zu seinen Macedoniern, welche immer den eigentlichen Kern des Heeres bildeten, benahm sich Alexander mit großer Vorsicht. Er gebrauchte zur Erhaltung dieses Unterschieds dieselben Mittel, deren sich in unsern Tagen Napoleon mit so vielem Glück bedient hat. Wie dieser die Truppen der fremden Völker stets in einer gewissen Entfernung von der herrschenden Nation hielt, deren Ergebenheit ihm das Wichtigste sein mußte, ebenso machte es Alexander mit den Griechen. Er überhäufte sie zwar mit Ehrenbezeugungen, hütete sich aber wohl, sie bei der Ertheilung der höchsten Stellen seinen Macedoniern vorzuziehen. Nur selten machte er in dieser Hinsicht eine Ausnahme, wie z. B. bei dem General Eumenes, welcher in Kardia, einer griechischen Colonie in Thracien, geboren war; allein in solchen Fällen war es immer ein ganz hervorragendes Verdienst, was den König bestimmte und die Macedonier beneideten und haßten dessen ungeachtet stets den Fremden, der auf solche Art ausgezeichnet ward.

Um die besiegten Völker in Abhängigkeit zu erhalten, wandte Alexander lauter solche Mittel an, die den nationalen Eigenthümlichkeiten derselben und den Umständen angemessen waren. Griechenland wurde theils durch Freundlichkeit, theils durch seine Demokratieen und den von denselben unzertrennlichen Geist der Unruhe in Schwankung und dadurch in Abhängigkeit erhalten; außerdem hatte aber Alexander, weil diesem freiheitslustigen Volke nicht zu trauen war, zur Bewachung desselben den erfahrensten Feldherrn und Staatsmann seines Vaters mit einem Heere in Macedonien zurückgelassen. In Betreff der thracischen Stämme befolgte er die Politik Philipp's: er nahm alle Fürsten und Beamte derselben, welche er für gefährlich hielt, mit nach Asien hinüber. Die asiatischen Völker hielt er durch Besatzungen, durch Herstellung ihrer frühern Landeseinrichtungen, durch imposante Schaustellung seiner Macht, die er doch ohne Härte gebrauchte, in Abhängigkeit. Den kleinasiatischen Griechen überließ er die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten, fest überzeugt, daß die diesem Volke gleichsam angeborenen Parteiungen fortdauern und dessen Kräfte lähmen würden; außerdem erhielten aber auch die wichtigsten Städte Kleinasiens macedonische Besatzungen. Zugleich setzte er Statthalter ein, welche ganz anders, als die des Perser-Königs, die Bewohner ihrer Provinzen bewachten und regierten. Die übrigen Theile des persischen

Reiches ließ er ebenfalls durch Macedonier verwalten; als er aber nach der Schlacht bei Arbela anfing, die Unterworfenen nicht mehr als besiegte Nation zu behandeln, sondern den Macedoniern gleich zu stellen, wählte er auch Landeseingeborne zu Statthaltern und Beamten der Provinzen. Er fühlte sich dazu um so mehr bewogen, als die Griechen und Macedonier die ihnen anvertraute Macht mitunter zur Befriedigung ihrer Habgier schnöde mißbrauchten. So machten es z. B. seine General-Intendanten Kleomenes in Aegypten und Philoxenus im westlichen Kleinasien. Alexander zog daher seit jener Zeit Landeseingeborene zur Verwaltung mit heran und übergab z. B. bald nach der Schlacht bei Arbela dem Perser Mithrines, der ihm die Stadt Sardes verrathen hatte, die Statthalterschaft von Armenien. Daß übrigens der bis dahin in Asien unerhörte Gedanke, die Besiegten den Siegern gleich zu behandeln, mehr als alles Andere die Völker dieses Welttheils an den neuen Herrscher fesseln mußte, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung.

Die Eintheilung in Satrapieen behielt Alexander bei, er hob aber die drückenden Natural-Abgaben, die im persischen Reiche eingeführt gewesen waren, auf und trennte die Militärverwaltung, die Civilregierung und das Finanzwesen von einander. Wie hart die Last der Naturallieferungen war und wie sehr Alexander durch die Abschaffung derselben das Loos der Unterthanen erleichterte, kann man aus dem persischen Reichsgesetz, welches die Mahlzeit des Perserkönigs betraf, ermessen. Jede Gegend, in welcher der König sich gerade befand, hatte einen Theil dessen zu liefern, was der Hof zu seinen täglichen Mahlzeiten bedurfte; und zwar ging es damit gerade so, wie bei den deutschen Kaisern und den französischen und englischen Königen vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wie bei diesen die gleiche Sitte bestand und die Barone dieselbe zu ihrem Besten und zum Unterhalte ihres Gefolges auf's Aergste mißbrauchten, so machten es auch die persischen Großen. Allen denjenigen, welche bei Hofe speisten, ward eine ungeheure Menge von Speisen aufgetragen, und was sie selbst davon nicht essen konnten, ließen sie für ihre Dienerschaft nach Hause bringen. Es wurden aber auf Kosten der Provinzen nicht blos die Hofleute und die angesehensten Beamten gespeist, sondern auch alle Truppen, die dem Hofe folgten. Daher ist es denn nicht zu verwundern, daß wir in griechischen Schriften die Angabe finden, die Zahl Derer, welche täglich am Hofe und also jedesmal auf Kosten der Provinz, in welcher derselbe sich gerade befand, gespeist wurden, habe nicht weniger als 15,000 betragen und die tägliche Ausgabe dafür sei auf 400 Talente (1 Million Gulden oder über $^1/_2$ Million Thaler) anzuschlagen. Wenn auch diese Schätzung übertrieben sein mag, so

zeigt doch die Uebertreibung selbst das Unvernünftige der ganzen Einrichtung und die Härte des Drucks, den die Unterthanen dabei zu erdulden hatten. Zugleich erkennt man aber auch daraus, welche Wohlthat Alexander den Bewohnern des persischen Reiches erwies, als er diesem Unwesen ein Ende machte.

Alexander schaffte zugleich auch einen Theil des steifen und entehrenden Ceremoniells ab, welches bei den persischen Hofmahlen gebräuchlich gewesen war. Nie waren nämlich zu denselben mehr als 12 Personen eingeladen worden. Der König selbst saß, wenn er Personen zur Tafel gebeten hatte, hinter einem Vorhang, welcher so eingerichtet war, daß er seine Gäste sehen konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden. Nur in seltenen Fällen speiste er in Einem Zimmer mit seinen Gästen und auch dann saß er nicht mit ihnen zusammen, sondern er lagerte sich auf einem Polster, die Gäste aber auf dem Boden selbst. Zum Trinken wurden sie zu ihm hingerufen, sie erhielten aber andern Wein als er und wurden gewöhnlich, erst wenn sie völlig trunken waren, entlassen. Ganz anders ging es an Alexander's Hofe zu. Er verwendete täglich nur zwischen 5 und 600 Gulden auf seine Tafel, es speisten aber mit ihm stets 60—70 Personen seines Gefolges. Mit diesen unterhielt er sich zwanglos und freundlich und es herrschte bei Tische Freiheit und Gleichheit.

Als Alexander in seinem Hof-Ceremoniell immer mehr den orientalischen Sitten Raum gab, war die in seinem eigenen Wesen eingetretene Veränderung nur zum kleinern Theil die Veranlassung. Es galt ihm dabei auch um die Beförderung der Gewerbe und des Handels. Er war nämlich stets darauf bedacht, die Künste des Lebens zu heben und den Verkehr zu beleben; dies konnte aber ohne eine glänzende und große Hofhaltung nicht wohl geschehen und Alexander suchte daher durch die Einführung derselben eine Wechselwirkung zwischen Luxus und Gewerbsthätigkeit herzustellen. Auch die Straßen, die er eröffnete oder anlegte, die Gründung von Städten, das Befahren von noch wenig bekannten Flüssen und die Schiffbarmachung von bekannteren, sowie die Seewege, welche er aufsuchen ließ, sollten diesen Zweck befördern. Alexander hat durch die Sorgsalt und Einsicht, mit welcher er seine Eroberungen auch für solche Zwecke fruchtbar zu machen und die Erfindungen aller Völker und Zeiten mit einander zu verbinden suchte, für alle Künste des Lebens und ihre Verbreitung über die Erde weit mehr gewirkt, als irgend ein Mensch vor ihm. Die nächstfolgende Zeit ist auf diese Weise durch ihn derjenige Zeitraum des Alterthums geworden, in welchem Gewerbe und Handelsverkehr der alten Welt am meisten blühten und am weitesten verbreitet waren.

Auch die Künste des Krieges erhielten durch ihn einen neuen

Aufschwung. Er war der erste Feldherr der Geschichte, welcher das Genie-Wesen auf unsere Weise einrichtete. Sein Generalstab hatte eine geographische Abtheilung und eine andere für Messungen und für die Entwerfung der Pläne. An der Spitze des Genie-Wesens stand der General Amyntas, welcher ebenso, wie andere Officiere Alexander's, in einer eigenen Schrift die auf dem Zuge durch Asien gewonnenen Resultate für die Kenntniß der Völker und Länder der Erde bekannt gemacht hat. Alexander ließ überall die Entfernungen und Wege-Längen ausmessen, die Gegenden geographisch erforschen und eine Generalkarte seines Zuges entwerfen. Dies Alles geschah durch Sachkundige und die Ergebnisse ihrer Arbeit waren zuverlässig und bildeten noch zur Zeit Strabo's, welcher unmittelbar vor Christi Geburt lebte, die beste Quelle der Kenntniß von Indien und Ostpersien. Dagegen waren diejenigen Schriften, welche Onesikritus und Andere für das größere Publikum verfaßten, höchst unzuverlässig; denn sie wimmelten von vorsätzlichen Lügen und Uebertreibungen. Wie vortrefflich Alexander die militärischen Einrichtungen seines Vaters weiter entwickelte und alles, was er bei den verschiedenen unterworfenen Völkern Passendes fand, für sein Heer benutzte, ist bereits früher angegeben worden. Was die Kriegsbaukunst und überhaupt die Anwendung der Mathematik und Mechanik auf das Kriegswesen betrifft, so hatten, nach der Meinung des Alterthums, zuerst die Karthager und die um die Ausbildung der Seewissenschaften so sehr verdienten Rhodier, also zwei Handelsstaaten, diesen Gebrauch von den mathematischen Wissenschaften gemacht. Ihre Erfindungen und Einrichtungen wurden aber von Philipp und Alexander nicht allein benutzt, sondern auch weiter entwickelt. Der letztere nahm auf seinem Zuge die Männer mit, welche sich unter dem geschickten Kriegsbaumeister seines Vaters, P o l y i d u s, gebildet hatten. Wie tüchtig diese waren und wie sehr unter Alexander derjenige Theil des Kriegswesens, den wir Artillerie nennen, vervollkommnet ward, zeigen die angegebenen Mittel, durch welche die darin gleichfalls sehr erfahrenen Tyrier besiegt wurden.

Auch auf die schönen Künste und die Wissenschaften erstreckte sich die umgestaltende Einwirkung der Unternehmungen Alexander's. Sie wurden nicht etwa bloß durch den mittelbaren Einfluß derselben angeregt und belebt, sondern Alexander suchte sie auch auf unmittelbare Weise zu heben und zu fördern. Der große König liebte Beide, bildete und erquickte sich durch sie, und erkannte die ganze Bedeutung, welche Kunst und Wissenschaft für die Veredelung der Menschheit, wie für alle Verhältnisse des äußeren Lebens haben. Die Liebe zur Poesie, welche keiner edlen und großen Seele fremd sein kann, war ihm angeboren. Er zeigte sie nicht blos dadurch, daß er sein ganzes Leben

hindurch eine von Aristoteles sorgfältig durchgesehene Abschrift der Ilias Homer's als tägliches Lesebuch bei sich führte, und ein berühmtes kostbares Kästchen des Darius, das in der Schlacht bei Issus erbeutet worden war, zur Aufbewahrung derselben bestimmte, sondern auch durch einige eigene dichterische Arbeiten, welche er, wie erzählt wird, in Stunden der Muße machte. Auch die übrigen schönen Künste liebte er, er war in allen Kenner und zog verborgenes Verdienst ans Licht. Wie sehr er für Musik Sinn hatte, zeigt die Erzählung von der Wirkung, welche einst des Antigenides Flötenspiel auf ihn ausübte. Alexander ward nämlich von der Melodie eines Kriegsgesanges, welchen dieser in seiner Gegenwart vortrug, so ergriffen und durchglüht, daß er aufsprang, die Waffen ergriff, und den Anwesenden einige Worte aus einem spartanischen Kriegsliede zurief. Seine Liebe zur Bildhauerkunst und Malerei, sowie die Auszeichnung, mit welcher er einen Lysippus und Appelles behandelte, sind bekannt.

Obgleich übrigens alles dies zeigt, daß Alexander Sinn für echte Poesie und Kunst hatte, so ist doch nicht zu leugnen, daß er auf die Entwickelung Beider nicht gerade wohlthätig eingewirkt hat. Er verwendete zwar große Summen für Kunstwerke und Künstler, und bestimmte unter Anderem nicht weniger als 26 Millionen Gulden (14 Millionen Thaler) für die Ausbesserung und Wiederherstellung der Tempel Griechenlands; allein er munterte in der Poesie im Grunde doch nur die Kunst zu schmeicheln auf, und verdarb die darstellenden Künste durch die Verbindung derselben mit dem Orientalischen, in welchem, wie ein alter Schriftsteller mit Recht sagt, die Kostbarkeit des Stoffes der Schönheit der Form vorgezogen, eben dadurch aber der wahre Sinn für Kunst vernichtet wird, weil der Mensch vor lauter Staunen über das Gold, das Silber und die Edelsteine eines Kunstwerkes nicht zur wirklichen Betrachtung und Bewunderung derselben gelangen kann. Auch berief Alexander zur Verschönerung der von ihm gegründeten oder zu neuer Blüthe emporgehobenen Städte viele ausgezeichnete griechische Künstler nach Asien, und versetzte so nach Babylon und Susa, was nach Griechenland gehörte und nur in griechischer Luft freudig gedeihen konnte. Sein Tod, sowie der Umstand, daß die Hauptsitze der aus seinen Eroberungen hervorgehenden griechisch-asiatischen Reiche an die Küste des mittelländischen Meeres gelegt wurden, war daher ein Glück für die europäische Cultur, weil dadurch die Grundzüge derselben, Mannigfaltigkeit, Entwickelung und Leben, erhalten worden sind. Uebrigens war von allen Künsten die Architektur diejenige, in welcher Alexander am meisten fehlgriff. Dies geht schon aus der Einrichtung des sonderbaren, zur Verbrennung von Hephästion's Leiche bestimmten Gebäudes hervor, welches nur durch das

Riesenmäßige seiner Höhe, die wunderliche Mannigfaltigkeit seiner Verzierungen und die Größe der dabei verschwendeten Geldsummen einen Eindruck machen konnte. Noch mehr zeigt sich Alexander's Verirrung in Betreff der Baukunst darin, daß er einen Architekten, welcher durch seinen Hang zum Phantastischen und zu niedriger Schmeichelei sich auszeichnete, vorzugsweise zu Rathe zog. Dieser Mann war Dinokrates. Der Werth desselben als Künstler läßt sich am besten aus seinem Vorschlage erkennen, das Vorgebirge Athos in eine Statue Alexander's umzugestalten, welche in der einen Hand eine Stadt von 10,000 Einwohnern trüge, in der anderen eine große Schale, aus der ein nie versiegender Fluß in's Meer strömen sollte. Die Idee war ganz der alten Aegypter würdig, deren Felsen-Kolosse und Riesen-Sphinxe man zwar mit Staunen betrachtet, nie aber liebgewinnen kann. So sah auch Alexander die Sache an. Er gab dem Künstler die sehr verständige Antwort: „Laß den Athos wie er ist; es ist genug, daß schon ein König an ihm seinen thörichten Stolz verewigt hat.“ Alexander erkannte also, wie Bonaparte mit jenem vielgebrauchten Wort (du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas), daß in diesem Vorschlage das Großartige und Verrückte nahe an einander grenzten, und daß man sich durch die Ausführung desselben dem Spotte aller Verständigen aussetzen würde; aber dessen ungeachtet machte die elende Schmeichelei einen Eindruck auf ihn, und er übertrug später jenem phantastischen Künstler die Leitung der Bauten in dem aegyptischen Alexandria und in anderen Städten.

Mit Alexander's Stellung zur Wissenschaft verhielt es sich ungefähr gerade so, wie mit seinem Verhältniß zur Kunst: er hatte Sinn für echte Wissenschaft, erkannte ihren Werth und gab große Summen zu ihrer Unterstützung aus, schadete aber im Ganzen doch ihrer Entwickelung. Alexander verstand und achtete den Aristoteles, er war sehr freigebig gegen ihn und unterstützte namentlich seine naturwissenschaftlichen Forschungen auf eine Weise, wie nur äußerst selten gelehrte Bemühungen von Königen unterstützt werden; er nahm nämlich auf seinem Zuge nicht blos eine Anzahl Gelehrte mit, welche überall für Aristoteles Beobachtungen machen mußten, ließ unbekannte Thiere jagen und schickte sie dem Philosophen, sondern er nahm auch an dessen großem Plane, eine systematische und auf Beobachtung beruhende Naturgeschichte zu schaffen, persönlich den lebhaftesten Antheil. Alexander's tiefer Sinn für Erkenntniß zeigt sich außerdem auch in der Sorgfalt, mit welcher er auf seinem Zuge die indische Weisheit zu erforschen strebte, sowie in der Rücksicht und den vielen Aufmerksamkeiten, die er den Athenern erwies. Man kann daraus erkennen, daß ihm die beiden entgegengesetzten Lebensweisen, welche in der athenischen Reg-

samkeit einerseits und der den Indiern eigenthümlichen Lebensertödtung andererseits am bestimmtesten sich aussprechen, gleicher Aufmerksamkeit werth schienen. Er selbst hat dies bei seiner Zusammenkunft mit Diogenes ausdrücklich erklärt, indem er den Gedanken aussprach, daß es für des Menschen Seele nur zwei Arten von Größe gebe, entweder die Welt zu besitzen oder sie entbehren zu können. Alexander hat endlich die Wissenschaft ebenso, wie die wahre Kunst, auf's freigebigste zu unterstützen gesucht, und z. B. dem Platoniker Xenokrates allein einst die ungeheure Summe von 50 Talenten (130,000 Gulden oder 72,000 Thalern) angeboten.

Obgleich auf diese Weise Alexander's großer Geist auch aus dem, was er für die Wissenschaft that, glänzend hervorleuchtet, so hat er doch auch die Litteratur ihrer Selbstständigkeit beraubt, und, was nach seinem Tode ganz allgemein wurde, von dem Charakter der Regenten, auf deren Unterstützung ihre Pfleger hofften, abhängig gemacht. Er hat ferner, neben einem Aristoteles und Xenokrates, auch einen Anaxarch und Pyrrho unterstützt, den elenden Lügner und Schmeichler Onesikritus gleich den Männern von wahrem Verdienste belohnt, und überhaupt diejenige Wissenschaft, welche den Schein der Weisheit an die Stelle der Wahrheit und Natur zu bringen versteht, durch reiche Geschenke aufgemuntert.

19. Aristoteles und sein Verhältniß zur griechischen Cultur.

Kein Mensch, wenn wir die Stifter der Welt-Religionen ausnehmen, hat einen so gewaltigen Einfluß auf das geistige Leben des ganzen Menschengeschlechts ausgeübt, als Aristoteles, der Lehrer Alexander's des Großen. Er hat auf alle Zweige der menschlichen Erkenntniß eingewirkt und durch seine Philosophie nicht allein dem ganzen Abendlande und der christlichen Religion, sondern auch dem gesammten Morgenlande und dem Islam Gesetze gegeben. Dieser einflußreichste aller Philosophen war 384 v. Chr. in der macedonischen Griechenstadt Stagira geboren und begab sich in seinem 17. Lebensjahre nach Athen, wo er Plato's Schüler ward. Nach dem Tode seines Lehrers lebte er in Kleinasien, bis Philipp II. ihn nach Macedonien berief, um die Erziehung des jungen Alexander zu leiten. Der Schöpfer der neuen macedonischen Macht hatte den Werth und die Größe des Mannes erkannt, dessen Geist von allem Phantastischen und Schwärmerischen frei, und blos auf das Wirkliche, Mögliche und Ausführbare gerichtet war, und Philipp's eigene Größe zeigt sich darin, daß er seinem Sohne einen Aristoteles an die Seite gab, wenigstens ebenso sehr, als in der Gründung seines griechisch-macedonischen Reiches. Aristoteles kam entweder im 13. oder im 15. Lebensjahre Alexander's an den mace-

donischen Hof und trennte sich von seinem Zögling erst, als derselbe seinen asiatischen Feldzug antrat. Er begab sich damals nach Athen, wo er in dem Lyceum, einer der Akademie ähnlichen Anlage mit einer Ringschule, eine philosophische Lehranstalt errichtete. Von den schattigen Laubgängen dieser Anlage, welche in der griechischen Sprache Peripatoi, Spaziergänge hießen, oder vielleicht auch von Aristoteles Gewohnheit, seine Lehren im Auf- und Abwandeln vorzutragen, erhielt seine Philosophie den Namen der peripatetischen. Nach Alexander's Tod suchten seine Feinde ihn des Unglaubens verdächtig zu machen und als Verbrecher gegen die Staatsreligion anzuklagen. Aristoteles sah sich dadurch veranlaßt, Athen zu verlassen und starb bald nachher (322 v. Chr.) in der euböischen Stadt Chalcis.

Höchst interessant und bedeutungsvoll ist es, daß eine und dieselbe Zeit ein alle Erkenntnisse umfassendes und alle Wissenschaften neu gestaltendes Genie, wie Aristoteles, und einen Helden, der für Alles Sinn hatte und Alles auszuführen vermochte, wie Alexander, hervorbrachte, und daß diese beiden Männer mit einander in nahe Berührung kamen. Aristoteles und Alexander umfaßten im Geiste, der Eine die innere, der Andere die äußere Welt; Beide wollten dieselbe ganz bezwingen und umgestalten. Beide erkannten und verstanden nicht allein einander, sondern es fand auch zwischen ihren Bestrebungen ein unmittelbarer Zusammenhang Statt: Aristoteles schickte dem Alexander Männer für seine Zwecke zu, er ertheilte ihm Rathschläge für seine Pläne und sandte ihm Bücher für seine Belehrung, Alexander dagegen richtete mit großen Kosten und mit persönlicher Bemühung einen Theil seiner Umgebung darauf ein, des Aristoteles Forschungen zu fördern.

Alexander wollte alles, was die Weltgeschichte seit ihrem Anfange Großes gezeigt hatte, die Wunder der Urzeit, die Kraft des heroischen Zeitalters und die griechische Weisheit der folgenden Jahrhunderte, in seinem Reiche verbinden. Er wollte des Orients Formen und Begriffe mit dem Geiste des Abendlandes verschmelzen, alle Völker, Länder und Klimate durch einen innigen Verkehr unter einander verknüpfen, und die ganze civilisirte und civilisationsfähige Welt durch das Band griechischer Humanität in einen einzigen monarchischen Staat vereinigen, in welchem der Geist und nicht die Gewalt herrsche. Eben denselben Gedanken verfolgte Aristoteles in dem großen Gebiete des Erkennens und Wissens. Er wollte, vermittelst der zu einer eigentlichen Wissenschaft herangereiften Philosophie, die geistigen Bestrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer in ein Ganzes vereinigen. Die Zeit der Poesie war mit dem Schwinden der Natur und der Begeisterung zu Ende gegangen, diejenige Dichtkunst, deren man jetzt bedurfte, und welche in Zeiten des vorherrschenden Begriffs-

lebens allein getrieben werden kann, mußte von der früheren, die auf dem Wege der Eingebung und Begeisterung entstanden war, Regel und Gesetz entnehmen; Aristoteles gab die Mittel dazu an, indem er die erste Theorie der Dichtkunst schrieb. Ferner, die Naturforschung war bisher entweder blos theoretisch oder blos praktisch betrieben und beide Arten noch nie mit einander verbunden worden; Aristoteles vereinigte sie, sammelte alle früheren Beobachtungen, vervollständigte dieselben durch seine eigenen, schuf für sie eine wissenschaftliche Sprache und ein System, und ward auf diese Weise der Gründer der Naturwissenschaften. Auch die Staatswissenschaft war bis auf Aristoteles entweder nur praktisch oder rein theoretisch getrieben worden; Aristoteles verband Beides ebenfalls mit einander. Er vollbrachte aber außerdem auch die Aufgabe, welche dieser Wissenschaft damals durch den Gang der Dinge selbst gestellt worden war. Die Geschichte der zunächst vorhergehenden Zeit hatte nämlich bewiesen, daß, sobald Staaten sich vergrößern und die Entwickelung des äußeren Lebens fortschreitet, die Mehrzahl des Volkes ein todtes Werkzeug und also auch das demokratische Princip eine bloße Täuschung werde, sowie daß andererseits die Aristokratie herabwürdigend für die Menschheit sei. Die Griechen wurden daher zum monarchischen Princip gedrängt und manche Einsichtige deuteten schon vor Aristoteles darauf hin. Sie konnten sich aber eine Monarchie mit Gerechtigkeit und mit festen Gesetzen, deren Vollstrecker der König sei, nicht als möglich denken, und Plato hatte deshalb das monarchische Princip blos idealisch aufgefaßt. Unter Philipp II. ward diese Möglichkeit gegeben, und Aristoteles erkannte nun die Mittel, durch welche sie zur Wirklichkeit gemacht werden konnte. Er suchte die Verfassungen und Grundgesetze aller Staaten zu erforschen, stellte sie neben einander, und gab die Principien an, nach denen man daraus ein Ganzes machen könne, das für ein großes Reich passe. Ebenso, wie mit den Formen und Begriffen des Staatslebens, den Naturwissenschaften und der Dichtkunst, machte Aristoteles es mit den rhetorischen Künsten, den moralischen Grundsätzen der Menschen und den philosophischen Erkenntnissen überhaupt. Kurz, Aristoteles erfand neue Formen des Denkens, erweiterte das Gebiet des geistigen Lebens, gab ihm eine festere Grundlage und eine allgemeinere Richtung, und schuf so eine Philosophie, welche nach seinem Tode für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die weltbildende, welterklärende Lehre ward.

Diese von Aristoteles erläuterte und in ein System gebrachte griechische Weisheit, Bildung und Lebenserfahrung wollte Alexander mit dem Glänzenden, Reichen, Ungeheuren und Phantastischen des Orients und des Alterthums so verbinden, daß seine Regierung der Culmina-

tionspunkt der menschlichen Bildung und des menschlichen Strebens geworden wäre. Allein das Schicksal wollte es anders, und Alexander's Geschichte zeigt, daß des Menschen Geist zwar einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der Welt und die Entwickelung der Begebenheiten ausübt, daß diese aber nie von ihm allein abhängen, sondern von der leitenden Hand der Vorsehung, die sich des Mächtigen wie des Geringen zu ihren Zwecken bedient. Alexander's Unternehmen scheiterte, weil die Kraft eines Einzelnen und die kurze Zeit eines Menschenlebens nicht hinreichte, sondern viele Jahrhunderte und viele Uebergänge nöthig waren, um das Orientalische und Occidentalische so weit umzubilden und zu verändern, daß es sich gegenseitig aufnehmen und verschmelzen konnte. Mit Aristoteles dagegen war das Schicksal, und sein Streben gedieh, weil er nur zu denken, nicht auszuführen hatte, und weil im Gebiete des geistigen Lebens die Kraft des Menschen weiter reicht, als in der äußeren Welt. Seine Philosophie ward die Grundlage der Forschung und Erkenntniß der späteren Jahrhunderte, von ihm entnahm die ganze folgende Zeit alles, was die Griechen in Leben und Wissenschaft errungen hatten, und erst die neuere, ja in einigen Fächern sogar erst die neueste Zeit hat die Ergebnisse seines Nachdenkens und der von ihm gesammelten Erfahrungen berichtigen, vermehren, zum Theil aber auch nur erst richtig verstehen und erklären können.

Des Aristoteles Thätigkeit würdigen, sein Verhältniß zur Bildung des menschlichen Geschlechts auseinandersetzen und seine Wirksamkeit ihrem ganzen Umfange nach darstellen, hieße die Geschichte aller Wissenschaften und Künste geben und das gesammte Staatswesen der Alten beschreiben. Dies würde aber einen Geist, wie der des Aristoteles war, erfordern. Wir begnügen uns, blos andeutend den Umfang seiner Wirksamkeit zu bezeichnen und hier und da anzugeben, wie die folgende Zeit ihn aufgefaßt und seine Bemühungen benutzt hat.

Aristoteles begründete zuerst die verschiedenen Seiten und Theile der Philosophie, schuf für diese eine ganz neue Sprache, führte sie, die ein bloßes Bildungs- und Zurüstungsmittel für das Leben in Staat und Gesellschaft geworden war, in ihre eigentliche Sphäre, das reine Erkennen um des Erkennens willen zurück und brachte alles griechische Wissen, von welcher Art es auch sein mochte, in ein zusammenhängendes, nach Principien geordnetes Ganze. Hätte nicht die Ungunst des Schicksals seine Schriften verfolgt und theils die kostbarsten seiner Werke vernichtet, theils die erhaltenen uns nur als verstümmelte oder aus einzelnen Aristotelischen Sätzen fragmentarisch zusammengeflickte Bücher zukommen lassen: so würden wir wahrscheinlich die Gewißheit haben, daß er alle Theile der menschlichen Wissenschaft in einer dop-

pelten Reihe von Schriften behandelte, in deren einer er die Erfahrungen seiner Zeit, durch seine eigenen Erfahrungen erweitert, zusammenfaßte, während er in der anderen die philosophische Seite derselben oder das rein Geistige behandelte. Aristoteles hatte viele seiner Schriften nicht in's Publikum gelangen lassen, theils weil sie noch nicht ganz vollendet waren, theils weil sie denjenigen Theil seiner Lehre enthielten, welche er nur für die Tüchtigeren unter seinen Schülern bestimmt hatte. Diese Schriften schenkte sein Schüler Theophrast, dem er sie vermacht hatte, bei seinem Tode einem gewissen Skepsis, dessen Erben sie als ein kostbares Familien-Eigenthum bewahrten. Da diese fürchteten, die Könige von Pergamum, deren Unterthanen sie waren, und welche ihre Hof-Bibliothek durch jedes Mittel zu vergrößern suchten, möchten sich des Schatzes bemächtigen, so versteckten sie denselben in ein feuchtes unterirdisches Gewölbe. Hier lagen die Schriften mehr als 100 Jahre lang, bis ein Athener, Apellikon, sie kaufte. Ein großer Theil derselben aber war durch die Feuchtigkeit und durch Insecten zerstört worden. Apellikon's Bibliothek fiel bald nachher in Sulla's Gewalt. Dieser brachte sie nach Rom, ließ von Aristoteles Werken Abschriften machen und schenkte eine derselben dem Andronikus von Rhodus, welcher sie in's Publikum brachte. Von den auf diese Weise geretteten Schriften des Aristoteles ging auch später noch ein Theil verloren.

Aristoteles verließ die Methode, welche die Griechen seither bei ihren philosophischen Bestrebungen befolgt hatten, und schlug in allen Zweigen des Wissens den ganz entgegengesetzten Weg ein. Statt daß man nämlich bisher immer eine Theorie entworfen und dieser die einzelnen gemachten Erfahrungen anzupassen gesucht hatte, legte Aristoteles seinen Untersuchungen stets die Erfahrung zu Grunde, und schuf, von ihr ausgehend, vom Besonderen und Einzelnen zum Allgemeinen, Begreiflichen, Gesetzlichen vorschreitend, sein System. Die Araber und die Christen des Mittelalters, welche Aristoteles Schriften als die allein wahre Grundlage aller Wissenschaften betrachteten, verließen diesen Weg wieder und mißbrauchten sogar Aristoteles Werke zu einseitigen Grübeleien und nichtigen Schlußfolgerungen, weil sie den großen Philosophen mißverstanden; später aber wurden in eben dem Grade, in welchem man den Geist des Aristoteles wieder richtiger auffaßte, diese philosophischen Künsteleien immer mehr als leer und gehaltlos verworfen und verlacht.

Für die nächstfolgende Zeit nach Aristoteles sind vorzugsweise des Aristoteles Bemühungen um die mathematischen Wissenschaften von Wichtigkeit, weil diese Wissenschaften in jener Zeit den ersten Rang einnahmen und zuerst durch Aristoteles eine wissenschaftliche Grundlage

erhielten. Die Mathematik und alle diejenigen Wissenschaften, welche, wie die Physik und die Astronomie, ohne dieselbe nicht getrieben werden können, wurden erst durch ihn sowohl unter einander, als auch ihren einzelnen Fächern nach geschieden und scharf bestimmt. Auf seinen logischen Untersuchungen beruht das Gebäude der Mathematik, welches in dem folgenden Zeitraum aufgestellt worden ist. Während vor ihm diese Wissenschaft mit der Naturphilosophie noch innig verbunden und dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt war, hat Aristoteles zwischen Beiden eine bestimmte Grenzlinie gezogen. Er hat zuerst die Mathematik in reine und angewandte getrennt, die Arithmetik, welche von den Pythagoreern und Platonikern mit der Geometrie verschmolzen worden war, von dieser genau geschieden, und so nicht wenig dazu beigetragen, daß die mathematischen Wissenschaften in der nächstfolgenden Zeit aufblühten und mit Erfolg getrieben wurden. Die angewandte Mathematik, namentlich die Mechanik, Statik und Optik, welche vorher als bloße Handwerksthätigkeit angesehen worden waren, hat Aristoteles zuerst aus diesem Zustande der Erniedrigung herausgerissen und zum Range von Wissenschaften erhoben. Die tieferen Blicke in diese Wissenschaften, welche seine noch erhaltenen Schriften zeigen, sind um so merkwürdiger, da er keine genauen Beobachtungen vor sich liegen hatte, sondern Alles noch im Stande der Kindheit fand. Die Chemie, Physik und theoretische Astronomie, für welche er ebenfalls keine sichere Grundlage vorfand, haben er und die Männer, welche unmittelbar nach ihm in Aegypten, Syrien, Rhodus und Pergamum sich damit beschäftigten, fast ganz neu geschaffen und mit geringen Ausnahmen bis auf den Punkt gebracht, von welchem aus die neuere Zeit diese Wissenschaften weiter entwickelt hat. Die Schriften endlich, in welchen Aristoteles die Erscheinungen und Gesetze der Natur zu erklären suchte, wurden von den Arabern und von den christlichen Völkern des Mittelalters als das Höchste in der Naturlehre bewundert, und haben fast allein die Bemühungen angeregt, durch welche man in den nächstfolgenden Jahrhunderten nach der Erkenntniß jener Gesetze gestrebt und bis auf unsere Zeit die Geheimnisse der Natur zu erforschen gesucht hat.

Weit mehr, als in den mathematischen Wissenschaften und der Naturlehre, ward Aristoteles in der Naturgeschichte durch Vorarbeiten der früheren Zeit begünstigt, und hierbei kam ihm außerdem auch Alexander's Freundschaft und Eifer für die Wissenschaft am meisten zu Statten. Er hatte in diesem Fache die Beobachtungen vieler Jahrhunderte vor sich liegen und fand in den Werken der Dichter und Geschichtschreiber seiner Nation, sowie in manchen besonderen Schriften über Feldbau und Jagd sehr gute Forschungen über Lebensweise und Haushalt der Thiere. Schon im culturlosen Zustande haben alle Völker

die genaueste Kenntniß der sie umgebenden Geschöpfe; die scharfsichtigen und scharfsinnigen Griechen aber brachten schon früh die Beobachtungen, welche alle Völker in ihrer ernsten Zeit einzeln machen und gebrauchen, mit ihren sonstigen Erkenntnissen in Verbindung. Das ersehen wir aus den treffenden Gleichnissen ihrer Dichter und aus den Andeutungen, welche Herodot's Geschichtswerk enthält. Ein Volk, welches wie das griechische vom Don an bis nach Cyrene in Afrika durch so viele klimatisch verschiedene Länder zerstreut war, das stets viel im Freien lebte und in welchem selbst die Ersten und Angesehensten der Natur viel näher blieben, als wir Neueren, mußte weit mehr Anregung und Gelegenheit finden, über die Thierwelt Beobachtungen zu machen, als unsere neueren Völker. Freilich mußte dieses Volk auch zugleich mehr Fabeln in die Naturgeschichte aufnehmen und mehr Volksmeinungen ohne Prüfung gelten lassen, so lange unter ihm die Naturgeschichte nicht als eigentliche Wissenschaft getrieben wurde.

Aristoteles fand also für die Beschreibung der lebenden Welt eine Menge Erfahrungen vor und brauchte in diesem Fache nicht erst, wie in anderen, Alles neu zu schaffen, nicht erst alle Beobachtungen neu anzustellen. Es war ihm außerdem in Betreff des inneren Baues der Geschöpfe vorgearbeitet worden. Die Anatomie des menschlichen Körpers entstand zwar erst nach seiner Zeit und an eine vergleichende Anatomie war ebenfalls noch nicht zu denken; allein durch die Weissagungen aus den Eingeweiden der Opferthiere war doch schon eine Art von Wissenschaft über den inneren Bau der Thiere entstanden, und in der Heilkunst hatte man schon lange die Anatomie des Menschen durch Untersuchungen über das Innere des Organismus der Thiere zu ersetzen gesucht. Man war also auch in dieser Beziehung mit der Thierwelt einigermaßen bekannt. Es fehlte jedoch immer noch an einer eigentlichen und selbstständigen Wissenschaft der Naturgeschichte, man bedurfte namentlich eines Systems, einer wissenschaftlichen Sprache und einer genauen, philosophischen Bestimmung dessen, was Klasse, Gattung, Art und Individuum ist. Diese Lücke füllte Aristoteles aus und er wurde dadurch auch in der Naturgeschichte Schöpfer und Gründer. Er lehrte aber nicht allein, wie man die Thierwelt eintheilen müsse, was dabei wesentlich, was unwesentlich sei, und wie man vermittelst bestimmter kurzer Bezeichnungen jenes ausdrücken und dieses vom Begriffe trennen könne, er sammelte auch alle früheren Beobachtungen und stellte selbst neue an. Auf diesem Wege brachte Aristoteles ebenso, wie Herodot, Dinge an's Licht, welche die Nachwelt lange für Fabeln gehalten hat, die aber in der neueren Zeit, zum Theil sogar erst durch die Beobachtungen der neuesten Reisenden und Naturforscher als wahr erkannt worden sind.

Das größere Verdienst des Aristoteles besteht in dem, was er für die eigentliche Philosophie im engeren Sinne des Wortes that; doch würde es zu weit führen und bei dem Leser zu viele rein philosophische Kenntnisse voraussetzen, wenn diese Vorzüge hier anschaulich gemacht werden sollten. Nur Eines muß angedeutet werden. Die Aristotelische Philosophie ward während des Mittelalters im ganzen Abendlande zu bloßen Spitzfindigkeiten und leeren Klaubereien mißbraucht, durch welche unter den christlichen Völkern viel Unheil angerichtet und ein ganzes Zeitalter hindurch ein großer Theil der edelsten Kräfte einer segensreicheren Wirksamkeit entzogen wurde. Dieser Mißbrauch und seine verderblichen Folgen lassen sich weder läugnen, noch entschuldigen; allein er ist dem Aristoteles ebensowenig vorzuwerfen, als der Stifter der christlichen Religion angeklagt werden darf, weil Fanatismus, Aberglaube, Eigennutz und Heuchelei seine Lehre der Liebe und des Erbarmens zu Zeiten in eine Lehre der Verfolgung, des Pfaffentrugs, der Götzendienerei und der Frömmelei umgewandelt haben.

Von den rein philosophischen Schriften des Aristoteles dürfen übrigens hier diejenigen, welche die Logik oder die Lehre von den Gesetzen der Verstandesthätigkeit betreffen, nicht ganz übergangen werden, weil Aristoteles bei ihrer Abfassung, außer dem rein philosophischen Zweck, auch die Bildung für das Staatsleben im Auge hatte. Diese Schriften, in welchen er einerseits die Logik auf eine solche Höhe brachte, daß sie bis auf unsere Zeit nicht bedeutend weiter gefördert werden konnte, gehören also zugleich auch zu denjenigen griechischen Werken, die für die Geschichte des Einflusses der Literatur auf das Staatswesen bedeutend sind. Wie nämlich alle philosophischen Secten des Alterthums nach und nach Schulen für die Bildung des Redners oder Staatsmannes eröffneten, so suchte auch Aristoteles sowohl durch eigene Schriften über die Rhetorik, als auch durch seine logischen Werke Belehrung und Anleitung für die Verwaltung des Staates zu geben, wei lohne Logik und ohne philosophische Bildung überhaupt alles Reden sich in Schwulst und leeres Wortgeklingel verliert. Während aber die anderen philosophischen Schulen fast blos darauf bedacht waren, den Redner zu einem tüchtigen Dialektiker zu bilden, sah Aristoteles die Logik nur als einleitende Wissenschaft für denselben an, als die Grundlage, auf welcher seine weitere Ausbildung beruhe, und verfaßte daher auch besondere rhetorische Schriften. Er, dessen Ideal eines Staatsmannes ein Mann wie Demosthenes entsprach, belehrte in diesen beiden mit einander verbundenen Abtheilungen seiner Werke den Redner sowohl über alle Seiten, welche er in seinen Reden etwa berühren konnte, als auch über die Art, wie er dies thun sollte. Leider ist ein

Theil seiner rhetorischen Schriften untergegangen; dasjenige aber, was sich von denselben erhalten hat, gibt von allen auf unsere Zeit gekommenen rhetorischen Büchern des Alterthums die beste Belehrung über das Wesen der antiken Redekunst, weil Aristoteles nicht, wie die übrigen Lehrer der Rhetorik, in seinen Schriften zugleich selbst ein Meisterstück der Beredsamkeit liefern wollte, und uns also nicht, wie Cicero und Quinctilian, durch die Einkleidung seines Vortrages irre leitet und von dem Zweck des Lesens abwendet.

Von den übrigen Werken des Aristoteles hat zwar seine Poetik oder Theorie der Dichtkunst eine große Bedeutung für die Bildung des menschlichen Geschlechts, aber der Haupt-Einfluß derselben nahm erst am Ende des Mittelalters seinen Anfang und gehört also der Geschichte der neueren Zeit an, deren Dichter, besonders die französischen, sich bis kurz vor unseren Tagen gequält haben, ihre Arbeiten nach den von Aristoteles aufgestellten und von ihnen zum Theil mißverstandenen Regeln einzurichten.

Des Aristoteles Schrift über die Moral oder seine sogenannte Ethik ist keine bloße philosophische Betrachtung über das Gute und Böse an und für sich selbst, und bezieht sich auch nicht etwa nur auf das rein Menschliche und das Privatleben, sondern sie ist eine Einleitung in die Aristotelische Lehre vom Staate. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß das Leben des Staates und das des einzelnen Bürgers einen und denselben Zweck habe, und daß dieser in Beiden durch dieselben Mittel erreicht werde. Die Staatswissenschaft, sagt Aristoteles, muß sich daher auf die Ethik gründen, oder auf die Lehre von der Tugend, von dem wahren Glücke und von den Sitten, die jeder Einzelne annehmen muß, damit er die Tugend und das Glück erlangen könne. Um zu zeigen, wie Aristoteles diese Lehre auf die Politik anwendet und seine Ethik als eine Einleitung in die Staatswissenschaft ansieht, braucht man nur auf den Schluß dieses Werkes aufmerksam zu machen. Nachdem er nämlich seine Ansichten über das, was Glückseligkeit sei, dargelegt, und die Art, wie dieselbe erlangt werden könne, angegeben hat, erklärt er: seine ganze Theorie sei unfruchtbar, wenn sie nicht in's Leben übergehe, dies könne sie aber nur dann, wenn der Staat, in welchem man lebe, von der Art sei, daß keiner den Anderen hindere, das gemeinschaftliche Ziel der Glückseligkeit zu erreichen. Um endlich zu zeigen, wie Aristoteles die Frage über Glück, über Tugend und über die zur Erlangung Beider nöthige Beschaffenheit des Wesens der einzelnen Menschen behandelt, möge hier als Beispiel ein Auszug aus derjenigen Stelle seiner Ethik stehen, in welcher er die Thorheit Derer anschaulich macht, die dem bloßen Schatten des Glückes nachjagen und daher dieses selbst nie erlangen. „Die Glückseligkeit", sagt

Aristoteles, ist weder eine bloße Eigenschaft des menschlichen Wesens, noch auch eine solche Thätigkeit, welche einen äußeren Zweck hat, sondern sie gehört wie die Tugend zu denjenigen Eigenschaften, die man um ihrer selbst willen, nicht aber äußerer Zwecke wegen sucht; denn es ist das Wesen der wahren Glückseligkeit, daß sie sich selbst genügt und keines anderen Dinges bedarf. Wie das Gute und Rechte nur um seiner selbst willen ausgeübt wird, so verhält es sich auch mit dem, was man Glück nennt. Sogar die Ergötzlichkeiten werden nur um ihrer selbst willen gesucht; denn es schaden sich ja die Menschen durch manche derselben eher, als daß sie einen Vortheil davon hätten, und oft werden Gesundheit und Vermögen dabei zugesetzt. Die gewöhnliche Vorstellung vom Glück führt eben deshalb sehr viele Menschen irre, weil die meisten von denen, welche nach der gemeinen Meinung für glücklich gelten, ihr Glück darin finden, daß sie durch Lustbarkeiten ihre Zeit tödten, und weil solche durch Reichthum oder Herrschermacht ausgezeichnete Personen dem großen Haufen als ein Bild des Glückes vorschweben. Man sollte aber diese Personen nicht so ansehen, denn in der fürstlichen Würde und im Reichthum an und für sich selbst liegt weder Einsicht noch Tugend, woraus doch allein eine wahrhafte und würdige Thätigkeit des Menschen hervorgehen kann; man sollte vielmehr behaupten, daß Fürsten und Reiche zu sinnlichen Genüssen nur darum ihre Zuflucht nehmen, weil sie nie ein wahrhaft reines und eines edel und frei gebildeten Mannes würdiges Vergnügen genossen haben. Nicht aber sollte man darum glauben, daß diese Genüsse den Vorzug verdienen. Meinen doch auch Kinder, daß das, was ihnen das Liebste ist, auch zugleich das Beste sein müsse. Wie aber das Kind und der Mann auf ganz verschiedene Dinge Werth legen, so auch der gemeine Mensch und derjenige, der eine edlere Natur und Bildung besitzt."

In Betreff der Lehre von der Verfassung und Einrichtung der Staaten hatte Aristoteles ein Werk verfaßt, welches nicht auf unsere Zeit gekommen ist und dessen Verlust nicht genug beklagt werden kann; denn unsere Kenntniß der Staatsformen des Alterthums würde weit umfassender und reicher sein, wenn dasselbe sich erhalten hätte. Diese Schrift enthielt die Beschreibung aller wirklich bestehenden Verfassungen, die Aristoteles zu erforschen im Stande war. Höchst wahrscheinlich waren es die Verfassungen von nicht weniger als 158 verschiedenen Staaten, welche in diesem Werke dargestellt worden sind. Dagegen hat sich eine andere Schrift des Aristoteles erhalten, welche die Politik betitelt ist, und in der Aristoteles, statt die wirklich bestehenden Verfassungen zu beschreiben, theoretisch nachweist, welche Staatseinrichtung nach den an diesen gemachten Erfahrungen die beste sei. Diese Schrift ist also ihrem Gegenstande nach dem Platonischen Werke über den

Staat ähnlich, ihrem Zwecke und Ausgangspunkte nach aber von demselben ganz verschieden. Aristoteles will nicht, wie Plato, das Ideal eines Staates aufsuchen und die menschlichen Angelegenheiten nach den Grundsätzen der reinen Vernunft einrichten, sondern er hält sich streng an das Gegebene, Wirkliche und Ausführbare, und untersucht, welche von denjenigen Arten staatlicher Verfassungen, die uns durch die Erfahrung selbst bekannt sind, die vorzüglichste sei. Ja, Aristoteles hat sogar einen Theil seiner Schrift geradezu gegen Plato's Ansichten gerichtet und sucht dessen Ideale als ungereimt zu vernichten. Weil die Aristotelische Theorie der Staatsverfassung sich genau an das wirklich Bestehende anschließt und die aus der Erfahrung bekannten Einrichtungen bestimmter Völker zur Grundlage hat, so ist diese Schrift auch für das Studium der Geschichte sehr wichtig und ersetzt einen Theil des eben erwähnten untergegangenen Werkes; denn Aristoteles belegt seine Ansichten und Grundsätze stets mit Beispielen aus den Verfassungen verschiedener griechischer Staaten, und deutet oft auch den historischen Grund einzelner Einrichtungen derselben an.

Der Gedankengang der Schrift ist der, daß Aristoteles zuerst einleitend über die einfachsten und natürlichsten menschlichen Verhältnisse, welche jeder Vereinigung zu einem Staat vorausgegangen sind, ihr zu Grunde liegen und sie erhalten, wie z. B. über das Verhältniß zwischen Mann und Frau, Vater und Kind, Herr und Diener, redet, dann die unter den Menschen entstandenen Arten und Abarten der Verfassungen darlegt, den Grund ihres Verfalls nachweist, die Mittel zu ihrer Erhaltung angibt, und ganz zuletzt, nach den Ergebnissen der Vernunft und Erfahrung zugleich, das Bild eines Staates entwirft, welcher nach seiner Idee der beste ist.

Es gibt nach Aristoteles drei Arten von Verfassungen, deren jede aber wieder eine Abart hat, so daß sich also alle vorhandenen Verfassungen in sechs Klassen eintheilen lassen. In allen Staaten nämlich regiert entweder nur Einer oder einige Wenige oder Viele. Wenn nun in diesen drei Fällen die Regierung mit steter Rücksicht auf das allgemeine Beste geführt wird, so ist die Verfassung entweder eine Monarchie oder eine Aristokratie oder das, was Aristoteles vorzugsweise eine Politie oder Staatsverfassung nennt, d. h. eine vernünftige Demokratie. Wenn aber Einer oder einige Wenige oder Viele den Staat nur mit Rücksicht auf ihr eigenes Beste leiten, so ist die Verfassung eine Abart von jenen drei Arten, d. h. entweder eine Despotie oder eine Oligarchie oder das, was Aristoteles schlechthin eine Demokratie nennt. Von diesen sechs Staatsformen, welche alle ausführlich und mit Hinweisung auf die wirklich bestehenden griechischen Staaten dargestellt werden, erklärt Aristoteles die Politie oder diejenige Verfassung,

nach welcher das Verdienst, nicht die Geburt allein den Vorzug gibt und in der zwar Viele, aber nicht wie in der Demokratie Alle ohne Unterschied herrschen, für die beste.

Aristoteles untersucht hierauf, wie jede der sechs Staatsverfassungen in der ihr eigenthümlichen Form erhalten und gegen den Untergang geschützt werden könne und weist die Ursachen nach, durch welche eine jede untergraben werde und untergehe. Der Verfall der Demokratieen rührt nach seiner Ansicht von der leicht einreißenden Verdorbenheit der Volksführer oder Demagogen her. Der Oligarchie dagegen droht aus zwei Ursachen Untergang. Entweder mißhandeln nämlich die Regierenden das Volk so sehr, daß es einem Einzelnen leicht wird, sich zum Führer aufzuwerfen, oder sie werden unter sich uneinig oder an Macht ungleich, wo dann einer von ihnen sich an die Spitze des großen Haufens stellen und die Regierung an sich reißen wird. In der Aristokratie entstehen Unruhen, wenn die Gewalt nach und nach in die Hände von zu Wenigen kommt, oder wenn die Regierung angesehene und durch ihren Einfluß bedeutende Männer beleidigt, oder wenn ein mächtiger und unternehmender Mann von den Ehrenstellen ausgeschlossen wird, oder endlich wenn eine zu große Verschiedenheit des Vermögens in der herrschenden Klasse Statt findet. Der Politie oder der besten freien Verfassung droht, wie auch den Aristokratieen, Auflösung, wenn in irgend einer Weise vom Recht und vom Gesetze abgewichen wird.

Aristoteles Ansichten von der Monarchie, der er als einer zu seiner Zeit durch den Gang der Dinge herbeigeführten Staatsform zugeneigt ist, bedürfen ebenso, wie die von ihrer Abart oder von der Despotie, einer ausführlicheren Darstellung. Diese seine Ansichten zeigen uns eine gewisse Mangelhaftigkeit, weil die dem germanischen Völkerstamm in Bezug auf Regierung, Gesetz und Recht eigenthümlichen Begriffe und Sitten ihm unbekannt waren. Er hat daher von einer Monarchie in unserem Sinne des Wortes keine Ahnung, d. h. er kennt diejenige Staatseinrichtung nicht, vermöge deren die Gewalten so getheilt sind, daß die gesetzgebende zugleich dem Volke, der Aristokratie und dem Regenten anheimgegeben ist, die Leitung und Verwaltung des Staates in den Händen des Letzteren ruht, die richterliche Gewalt endlich zwar ebenfalls von dem Regenten ausgeht und in seinem Namen geübt wird, jedoch von ihm an stellvertretende Richter übertragen werden muß, welche von ihm wie von dem Volke unabhängig sind. Eine solche Verfassung ist dem Aristoteles ebenso unbekannt, wie eine republikanisch-föderative im neueren Sinne des Wortes. Sie scheint überhaupt von allen Völkern der Erde nur den germanischen eigenthümlich gewesen zu sein, mit alleiniger Ausnahme des

friesischen Stammes, welcher von jeher mehr zur Demokratie neigte. Weil sie den Griechen wesentlich fremd war, so konnte Aristoteles in seinen Beispielen von monarchischen Einrichtungen und Verhältnissen keinen Bezug auf sie nehmen, er weiß im Gegentheil die Monarchie nur aus einem solchen Ursprung herzuleiten, aus welchem nie eine wahre Monarchie entstehen kann. Den Ursprung der Monarchie sucht er nämlich darin, daß die Besseren das Bedürfniß der Hülfe gegen die Schlechteren empfinden. Daher wird in diesem Falle ein König aus den Besseren gewählt und zwar mit Rücksicht darauf, daß derselbe entweder durch geistige Vorzüge sich auszeichnet, oder Thaten gethan hat, die seinen Seelenadel beweisen, oder endlich daß er einem Geschlechte angehört, in welchem solche auszeichnende Eigenschaften oft gefunden werden. Gerade umgekehrt verhält es sich nach Aristoteles mit der Despotie; denn ein Despot wird stets vom Volke gegen die Edeln und Ausgezeichneten gewählt, damit es von ihm Schutz gegen die Bedrängniß durch dieselben erhalte. Daß dem so sei, sucht Aristoteles aus der Geschichte zu beweisen; nach dieser waren alle Despoten griechischer Staaten anfangs Demagogen, welchen die Herrschaft nur deshalb gegeben ward, weil sie den aristokratischen Theil der Bürgerschaft zu verdächtigen gewußt hatten.

Aristoteles gibt zwei Ursachen des Untergangs der Monarchie an, von welchen nur die eine auf unsere Monarchieen Anwendung findet. „Diese Verfassung", sagt Aristoteles, „geht dadurch zu Grunde, daß entweder diejenigen, welche an der königlichen Gewalt Antheil nehmen, unter sich uneins werden, oder daß sie die Verwaltung der Despotie näher bringen, d. h. daß sie den Gesetzen zum Trotz immer mehr Gewalt an sich zu reißen suchen. Monarchieen bestehen um so länger, je gemäßigter und je weniger unbeschränkt die Herrschaft ist; denn der Regent wird dann weniger despotisch, in seinem täglichen Leben weniger hochmüthig und von seinen Unterthanen weniger beneidet sein."

Bei der Darstellung der Tyrannei und der despotischen Regierung gibt zwar Aristoteles, dem philosophischen Zwecke seiner Untersuchung gemäß, ebenso, wie Macchiavelli in seiner berühmten Schrift vom Fürsten, die Mittel an, durch welche ein Tyrann sich behaupten und seine Regierung erhalten und sichern kann; allein er hat dabei eine ganz andere Absicht, als Macchiavelli. Dieser war ein Republikaner, sah alle Fürsten als Usurpatoren an, verachtete die Menschen, sowie die christliche oder vielmehr päpstliche Religion und lebte in einer Zeit der List, des Betrugs, der Gewalt und der Anmaßung; er gab daher in seiner Schrift ganz ernstlich Rath, wie man das damals herrschend gewordene System des Despotie folgerecht durchführen könne und verwies Moral und Recht ganz und gar aus der Politik. Aristoteles

dagegen, welcher der monarchischen Form geneigt ist, malt die Entstehung und die Erhaltungsmittel der Despotie mit solchen Farben, daß jeder, der überhaupt noch abzuschrecken ist, vor ihr gewarnt wird. Er drückt zwar dabei nicht so poetisch wie Plato, aber doch ebenso kräftig seinen Abscheu vor jeder willkürlichen Regierung aus. Alle Gedanken und Bemühungen des Despoten müssen, wie Aristoteles lehrt, darauf gerichtet sein, daß seine Unterthanen entweder einander nicht trauen, oder daß sie nicht im Stande sind, sich gegen ihn zu regen, oder daß ihre Gesinnung niedrig und knechtisch bleibt; und außerdem sind Falschheit und Verstellung ihm vor allem Anderen anzuempfehlen. In diesen ironischen Vorschriften erscheint die Seele des Tyrannen nicht weniger häßlich und schrecklich, als in jener berühmten Stelle, in welcher Plato gleichsam wie ein Anatom das Herz des Tyrannen öffnet und uns den Zustand seines Inneren vor Augen führt.

Erst nachdem Aristoteles in dem größten Theile seiner Schrift die unter den Menschen bestehenden wirklichen Verhältnisse und Formen des Staatslebens dargestellt und geprüft hat, kommt er auf das, was in Plato's Werk der alleinige Gegenstand der Untersuchung ist. Er baut nämlich auf der Grundlage der vorgetragenen Erfahrungen einen Staat auf, welcher nach seinem Urtheil der beste ist und möglicher Weise in einem Volke eingerichtet werden kann. Ehe er dies aber thut, beantwortet er zuerst die, bereits in der Ethik ausführlich behandelte Frage: Was ist der Zweck des menschlichen Lebens und welches sind die Mittel, ihn zu erreichen? Aristoteles findet den Zweck des Menschen und die Grundlage seines Glückes in seiner inneren Würdigkeit und Tüchtigkeit und stellt uns in bündiger Kürze und ohne pythagoreische oder platonische Schwärmerei die hohe Bestimmung des Menschen in ein klares Licht. „Jeder", sagt er z. B., „kommt leicht zu dem Glauben, daß er genug Tugend besitze, so gering auch sein Antheil daran sein mag; Reichthum aber und Macht und Ruhm und alles Andere dieser Art sucht jeder bis ins Unendliche hinein und im Uebermaß zu erlangen. Indessen will ich denen, welche in diesem Irrthum befangen sind, sagen, daß sie hierüber sich leicht aus der Erfahrung belehren können, die ihnen zeigt, daß wir nicht durch jene äußeren Güter unsere Tugenden, wohl aber durch die Tugenden unsere äußeren Güter zu bewahren vermögen. Ebenso können sie aus der Erfahrung lernen, ob das selige Leben mehr auf der Tugend der Menschen oder mehr auf ihren Glücksumständen beruhe; denn sie werden finden, daß das Glück immer eher bei den Menschen angetroffen wird, die sich durch Eigenschaften des Geistes und Herzens auszeichnen, aber nur wenige äußere Güter besitzen, als bei denen, welche von diesen mehr haben, als sie gebrauchen können, von jenen aber nur wenig besitzen."

Nachdem Aristoteles hierauf auseinander gesetzt hat, daß es sich mit dem Staate ebenso wie mit dem einzelnen Menschen verhalte, zeigt er, daß alle Staatseinrichtungen nur den Zweck haben können, allen Bürgern ein rechtliches Leben und die größtmögliche Glückseligkeit zu verschaffen. Die Staaten, setzt er hinzu, gerathen aber ebenso leicht, wie die einzelnen Menschen, in den Irrthum, daß das Glück allein in Erwerb und Besitz bestehe und es ist daher selbst in berühmten und gepriesenen Staatseinrichtungen, wie in der spartanischen und kretischen, Alles darauf berechnet, daß die Herrschaft über so viele andere Staaten, als nur immer möglich ist, ausgedehnt werde. Dieser Irrthum, fährt Aristoteles fort, ist leicht zu erkennen; schwerer aber ist es zu zeigen, wie man es anfangen müsse, um ein Gemeinwesen dem Grundsatze gemäß zu ordnen, daß die Tugend und das wahre Glück der Hauptzweck des Staates und jedes Einzelnen sei. Er geht daher zur Darstellung der Mittel über und bestimmt diese sehr ausführlich in Bezug auf Ausdehnung und Lage des Staatsgebiets, Volksmenge, Macht, Beschäftigungen seiner Bürger und auf den von derselben abhängenden Antheil eines Jeden an der Verwaltung, sowie in Bezug auf Erziehung und Bildung, ja sogar in Betreff der Lage der Hauptstadt und ihrer Befestigung. Leider hat sich der Schluß dieses seines Werkes nicht vollständig erhalten und auch in andern Theilen desselben ist Manches nur lückenhaft auf unsere Zeit gekommen.

Die aristotelische Lehre oder die peripatetische Philosophie fand Eingang bei dem griechischen Volke und erhielt das Uebergewicht über den Platonismus; denn sie war zugleich praktischer und tiefer und paßte für die monarchisch gewordene Zeit besser, als die platonische Schwärmerei, welche mehr für die Aristokratieen und für das Leben der gebildeten Familien, die vorher die Gewalt in Händen hatten, berechnet gewesen war. Nach Aristoteles Tode trat sein Schüler und Freund, Theophrastus von Eresus auf der Insel Lesbos, als das Haupt der peripatetischen Philosophie und der Vorsteher ihrer zu Athen errichteten Schule auf. Dieser Mann, welcher 286 v. Chr. in seinem 85., nach einer andern Nachricht im 106. Lebensjahre starb, verhält sich zu Aristoteles ungefähr so, wie die älteren Akademiker zu Plato. Er ergänzte nämlich die Leistungen seines Lehrers und füllte die Lücken aus, welche sich in den Schriften desselben fanden. Aristoteles hatte über die Arithmetik nicht geschrieben, Theophrast verfaßte daher ein besonderes arithmetisches Werk. Ebenso schrieb Theophrast eine Geschichte der Mathematik, über welche Aristoteles nur hie und da Winke gegeben hatte. Auch in der Botanik vollendete Theophrast das, was sein Meister angefangen hatte. Von Aristoteles waren nämlich die Pflanzen nur physiologisch, d. h. ihrer Natur und ihrem Leben nach,

nicht aber beschreibend und eintheilend behandelt worden; Theophrast machte sich also das Letztere zur Aufgabe und suchte in der Pflanzenkunde dasselbe zu leisten, was Aristoteles in Betreff der Eintheilung und Darstellung der Thierwelt geleistet hatte. Theophrast's Schrift über die Pflanzen konnte freilich nicht, wie Aristoteles Naturgeschichte der Thiere, eine bis auf unsere Zeit reichende Bedeutung erhalten, weil unter den Griechen für die Pflanzenkunde weniger Beobachtungen gemacht worden waren, als für die Kenntniß der Thiere und weil, der ganzen Einrichtung der neueren Staaten und ihres Verkehrs und Lebens nach, in unserer Zeit für die Botanik mehr geschehen kann und muß, als für die Kenntniß der wild lebenden Thiere.

Theophrast hat ferner unter dem Titel „Charaktere" oder moralische Charakterzeichnungen ein Werk geschrieben, welches eine Ausnahme von der oben gegebenen Bemerkung zu machen scheint, daß alle seine Schriften nur als Ergänzungen der Arbeiten des Aristoteles anzusehen seien; wenn man aber die Schrift genauer betrachtet, so wird man sehen, daß auch sie aus derselben Absicht hervorgegangen ist, wie die übrigen Werke Theophrast's. Aristoteles hatte ein Lehrgebäude der Moral entworfen und dasselbe mit der Staatswissenschaft in Verbindung gebracht; Theophrast suchte die Lehren, welche sein Meister in dieser Beziehung gegeben hatte, durch Beispiele anschaulich zu machen. Seine Charakterzeichnungen sind aber noch von einer anderen Seite her merkwürdig; Theophrast ward nämlich dabei durch den veränderten Geist des Alterthums geleitet, welcher zu seiner Zeit herrschend geworden war. Damals gab es unter den Griechen bereits eine sogenannte gebildete Gesellschaft, welche für alle anderen Kreise des Lebens ein Muster war, und nicht sowohl Laster und Fehler scheute, als vielmehr den Schein und das Lächerliche derselben. Weil sie die Ton angebende Schichte der Gesellschaft war, so schrieb Theophrast sein Werk für sie, nicht aber für die Nation; und weil er jene allein im Auge hatte, so verfolgte er dabei nicht sowohl die Absicht, vor den Fehlern und Lastern selbst zu warnen, als vielmehr davor, daß man sich in Betreff derselben nicht auf einer schwachen Seite ertappen lasse. Seine Charakterzeichnungen sind daher fast nur aus solchen Zügen und Scenen des griechischen Lebens zusammengesetzt, in welchen ein Laster oder Fehler als etwas auffallend Widriges, für die Gesellschaft Störendes, Ekelhaftes oder Lächerliches erscheint und Theophrast's Spott ist mehr darauf gerichtet, gute Lebensart, als Moral und gute Sitten zu lehren. Wie sehr übrigens diese Art von Auffassung und Darstellung des moralischen Lebens dem oben bezeichneten Zustand der Gesellschaft eigenthümlich ist, kann man daraus ersehen, daß zur Zeit Ludwig's XIV., welche der des Theophrast in vieler Hinsicht glich, la Bruyere eine

ganz ähnliche, von demselben Gedanken ausgehende Schrift verfaßte, und daß diese nicht nur mit großem Beifall aufgenommen, sondern auch sogleich den vorzüglichsten Werken der französischen Nationalliteratur beigezählt ward. Beide Arbeiten unterscheiden sich von einander, wie der Charakter der beiden Nationen, welchen ihre Verfasser angehören: der Grieche ist einfach, nicht methodisch und so wenig künstelnd, daß man ihn fast nachlässig nennen könnte, der Franzose dagegen schreibt üppig, methodisch und künstlich.

X. Geschichte Griechenlands und des macedonischen Reichs unmittelbar nach Alexander's des Großen Tod.

1. Asiatische Angelegenheiten bis zu Eumenes Tod.

Alexander starb, ohne einen bestimmten Befehl gegeben zu haben, wie es mit seinem Reiche gehalten werden solle. Auch hinterließ er keinen Verwandten, der von den Macedoniern unbedingt als rechtmäßiger Erbe anerkannt worden wäre und sogleich sein Recht hätte geltend machen können. Außer seiner Mutter Olympias und seiner Schwester Kleopatra, der Wittwe eines epirotischen Königs, bestand seine hinterlassene Familie noch aus seinen beiden Gemahlinnen, Roxane, der Tochter eines baktrischen Fürsten, aus Statira, der Tochter des Darius, ferner einem minderjährigen Sohne Herkules, den ihm Barsine, die Tochter des persischen Großen Megabazus geboren, aus einem blödsinnigen Halbbruder Philipp Arrhidäus, aus zwei Stiefschwestern Thessalonike und Kynane, von welchen jene noch unvermählt, diese aber die Wittwe des bei Alexander's Thronbesteigung getödteten Prinzen Amyntas war, und endlich aus der Tochter der Letzteren, Eurydike, welche bald nach Alexander's Tod mit Philipp Arrhidäus vermählt wurde. Drei Monate nach Alexander's Ende gebar Roxane einen Sohn, welcher den Namen Alexander Aegus erhielt. Nur Roxane galt in den Augen der Macedonier und Griechen als rechtmäßige Gemahlin Alexander's; denn Barsine war eine Kriegsgefangene oder nach griechischem Sinne eine Sklavin gewesen und weder die Griechen noch die Macedonier, bei welchen die herrschenden Adelsvorurtheile dies noch weniger gestatteten, gewährten je dem Sohne einer Sklavin einen Antheil an den politi-

schen Rechten der Nation. In Betreff des Philipp Arrhidäus, dessen Mutter eine thessalische Tänzerin gewesen war und als solche einer verachteten Menschenklasse angehört hatte, konnte bei der Beschaffenheit seines Geistes nie Jemand im Ernste daran denken, daß derselbe das Reich Alexander's regieren sollte.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen war es natürlich, daß das Heer oder vielmehr die Generale desselben über Reich und Thronfolge verfügten und daß Alexander's Hinterlassenschaft allmälig eine Beute der Letzteren wurde. Die Generale würden sich sogleich in die mit ihrer Hülfe gemachten Eroberungen getheilt haben, hätten sie sich nicht vor den macedonischen Truppen gescheut, welche dem Stamm ihrer Könige ergeben waren. Sie theilten sich daher zuerst nur in das königliche Ansehen und bereiteten durch eine vormundschaftliche Regierung Alles zu ihrer eigenen Erhebung vor. Die vornehmsten von ihnen waren die sogenannten Leibwächter oder, nach unserer Weise zu reden, die Marschälle Alexander's, nämlich Leonnatus, Lysimachus, Aristonus, Perdikkas, Ptolemäus und Python. Antipater, welcher seit Philipp's II. Tod fast königliches Ansehen genossen hatte, war ebenso wie Kraterus, von Babylon, wo über das Reich entschieden wurde, zu weit entfernt, um zunächst einen Einfluß auf die Entscheidung ausüben zu können. Von den übrigen Generalen spielte dabei nur Meleager, einer der Hauptanführer der Phalanx, eine Rolle. Die Marschälle beschlossen, die Niederkunft der Roxane abzuwarten, bis dahin aber eine provisorische Regierung einzusetzen und an die Spitze derselben den Perdikkas zu stellen, weil Alexander auf dem Todbette diesem seinen Siegelring übergeben und ihn dadurch gleichsam als künftigen Reichsverweser bezeichnet hatte. Den Macedoniern, aus welchen das Fußvolk der Phalanx bestand, schien dieser Beschluß blos ein Mittel zu sein, durch welches Perdikkas sich selbst den Weg zum Throne bahnen wollte. Sie erklärten sich deshalb gegen denselben und ließen sich durch ihren Anführer Meleager bewegen, den in Babylon anwesenden Philipp Arrhidäus, welcher als ein willenloses Werkzeug zu Meleager's herrschsüchtigen Plänen paßte, zum König auszurufen. Nur mit Mühe und nicht ohne Blutvergießen wurden sie zu einer Uebereinkunft mit den Generalen gebracht. In dieser ward Philipp Arrhidäus zwar als König anerkannt, zugleich aber auch dem künftigen Kinde der Roxane sein Antheil an der Regierung vorbehalten, Antipater und Kraterus mit der Leitung der europäischen Angelegenheiten beauftragt, Perdikkas mit der Würde eines Oberhofmeisters, mit welcher der Oberbefehl über die Garden verbunden war, bekleidet und an die Spitze der Regierung in Asien gestellt, Meleager aber, als der dem Range nach erste General nach Perdikkas,

demselben beigegeben. Auf diese Weise wurden Perdikkas und Meleager zufrieden gestellt, das Verhältniß zwischen Philipp Arrhidäus und dem Sohne Alexander's, den man von Roxane hoffte, aber unbestimmt gelassen.

Perdikkas ließ bald nachher gegen 300 Macedonier, welche sich bei dem Aufruhr am meisten hervorgethan hatten, umbringen und auch den eigentlichen Anstifter der Empörung, Meleager, aus dem Wege räumen. Gegen den Neid und die Herrschsucht der übrigen Generale suchte er sich dadurch sicher zu stellen, daß er sie zu einer neuen Vertheilung der Statthalterschaften bewog. Auf diese Weise wurden die bedeutendsten und gefährlichsten seiner Nebenbuhler von einander getrennt und konnten also um so leichter einzeln vernichtet werden. Ptolemäus wurde Statthalter von Aegypten: dem General Antigonus, welcher durch den Beinamen des Einäugigen von anderen gleichnamigen Männern unterschieden wird, ward die Satrapie Phrygien, dem Leonnatus aber die Statthalterschaft in dem westlich davon gelegenen Lande Klein-Phrygien übertragen; Eumenes, welcher, obgleich von Geburt ein Grieche, von Philipp und Alexander, seiner hervorragenden Fähigkeiten wegen, zu den höchsten Ehrenstellen befördert worden war, ward zum Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien ernannt; Python, welcher nicht mit dem gleichnamigen Statthalter des unteren Indus-Landes zu verwechseln ist, erhielt Medien, Neoptolemus Armenien; die Verwaltung Macedoniens wurde zwischen Antipater und Kraterus getheilt und das angrenzende Thracien dem Lysimachus übergeben. Die übrigen Statthalter, welche damals eingesetzt wurden, haben für die Geschichte keine Wichtigkeit.

Unter den erwähnten Statthalterschaften mußte die des Eumenes erst erobert werden. Sie bestand nämlich aus den im Norden und in der Mitte Kleinasiens gelegenen Ländern Paphlagonien und Kappadocien, deren rohe und kräftige Einwohner wegen des gebirgigen Charakters ihrer Heimath nur sehr schwer völlig unterworfen werden konnten. Die Perser, welche in den besiegten Ländern gern die herkömmlichen Verwaltungsformen bestehen ließen, hatten sich begnügt, jenen Ländern einen Herrscher zu setzen, der gegen den persischen König zu gewissen Diensten und Lieferungen verpflichtet, im Uebrigen aber vollkommen unbeschränkt war. Alexander hatte von jenem ganzen Landstrich nur ein kleines Stück in Besitz genommen, der Beherrscher desselben aber, Ariarathes II., hatte die bei Alexander's Tode eingetretene Verwirrung benutzt, um sich diesen Theil wieder zu unterwerfen. Eumenes mußte sich also seine Provinz erst erobern. Leonnatus und Antigonus erhielten, als die Statthalter der angrenzenden Provinzen, von dem Reichsverweser Perdikkas den Auftrag, ihn dabei zu unter-

stützen, sie weigerten sich aber dies zu thun. Eumenes war mit seinem Heere allein der Macht des Ariarathes nicht gewachsen, Perdikkas selbst zog ihm also zu Hülfe. Er mußte dies um so mehr thun, als von allen Generalen Eumenes allein ihm treu ergeben war. Dieser ward nämlich als Nicht-Macedonier von den übrigen gehaßt und konnte sich daher unmöglich behaupten, wenn nicht das Reich der königlichen Familie verblieb. Mit dieser mußte er stehen und fallen, kämpfte deshalb auch von allen am längsten und treuesten für sie und sah in Perdikkas nicht den herrschsüchtigen General, der mit anmaßendem Ehrgeiz den Thron zu untergraben suchte, sondern nur den Minister des blödsinnigen Philipp Arrhidäus und den Vormund des Sohnes, den Roxane inzwischen geboren hatte. Perdikkas seinerseits mußte ihn begünstigen und zu heben suchen, da Eumenes ihm sehr nützlich sein konnte; denn dieser war ein so tapferer, erfahrener und kluger General und zugleich ein so gewandter und mit der Feder vertrauter Diplomat, daß Alexander ihn stets abwechselnd im Kabinet und im Felde gebraucht hatte. Ariarathes konnte es mit Eumenes und Perdikkas zugleich nicht aufnehmen; er ward geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet.

Nachdem Perdikkas auf diese Weise einen treuen Freund im Besitze seiner Statthalterschaft befestigt hatte, trat er offen mit seinen Plänen hervor. Er beschied den Statthalter von Groß-Phrygien, Antigonus, zur Verantwortung vor sich, weil derselbe, trotz des erhaltenen Befehls, dem Eumenes keine Hülfe geleistet hatte. Antigonus war der verbundenen Macht des Reichsverwesers und des Statthalters von Kappadocien nicht gewachsen, er ergriff daher die Flucht und rettete sich zu Antipater und Kraterus nach Europa. Perdikkas vereinigte hierauf die Statthalterschaft desselben mit der des Leonnatus, welcher in einem Gefecht des gleichzeitig in Europa entbrannten Krieges gefallen war und gab sie seinem Freunde Eumenes. Dann verstieß er seine Gemahlin Nicäa, eine Tochter Antipater's, um sich durch die beabsichtigte Vermählung mit Alexander's Schwester Kleopatra den Weg zum Throne zu bahnen. Hierauf rüstete er einen Zug gegen Ptolemäus, den Statthalter von Aegypten, vorgeblich, weil dieser Alexander's Leiche in Aegypten zurückbehalten habe, in der That aber aus keinem andern Grunde, als um ihn seines Landes zu berauben. Ptolemäus wandte sich sogleich an Antipater und Kraterus und schloß mit ihnen und dem flüchtigen Antigonus einen Bund gegen den Allen gefährlichen Reichsverweser.

Im Frühling des Jahres 321 v. Chr. brach Perdikkas gegen Aegypten auf. Eumenes, der an der Spitze eines in Kleinasien geworbenen Heeres stand, wurde zum Kampfe gegen des Ptolemäus Ver-

bündete zurückgelassen und erhielt zur Verstärkung noch einen Kern macedonischer Truppen. Auch wurde allen andern Statthaltern diesseit des Taurus-Gebirges befohlen, denselben als ihren Oberfeldherrn anzusehen und mit ihren Truppen zu unterstützen. Während Perdikkas Aegypten bekriegte, brachen Antipater und Kraterus über den Hellespont in Asien ein. Eumenes hatte einen sehr schweren Stand gegen sie; denn er konnte seinen macedonischen Truppen nicht recht trauen und mußte sich gleich beim Beginn des Krieges mit seinem Unterbefehlshaber Neoptolemus, dem Statthalter von Armenien, welcher dieselben zur Empörung zu bewegen suchte, in offenem Felde messen. Neoptolemus wurde besiegt, entrann aber glücklich zu Antipater. Bald nachher kam es zwischen Eumenes und einem Theil des macedonischen Heeres unter Kraterus zu einem Treffen, welchem auch Neoptolemus beiwohnte (im Sommer des Jahres 321 v. Chr.). Eumenes, dessen Heer größtentheils aus Asiaten bestand, siegte gleichwohl über die macedonischen Truppen seiner Gegner: und die beiden feindlichen Anführer, Kraterus und Neoptolemus, verloren in der Schlacht das Leben. Eumenes ward durch diesen Sieg völlig Herr von Kleinasien und Antipater allein konnte den Kampf mit ihm nicht wagen.

Nicht so glücklich als Eumenes war Perdikkas. Er rückte zwar ohne Widerstand in Aegypten ein, fand aber Ptolemäus in der Gegend von Pelusium mit seiner ganzen Macht hinter einem Arm des Nils gelagert und das ohnehin morastige Land durch künstliche Kanäle noch unwegsamer gemacht. Sein Heer war nicht gern in den Krieg gegen Ptolemäus gezogen, Perdikkas zeigte sich noch dazu in seinem Benehmen gegen die Soldaten sehr unvorsichtig und da überdies seine Truppen in Aegypten mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatten, so ist es nicht zu verwundern, daß Perdikkas bald von Verrath umgeben war. Er versuchte an drei Stellen vergebens einen Uebergang über den Nil, machte einen unglücklichen Angriff auf eine von Ptolemäus tapfer vertheidigte Befestigung und sah endlich sogar einen Theil seines Heeres, den er glücklich auf eine Nil-Insel gebracht hatte, durch das plötzliche Anschwellen des Flusses von sich abgeschnitten. Als er ungeachtet aller dieser Widerwärtigkeiten darauf bestand, die fruchtlosen, mit großem Verluste verbundenen Angriffe fortzusetzen, brach die lange vorbereitete Meuterei in seinem Heere aus; einige seiner Generale, die sich insgeheim mit Ptolemäus verständigt hatten, erschlugen ihn (im Sommer 321).

Gleich nach Perdikkas Ermordung stellte Ptolemäus alle Feindseligkeiten ein und erschien selbst im Lager seiner seitherigen Gegner, um sich mit ihnen als seinen alten Kriegskameraden über das Schicksal des Reiches zu berathen. Er war schlau genug, die Macht und Würde

eines Reichsverwesers, die er damals leicht hätte erlangen können, nicht zu suchen, weil er wohl einsah, daß er in Aegypten unangreifbar sei, daß er aber durch die Aufnahme jener Stelle sich in zu viele Streitigkeiten verwickeln, und so den Besitz Aegyptens, der ihm sicher war, in Gefahr bringen würde. Er verabredete statt dessen mit den anderen Generalen die Einsetzung einer neuen Regentschaft, an deren Spitze Python gestellt ward, und machte zugleich mit ihnen aus, daß Perdikkas Freunde aus dem Wege geräumt werden sollten. Diese wurden als Feinde des macedonischen Volkes vor dem Heere angeklagt und von demselben zum Tode verurtheilt. Unter ihnen befand sich namentlich auch Eumenes, von dessen Siege über Kraterus die Nachricht zwei Tage nach Perdikkas Ermordung im Lager angekommen war.

Das Heer verließ hierauf Aegypten und zog unter Python's Führung nach der persischen Stadt Triparadisus, wohin auch Antipater und Antigonus eingeladen wurden. Python war der schwierigen Aufgabe der Regentschaft nicht gewachsen, es gelang daher der herrschsüchtigen Eurydike, die sich mit ihrem Gemahle beim Heere befand, ohne große Mühe, ihm die Soldaten so sehr abwendig zu machen, daß er sich bald genöthigt sah, abzudanken. Jetzt wurde Antipater von dem Heere zum Reichsverweser ernannt und unter seiner Leitung eine neue Vertheilung der Statthalterschaften — man nennt sie die Theilung von Triparadisus — vorgenommen (im Herbst des Jahres 321 v. Chr.). Ptolemäus behielt die seinige, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem auch den indischen Fürsten Porus und Taxiles das Land jenseit des Indus überlassen blieb, weil man nämlich kein Mittel sah, ihm das, was er hatte, zu nehmen. Die sehr bedeutende Statthalterschaft Babylonien wurde dem General Seleukus übergeben, welcher bisher nur eine Nebenrolle gespielt hatte, später aber eine um so größere Wichtigkeit erlangte. Python wurde wieder Statthalter von Medien, und auch Antigonus erhielt seine frühere Statthalterschaft. Die übrigen neu ernannten Statthalter brauchen, da sie für die späteren Begebenheiten keine Bedeutung haben, nicht namentlich angeführt zu werden.

Nach der neuen Vertheilung der Provinzen des Reiches kehrte Antipater nach Europa zurück. Er nahm die ganze königliche Familie mit sich, außer Alexander's Schwester Kleopatra, welche in Asien zurückblieb und ihren Wohnsitz zu Sardes aufschlug. Ehe er abreiste, übertrug er dem Antigonus die Führung des Krieges mit Eumenes und dessen Freunden, und stellte das ganze macedonische Heer in Asien unter seinen Befehl. Antipater hatte offenbar keine herrschsüchtigen Pläne für sich und seine Familie, sonst hätte er damals den Antigonus unmöglich so sehr begünstigen können. Eumenes hatte nach Perdikkas Tode sich des ganzen Kleinasiens bemächtigt; Alcetas aber, der

Bruder, und Attalus, der Schwager des ermordeten Reichsverwesers, hatten sich in den schwer zugänglichen Gebirgen von Pisidien festgesetzt, und alle anderen Anhänger des Perdikkas begaben sich ebenfalls nach Kleinasien. Zu ihrem eigenen Schaden handelten sie nicht in Gemeinschaft mit Eumenes, den sie in ihrem macedonischen Adelsstolz durchaus nicht als Führer und Leiter anerkennen wollten; sie wurden daher von Antigonus leicht besiegt und mußten ihren Hochmuth theils mit dem Tode, theils mit lebenslänglicher Gefangenschaft büßen (319 v. Chr.). Eumenes behauptete sich noch fünf Jahre lang gegen seine Feinde und erwarb sich im Kampfe mit ihnen einen so großen Ruhm, daß Griechen und Römer ihm deshalb den Rang neben den größten Feldherren des Alterthums ertheilt haben. Er hatte dabei nicht blos mit der überlegenen Macht seiner Gegner, sondern auch mit Verräthereien in seinem eigenen Heere zu kämpfen. Schon gleich im Anfang des Krieges mit Antigonus verlor er eine Schlacht dadurch, daß einer seiner Obersten mitten im Kampfe zum Feinde übertrat. Er büßte in dieser Schlacht 8000 Mann an Todten und das ganze Gepäck seines Heeres ein, entrann aber durch sehr geschickte Märsche dem ihm nachsetzenden Antigonus und gelangte glücklich an die Grenze von Kappadocien. Unterwegs war ein Theil seiner Truppen zum Feinde übergegangen, die übrigen entließ er hierauf mit Ausnahme von nicht ganz 1000 Mann ebenfalls. Mit dieser kleinen Schaar warf er sich dann in die auf einem steilen Felsen gelegene Festung Nora.

Er behauptete sich in seiner Felsenburg mindestens ein halbes Jahr lang gegen Antigonus, welcher sogleich diese Festung eingeschlossen hatte. Als während derselben Antipater starb (319 v. Chr.), bot Antigonus seinem Gegner unter vortheilhaften Bedingungen einen Vergleich an. Es hatte sich nämlich durch Antipater's Tod die Lage der Dinge ganz und gar verändert; denn Polysperchon war von Antipater zu seinem Nachfolger in der Beherrschung Macedoniens und in der Regentschaft ernannt worden, Kassander aber, Antipater's herrschsüchtiger Sohn, hatte sich deswegen zu Antigonus begeben, und dieser konnte jetzt daran denken, die Maske des Gehorsams gegen die königliche Familie abzulegen und sich zum selbstständigen Beherrscher aufzuwerfen. Zu diesem Zwecke mußte dem Antigonus daran gelegen sein, Eumenes für sich zu gewinnen, um sich der ausgezeichneten Talente dieses Mannes bedienen zu können. Er trat also mit ihm in Unterhandlung, bot ihm die Wiedereinsetzung in die Statthalterschaft Kappadocien an und brachte es so weit, daß bereits ein Vertrag mit Eumenes entworfen ward. Eumenes merkte aber bald die eigentliche Absicht des Antigonus und weigerte sich, den Vertrag abzuschließen, weil Antigonus in demselben der Königsfamilie kaum Erwähnung

gethan hatte. Während der Unterhandlungen ersah Eumenes sich eine gute Gelegenheit, aus Nora zu entkommen (319 v. Chr.). Er sammelte in Kappadocien neue Truppen und erhielt eine Botschaft von Polysperchon, welche ihm die Ernennung zum Oberfeldherrn gegen Antigonus brachte, sowie die nöthige Vollmacht, um alle macedonischen Truppen in Kleinasien an sich zu ziehen und aus der königlichen Schatzkammer, die damals in Kyinda, einem festen Orte Ciliciens, sich befand und von einer Schaar treuer Anhänger der Königsfamilie bewacht wurde, die nöthigen Gelder zu nehmen. Diese wurden ihm, weil er einen im königlichen Namen ausgestellten Befehl vorzeigte, ausgezahlt, während Antigonus nichts aus dem Schatze erhalten konnte.

Eumenes hatte bald ein bedeutendes Heer zusammengebracht, und breitete sich nun auf Kosten des Antigonus in Kleinasien aus, während dieser den Reichsverweser Polysperchon in die Enge trieb. Um die Soldaten sich treu zu erhalten, machte Eumenes eine sonderbare Einrichtung: er ließ ein Zelt verfertigen, in welchem ein Thron und alle Abzeichen der königlichen Würde aufgestellt waren, weil es der Sitz der königlichen Gewalt, das Symbol des Alexanderthrones, den der rechtmäßige Erbe noch nicht einnehmen konnte, sein sollte. Alle Morgen traten die Führer des Heeres in dies Zelt, um auf einem Altare Opfer darzubringen und dann, gleichsam vor dem unsichtbaren König, zu berathschlagen und Beschlüsse zu fassen. Eumenes mochte aber mit noch so sinnreichen Mitteln seine Soldaten an sich zu fesseln suchen, auf die Dauer konnte er sich doch nicht gegen Antigonus und dessen Verbündete behaupten. Er zog sich in das innere Asien zurück, um sowohl die Statthalter der entfernteren Provinzen zum Gehorsam gegen seinen Schattenkönig und zur Theilnahme am Kriege mit dem herrschsüchtigen Antigonus zu bewegen, als auch um sich der noch in Susa befindlichen Schätze zu versichern. Beides gelang ihm. Durch die Vertheilung dieser Schätze an seine Officiere, sowie durch den in den letzten Jahren erworbenen Ruhm behauptete er seitdem zwar einen überwiegenden Einfluß in dem Kriegsrathe, der alle Angelegenheiten leitete; allein die ostasiatischen Statthalter waren seit Alexander's Tod an vollkommene Willkür gewöhnt, und die Vereinigung mit ihnen hatte also den Nachtheil, daß in Eumenes Heer bald Zwietracht entstand.

Antigonus seinerseits brach im Sommer des Jahres 317 v. Chr. ebenfalls nach dem östlichen Asien auf und drang, von Seleukus und Python mit Truppen unterstützt, bis in das eigentliche Persien vor. Sein Erscheinen stellte im Lager des Eumenes die verschwundene Einheit auf kurze Zeit wieder her. Er wurde mit Verlust zurückgedrängt und mußte einen sehr beschwerlichen Marsch nach Medien machen, um daselbst zu überwintern. Nach seiner Entfernung aber erwachte als-

bald im Heere des Eumenes und seiner Verbündeten die frühere Zwietracht wieder, und nur mit Mühe gelang es dem Griechen, sich an der Spitze der vereinigten Kriegsmacht zu behaupten. Als Antigonus wieder nach dem eigentlichen Persien aufbrach, eilte Eumenes ihm entgegen und es ward eine Schlacht geliefert, in welcher beide Theile in gleicher Zahl und mit gleich großer Tapferkeit kämpften. Sie blieb unentschieden, obgleich Antigonus einen weit größeren Verlust an Todten und Verwundeten erlitt, als Eumenes. Auch nach dieser Schlacht wurde der Krieg noch eine Zeitlang so geführt, daß keiner von beiden Theilen die Oberhand erhielt. Antigonus und Eumenes, welche alle ihre Talente und ihre ganze wissenschaftliche Kriegskunst gegen einander aufboten, hatten Beide einen um so schwierigeren Stand, als sie nicht, wie zu Alexander's Zeit, gegen rohe oder nur halbgebildete Barbaren, sondern mit Griechen und Macedoniern gegen Griechen und Macedonier zu kämpfen hatten. Doch zeigte Eumenes sich größer, als Antigonus, weil er zu gleicher Zeit sich auch gegen Verräthereien in seinem eigenen Heer zu schützen hatte. Auch erlag er zuletzt seinem Gegner nur durch Verrath.

Unter einem Theile der mit Eumenes verbündeten Statthalter und seiner Generale entstand nämlich zu derselben Zeit eine geheime Verschwörung, als Antigonus plötzlich mit seiner ganzen Macht gegen ihn heranrückte. Eumenes war kühn genug, trotz des drohenden Verraths seinem Gegner ein Treffen zu liefern. Auch diese Schlacht blieb unentschieden: Antigonus bemächtigte sich aber des Gepäckes, der Schätze, der Weiber und Kinder desjenigen Theils der Macedonier, welche den Kern der feindlichen Macht bildeten, und dies stürzte den Eumenes ins Verderben. Seine Soldaten traten, durch die verschworenen Generale und Obersten angereizt, insgeheim mit Antigonus in Unterhandlung, und dieser ließ ihnen sagen, er werde ihnen alles Ihrige ungeschmälert zurückgeben, wenn sie ihm den Eumenes auslieferten. Sie bemächtigten sich also ihres Oberfeldherrn und übergaben ihn dem Feinde. Antigonus war im Zweifel, ob er seinen unglücklichen Gegner umbringen oder am Leben lassen und sich seiner als eines guten Rathgebers bedienen solle. Nearch, der sich schon längst an Antigonus angeschlossen hatte und ihn auf seinen Zügen begleitete, rieth zu dem Letzteren; die verrätherischen Officiere des Eumenes aber und die macedonischen Truppen, welche ihn ausgeliefert hatten, konnten unmöglich zugeben, daß dies geschehe. Sie ruhten nicht, bis Antigonus seinen Gefangenen ihnen opferte. Eumenes wurde im Kerker ermordet (Januar 316 v. Chr.). Seine treulosen Freunde und Soldaten erlitten bald nachher die verdiente Strafe. Die Generale, welche die Verschwörung gegen Eumenes geleitet hatten, wurden von Antigonus

als gefährliche Menschen theils getödtet, theils entfernt. Der treulosen Heeresabtheilung aber, welche ihren Feldherrn verrathen hatte, entledigte sich Antigonus als unzuverlässiger und an Auflehnung gewöhnter Soldaten auf echt orientalische Weise: er beschenkte sie mit Geld und schickte sie unter einem ehrenvollen Vorwande nach Arachosien, gab aber dem Statthalter dieser Provinz insgeheim den Befehl, sie in kleine Abtheilungen aufzulösen und durch die Beschwerden des Dienstes aufzureiben.

2. Griechische Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias.

Wie die Geschichte von Asien in den ersten sechs Jahren nach Alexander's Tode sich um Perdikkas, Eumenes und Antigonus dreht, so sind Antipater und sein Sohn Kassander die Hauptpersonen für die gleichzeitigen Ereignisse in Macedonien und Griechenland. Gleich nach dem Tode des Königs brach ein Krieg aus, welcher der macedonischen Herrschaft in Europa den Untergang drohte. Die Athener und Aetoler, erbittert über die erzwungene Zurückberufung ihrer Verbannten und über den Verlust von Samos und Oeniadä hatten schon vor Alexander's Tod Anstalten zum Kriege gemacht. So lange aber der macedonische König lebte, waren die Rüstungen der Athener von einem athenischen Bürger, Leosthenes, scheinbar blos als Privatsache betrieben worden. Dieser Mann, der mit den besten Generalen aller Zeiten verglichen werden kann, hatte sich früher als Führer von Miethstruppen einen Namen gemacht, und konnte daher leicht alle Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kriege treffen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Er unterhandelte insgeheim mit den Aetolern und warb in der Stille mehrere 1000 Söldner in der spartanischen Stadt Tänarum, welche damals der Hauptsammel- und Werbeplatz der griechischen Miethlinge war. Er gab den von ihm Geworbenen Wartegeld, wozu er sich der Schätze des Harpalus bediente, welche in der athenischen Schatzkammer niedergelegt worden waren. Sobald die Nachricht von Alexander's Tode nach Athen gelangte, wurde der Krieg von der Volksversammlung beschlossen, so sehr auch die Reichen, deren Wohlstand durch die Ruhe des letzten Jahrzehnts ungemein gewachsen war, sich dagegen sträubten. Es war das letzte Mal, daß die Athener in einen dem ihrer Vorfahren ähnlichen Enthusiasmus geriethen und sich ihres ererbten Ruhmes würdig bewiesen. Sie erließen ein Kriegs-Manifest, in welchem feierlich erklärt ward: die Athener würden ebenso, wie sie einst bei Marathon und Salamis gegen die Barbaren gestritten hätten, auch jetzt für die Freiheit Griechenlands mit Gut und Blut kämpfen, sie seien entschlossen, Alles zu opfern, um Griechenland frei zu machen; die macedonischen Besatzungen sollten aus allen griechischen

Städten vertrieben werden; alle Athener unter 40 Jahren würden ins Feld rücken und nur drei Phylen zu Hause bleiben, um Stadt und Land zu vertheidigen; endlich sollte auch schnell eine starke Flotte ausgerüstet werden. Allen griechischen Staaten wurde dieser Beschluß der Athener durch besondere Gesandtschaften mitgetheilt, und dem Leosthenes der Befehl zugeschickt, mit seinen Söldnern aufzubrechen.

Leosthenes zog mit 8000 Mann Miethstruppen von Tänarum aus in das Land der Aetoler, welche sich mit 7000 Mann an dieses Heer anschlossen. Auch die übrigen griechischen Völkerschaften, mit Ausnahme der Korinther, Spartaner und Böotier, traten entweder sogleich oder später dem Bunde gegen die Macedonier bei. Die Korinther wurden durch die macedonische Besatzung, welche seit Philipp's Zeit in ihrer Burg lag, gehindert, an dem Aufstande Theil zu nehmen; die Spartaner konnten unter der Anführung der Athener nicht wohl in den Krieg ziehen und hatten außerdem nach der unglücklichen Schlacht bei Megalopolis 50 der angesehensten Bürger ihres Staates als Geiseln stellen müssen, welche sich noch in Antipater's Gewalt befanden; die Böotier endlich wurden durch Rücksichten des Eigennutzes von dem Bunde zurückgehalten, denn sie hatten sich kurz nach Alexander's Thronbesteigung auf Kosten der Thebaner bereichert, und mußten, im Fall Macedonien besiegt würde, die Wiederherstellung Thebens und die Herausgabe ihres Raubes befürchten. Außer jenen griechischen Staaten erhoben sich auch einige thracische und illyrische Völkerschaften gegen Macedonien.

Leosthenes zog mit seinen Söldnern und mit den Aetolern nach Thermopylä, wo das aus 5500 Mann bestehende athenische Bürgerheer nebst 2000 anderen Söldnern und den Truppen der übrigen verbündeten Staaten sich an ihn anschlossen. Leosthenes hatte auf diese Weise bald 30,000 Mann unter seinem Befehle vereinigt. Auch Antipater hatte sich schnell gerüstet und eine Botschaft an Kraterus geschickt, damit dieser mit den Veteranen sich beeile, nach Macedonien zu kommen; Kraterus befand sich aber damals unglücklicherweise noch in Cilicien. Deshalb ließ Antipater einen kleinen Theil seines Heeres zur Beschützung des Landes gegen die Thracier und Illyrier in Macedonien zurück und zog mit dem Reste, der sich auf nicht ganz 14,000 Mann belief, nach den Thermopylen, um mit Hülfe der macedonischen Besatzungen in den nahe liegenden thessalischen Städten die Griechen vom weiteren Vordringen abzuhalten. Schon bald nach seiner Ankunft wurde er durch Leosthenes zu einer Schlacht genöthigt, verlor dieselbe und rettete sich in die benachbarte feste Stadt Lamia, von welcher der ganze Krieg den Namen des *Lamischen Krieges* erhalten hat. Hier suchte er sich so lange zu halten, bis ihm aus Asien Hülfe käme; Leosthenes

schloß jedoch die Stadt so enge ein, daß Antipater bald durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen wurde, Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese zerschlugen sich, weil Leosthenes, an den sich bereits die meisten thessalischen Gemeinden unter der Anführung des wackern Feldherrn Menon angeschlossen hatten, auf unbedingter Unterwerfung bestand. Zwei zufällige Umstände verhinderten jedoch die Einnahme der Stadt und gaben dem Antipater, gerade als er auf's äußerste gebracht war, neue Hoffnung. Zuerst zog nämlich die ganze Macht der Aetoler nach Hause zurück, weil eine uns unbekannte heimische Angelegenheit ihre Anwesenheit im Vaterlande forderte, und bald nachher verlor Leosthenes bei einem Gefecht vor der Stadt durch einen Schleuderwurf das Leben (gegen das Ende des Jahres 323 v. Chr.).

Der Tod des Leosthenes war für die Verbündeten ein sehr harter Schlag, weil dieser Führer nicht nur der ausgezeichnetste griechische Feldherr jener Zeit war, sondern auch das Vertrauen der Söldner wie der Bürgeraufgebote im höchsten Grade besaß und deshalb nicht ersetzt werden konnte. Wie sehr die Griechen selbst dies empfanden, geht aus den Ehrenbezeugungen hervor, welche Athen dem gefallenen Helden erwies: er wurde in seiner Vaterstadt mit den Ehren eines Halbgottes bestattet, und der größte Redner, welcher damals in Athen lebte, Hyperides, mußte auf Befehl des Volkes ihm die Leichenrede halten. An Leosthenes Stelle wurde der Athener Antiphilus zum Oberanführer ernannt. Dieser stand zwar seinem Vorgänger an Feldherrn-Talent nur wenig nach, konnte ihn aber doch um so weniger ersetzen, als gerade damals die Lage der Dinge eine für die Macedonier günstige Wendung nahm. Leonnatus, der Statthalter von Klein-Phrygien, welchen Antipater kurz zuvor um Hülfe gebeten hatte, war sogleich mit seinen Truppen aufgebrochen und bei Leosthenes Tod bereits am Hellespont angekommen. Kraterus war zwar mit seinen Veteranen noch weit entfernt, die Flotte aber, auf welcher diese nach Europa übergesetzt werden sollten, hatte sich unter dem Commando des Veteranen Klitus mit den Schiffen Antipater's vereinigt und behauptete gegen die athenische das Meer. Auf die Nachricht, daß Leonnatus in Eilmärschen zum Entsatze der Stadt Lamia heranziehe, hob Antiphilus die Belagerung auf und rückte dem Statthalter von Phrygien entgegen. Dieser hatte beim Durchmarsch durch Macedonien die Zahl seiner Truppen bis auf 22,500 Mann vermehrt und traf in einer kleinen Ebene des südlichen Thessaliens mit Antiphilus zusammen. Durch die Uebermacht und Tapferkeit der thessalischen Reiterei siegten die Griechen abermals und Leonnatus selbst verlor dabei das Leben. Zum Unglück für die Sieger fehlte es aber dem Antiphilus an Truppen, um den errungenen Vortheil verfolgen zu können; denn von dem großen

16*

Heere der Verbündeten war die Mehrzahl mit dem Eintritt des Winters nach Hause zurückgekehrt und der Rest bestand größtentheils aus solchen, welche erst beim Beginn des Krieges ausgehoben worden waren, während Antipater ein stehendes Heer, ein Soldatenheer, zur Verfügung hatte.

Am Tage nach der Schlacht traf dieser bei dem geschlagenen Heere ein, sammelte die Reste und vereinigte sie mit seinen Truppen. Als erfahrener und vorsichtiger Feldherr wich er nun einem Treffen aus, zog sich gegen die macedonische Grenze hin und wußte die Griechen so lange hinzuhalten, bis endlich Kraterus mit seinen 10,000 Veteranen und einigen 1000 Mann jüngerer Truppen bei ihm eintraf. Sobald beide Generale sich vereinigt hatten, war Antipater gerettet; denn er hatte jetzt ein Heer, welches an Zahl dem griechischen um den dritten Theil überlegen war. Die Athener und Thessalier zeigten sich indeß ihres alten Ruhmes würdig; sie hielten gegen die Uebermacht der Feinde, unter welchen sich der tapferste Theil des ganzen macedonischen Heeres befand, festen Stand, lieferten täglich Gefechte, wußten aber lange Zeit einem entscheidenden Kampfe auszuweichen. Endlich brachte sie Antipater bei der Stadt Krannon zur Schlacht (322 v. Chr.). Der Ausgang derselben war so zweifelhaft, daß beide Theile sich des Sieges rühmen konnten, dessen ungeachtet aber entschied dieser Tag für immer über die Freiheit der Griechen. Die Anführer des verbündeten Heeres erkannten jetzt die Unmöglichkeit, den Krieg auf die Dauer gegen die ganze macedonische Macht fortzusetzen und machten deshalb Friedensvorschläge: Antipater aber weigerte sich, anders als mit jedem einzelnen Staat besonders zu unterhandeln. Durch diese Erklärung und durch das Bewußtsein der macedonischen Ueberlegenheit wurden die Griechen entmuthigt und ihr Bund aufgelöst. Kraterus und Antipater bezwangen eine thessalische Stadt nach der anderen, gewährten den Thessaliern und den anderen kleinen Staaten, die mit ihnen unterhandelten, leidliche Bedingungen, und brachten es in kurzer Zeit dahin, daß die Athener und Aetoler allein standen. Die Truppen dieser beiden Völker zogen sich hierauf in ihre Heimath zurück.

Die Athener waren von der Höhe, zu welcher sie sich in der begeisterten Erinnerung an ihre frühere Größe hinaufgeschwungen hatten, unerwartet schnell herabgestürzt worden und mußten durch Unterhandlungen sich ihr trauriges Geschick so erträglich als möglich zu machen suchen. Die Rolle von Männern, welche wie Leosthenes oder Demosthenes den Wahlspruch: Freiheit oder Tod! hatten, war ausgespielt, es kam die Zeit der klugen und besonnenen Diplomaten, welche auch unter fremder Herrschaft noch eine Art von Freiheit behaupten zu können hofften. Ihnen warf sich Athen in die Arme. Der elende

Demades, den die Volksversammlung erst kurz vorher für ehrlos erklärt hatte, wurde jetzt als ein in Macedonien gern gesehener Mann dringend gebeten, sich der Vaterstadt anzunehmen und im Namen derselben einen Frieden mit dem Feinde zu unterhandeln. Ihm wurde Phocion beigegeben, einer der edelsten und besonnensten Männer seiner Zeit, der die Unhaltbarkeit der republikanischen Verwaltung erkannt hatte und deshalb von jeher dem constitutionell-monarchischen Systeme zugeneigt war. Er war mit Antipater genau befreundet, und man hoffte deshalb von seiner Sendung um so mehr einen guten Erfolg, als es sich jetzt nicht mehr darum handelte, einen eigentlichen Frieden zu schließen, sondern vielmehr von der Gnade eines alten, despotischen Generals milde Bedingungen zu erbitten.

Antipater gewährte diesen Frieden jedoch nur unter den härtesten Bedingungen. Es ward den Athenern vorgeschrieben, ihre Verfassung nach seinem Willen zu ändern, eine macedonische Besatzung in ihre Hafenfeste Munychia aufzunehmen, ihre größten Redner, Demosthenes und Hyperides, auszuliefern und die Kriegskosten nebst einer weiteren Summe als Strafe zu zahlen. Außerdem mußte Athen damals den letzten Rest seiner auswärtigen Besitzungen abtreten. Eine völlige Auflösung des athenischen Staates lag nicht in Antipater's Plan, weil des Perdikkas Unternehmungen seine Anwesenheit in Asien dringend forderten. Am 19. September 322 v. Chr. zog die macedonische Besatzung in Munychia ein, und seitdem begann die Ausführung der harten Maßregeln, welche Antipater vorgeschrieben hatte. Die Demokratie wurde in eine Regierungsform umgewandelt, welche sowohl Plato als Aristoteles eine der schlechtesten Verfassungen genannt haben. Es ward nämlich eine Geld-Aristokratie eingeführt, in welcher nur diejenigen Bürger, die ein Vermögen von etwa 900 Gulden oder 500 Thaler unseres Geldes besaßen, an der Regierung Theil hatten, alle anderen aber davon ausgeschlossen blieben. Welch' große Veränderung dadurch herbeigeführt ward und wie sehr damals Athen verarmt war, kann man aus dem Umstande ermessen, daß von den etwa 21,000 freien Bürgern, die Athen zu jener Zeit enthielt, nur 12,000 ein solches Vermögen hatten. Die des activen Bürgerrechts beraubten Athener verließen größtentheils ihre Vaterstadt, und Antipater siedelte sie in Thracien an.

Beim Untergang der Selbstständigkeit Athen's büßten auch die großen Redner Demosthenes und Hyperides ihr Leben ein. Der Letztere hatte nicht wenig zum Ausbruch des Lamischen Krieges beigetragen, und auch der kurz zuvor, wie wir sahen, aus Athen vertriebene Demosthenes hatte sich von seiner Zufluchtsstätte Megara aus in den Peloponnes begeben, um den athenischen Gesandten beizustehen, welche

die griechischen Staaten zur Theilnahme am Kriege bewegen sollten. Einige Zeit nachher war durch einen Volksbeschluß die Verbannung dieses Redners aufgehoben und er selbst auf einem Staatsschiffe feierlich nach Athen zurückgeführt worden. Noch ehe die Unterhandlungen Phocion's mit Antipater zu Ende gebracht waren, hatten Demosthenes, Hyperides und die anderen Häupter der anti-macedonischen Partei die Flucht ergriffen; ihre Auslieferung an Antipater war daher unmöglich, sie wurden aber dafür auf des elenden Demades Antrag zum Tode verurtheilt. Ein ebenso elender Mensch, als Demades, der Schauspieler Archias, ward von Antipater gebraucht, um das Urtheil gegen die geflüchteten Patrioten in Ausführung zu bringen. Dieser spürte, von macedonischen Kriegsknechten begleitet, Demosthenes in Kalauria, einer kleinen Insel der peloponnesischen Küste, die Uebrigen aber in Aegina auf. Die Letzteren brachte er gefesselt zu Antipater, der sie sogleich auf eine qualvolle Weise hinrichten ließ; Demosthenes tödtete sich selbst, um dem Hohn seiner Feinde zuvorzukommen. Er hatte sich in einen Tempel des Poseidon geflüchtet, und als er auch dort vor Archias nicht sicher war, nahm er das für diesen Fall bereit gehaltene Gift und starb vor dem Altare (322 v. Chr.). Die beiden Mörder des Hyperides und Demosthenes traf später die verdiente Strafe. Archias gerieth in die äußerste Armuth und lebte noch lange Zeit in Ehrlosigkeit und Elend; Demades trat bald nachher insgeheim mit Perdikkas in Verbindung, und als dies an den Tag kam, ließ Kassander, Antipater's Sohn, den verrätherischen Redner umbringen, nachdem er zuvor den Sohn desselben in des Vaters Armen getödtet hatte.

Antipater zog in den Peloponnes, um auch die dortigen Staaten durch die Einführung oligarchischer Verfassungen wehrlos zu machen. Hierauf marschirte er in Begleitung des Kraterus nach Aetolien. Die beiden alten Feldherren rückten mit einem Heere von mehr als 30,000 Mann in dieses gebirgige Land ein, trafen aber hier einen Widerstand, wie ihn keine andere griechische Völkerschaft gezeigt hatte. Die Aetoler gaben bei der Annäherung der Macedonier ihre in den Thälern und Ebenen liegenden Wohnsitze preis und zogen sich mit Weibern und Kindern auf ihre Felsennester in den Gebirgen zurück. Die Macedonier suchten vergebens diese Burgen einzunehmen, sie wurden überall mit Verlust zurückgeschlagen; sie verschanzten sich dann in den Thälern, schnitten den Aetolern die Zufuhr von Lebensmitteln ab und brachten dieselben dadurch zur Verzweiflung. Die Aetoler wären auf diese Weise gewiß bald zur Unterwerfung genöthigt worden, wenn nicht plötzlich Antigonus als Flüchtling bei Antipater und Kraterus erschienen wäre und Beide überzeugt hätte, daß ihnen von Seiten des Perdikkas eine Gefahr drohe, welche ihren schnellen Aufbruch nach

Asien nöthig mache. Sie schlossen also sogleich einen für die Aetoler günstigen Frieden und marschirten dann mit ihrem Heere durch Macedonien nach Asien.

Wenige Monate nach dem Abschluß dieses Friedens brachen die Aetoler denselben wieder, um aus dem Umstande, daß Antipater mit dem Kern der macedonischen Macht in Asien Krieg führte, Vortheil zu ziehen. Sie drangen, 12,000 Mann stark, in Thracien ein. Hier schloß sich ein großer Theil der Einwohner unter der Anführung des vom Lamischen Kriege her bekannten thessalischen Menon aus Pharsalus an sie an, so daß ihr Heer bis auf 26,500 Mann vermehrt ward. Der alte General Polysperchon, welchen Antipater als seinen Stellvertreter in Macedonien zurückgelassen hatte, würde also schwerlich im Stande gewesen sein, der vereinigten Macht der Thessalier und Aetoler die Spitze zu bieten und Macedonien gegen den von diesen beabsichtigten Angriff zu schützen, wenn nicht ein Zufall ihn begünstigt hätte. Die Aetoler erhielten nämlich die Nachricht, daß ihre Nachbaren, die Akarnanen, plündernd und verwüstend in Aetolien eingebrochen seien, und eilten hierauf sogleich ihrer Heimath zu Hülfe. Nach ihrem Abzuge fand es Polysperchon nicht schwer, die Thessalier zu besiegen. Menon selbst verlor bald das Leben und seine Truppen wurden ohne Mühe überwältigt. So war, noch ehe Antipater aus Asien zurückkam, die Ruhe wieder hergestellt und die macedonische Herrschaft in Griechenland von neuem befestigt.

Antipater kehrte im Jahre 320 v. Chr. nach Macedonien zurück und starb, etwa 80 Jahre alt, im Anfang des folgenden Jahres. Er hatte seinen alten Kriegskameraden und Freund, Polysperchon, und seinen Sohn Kassander zu seinen Nachfolgern in der Regentschaft des Reiches und in der Verwaltung von Macedonien ernannt, jedoch so, daß der 23jährige, leidenschaftliche Kassander dem besonnenen Polysperchon untergeordnet sein sollte. Kaum war Antipater gestorben, so brach Zwietracht zwischen diesen Beiden aus; denn Kassander glaubte die ganze Herrschaft seines Vaters als Erbtheil in Anspruch nehmen zu können, und suchte, als er in Macedonien selbst keinen bedeutenden Anhang erhielt, sich von außen her Hülfe zu verschaffen. Er versicherte sich der Freundschaft des Ptolemäus, gewann Antigonus und andere Statthalter in Asien für sich, ließ, ehe er mit Polysperchon brach, den seitherigen Befehlshaber der macedonischen Besatzung in Athen, Menyllus, durch seinen Freund Nikanor ablösen, und schloß eine enge Verbindung mit der aristokratischen Partei in Athen und in anderen griechischen Städten. Auch Eurydike, des blödsinnigen Philipp Gemahlin, begünstigte ihn, weil Antipater und sein Freund Polysperchon sie von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen hatten,

und der Letztere bald nach dem Ausbruch des Zwistes mit Kassander sogar ihre Feindin Olympias, welche von Antipater nach Epirus vertrieben worden war, zur Rückkehr nach Macedonien und zur Theilnahme an der Regierung einlud. Kassander verließ insgeheim Macedonien und begab sich zu Antigonus, von welchem er um so eher Hülfe erwarten konnte, als auch Ptolemäus ihm bereits seine Unterstützung zugesagt hatte und Antigonus nichts mehr von der königlichen Familie wissen wollte, in deren Namen Polysperchon handelte.

Polysperchon war ein trefflicher General und guter Unterbefehlshaber, aber ein schlechter Regent. Für ihn ward also der kühne, unternehmende Kassander durch die angeknüpften Verbindungen sehr gefährlich. Polysperchon half sich zunächst damit, daß er einerseits mit der Mutter Alexander's und mit Eumenes, also den entschiedensten Feinden des Antigonus, in Verbindung trat und andererseits Alles aufbot, um sich in Griechenland festzusetzen. Zu diesem letzteren Zweck erließ er im Namen des Königs Philipp Arrhidäus ein Decret, welches die Wiederherstellung der Demokratie in allen griechischen Staaten gebot, dessen eigentliche Absicht aber war, das Volk überall gegen die mit Kassander verbündeten Oligarchen aufzureizen. In Folge dieses Decretes wurde ganz Griechenland in die heftigste Aufregung gebracht, und bald wüthete überall die blutige Rache des Pöbels. Namentlich hatte Athen, welches durch Polysperchon's Neuerung in eine bedenkliche Lage gerieth, sehr zu leiden. Hier stand seit dem Ende des Lamischen Krieges der edle, oligarchisch gesinnte Phocion, ein Mann, der mehr durch seine Gesinnung als durch seine Thaten berühmt geworden ist, an der Spitze des Staates. Er hatte das Vertrauen Antipater's besessen und sich der Stellung, welche dieser ihm gab, so ganz und gar zum Wohle seiner Mitbürger bedient, daß die Zeit, in welcher er den Staat leitete, ungeachtet der macedonischen Bedrückung, für den äußeren Wohlstand Athens als eine der glücklichsten gepriesen ward. Als Kassander's Freund Nikanor das Commando der macedonischen Besatzung übernommen hatte, trat Phocion auch mit diesem in ein freundschaftliches Verhältniß. Polysperchon's Freiheits-Decret aber stürzte ihn in's Verderben. Gleichzeitig mit der Verkündigung der wiederhergestellten Volksherrschaft gelangte nämlich der Befehl an Nikanor, mit seinen Truppen nach Macedonien zurückzukehren, damit die Stadt ihre volle Selbstständigkeit wieder erhalte. Nikanor gehorchte diesem Befehle nicht und drohte den Athenern, als sie ihre Demokratie wieder einführten, mit der Rache Kassander's, welcher mit einer bedeutenden Macht unterwegs sei. Da die Athener sich von ihm nicht einschüchtern ließen, überrumpelte Nikanor, von den Oligarchen unterstützt, den Hafen Piräus. Er hatte also jetzt zwei feste Punkte in seiner

Gewalt und war deswegen noch weniger zum Abzug zu bewegen, obgleich einerseits die Athener ihn dringend darum baten und andererseits Olympias ihm im Namen ihres Enkels die Räumung Athens drohend befehlen ließ. Endlich erschien Polysperchon's Sohn, Alexander, mit einem kleinen Heere vor Athen; der zur Herrschaft gelangte Pöbel der Stadt wüthete aber so grausam, daß Alexander es für besser hielt, mit den Oligarchen in Verbindung zu treten und keine ernstlichen Anstalten zur Vertreibung Nikanor's zu treffen, anstatt der neuen, wilden Demokratie die Zügel schießen zu lassen. Die Demokraten wütheten indessen fort und zogen Phocion und die anderen Oligarchen vor ihr Revolutions-Tribunal; diese ergriffen aber die Flucht und retteten sich größtentheils in Alexander's Lager. Von hier begaben sie sich zu Polysperchon, welcher inzwischen mit einem Heere in Phokis angelangt war. Zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen erschien aber auch eine Gesandtschaft der Demokraten bei Polysperchon und dieser hatte nun zwischen beiden Parteien zu entscheiden. Die Nachricht von der nahen Ankunft Kassander's und die Hoffnung, demselben durch Aufopferung der Oligarchen allen Einfluß in Athen zu rauben, bewogen den Reichsverweser, diese dem wüthenden Volke preiszugeben. Er ließ Phocion und seine Freunde in Ketten legen und nach Athen bringen. Hier sprach das versammelte Volk sogleich das Todesurtheil über sie aus und einer der besten Menschen, welche damals in Griechenland lebten, mußte nebst seinen Freunden den Irrthum seiner Urtheilskraft mit dem Leben büßen. Phocion mußte den Giftbecher trinken, weil er sich über die Lage der Dinge getäuscht und in der Verwickelung der damaligen Verhältnisse für sich und seine Vaterstadt auf einem Wege Rettung gesucht hatte, der ihn selbst zum Verderben führte. Er fügte sich, wie Sokrates, mit Standhaftigkeit und mit der Ruhe eines sittlich ausgezeichneten Menschen in sein Schicksal (317 v. Chr.).

Vier Tage nach Phocion's Hinrichtung kam Kassander im Piräus an. Er bedrängte die Stadt von Munychia und dem Piräus aus, während Polysperchon, um Kassander's Vorrücken zu hindern, sie mit einem Heere von 25,000 Mann einschloß. Polysperchon glaubte nach einiger Zeit die Beobachtung Kassander's seinem Sohne überlassen zu können und brach daher mit dem größten Theile seines Heeres nach dem Peloponnes auf. Hier verjagte er die Oligarchen aus mehreren Städten, belagerte aber die arkadische Stadt Megalopolis lange vergebens und büßte dabei einen großen Theil seines schwer zu ersetzenden Heeres ein. Bald nachher wurde auch seine ganze Flotte von Antigonus vernichtet. Polysperchon verlor auf diese Weise seine politische Bedeutung und Kassander erhielt das Uebergewicht. Die Athener

boten dem Letzteren bald ihre Unterwerfung an; denn er hatte sie vom Meere abgeschnitten und sie entbehrten also Erwerb und Genuß, woran den Demokraten, die in der Stadt herrschten, doch noch viel mehr lag, als am Herrschen. Kassander gewährte ihnen billige Bedingungen. Er begnügte sich mit dem Besitze von Munychia und bestand nicht auf der Beibehaltung der von seinem Vater eingeführten Verfassung; er änderte dieselbe vielmehr dahin ab, daß jeder, der etwa 434 Gulden oder 240 Thaler besitze, das volle Bürgerrecht haben und daß ein von ihm selbst zu bestätigender Vorsteher der Republik erwählt werden solle (318 v. Chr.).

Die Athener erwählten den Demetrius Phalereus zu ihrem Regenten. Dieser Mann, welcher vorher schon fünf Jahre lang neben Phocion den Haupteinfluß im Staate gehabt hatte und von jetzt an ein Jahrzehnt hindurch Athen beherrschte, hatte etwa dieselbe Stellung, wie einst der Redner Lykurg; allein die Umstände waren jetzt ganz andere, als damals. Es nahmen nämlich zwar alle Bürger, welche wenigstens 240 Thaler besaßen, d. h. also alle außer den eigentlichen Lazzaroni's, an der Regierung Theil, aber Demetrius hatte an Kassander und an der macedonischen Besatzung von Munychia einen Rückhalt, seine Verwaltung war daher gegen die ewigen Veränderungen geschützt, die sonst aus dem Princip derselben nothwendiger Weise hervorgegangen sein würden. Die Regierung war nur scheinbar republikanisch, der That nach aber so völlig monarchisch, daß des Demetrius Herrschaft über Athen als Beweis dienen kann, wie sehr Aristoteles Recht hatte, an die Möglichkeit der Verbindung des monarchischen Princips mit dem Bestehen freier Staaten zu glauben. Uebrigens ist des Demetrius Regierung für die Sittengeschichte jener Zeit so wichtig, daß sie ausführlicher geschildert werden muß.

Demetrius war Gelehrter und Rhetor und zeichnete sich in seinen Schriften durch Glätte und Nüchternheit des Styls und durch die Kunst über alles Mögliche mit Feinheit zu reden aus. Dieses Wesen des Demetrius und seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft überhaupt passen ganz vortrefflich zu der, in sittlicher Beziehung wenig ehrenvollen Rolle, welche er als Beherrscher von Athen spielte. Es gehört nämlich zu den Eigenthümlichkeiten des geselligen Lebens jener Zeit, daß neben der größten Verdorbenheit der Sitten Poesie, Philosophie und Kunst für alle Stände und Lebensalter ein dringendes Bedürfniß waren. Man darf aber dabei außerdem nicht übersehen, daß die Rhetoren Athens damals ebenso, wie im Anfang des vorigen Jahrhunderts Voltaire und seine Freunde, ein Lob spendeten, das für die Großen der Erde eben dieselbe Bedeutung hatte, als einst zur Zeit der Freiheit der olympische Siegerkranz. Die athenischen Dichter und Philosophen

wie die Schauspiele, Feste und Mysterien der Hauptstadt von Griechenland hatten ihren alten Ruhm behauptet und ihr Lob galt den an Schmeichelei gewöhnten Herrschern in der Nähe und Ferne mehr, als jedes andere. Darum begannen auch damals die Athener, sowie durch ihr Beispiel bestimmt die Griechen überhaupt, diejenige Rolle zu spielen, welche sie seitdem Jahrhunderte lang fortgespielt haben und durch die sie auch unter der römischen Herrschaft sich, politisch besiegt und unterdrückt, eine Art Herrschaft über ihre Besieger erwarben. Sie drängten sich als geistreiche und witzige Gesellschafter, als Professoren, als Hofmeister und Lehrer, als Schmarotzer und Dichter an jeden, der ein großes Haus machte. Hat man diesen Charakterzug jener Zeit erfaßt, so wird man es erklärlich finden, daß ein Demetrius Phalereus das tollste Leben führen konnte und doch von den Athenern nicht allein geliebt, sondern auch verehrt und in den Himmel erhoben ward, sowie daß dieser Mann später, sobald er von einem anderen, ähnlichen Herrscher verjagt worden war, von eben demselben athenischen Volke geschmäht, gehaßt und zum Tode verurtheilt wurde. Dieses Volk spendete sein Lob und erwartete dafür Geschenke und Lustbarkeiten; wer diese ihm reichlich gab, war sein Abgott, mochte er sonst sein wer er wollte.

Demetrius Phalereus hatte zu Phocion's Zeit nur die zweite Rolle gehabt. Als bei Polysperchon's Herannahen die Oligarchen durch das Volk verdrängt wurden, war er klüger als Phocion gewesen: er rettete sich damals durch Kassander's General Nikanor, der sich seiner annahm, während jener zu Polysperchon und dessen Sohn floh, die ihn aufopferten. Er ward von Kassander an die Spitze des Staats gestellt und wußte seine Herrschaft, ungeachtet des Antheils der Aermeren an der Regierung, sehr fest zu gründen, indem er sie einerseits auf die macedonische Besatzung, andererseits aber auf den damaligen Geist des athenischen Volkes stützte. Athen war verarmt und dabei an Lüste und Sittenlosigkeit gewöhnt; Demetrius gab große Summen aus und fröhnte der ärgsten Sinnenlust, den Athenern gefiel ein zwar sehr willkürlicher, aber zugleich auch verschwenderischer und glänzender Regent weit mehr, als die seitherige Herrschaft ihrer eigenen Aristokratie und schon des Geldes und Genusses wegen mußten sie für seine Regierungsweise mehr Sinn haben, als für Phocion's moralische, den Platonischen Ideen sich nähernde Verwaltung.

Demetrius ward von Kassander und von Ptolemäus als nützlicher Verbündeter angesehen. Beide gaben ihm deshalb so viele Subsidien-Gelder, daß diese Einnahme, verbunden mit den athenischen Staats-Einkünften, jedes Jahr 1200 Talente oder 3,100,000 Gulden (1,700,000 Thaler) betrug. Mit dieser großen Summe führte er ein

höchst schwelgerisches Leben. Er hatte seither sehr philosophisch gelebt und sein Tisch war kärglich besetzt gewesen; sobald er Herr von Athen geworden war, wandte er die macedonischen und aegyptischen Subsidien auf seine Mahlzeiten, statt sie zum Vortheil der Stadt oder zur Unterhaltung von Soldaten zu verwenden, wozu sie bestimmt waren. Er hielt glänzende Gastmähler, welche so üppig waren, daß sein Koch von den täglichen Resten derselben sich nach zwei Jahren zwei große Landgüter kaufen konnte. Seine Speisezimmer waren mit den schönsten Teppichen belegt; er salbte sich mit den kostbarsten Salben, färbte sich sein Haar blond und schminkte sich das Gesicht. Er bewirthete und unterhielt seine genußsüchtigen Athener, lud täglich eine große Zahl von Gästen ein und überbot durch Aufwand, Glanz und Zierlichkeit alles, was seither in Athen zu sehen gewesen war. Er verführte Weiber, verkehrte mit den berühmten Hetären oder Buhlerinnen, welche damals in Athen lebten und erfand neue Kleider; kurz er trieb, wiewohl immer noch mit einem gewissen Anstand, alles, was zum Glanz und zur Befriedigung der Sinnenlust diente. Dabei beförderte er denn freilich auch jede Art von Kunst und Wissenschaft, die in Zeiten, wie die seinige war und auch die unsrige ist, getrieben werden kann. Er war weit entfernt, einen Aufwand, wie ihn Perikles, also das Haupt des atheniſchen Volkes, gemacht hatte, zu billigen. Von neuen Tempeln und Theatern und von der in der guten alten Zeit gebräuchlichen glänzenden Aufführung der Tragödien und Komödien wollte er nichts wissen. Augenblicklicher Genuß und sofortiger Nutzen allein war es, wofür er keinen Aufwand für zu groß hielt. Er hatte also bei Festlichkeiten und Kunstwerken nur Ergötzung und Sinnenlust im Auge, nicht die großen und wahrhaft menschlichen Gefühle, welche die Kunst erweckt und erhält. Wie hätten daher seine Verschwendungen der Stadt wirklichen Nutzen bringen können! Im Gegentheil, er verdarb durch sein Beispiel Geist und Moral des athenischen Volkes, obgleich er selbst doch wieder Luxus-Gesetze gab, in welchen er den Sittenverbesserer spielte. Er erwarb sich auf diese Weise die Gunst der entarteten Athener in so hohem Grade, daß sie ihm in kurzer Zeit nicht weniger als 360 Ehren-Statuen errichteten.

Dies war Athens Zustand während der 10 Jahre, in welchen Demetrius Phalereus, Kassander's Schützling, die Stadt beherrschte. Kassander selbst verließ Athen gleich nach der Einsetzung des Demetrius wieder und suchte sich auf Kosten Polysperchon's eine Herrschaft zu gründen. Als sein Gegner den größten Theil seines Heeres verloren und sich mit dem Rest desselben aus dem Peloponnes zurückgezogen hatte, erklärten sich sogleich einige griechischen Städte für Kassander, andere aber wurden von diesem mit Gewalt eingenommen.

Dann zog derselbe nach Macedonien, zu dessen Unterwerfung die Gräuelthaten der Olympias ihm den Weg gebahnt hatten. Eurydike, welche mit Kassander in Unterhandlung getreten war, hatte nach der Entfernung Polysperchon's sich der Regierung ganz bemächtigt; Polysperchon aber war vom Peloponnes aus nach Epirus gezogen, um Olympias und ihren Enkel Alexander Aegus, wie er genannt wurde, den seine Mutter Roxane aus Furcht vor den Nachstellungen der Eurydike dahin gebracht hatte, nach Macedonien zurückzuführen. Der König Aeacidas, ein Vetter der Olympias, unterstützte Polysperchon's Unternehmen mit einem Heere, Eurydike aber schickte Boten an Kassander in den Peloponnes und führte ihren herannahenden Feinden die in Macedonien befindlichen Truppen entgegen. An der Grenze des Landes trafen beide Heere auf einander. Olympias und Eurydike, welche beide gleich herrschsüchtig und rachgierig waren, standen an der Spitze ihrer Truppen und suchten wie wüthende Furien einander zu verderben. Als das Gefecht beginnen sollte, trat Olympias vor das Heer der Eurydike, deutete auf Roxane, auf den jungen Alexander und auf sich selbst und entwaffnete dadurch ihre Gegnerin. Deren Truppen weigerten sich, die Mutter, die Gemahlin und den Sohn ihres großen Königs anzugreifen, traten in Unterredung mit den ihnen gegenüberstehenden Landsleuten und vereinigten sich zuletzt geradezu mit denselben. Die verlassene Eurydike und ihr Gemahl wurden gefangen genommen und der schrecklichen Olympias überliefert. Diese ließ, um ihre Wuth zu stillen, Beide auf grausame Weise quälen, Philipp Arrhidäus und Eurydike wurden in einen engen Raum eingemauert und erhielten täglich die nothdürftigste Nahrung, damit sie eines langsamen Todes stürben. Als das martervolle Leiden der Unglücklichen bei den Soldaten des Heeres Mitleiden und Unwillen erregte, ließ Olympias den König Philipp mit Pfeilschüssen tödten, der Eurydike aber schickte sie einen Dolch, einen Strick und einen Gifttrank in ihren Kerker, damit sie sich die Todesart selbst auswähle. Eurydike erdrosselte sich mit ihrem eigenen Gürtel (317 v. Chr.). Die eigene Mutter Alexander's gab also das erste Beispiel der Ermordung von Angehörigen des königlichen Hauses und veranlaßte dadurch den Untergang sämmtlicher Glieder desselben. Diese blutgierige und schreckliche Frau, deren Sinn mit den Jahren nicht im geringsten milder geworden war, wüthete hierauf auch in Macedonien selbst gegen alle diejenigen, welche mit ihrer Gegnerin befreundet gewesen waren. Hundert vornehme Macedonier, unter ihnen auch ein Bruder Kassander's, wurden hingerichtet; ja, Olympias ging in ihrer Wuth so weit, daß sie das Grab eines anderen Sohnes des Antipater aufwühlen ließ, um sich an den Gebeinen desselben zu rächen.

Kassander belagerte gerade eine arkadische Stadt, als er die Nachricht von dem Tode der Eurydike und der Rückkehr der Olympias erhielt. Er brach mit seinem Heere sogleich nach Macedonien auf. Hier sandte er einen seiner Generale gegen Polysperchon, er selbst aber ging auf die Festung Pydna los, in welche sich Olympias mit ihrer Stieftochter Thessalonike, ihrem Enkel Alexander und dessen Mutter Roxane eingeschlossen hatte. Olympias war rettungslos verloren, da Polysperchon durch Kassander's General bedrängt und eines Theiles seiner Truppen beraubt wurde, der Epiroten-König Aeacidas aber durch eine Empörung seines Volkes gehindert wurde, Hülfe zu leisten. Olympias mußte sich daher nach einer langen Belagerung ihrem Feinde ergeben. Sie erlitt die längst verdiente Strafe. Kassander war entschlossen, sich ihrer zu entledigen, obgleich er es nicht wagte, die Mutter Alexander's des Großen geradezu tödten zu lassen; er suchte daher dem Morde derselben durch eine vorhergegangene gerichtliche Verurtheilung den Schein der Gerechtigkeit zu geben. Er veranlaßte die Verwandten der auf ihren Befehl Gemordeten zu einer Anklage vor dem Heere, welches nach macedonischem Rechte über jeden auf Leben und Tod Angeklagten zu entscheiden hatte. Olympias wurde hierauf zwar von dem Heere zum Tode verurtheilt, aber die mit der Vollstreckung der Spruches beauftragten Soldaten weigerten den Gehorsam. Kassander bediente sich deshalb der Rachsucht derer, welche die Anklage gemacht hatten; diese steinigten die Königin zu Tode (316 v. Chr.). Roxane und Alexander Aegus wurden auf Kassander's Befehl in die Festung Amphipolis gebracht, wo sie strenge bewacht und wie Privatpersonen behandelt wurden; Thessalonike aber, welche gleichfalls in Kassander's Gewalt gerathen war, ward seine Gemahlin. Polysperchon, dessen Truppen größtentheils zu Kassander übergingen, flüchtete sich nach Aetolien und von da in den Peloponnes, wo er mit seinem Sohne Alexander sich im Besitze Korinths und einiger anderen Städte behauptete.

3. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Olympias an bis zur Ermordung der Roxane und ihres Sohnes.

Das Schicksal der Welt hing, wie schon die vorher berichteten Ereignisse zeigen, in jener Zeit ganz von den Soldaten und ihren Führern ab. Es ist daher nöthig, den Faden der Erzählung zu unterbrechen, um einen Blick auf das damalige Kriegswesen und die Beschaffenheit der Heere zu werfen. Die Betrachtung der militärischen Verhältnisse und Zustände ist aber außerdem auch für die Erkenntniß des herrschenden Zeitgeistes von großer Wichtigkeit, weil aus der Entwickelung der Kriegskunst theils neue Künste und Gewerbe entsprangen, theils die seitherigen eine neue Richtung und einen

größeren Aufschwung erhielten. Endlich hatte das Kriegswesen auch auf das Staatsleben einen großen Einfluß; denn es war damals nicht allein das Schicksal der Staaten auf ähnliche Weise, wie in unserer Zeit, von den Truppen und ihren Gebietern abhängig, sondern da die Heere größtentheils aus bezahlten Miethlingen bestanden und nichts als künstliche Maschinen waren, so wurde auch das Finanzwesen der wichtigste Theil der Staatsverwaltung. Geld und Truppen waren die Angelpunkte, um welche sich die Geschicke der Staaten drehten, statt daß früher die lebendige Kraft und der Geist der Bürger die Seele des Ganzen gebildet und den Gang der Ereignisse bestimmt hatten.

Schon von Iphikrates Zeit an waren geworbene Truppen immer mehr an die Stelle der Bürgerheere getreten und als Alexander der Große starb, hatte die Streitbarkeit der Masse des Volkes in den griechischen Staaten fast ganz aufgehört. Selbst jenes Heer, welches Leosthenes im Lamischen Kriege, der doch ein wirklicher Nationalkrieg sein sollte, anführte, bestand hauptsächlich aus Miethlingen, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß damals die Athener zum letzten Male von einer echten Begeisterung getrieben wurden. Dagegen waren Philipp's und Alexander's Truppen, obgleich sie als stehende Heere in unserem Sinne des Wortes anzusehen sind, ihrem Kerne nach eine Nationalmacht, welche nur für bestimmte Zeit und bestimmte Zwecke in Dienst trat, einen Einfluß auf den allgemeinen Gang der Staatsgeschäfte ausübte und die Gerechtigkeitspflege für große Staatsverbrechen in ihrer Hand hatte. Dies Alles änderte sich mit Alexander's Tode; die Heere der verschiedenen Herrscher, welche um den Besitz des Reiches kämpften, wurden fortan aus geworbenen Truppen oder aus willenlosen Unterthanen zusammengesetzt und waren das Eigenthum der Herren, denen sie dienten. Von allen Völkern, welche zu Alexander's Reich gehört hatten, bildeten nur noch die Aetoler eine Nationalmacht; diese erhielten daher auch in den Kriegen der nächsten Zeit ein größeres Gewicht und wurden dadurch in der späteren Geschichte eine der Hauptvölkerschaften Griechenlands, während sie in der früheren kaum erwähnt werden.

Wenden wir uns von der Betrachtung des Kriegswesens wieder zu dem Gang der Ereignisse zurück, so ist zur klaren Erkenntniß der nächsten 14 Jahre nach Eumenes Tod vornehmlich das Eine festzuhalten, daß Antigonus, sein Sohn Demetrius Poliorketes, Ptolemäus, Seleukus, Kassander und Lysimachus die Hauptpersonen waren. Alle anderen Statthalter spielen nur eine untergeordnete Rolle. Antigonus war durch die Besiegung des Eumenes Herr von Asien geworden; der einzige Mann, der ihm für die Behauptung dieser Stellung gefährlich werden konnte, Seleukus, ward bald von ihm verdrängt, die

übrigen Statthalter aber erkannten ihn als Reichsverweser und obersten Gebieter an. Ebenso hatte Kassander in Europa das Uebergewicht über Polysperchon und beherrschte einen Theil von Griechenland. Lysimachus, der Statthalter von Thracien, wurde zu sehr durch den Unabhängigkeitssinn der wilden Völkerschaften seines Landes beschäftigt, als daß er in der nächsten Zeit einen bedeutenden Einfluß auf den allgemeinen Gang der Dinge hätte ausüben können. Dagegen erhielten damals Seleukus, der Statthalter von Babylonien und Ptolemäus, der Beherrscher von Aegypten, sowohl für Asien wie für Europa eine große Wichtigkeit. Beide wußten sich im Besitze ihrer Provinzen zu befestigen und da sie nicht, wie Antigonus, nach der Herrschaft über Alexander's ganzes Reich strebten, so zersplitterten sie nicht gleich diesem ihre Kräfte, sondern behaupteten in den Stürmen und Verwickelungen der folgenden Ereignisse allein von allen Generalen Alexander's die errungene Macht für sich und ihre Nachkommen.

Antigonus richtete nach der Besiegung des Eumenes sein Augenmerk zunächst auf die Schätze von Susa. Er hatte Seleukus mit der Eroberung der Provinz, deren Hauptstadt Susa war, beauftragt und ihm versprochen, dieselbe zur Statthalterschaft Babylonien zu schlagen; Seleukus übergab daher, als Antigonus heranzog, die Stadt mit ihren Schätzen, und verschaffte ihm dadurch zugleich die Mittel zur Führung seiner Kriege. Antigonus fand in Susa so viel baares Geld und Kostbarkeiten, daß die gesammte Summe, welche er dort und in Medien zusammenbrachte, auf 25,000 Talente Gold veranschlagt wird. Er bemächtigte sich außerdem auch der 10,000 Talente, welche in der königlichen Schatzkammer zu Kyinda in Cilicien lagen und da er noch dazu von den ihm unterworfenen Statthaltern jährlich 11,000 Talente erpreßte, so nahm er also in einem einzigen Jahre nicht weniger als 46,000 Talente ein, d. h. eine Summe von mindestens 119 Millionen Gulden oder 66 Millionen Thalern unseres Geldes. Er hatte kaum durch Seleukus Hülfe sich der Schätze von Susa bemächtigt, als er auch schon diesen Mann, der nächst Eumenes und Ptolemäus der schlaueste von allen Generalen Alexander's war, durch List und Betrug zu verderben suchte. Er brach nicht blos in Rücksicht der Statthalterschaft sein gegebenes Wort, sondern suchte auch, als er in Babylon mit Seleukus zusammenkam, absichtlich einen Zwist herbeizuführen, indem er seinen Verbündeten wie einen Untergebenen behandelte. Nachdem er ihn dadurch gereizt hatte, wollte er ihn zuletzt sogar verhaften lassen, um sich seiner ganz zu entledigen, Seleukus kam ihm aber durch die Flucht zuvor (316 v. Chr.).

Der flüchtige Statthalter suchte und fand eine Zuflucht bei Ptole-

mäus in Aegypten. Sobald der herrschsüchtige Antigonus Herr von ganz Asien geworden war, war auch Ptolemäus gefährdet und mußte suchen, der drohenden Gefahr bei Zeiten zu begegnen. Aus diesem Grunde nahm er nicht nur den Seleukus bei sich auf, sondern bewog auch den Kassander und Lysimachus, welche auf gleiche Weise bedroht waren, zu einem Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind. Dieser Bund führte einen mehrjährigen Krieg gegen Antigonus herbei. Der Letztere suchte seine Feinde auf verschiedene Weise zu bekämpfen. Gegen Lysimachus regte er die rohen thracischen Völkerschaften und die an der Küste von Thracien gelegenen griechischen Seestädte auf, so daß dieser in seinem eigenen Lande beschäftigt ward und an Unterstützung seiner Bundesgenossen nicht denken konnte. Um Kassander von Asien fern zu halten, zog Antigonus Griechenland mit in den Kampf. Er schloß eine Verbindung mit dem alten Polysperchon, welcher dadurch wieder aus seinem Schlummer geweckt ward, ließ durch Abgesandte die Freiheit aller griechischen Staaten verkündigen und schickte gewandte Unterhändler mit großen Geldsummen in den Peloponnes, um überall Unruhen zu erregen und die Griechen gegen Kassander unter die Waffen zu rufen. Dieser wurde dadurch ebenfalls so stark beschäftigt, daß er während des ganzen Krieges nicht nach Asien kommen, sondern nur eine kleine Truppenschaar dahin schicken konnte; ja, er wäre sogar selbst in große Noth gerathen, wenn er nicht verstanden hätte, Polysperchon's eigenen Sohn Alexander durch niedrigen Gewinn zum Verräther seiner Freunde zu machen und ihn zu bewegen, daß er sich mit dem Feinde seines Vaters verband.

Seine Hauptanstrengung richtete Antigonus gegen Ptolemäus, welcher seit einigen Jahren nicht nur Aegypten, sondern auch Syrien und Phönicien besaß und durch seine große Flotte dem Beherrscher von Asien unter allen seinen Feinden am gefährlichsten war. Antigonus warf sich daher mit dem Kerne seiner Macht auf Syrien und Phönicien, eroberte diese Länder und ließ in ihren Häfen mit großen Kosten eine Flotte bauen, wobei ihm Nearch, der seit alter Zeit sein Freund war, die besten Dienste leistete. Ptolemäus dagegen unterstützte die Gegner des Antigonus im Peloponnes und den Statthalter von Karien, Asander, der sich gegen Antigonus empört hatte. Der Letztere ward 15 Monate lang durch die Belagerung der Stadt Tyrus aufgehalten, deren Bewohner auch damals wieder ihren alten Heldenmuth bewiesen und erst durch die äußerste Hungersnoth zur Unterwerfung gebracht wurden (314 v. Chr.). Nach der Einnahme dieser Stadt übergab Antigonus die Leitung des syrischen Krieges seinem berühmten damals 23jährigen Sohne Demetrius, welcher den Beinamen Poliorketes, d. i. Städte-Eroberer erhielt und zog selbst

gegen Asander. Dieser wurde nach Verlauf eines Jahres zur Unterwerfung gezwungen. Ehe hierauf Antigonus nach Syrien zurückkehrte, hatte Ptolemäus auf den Rath des Seleukus seine ganze Macht aufgeboten, um sich dieses Landes wieder zu bemächtigen. Bei der Stadt Gaza trafen die beiden Gegner des Antigonus mit dem Sohne desselben zusammen. Dieser, ein ehrgeiziger und heftiger junger Mann, war durch den Verlust von Cypern, welches Ptolemäus kurz zuvor besetzt hatte, so sehr erbittert, daß er gegen den Rath seiner Generale sich entschloß, zwei der ausgezeichnetsten Feldherren aus Alexander's Schule im offenen Felde anzugreifen. Ptolemäus und Seleukus erfochten einen vollständigen Sieg über ihn. Ganz Syrien, Phönicien und Palästina war der Preis dieses Sieges (312 v. Chr.) und Seleukus benutzte die Niederlage des Demetrius Poliorketes, welcher sich mit dem Rest seines Heeres nach Cilicien zurückzog, zur Wiedereroberung seiner Statthalterschaft Babylonien. Er besetzte dieselbe ohne Schwierigkeit und zersprengte das Heer des Statthalters von Medien, der in Antigonus Namen und Interesse herbeigeeilt war. Seit dieser Zeit behauptete Seleukus die Herrschaft des fernen Ostens, und weil er durch die Eroberung von Babylonien den Grund zu dem Reiche legte, welches er auf seine Nachkommen, die Seleuciden, vererbte, so wurde das Jahr derselben der Anfangspunkt der Zeitrechnung, welche bald nachher in diesem Reiche eingeführt ward und den Namen der Seleucidischen Aera führt.

Ptolemäus verlor die von ihm eroberten Länder noch in demselben Jahre wieder. Demetrius brach nämlich, sobald er in Cilicien sein Heer wieder ergänzt hatte, in Syrien ein, schlug einen ihm entgegengeschickten General des Ptolemäus aufs Haupt und drang dann in Verbindung mit seinem Vater, welcher aus Kleinasien herbeigeeilt war, weiter vor. Ptolemäus war ein zu behutsamer Mann, als daß er den vereinten Heeren Beider eine Schlacht hätte liefern wollen; er gab vielmehr die Eroberungen, die er gemacht hatte, wieder auf und zog sich nach Aegypten zurück, wo er unangreifbar war. Antigonus wollte ihm zwar auch dahin folgen, er schickte aber zuerst einen Theil seines Heeres gegen die Beduinen-Horden des felsigen Arabiens, verlor auf diesem äußerst beschwerlichen Zuge in der Wüste viele seiner Soldaten und sah sich, als der Rest derselben zu ihm zurückkam, durch die aus Babylonien eintreffenden Nachrichten genöthigt, den Marsch nach Aegypten aufzugeben. Sein Sohn Demetrius, der hierauf mit 19,000 Mann gegen Seleukus abgeschickt wurde, bemächtigte sich zwar der Stadt Babylon, in welcher Seleukus nur eine geringe Besatzung zurückgelassen hatte, erweckte aber durch seine Grausamkeiten und Verwüstungen überall den größten Haß und bewirkte auf diese Weise, daß

die Bewohner Babyloniens nur um so fester an Seleukus, der ihnen die größte Milde bewiesen hatte, gekettet wurden. Antigonus sah daher keine Möglichkeit, durchzudringen und rief bald auch seinen Sohn nach Syrien zurück.

Unmittelbar nach diesen Begebenheiten trat eine Waffenruhe ein; der einzige Schriftsteller des Alterthums, der uns über das Ende des damaligen Kampfes zwischen Antigonus und seinen Gegnern Nachricht gibt, behauptet sogar, es sei im Jahre 311 v. Chr. ein förmlicher Friede geschlossen worden. Diese Angabe ist nicht gerade für ganz zuverlässig zu halten; wenn aber auch wirklich ein Friede zu Stande kam, so zeigt doch die Geschichte der nächstfolgenden Jahre, daß es keinem der Generale mit demselben Ernst war. Jedenfalls blieb die gegenseitige Stellung derer, welche sich unter den Namen von Reichsverwesern und Statthaltern in Alexander's Reich getheilt hatten, im Allgemeinen dieselbe, wie sie beim Beginne des Krieges gewesen war, mit der einzigen Ausnahme, daß Seleukus sich wieder eine Herrschaft verschafft hatte.

Wie wenige Jahre zuvor Kassander's und Polysperchon's Streit um die Oberherrschaft von Macedonien mit der Ermordung des Philipp Arrhidäus, der Eurydike und der Olympias geendet hatte, so führte jetzt der von den asiatischen Statthaltern um den Besitz ihrer Provinzen geführte Krieg den gewaltsamen Tod zweier anderen Glieder der königlichen Familie herbei. Es befanden sich nämlich in den Heeren aller Statthalter viele Macedonier und da diese ihrem Königsstamme ergeben waren, so hatte Antigonus, um seinen Gegnern zu schaden, während des Krieges den Schein angenommen, als wenn auch er die Sache eines Königs führe und den jungen Sohn der Roxane, Alexander Aegus, überall als König anerkennen lassen. Sobald der Krieg beendigt war, fiel nicht nur jener Grund weg, sondern der heranwachsende König stand auch den auf selbstständige Herrschaft gerichteten Plänen des Antigonus und der anderen Statthalter im Wege und drohte später ein gefährlicher Nebenbuhler zu werden. Dies veranlaßte die Ermordung der Roxane und ihres Sohnes. In den öffentlichen Artikeln des Friedens erklärte man denselben zwar zum König des Reiches, nicht lange nachher aber wurden Mutter und Sohn ums Leben gebracht, entweder weil die Statthalter insgeheim darüber übereingekommen waren, oder weil Kassander, in dessen Haft sich Beide befanden, es für seine Herrschaft zu bedenklich hielt, den öffentlich als König anerkannten Knaben am Leben zu lassen. Genug, Kassander ließ bald nach dem Abschluß des Friedens Roxane und den jungen Alexander heimlich umbringen, ihre Leichen in der Stille verscharren und das Geschehene erst nach und nach dem Volke bekannt werden (311 v. Chr.).

4. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode des jungen Alexander bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern.

Der Friede, welcher zwischen den Statthaltern geschlossen worden sein soll, dauerte nur kurze Zeit; denn es war keinem von ihnen damit Ernst gewesen und die Welt konnte nicht eher Ruhe erhalten, als bis die herrschsüchtigen Generale entweder das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten, oder im Streben darnach untergegangen waren. Der Kampf wurde also mit kurzen Unterbrechungen in den verschiedenen Theilen des Reiches fortgesetzt. Uebrigens hatten für die Entscheidung desselben von jetzt an nur Griechenland und der Westen von Asien eine Bedeutung. Der äußerste Osten des Reiches dagegen trat in den Hintergrund, seitdem in den Jahren 311 und 310 vor unserer Zeitrechnung Seleukus sich nicht allein in seiner Provinz Babylonien festgesetzt, sondern auch alle im Osten derselben gelegenen Statthalterschaften bis nach Indien hinein unterworfen hatte. Da Seleukus dadurch längere Zeit gehindert ward, an den Begebenheiten im Westen Antheil zu nehmen, so konnte Antigonus in Betreff dieses Gegners ruhig sein und seine ganze Macht in Vorderasien konzentriren.

In Griechenland durchkreuzten sich die Interessen der verschiedenen Statthalter von Alexander's Reich am meisten; hier wurden deshalb auch die Verhältnisse so verwickelt, daß der Zusammenhang der Ereignisse gerade in Betreff der griechischen Staaten und Städte am schwersten zu erkennen ist. Antigonus hatte, gleich beim Beginn des kurz zuvor erwähnten Krieges, Griechenland mit in den Kampf zu ziehen gesucht und aus diesem Grunde die Freiheit aller griechischen Staaten verkündigen lassen. Ptolemäus wußte die dieser Maßregel zu Grunde liegende Absicht dadurch zu vereiteln, daß er bald nachher auch in seinem Namen die Griechen für frei erklären ließ. Er sowohl als Antigonus schickten Truppen nach Griechenland und hier bekämpften sich nun Ptolemäus, Antigonus, Kassander, Polysperchon und ein Theil der Griechen unter einander. In dem Frieden, welcher 311 v. Chr. zwischen den Statthaltern geschlossen wurde, war auch die Selbstständigkeit aller griechischen Staaten wieder ausgesprochen worden; keiner der Generale zog aber seine Besatzungen aus den Städten zurück und die Verhältnisse blieben also, wie sie gewesen waren. Uebrigens verdienen in Hinsicht der griechischen Angelegenheiten jener Zeit nur zwei Umstände eine besondere Erwähnung, nämlich zuerst die Art, wie Kassander den alten, abgelebten Polysperchon zur Ermordung eines der wenigen noch übrigen Glieder von Alexander's Familie bewog und dann das Auftreten eines Mannes von reinerer und besserer Gesinnung mitten in der allgemein herrschenden Selbstsucht und genialen Verdorbenheit.

Polysperchon hatte Alexander's Wittwe Barsine mit ihrem Sohne Herkules an sich gezogen und den Letzteren, als den einzigen noch übrigen Nachkommen des großen Königs, zum Herrn des Reiches ausgerufen. Er gewann sich dadurch die Anhänger des königlichen Hauses, sammelte ein ziemlich beträchtliches Heer und wollte nun mit demselben den jungen Herkules, welcher zur Zeit des Friedensschlusses etwa 17 Jahre alt war, nach Macedonien führen. Kassander zog ihm entgegen, fand aber, da viele von seinen eigenen Soldaten dem Sohne Alexander's gewogen waren, eine entscheidende Schlacht bedenklich und nahm daher zur List seine Zuflucht. Er trat mit Polysperchon in Unterhandlung und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Erhebung des Herkules ihnen Beiden gleichmäßig nachtheilig sei und sie leicht um alle Bedeutung bringen könne. Durch diese Vorstellungen und durch eine große Geldsumme, die er dem alten, schwachen Manne gab, berückte er denselben und brachte ihn zuletzt dahin, daß derselbe einen geheimen Vertrag mit ihm schloß und den Herkules zu tödten versprach. Dieser wurde hierauf mit seiner Mutter erdrosselt. Polysperchon war und blieb der Betrogene. Kassander trat ihm zwar, dem Vertrage gemäß, scheinbar die Herrschaft über den Peloponnes ab; allein dort stieß Polysperchon auf kräftigen Widerstand und nicht lange nachher sank er wieder in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

In dieser traurigen Zeit, in welcher Alexander's Generale durch Gewalt, Trug, Mord und andere Verbrechen die Herrschaft an sich zu reißen suchten, zeigte ein einziger Mann einen reinen Enthusiasmus für griechische Freiheit. Dieser Mann war ein Neffe des Antigonus und trug, gleich dem damaligen Beherrscher von Aegypten, den Namen Ptolemäus. Wir wagen zwar nicht seine moralischen Grundsätze als unbezweifelt rein darzustellen, er ward aber unstreitig von edleren Triebfedern geleitet, als jene militärischen Räuber, welche sich damals Throne erkämpften. Er war im Jahre 313 v. Chr. von seinem Oheim mit einem Heere nach Griechenland geschickt worden und hatte, im Gegensatz gegen alle anderen Generale und Befehlshaber, den edlen Ehrgeiz, sich durch die Wiederherstellung der Freiheit der griechischen Staaten und ihrer alten Verfassungen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Er eroberte Städte und Länder, nicht etwa für Antigonus oder für sich selbst, sondern als Befreier. Bald nach seiner Landung machte er ganz Böotien und alles Land bis nach Aetolien hin vom macedonischen Joche frei. Als er sich in der gleichen Absicht den Grenzen von Attika näherte, erhielt er von seinem Oheim den Befehl, nach dem Peloponnes zu ziehen. Er gehorchte, verfuhr aber hier ebenso, wie im mittleren Griechenland. Er zwang den Unterbefehlshaber, welcher seither im Peloponnes die Truppen des Antigonus befehligt hatte,

das Land Elis nebst den daselbst geraubten heiligen Schätzen ihm zu übergeben, und schenkte dann diesem Staate, wie jedem anderen, den er besetzte, die Freiheit. Auch nachdem sein Oheim mit den anderen Statthaltern Friede geschlossen, handelte er diesem Grundsatze gemäß, obgleich es dem Antigonus mit dem Artikel des Friedensvertrages, welcher alle Griechen in Europa und Asien für frei erklärte, nicht im mindesten Ernst war. Dieser nahm es daher auch seinem Neffen sehr übel, daß derselbe, anstatt Besatzungen in die eroberten Städte zu legen, die ihm anvertrauten Truppen noch immer zur wirklichen Befreiung von Griechenland gebrauchte. Er entzweite sich darüber mit ihm und Ptolemäus fiel, als er nach Asien zurückgerufen wurde, von seinem Oheim ab. Er beging hierauf die Thorheit, sich an den Beherrscher von Aegypten anzuschließen, welcher die Freiheit der Griechen früher ebenfalls ausgerufen und nachher auch in dem Friedensvertrag nochmals anerkannt hatte. Dieser nahm den edlen Befreier freundlich auf, zog aber die Truppen desselben an sich und entledigte sich dann ihrers Führers als eines unnützen Werkzeuges dadurch, daß er ihn umbringen ließ (309 v. Chr.).

Die Rolle eines Befreiers von Griechenland, welche der Neffe des Antigonus höchst unglücklich gespielt hatte, übernahm bald nachher des Letzteren Sohn, Demetrius Poliorketes, ein Mann von ganz anderem Charakter und ganz anderen Grundsätzen und Sitten, als sein Vetter. Ptolemäus von Aegypten hatte seine Macht in Griechenland auszubreiten gestrebt und sich zuletzt der wichtigen Städte Korinth und Sikyon bemächtigt; er legte Besatzungen in dieselben und verständigte sich mit Kassander durch einen besonderen Friedensvertrag über ihre beiderseitigen Besitzungen im Peloponnes. Bald nachher (308 v. Chr.) trat er mit Kleopatra, der Schwester Alexander's des Großen, welche nebst ihrer Stiefschwester Thessalonike, der Gemahlin Kassander's, von der ganzen königlichen Familie allein noch am Leben war, in Unterhandlung, um sich mit ihr zu vermählen. Diese Verhandlung hatte kaum begonnen, als Kleopatra, welche in Sardes, einer von Truppen des Antigonus besetzten Stadt, lebte, eines Tages ermordet gefunden ward. Antigonus ließ die Sklavinnen derselben, als die Mörderinnen, mit dem Tode bestrafen und die Leiche der Prinzessin mit königlichen Ehren bestatten; Niemand zweifelte aber, daß er selbst der Anstifter der That war. Ein Jahr später rüstete Antigonus eine Flotte aus, um Ptolemäus und Kassander mit einer größeren Macht, als früher, in Griechenland anzugreifen, vor allem Anderen aber sich der Stadt Athen zu bemächtigen und dann von dort aus das übrige Griechenland in Abhängigkeit zu bringen. Die Leitung dieses Unternehmens, welches unter dem Schein einer Befreiung Griechenlands ausgeführt

werden sollte, übertrug er seinem Sohne Demetrius Poliorketes. Mit 250 großen Schiffen, einem zahlreichen Heere und einer baaren Summe von nicht weniger als 13 Millionen Gulden oder 7 Millionen Thalern ging Demetrius zu Ende des Frühlings 307 v. Chr. unter Segel. Unerwartet erschien er bei Athen, und da die macedonische Besatzung nicht stark genug war, um zugleich den Piräus und die Munychia zu vertheidigen, so bemächtigte er sich ohne große Mühe des Ersteren. Einige Zeit nachher erstürmte er auch die Munychia und nahm die maced nischen Truppen gefangen.

Demetrius Poliorketes hatte sich den Athenern als Befreier angekündigt und wurde deshalb mit Freuden aufgenommen. Der seitherige Beherrscher der Stadt, Demetrius Phalereus, war froh, als er bei jenem eine Zuflucht gegen die Wuth des launenhaften Pöbels fand, der sich sogleich ganz dem Demetrius Poliorketes zuwendete und dagegen seinen früheren Abgott mit Haß verfolgte. Demetrius Phalereus ward unter sicherem Geleite nach Böotien gebracht, reiste von da zu Kassander und begab sich, als dieser starb, nach Aegypten, wo er durch seine Bemühungen um die dortigen wissenschaftlichen Anstalten eine weit größere Bedeutung für die Geschichte der Menschheit erhielt, als durch seine 10jährige Herrschaft in Athen. In seiner Vaterstadt wurden unmittelbar nach seiner Flucht die ihm errichteten 360 Statuen zertrümmert und er selbst 'zum Tode verurtheilt. Mit gleicher Wuth verfuhr das Volk auch gegen seine Freunde und Anhänger. Demetrius Poliorketes verzögerte seinen Einzug in die Stadt, bis er auch die benachbarte Stadt Megara von ihrer macedonischen Besatzung befreit hatte. Sein Einzug war dann höchst glänzend und der große Jubel, mit dem er empfangen wurde, bildete die Einleitung zu einer Reihe von Niederträchtigkeiten, durch welche das athenische Volk sich zur Rolle der elendesten und feilsten Schmeichler herabwürdigte.

Des Demetrius ganzes Wesen und sein erster Aufenthalt in Athen sind für die Sittengeschichte jener Zeit so bezeichnend, daß es nöthig ist, den Charakter dieses sonderbaren Mannes und das Benehmen der Athener gegen ihn bis ins Einzelne zu schildern. Demetrius war, wie Alcibiades, durch Kraft und Schönheit des Körpers ausgezeichnet und mit großen Talenten begabt; er verband ebenso, wie dieser, Gewandtheit, Thätigkeit und militärische Einsicht mit einem abenteuerlichen Sinne und mit der ausschweifendsten Sittenlosigkeit. Während er in allen seinen Kriegsunternehmungen verständig und rastlos thätig war und sich durch den erfinderischen Geist, den er dabei zu erkennen gab, seinen Beinamen Städtebrecher, Poliorketes, verdiente, war er zugleich allen Arten von Lüsten in so hohem Grade ergeben, daß ihm selbst in

jener Zeit tiefer sittlicher Entartung darin nicht wohl ein Anderer gleich kam. Er hatte sein ganzes Leben hindurch keinen leitenden Grundgedanken und kein bestimmtes politisches Ziel, er suchte nur Abenteuer und den Schein der Genialität, da er zugleich den Alcibiades, den Achilles und den Alexander in seiner Person vereinigen wollte. Unter den Griechen trat er als Herold und Wiederhersteller der Freiheit auf, dies war aber eine bloße Affectation; denn die Liebe zur Freiheit konnte unmöglich in einem Herzen wohnen, welches von den Begierden und Leidenschaften eines Despoten, von der Ueppigkeit eines Schwelgers und von der Prahlerei eines orientalischen Fürsten erfüllt war. Die Athener nahmen freilich alles, was Demetrius ihnen sagte und sagen ließ, für baare Wahrheit und verehrten einen Mann, der jeder Gerechtigkeit und Tugend Hohn sprach, wie einen Halbgott.

Als Demetrius seinen glänzenden Einzug in Athen gehalten hatte, trat er vor dem versammelten Volke auf und verkündete demselben: die Stadt sei frei und solle ihre alte demokratische Verfassung wieder einführen, er selbst werde ihr zur Wiederherstellung ihrer früheren Seemacht behülflich sein und unter die Bürger 150,000 Scheffel Getreide unentgeltlich vertheilen lassen. Daß die entarteten Athener einen Prinzen von 30 Jahren, der sie mit dem Worte Freiheit bezauberte, ihnen Brod gab und mit vollen Händen Geld ausstreute, vergötterten und sich in der Erfindung toller Volksbeschlüsse zu seinen Ehren überboten, ist weder auffallend noch schwer zu erklären; daß aber griechische Geschichtschreiber dem sittenlosen jungen Abenteurer zutrauen konnten, er habe damals wirklich Griechenland frei machen wollen, muß jeden in Verwunderung setzen, der die Menschen kennt und des Demetrius Grundsätze nach seinen Handlungen, nicht nach seinen Worten beurtheilt. Die Athener gingen in ihrer unsinnigen Schmeichelei so weit, daß sie Demetrius und seinen Vater nicht nur als Könige, sondern auch als Götter begrüßten. Sie waren also die ersten Griechen, welche den Generalen Alexander's den königlichen Namen ertheilten, die ersten, welche Menschen ihrer Macht und ihres Glanzes wegen sogar für Götter erklärten. Ein eigener Priester des Antigonus und Demetrius wurde ernannt, die Thaten Beider in das Gewand der Pallas, der Schutzgöttin der Stadt, eingewebt und dem Demetrius an der Stelle, wo er aus dem Schiffe gestiegen war, ein Altar errichtet, an welchem er unter dem sonst dem Zeus gegebenen Beinamen des gnädig niedersteigenden Gottes verehrt wurde. Die Zahl der Phylen oder Bürgerklassen ward um zwei vermehrt und diesen die Namen Antigonis und Demetrias ertheilt; auch einer der Monate wurde Demetrion und der letzte Tag desselben Demetrias genannt. Auf so unsinnige Weise ehrten

die Athener ihren vorgeblichen Befreier. Dieser schwelgte Monate lang in Athen, unbekümmert um das Schicksal des übrigen Griechenlands, bis eine Botschaft seines Vaters ihn nach Asien zurückbeschied. Als er Athen verlassen hatte, zeigte sich sogleich die Wirkung des unseligen Geschenkes, welches er dieser Stadt durch die Wiederherstellung der Demokratie gemacht hatte. Alles war dem Pöbel oder vielmehr den Demagogen, die dem großen Haufen am besten zu schmeicheln verstanden, preisgegeben. Keiner verstand dies so gut als Stratokles, ein durchaus lüderlicher Mensch, der an Gemeinheit und Unverschämtheit selbst einen Kleon übertraf und schon von Demetrius allen anderen Athenern vorgezogen worden war. Daß Demetrius einem solchen Manne den Haupteinfluß auf das Volk verschaffte und in Athen eine Verfassung einrichtete, welche einem Stratokles die Leitung des Staates möglich machte, war gewiß das Schlimmste von allem, was er bei seinem ersten Aufenthalt in Athen that.

Demetrius wurde von seinem Vater zurückgerufen, um mit einer großen Flotte die Insel Cypern anzugreifen, auf welcher Ptolemäus bedeutende Streitkräfte vereinigt hatte. Er landete auf Cypern, schlug den Bruder des Ptolemäus, Menelaus, in einer entscheidenden Schlacht und belagerte dann die Hauptstadt der Insel, Salamis, zu Wasser und zu Lande (306 v. Chr.). Bei dieser Gelegenheit wandte er zum ersten Male seine großen Einsichten in die mechanischen Wissenschaften zur Verfertigung der bewunderungswürdigen Kriegsmaschinen an, die ihm eine bedeutende Stelle in der Kriegsgeschichte verschafften. Weil Demetrius hierdurch eine größere Bedeutung in der Geschichte erhalten hat, als er durch seine Kriegsthaten erlangen konnte, so verdient dieser Punkt eine ausführlichere Darstellung. Zur Zeit des Demetrius war die eigentliche Strategie oder die Wissenschaft des Kampfes auf offenem Felde gewissermaßen vollendet, die Belagerungskunst und der Seekrieg aber konnten noch weiter entwickelt und vervollkommnet werden. Auf Beides richtete daher Demetrius seine Aufmerksamkeit und der Einfluß der von ihm auf diesen Gebieten gemachten Erfindungen ist um so größer gewesen, weil er dadurch auch auf das bürgerliche Leben einwirkte, in welchem die Wissenschaft der Mechanik damals zuerst eine allgemeine Bedeutung für die Gewerbe erhielt. In Bezug auf das Seewesen hatte Demetrius die beste Schule durchgemacht; denn seines Vaters Seewesen leitete Alexander's großer Admiral, Nearchus und ein naher Anverwandter, der seine Kenntnisse und Erfahrungen in Rhodus, dem damaligen Hauptsitze des griechischen Seewesens, gesammelt hatte. Noch weit mehr zeichnete sich Demetrius in der Kriegsbaukunst aus; ja, seine Erfindungen in dieser waren so bedeutend, daß die ganze spätere Zeit des Alterthums von ihm und von den Männern,

deren er sich zur Erbauung seiner Maschinen bediente, Muster und Lehre empfing. Zweimal hat Demetrius seine ganze Geschicklichkeit in der Erfindung und Anwendung von Maschinen aufgeboten, — bei der Belagerung von Salamis auf Cypern und ein Jahr später bei seinem Angriffe auf Rhodus.

Bei der Belagerung von Salamis berief Demetrius, der mit allen großen Mathematikern seiner Zeit in Verkehr stand, eine Menge Künstler und Handwerker aus Asien zu sich und ließ Maschinen und Werke von jeder Art und Größe errichten. Die Hauptmaschine, welche er damals erfand und zum ersten Male anwandte, war die sogenannte Helepolis, d. i. die Städte-Einnehmerin. Sie bestand aus einem Gebäude, welches 150 Fuß Höhe und 75 Fuß Breite und Tiefe hatte, in 9 Stockwerke abgetheilt war und durch Räder und Rollen von fast 14 Fuß Durchmesser fortbewegt wurde. Im untersten Stockwerk waren Wurfmaschinen aufgestellt, durch welche Pfeile und Steine von $1\frac{1}{2}$ Centner Schwere so geschleudert wurden, daß dieselben senkrecht niederfielen; in den mittleren standen Maschinen, welche ihre Geschosse in horizontaler Richtung warfen; ganz oben befanden sich kleine Wurfmaschinen und es war Sorge getragen, daß zur Bedienung derselben nicht weniger als 200 Mann daselbst Raum hatten. Das ganze Gebäude war also ein furchtbarer Batterie-Thurm, welcher gegen die Mauer der Feinde gerollt wurde und durch seine vielen Geschosse die Vertheidiger derselben vernichtete, während zwei zu beiden Seiten angebrachte und durch Schirmdächer geschützte Sturmböcke die Mauer selbst zertrümmerten. Eins hatte Demetrius dabei übersehen und dies zog die Zerstörung der ganzen Maschine nach sich. Er hatte nämlich nicht dafür gesorgt, daß das Gebäude gegen Feuer geschützt werde. Als daher bereits die feindliche Mauer durchbrochen war, retteten sich die Belagerten durch Anzündung der Helepolis. Diese verbrannte völlig und viele Leute kamen dabei ums Leben.

Die Belagerung von Salamis ward darum nicht weniger mit dem größten Nachdruck fortgesetzt. Demetrius verdankte aber die Eroberung der Stadt nicht seinen Maschinen, sondern einem entscheidenden Kampfe zur See, zu welchem er durch Ptolemäus genöthigt wurde. Dieser war nämlich mit seiner ganzen Flotte herbeigeeilt, um Salamis zu entsetzen, und die Seeschlacht, welche zwischen ihm und Demetrius vor dem Hafen der Stadt geliefert wurde, war die größte, deren die Geschichte des Alterthums gedenkt (307 v. Chr.). Demetrius trug einen glänzenden Sieg davon; er selbst verlor nur 20 Schiffe, den Feinden dagegen wurden 40 große Kriegsschiffe und mehr als 100 Transportschiffe genommen, über 80 der Ersteren in den Grund gebohrt und außerdem an 8000 Mann Landungstruppen zu Kriegsgefangenen gemacht.

Die Uebergabe der Stadt Salamis und die Unterwerfung von ganz Cypern waren die unmittelbare Folge des Sieges. Der Bote, durch welchen Demetrius seinem Vater die Siegesnachricht überbringen ließ, Aristodemus von Milet, begrüßte den Antigonus mit den Worten: „Heil dir, König Antigonus!" und dieser nahm seitdem nicht nur für sich selbst den Königstitel an, sondern setzte auch auf sein Antwortschreiben die Aufschrift: „An den König Demetrius". Seinem Beispiel folgten sogleich Ptolemäus, Seleukus und Lysimachus. Nur Kassander that es nicht; er gestattete zwar ebenfalls, daß man ihn mit dem Königsnamen begrüßte, gebrauchte aber selbst bei seinen Unterschriften diesen Titel nie.

5. Der Kampf um Alexander's Reich von der Schlacht bei Salamis bis zur Schlacht bei Ipsus.

Das Nächste, was Antigonus und sein Sohn unternahmen, war ein Zug gegen Aegypten. Zur Eroberung dieses Landes boten sie ihre ganze Macht auf: Antigonus wollte mit 80,000 Mann zu Fuß, 8000 Reitern und 83 Elephanten zu Lande, Demetrius dagegen mit 150 Kriegs- und 100 Transportschiffen, sowie mit allen möglichen Maschinen und Werkzeugen zur See das Reich des Ptolemäus angreifen. Zum Unglück wurde durch diese außerordentlichen Rüstungen der Zug bis zum Herbste verzögert. Dadurch erhielt nicht nur Ptolemäus Zeit, sich von dem bei Salamis erlittenen Schlage zu erholen und an der Grenze seines Landes Befestigungen anzulegen, sondern es wurde auch des Demetrius Flotte in große Gefahr gebracht, weil der Angriff in die Zeit der Herbststürme fiel und also die Flotte, von welcher der Erfolg des ganzen Unternehmens abhing, sich der aegyptischen Küste nur unter den größten Gefahren nähern konnte. Als Antigonus mit seinem Heere im Delta ankam, hatte Demetrius bereits durch drei Stürme viele Schiffe verloren; er bot dessenungeachtet Alles auf, um seinen Vater zu unterstützen und das Heer desselben über die Nil-Arme zu bringen, allein seine Landungsversuche scheiterten an der Wuth der Winde und Antigonus ward einer großen Gefahr preisgegeben. Ptolemäus bewachte mit unermüdlicher Sorgfalt jeden Punkt, wo die Feinde einen Uebergang versuchen konnten, alle Versuche des Antigonus, vorwärts zu dringen, waren vergeblich, furchtbarer Mangel riß in seinem Lager ein, die Zahl der Ueberläufer mehrte sich unter seinen Truppen von Tage zu Tage und er war zuletzt durchaus zum Rückzug genöthigt, wenn er nicht das Schicksal des Perdikkas erfahren wollte. Antigonus und Demetrius kehrten unverrichteter Sache nach Syrien zurück; sie hatten viele Menschen und Schiffe verloren, und obgleich ihr Rückzug ein freiwilliger gewesen war, so feierte doch Pto-

lemäus mit Recht ihre Heimkehr ebenso, als wenn er den glänzendsten Sieg erfochten hätte.

Was auf diesem Wege nicht gelungen war, suchten Antigonus und Demetrius im folgenden Jahre (305 v. Chr.) auf eine andere Weise zu erreichen. Sie beschlossen, den Ptolemäus von der See zu verdrängen, den aegyptischen Handel zu vernichten und dadurch ihren Feind um seine Macht zu bringen. Dazu sollte ihnen die Stadt Rhodus ihre Hülfe leisten. Diese, erst gegen Ende des peloponnesischen Krieges gegründete Hauptstadt der gleichnamigen Insel, hatte in den Kämpfen um Alexander's Reich ungemein gewonnen; denn während Alexandria und andere Seestädte, die den einzelnen Herrschern gehörten, durch jeden Krieg ihrer Gebieter in ihrem Handel beeinträchtigt wurden, hatte Rhodus sich immer neutral gehalten und durch kluge Zurückhaltung allen Statthaltern befreundet zu bleiben gewußt. Da die Rhodier mit Aegypten einen sehr lebhaften Handel trieben, so ließen Antigonus und Demetrius ihnen jeden Verkehr mit diesem Lande untersagen; obgleich die klugen Kaufleute sich große Mühe gegeben hatten, beide Könige durch Schmeicheleien und durch Ehren-Statuen, die sie ihnen errichteten, bei guter Laune zu erhalten. Antigonus und Demetrius bestanden aber auf ihrer Forderung und schickten, um derselben Nachdruck zu geben, Kaper gegen die rhodischen Schiffe aus. Als nun die Rhodier sich gegen diese wehrten und einige derselben wegnahmen, drohten ihnen die beiden Könige mit ihrer Rache. Die Rhodier suchten durch verschiedene Anerbietungen den Zorn der Herrscher zu beschwichtigen; diese hörten aber nicht darauf, sondern verlangten, daß Rhodus 100 Geiseln stelle und der Flotte des Demetrius seine Häfen öffne. Dadurch hätten die Rhodier Selbstständigkeit und Ansehen verloren, sie beschlossen daher, lieber das Aeußerste zu wagen.

Auf diese Weise kam es zu einem Kriege, in welchem Demetrius alle seine Talente und seines Vaters ganze Macht aufbot. Mit einer Flotte von 370 größeren und 1000 kleineren Fahrzeugen und einem Heere von mehr als 40,000 Mann erschien er vor der Stadt Rhodus, und nun begann jene denkwürdige Belagerung, in welcher die Rhodier dem Genie, der Macht und den riesenhaften Anstalten des in der Kriegsbaukunst hervorragendsten Mannes seiner Zeit die Klugheit und Gewandtheit einer im Seewesen erfahrenen Bürgerschaft, den Muth der Freiheit und die vereinte Thätigkeit eines in seinem Gemeinwesen sich glücklich fühlenden Volkes entgegensetzten. Es ist schwer zu sagen, wer in diesem Kampfe eine größere Anerkennung verdient, ob der Städte-Eroberer Demetrius oder die Rhodier. Die Letzteren jagten gleich anfangs alles unnütze Volk aus ihrer Stadt und ließen den anwesenden Fremden die Wahl zwischen der Theilnahme am Kampfe und der Abreise.

Sie behielten 6000 Bürger und 1000 Beisassen und Fremde als streitbare Mannschaft übrig, vermehrten diese Zahl aber dadurch, daß sie jedem Sklaven, der sich bei der Belagerung brav zeigen würde, die Freiheit und das Bürgerrecht versprachen. Endlich verbürgten sie allen im Kampfe Fallenden eine ehrenvolle Bestattung und die Sorge für ihre Hinterbliebenen.

Die Vertheidigung der Rhodier verhielt sich zu Demetrius Angriff ähnlich, wie die berühmte Vertheidigung von Gibraltar durch den englischen General Elliot gegen die Franzosen im Jahre 1782 zu der Erfindung und Anwendung der schwimmenden Batterieen. Die ersten Angriffe geschahen von der Seeseite her. Demetrius errichtete auf dem Vordertheil seiner Schiffe Wurfmaschinen, welche ihre Pfeile fast eine Viertelstunde weit schleuderten. Hierauf baute er eine Art von schwimmenden Batterieen mit ungeheueren Schutzdächern und Thürmen, welche höher waren, als die der Hafenmauer. Die Rhodier erhöhten schnell ihre Mauer, errichteten auf ihrem Hafendamm und ihren Schiffen ähnliche Wurfmaschinen und schlugen durch Felsstücke, die sie mit ihren Maschinen schleuderten, sowie durch Feuer und Schwert alle Angriffe des Feindes zurück. Nach langen Kämpfen gab Demetrius den Versuch, sich der Stadt von der See aus zu bemächtigen, auf, und traf jetzt furchtbare Anstalten zu Lande, bei denen er nicht weniger als 30,000 Arbeiter beschäftigte. Er ließ namentlich eine Helepolis erbauen, welche noch weit größer war, als die bei der Belagerung von Salamis angewendete. Sie hatte eine Höhe von fast 200 Fuß und war 100 Fuß breit und tief und damit sie nicht, wie jene frühere, durch Feuer vernichtet würde, ward sie durch eiserne Beschläge und genäßte Felle gegen diese Gefahr geschützt. Das Gebäude ruhte auf 8 Rädern, deren Speichen 4 Fuß Dicke hatten und wurde durch die vereinte Kraft von 1400 oder, nach einer anderen Nachricht, gar von 3000 Männern in Bewegung gesetzt. Außer dieser und anderen Maschinen wandte Demetrius auch die Kunst des Minirens gegen Rhodus an und es gelang ihm bald, einen Theil der Mauer durch Untergraben dem Einsturz nahe zu bringen. Die Rhodier wurden aber durch nichts eingeschüchtert und setzten durch ihre Gegenanstalten den Feind noch mehr in Bestürzung, als dieser sie selbst durch seine Angriffe. Sie machten durch Gegen-Minen jene Versuche des Demetrius nutzlos, warfen beständig Steine, Wurfspeere und brennende Pfeile auf die Belagerer und brachten die Helepolis trotz ihres eisernen Schutzpanzers in solche Gefahr, daß sie gewiß in Flammen aufgegangen wäre, wenn Demetrius sie nicht zurückgezogen hätte.

Diese Angaben genügen, um zu zeigen, daß bei der Belagerung und Vertheidigung von Rhodus mit solchen Waffen gekämpft wurde,

wie sie das Aufblühen der mathematischen und mechanischen Wissenschaften damals darbot. Ein ganzes Jahr hindurch suchte Demetrius auf jede mögliche Weise die Rhodier zu bezwingen, endlich erkannte er, daß ihm dies nur sehr schwer und erst nach langer Zeit gelingen würde. Er beschloß daher, die Belagerung aufzuheben und sah sich nach einem guten Vorwand um, mit den Rhodiern in Unterhandlung zu treten. Eine Gesandtschaft des aetolischen Volkes, welches von Kassander sehr bedrängt wurde und um schleunige Hülfe bat, gab ihm diesen Vorwand. Die Rhodier aber thaten ihrerseits gern alles, was sie mit Ehren thun konnten, um ihrem Feinde die Beschämung zu ersparen, daß er seine ungeheuren Anstalten vergebens gemacht, unermeßliche Summen vergebens ausgegeben, unzählige Menschen vergebens aufgeopfert habe. Unter Vermittlung der aetolischen Gesandten ward ein Friede zu Stande gebracht, in welchem Rhodus als freier Staat anerkannt wurde, sich aber verpflichtete, den Antigonus und Demetrius in allen Kriegen, außer gegen Ptolemäus, zu unterstützen und ihnen 100 Bürger als Geiseln zu stellen. Die Rhodier erfüllten gleich nach dem Abzug des Demetrius das gegen die gefallenen Bürger und die Sklaven übernommene Versprechen und zeigten sich auch gegen Kassander und Lysimachus, welche ihnen durch Zusendung von Lebensmitteln Hülfe geleistet hatten, durch Errichtung von Statuen dankbar. Ptolemäus ward von ihnen sogar für einen Gott erklärt und erhielt einen ihm geweihten heiligen Hain in der Nähe der Stadt, sowie den Beinamen Soter, d. i. der Retter, mit welchem er nachher zur Unterscheidung von andern Königen desselben Namens in der Geschichte bezeichnet wurde. Es waren also wiederum die Bürger einer freien griechischen Stadt, welche noch früher, als die von jeher sklavisch gesinnten Aegypter, dem neuen Beherrscher des aegyptischen Landes Titel und Ehren eines Gottes zuerkannten. Aber dieses freie Volk war zugleich ein Handelsvolk, dem der eigene Vortheil über Alles ging und welches daher aus eben demselben Grunde dem Ptolemäus schmeichelte, aus dem es die ihm und anderen Königen schuldige Dankbarkeit zur Verschönerung seiner Stadt und zur Ermunterung der Künste benutzte.

Von Rhodus segelte Demetrius nach Griechenland hinüber, wo unterdessen Kassander und Polysperchon ihre Eroberungen ausgebreitet hatten und wo der Erstere zuletzt Athen selbst belagerte. Demetrius landete (gegen das Ende des Jahres 304 v. Chr.) an der Küste von Böotien und zwang durch sein bloßes Erscheinen den Kassander, nicht allein die Belagerung von Athen aufzuheben, sondern auch sich bis nach Thessalien zurückzuziehen. Nachdem Demetrius dies vollbracht und mit den Aetolern einen Bund gegen Kassander und Polysperchon geschlossen hatte, begab er sich nach Athen, wo er mit noch viel größeren Ehren

als früher empfangen wurde. Er brachte den ganzen Winter über in Athen zu und schwelgte hier in einer Art und Weise, welche alles, was er drei Jahre vorher gethan hatte, bei weitem übertraf. Seine Sitten hatten sich in diesen drei Jahren noch sehr verschlechtert; er kam, umgeben von allem, was der asiatische Luxus Weichliches und Verächtliches hat, nach Athen und schlug hier gewissermaßen die Residenz eines neuen Reiches auf, welches er unter dem Vorwande, alle Staaten zu befreien, in Griechenland errichtete. Auch die Athener waren seitdem durch die wiedereingeführte Pöbelherrschaft und durch die elenden Menschen, die sich unter ihnen als Staatsmänner aufgeworfen hatten, in ihren Sitten sehr gesunken. Ihnen war übrigens diesmal Demetrius in der That ein Befreier, da der erbitterte Kassander sie mit seiner Rache bedroht hatte.

Die Athener übertrafen sich diesmal selbst in der Erfindung der niederträchtigsten Schmeicheleien gegen Demetrius. Sie erklärten ihm, als er in ihre Stadt einzog, daß ihre Schutzgöttin allein ihn als Gastgeberin bewirthen könne und dürfe und räumten ihren heiligsten Tempel dem ausschweifendsten Menschen ein, dessen die Geschichte von Alcibiades Zeit an bis auf den Herzog Regenten von Frankreich gedenkt. Das Heiligthum der als keusche, jungfräuliche Göttin verehrten Athene wurde jetzt die Stätte der zügellosesten Wollust. Ein alter Schriftsteller sagt, er schäme sich, alle Scheußlichkeiten zu berichten, welche damals von Demetrius und von den Athenern begangen worden seien, er habe zu viel Achtung vor dem alten Sitz der Kunst und Wissenschaft, um den damaligen Zustand desselben in seiner nackten Erbärmlichkeit darzustellen; doch könne er nicht verschweigen, daß man damals in dem Allerheiligsten des jungfräulichen Tempels ganz öffentlich den abscheulichsten Unfug getrieben habe. Kein Weib, kein Mädchen war sicher vor den zügellosen Begierden des Demetrius. Ja, so weit ging die Schamlosigkeit dieses Menschen, daß er einst als Lohn für eine befriedigte Wollust eine an das athenische Volk gerichtete Anweisung auf 130,000 Gulden oder 72,000 Thaler ausstellte. Weil dies nachher noch einige Male vorkam, so erließ das Volk den Beschluß, daß bei Strafe kein Bürger mehr ein Schreiben des Demetrius an das Volk überbringen dürfe. Kaum hatte man aber erfahren, daß Demetrius hierüber zürne, so nahmen die Athener nicht nur diesen Beschluß zurück, sondern sie ließen auch alle, welche denselben vorgeschlagen oder auch nur empfohlen hatten, hinrichten oder verbannen.

Im Anfang des Frühlings (303 v. Chr.) begann Demetrius seine Unternehmungen im Peloponnes. Unter dem Namen eines Befreiers verjagte er die aegyptischen und macedonischen Besatzungen aus Sikyon, Korinth, Argos und anderen Städten und ward fast überall in

derselben Weise vergöttert, wie zu Athen. Er hielt sodann, wie einst Philipp und Alexander, eine griechische Nationalversammlung auf dem Isthmus. Außer unzähligen Privatleuten, welche daselbst zusammenströmten, erschienen auch die Abgeordneten von 16 vorgeblich freien Städten. Diese erwählten den Demetrius zum unumschränkten Feldherrn Griechenlands gegen Kassander und als solcher brachte er im nächsten Jahre ein Heer von 65,000 Mann zusammen, zu welchem die Griechen allein 25,000 Mann stellten. Als er im Frühling nach Athen zurückkehrte, überstieg die Niederträchtigkeit der Athener alles Maß. Sie gaben sich und alles, was ihnen seither heilig gewesen war, dem schwelgerischen Wollüstling völlig preis. Sie empfingen ihn mit Opferspenden und Processionen, verherrlichten ihn durch Lobgesänge, in welchem Demetrius der größte aller Götter genannt wurde und sangen diese Loblieder sogar in ihren Privathäusern. Der Wüstling bezog wieder den heiligsten Tempel der Stadt und entweihte diese Stätte durch die unerhörtesten Sittenlosigkeiten. Den berüchtigten athenischen Buhlerinnen jener Zeit, namentlich der Lamia, huldigte er auf die schimpflichste Weise; denn er gab z. B. einst 650,000 Gulden (360,000 Thaler), die er von der Stadt erpreßt hatte, in Gegenwart der Ueberbringer jener Dirne mit den Worten: „Kaufe dir Schminke dafür!" Indessen erniedrigten sich nicht die Athener allein vor dem frechen Schwelger, auch die Bewohner von Argos verherrlichten ihn auf ähnliche Weise; die Sikyonier ordneten ihm zu Ehren Tempeldienste und jährliche Feste an und die Thebaner errichteten ihm zu Gefallen sogar der Lamia, als Lamia Aphrodite, einen Tempel in ihrer Stadt. Sittenlosigkeit und wüstes Leben herrschten damals, wie aus diesem Allen hervorgeht, überall in Griechenland. Die alten Schriftsteller haben uns aus jener Zeit ein ganzes Verzeichniß von Buhlerinnen überliefert, welche zum Theil ebenso berühmt und in der Leute Mund waren, als irgend ein König oder Feldherr dieser Periode. Dichter und Regenten bemühten sich um die Wette, den Namen solcher Personen Unsterblichkeit zu verschaffen und die Nachrichten, welche sich über deren Treiben erhalten haben, übersteigen alles, was uns aus anderen ähnlichen Zeiten überliefert worden ist.

Im Sommer des Jahres 302 v. Chr. begann Demetrius als Oberanführer der Griechen seinen Feldzug gegen den Beherrscher von Macedonien, Kassander, welchem außer Thessalien bereits alle seine Besitzungen in Griechenland entrissen worden waren. Dieser verzweifelte anfangs an der Möglichkeit, sich behaupten zu können, weil er damals keinen einzigen Bundesgenossen hatte. Er wandte sich deshalb an Antigonus um Frieden, erhielt aber die Antwort, daß er sich unbedingt unterwerfen müsse. Diese Antwort, durch welche Antigonus sich selbst

für den alleinigen Erben Alexander's und die anderen Statthalter für seine Vasallen erklärte, traf Seleukus, Ptolemäus und Lysimachus ebenso gut als Kassander und rettete daher den Letzteren aus der ihm drohenden Gefahr. Die vier Herrscher verbanden sich mit einander und es entspann sich nun wiederum ein allgemeiner Krieg, der in Asien entschieden werden mußte, weil die Verbündeten gleich anfangs beschlossen hatten, ihn nach diesem Welttheil hinüberzuspielen. Lysimachus brach über den Hellespont in Kleinasien ein, während Seleukus von Osten und Ptolemäus von Süden her gegen Antigonus heranzogen. Unterdessen war Demetrius nach Thessalien vorgerückt und hier mit Kassander zusammengetroffen, welcher auf jede Weise eine Schlacht zu vermeiden suchte und wirklich auch seinen Gegner hinzuhalten wußte.

Antigonus sah sich genöthigt, seinen Sohn zu dem unvermeidlichen entscheidenden Kampfe nach Asien zu entbieten und am Ende des Jahres 302 v. Chr. schiffte sich dieser mit seiner ganzen Macht nach Kleinasien ein. Nach seiner Entfernung schickte auch Kassander so viele Truppen, als er entbehren konnte, unter seinem Bruder Pleistarchus dahin; er selbst blieb in Europa zurück. In Kleinasien vereinigten sich die Heere des Lysimachus und Seleukus einerseits und die des Antigonus und Demetrius andererseits mit einander, Ptolemäus dagegen rückte langsam durch Syrien vor und wartete mit seiner gewöhnlichen Schlauheit die Entscheidung ab. Im Sommer des Jahres 301 v. Chr. ward durch die Schlacht, welche Antigonus, Demetrius, Lysimachus und Seleukus im westlichen Theile von Kleinasien, bei Ipsus, einander lieferten, das Schicksal von Asien entschieden; in Europa dagegen dauerte es noch fast 30 Jahre länger, bis daselbst ein einigermaßen fester Stand der Dinge allgemein anerkannt wurde. Antigonus hatte 70,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferd, das Fußvolk seiner Gegner aber bestand nur aus 64,000 Mann und ihre Reiterei aus 10,500; dagegen hatte Antigonus nicht mehr als 75 Elephanten, Seleukus aber 400 oder 480. Antigonus erlitt eine gänzliche Niederlage; wodurch diese aber herbeigeführt ward, ist schwer zu bestimmen. Manche meinen, er sei deswegen besiegt worden, weil er nicht die gewohnte Zuversicht und Ruhe gehabt und nicht wie sonst Alles allein geordnet, sondern dem Rathe seines Sohnes Gehör geschenkt habe. Andere werfen die Schuld auf Demetrius allein, welcher, nachdem er einen Theil der Feinde geschlagen hatte, diesen zu hitzig verfolgte, statt seinem bedrängten Vater Hülfe zu bringen. Nach einer dritten Meinung endlich hätte die große Ueberzahl der feindlichen Elephanten den Sieg entschieden. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, Antigonus hätte jedenfalls nicht würdiger enden können; er fiel kämpfend

auf dem Schlachtfeld im 81. Jahre seines Lebens. Die Sieger ließen seine Leiche mit königlichen Ehren bestatten.

Antigonus Macht wurde durch die Schlacht bei Ipsus völlig vernichtet und von seinem Heere rettete Demetrius nur 5000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter. Mit diesen entfloh er nach Ephesus, wo sich seine Flotte befand, und von hier segelte er nach Athen. Die Sieger theilten sich in das Reich ihres Gegners. Ptolemäus, welcher an dem Siege keinen Antheil gehabt hatte und deshalb bei der Theilung nicht berücksichtigt ward, eignete sich Phönicien und einen Theil von Syrien zu, vermochte aber aus den Städten Tyrus und Sidon die Besatzungen des Demetrius nicht zu verdrängen. Lysimachus und Seleukus ließen ihn im Besitze dieses Landstrichs und theilten das übrige Reich des Antigonus unter sich selbst so, daß der Erstere ganz Kleinasien bis an den Taurus erhielt, alles jenseits gelegene Land aber dem Letzteren zufiel und Kassander's Bruder, Pleistarch, Cilicien bekam.

6. Die letzten Schicksale des Kassander und seiner Söhne; des Demetrius Poliorketes und des Lysimachus.

Demetrius wandte sich von Ephesus nach Griechenland. Noch ehe er daselbst landete, erschienen atheniſche Gesandte bei ihm, welche erklärten, daß man für gut gefunden habe, allen Königen und folglich auch ihm die Stadt zu verschließen. Die Athener kannten ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß seine vorgebliche Wiederherstellung der Freiheit Griechenlands nichts als ein Deckmantel für seine herrschsüchtigen Pläne sei. Demetrius besaß jedoch noch einige Städte im Peloponnes, namentlich das wichtige Korinth, und da er außerdem auch eine große Flotte und einige wichtige Seeplätze in Kleinasien, Cypern, Cilicien und Phönicien hatte, so war er Herr des Meeres. Er griff plündernd und verwüstend die Küsten von Thracien an, machte große Beute und setzte sich dadurch in den Stand, seine Miethtruppen zu vermehren. Auf diese Weise war er auch nach der Niederlage bei Ipsus noch immer ein furchtbarer Gegner, besonders für Lysimachus, welcher keine Flotte besaß. Der Letztere schloß daher mit Ptolemäus von Aegypten ein Bündniß, um von der Seeseite her Unterstützung zu erhalten und so seine Küsten vertheidigen zu können. Er vermählte sich zur Befestigung dieses Bundes mit Ptolemäus Tochter Arsinoë. Dies versetzte aber auch den König Seleukus, welcher kurz zuvor Syrien erobert hatte und nun von Norden und Süden her bedrängt ward, in die Nothwendigkeit, sich ebenfalls nach einem Bundesgenossen umzusehen. Kassander konnte vom fernen Macedonien her und ohne eine bedeutende Flotte ihm nichts nützen, Demetrius dagegen war durch seine vielen Schiffe und Seeplätze ganz der geeignete Mann für ihn. Seleukus wandte

sich also an den Letzteren und suchte ihn dadurch an sich zu knüpfen, daß er um die Hand seiner Tochter Stratonike warb, welche wegen ihrer Schönheit im ganzen Alterthum berühmt geworden ist.

Demetrius ergriff den ihm von Seleukus gemachten Antrag begierig und segelte sogleich mit seiner Tochter nach Syrien. Unterwegs landete er an der Küste von Cilicien, vertrieb den Pleistarch aus diesem Lande und bemächtigte sich des Ueberrestes der königlichen Schätze zu Kyinda. Die enge Verbindung zwischen Seleukus und Demetrius war für den Beherrscher von Aegypten bedenklich und bewog ihn zu einer Aussöhnung mit Beiden. Sie waren dazu leicht zu bewegen, weil Ptolemäus auf diese Weise von Lysimachus getrennt wurde und Demetrius im Grunde nichts als die aegyptische Flotte zu fürchten gehabt hatte. Obgleich Demetrius bereits mehrere Weiber hatte, verlobte er sich mit Ptolemaïs, einer Tochter des Ptolemäus, und stellte Geiseln als Unterpfand des Versprechens, die aegyptische Schifffahrt nicht stören zu wollen. Weder die verwandtschaftlichen Verbindungen, noch die durch Eide bekräftigten Bundesverträge, noch auch die gegebenen Geiseln hielten jedoch irgend einen dieser Herrscher ab, sich bei jeder Gelegenheit auf Kosten der Uebrigen zu bereichern; Demetrius segelte daher auch sogleich wieder nach dem Peloponnes und bekriegte die dortigen Bundesgenossen des Ptolemäus. Dieser gewann dagegen bald nachher einen der Geiseln des Demetrius, den aus seiner Heimath verjagten und seit einigen Jahren mit Demetrius befreundeten epirotischen Prinzen Pyrrhus, unterstützte ihn mit Geld und Truppen zur Eroberung von Epirus und gab in ihm dem Demetrius einen sehr gefährlichen Nebenbuhler. Seleukus endlich drohte, bei der ersten Gelegenheit sich der dem Demetrius gehörenden phönicischen und cilicischen Städte zu bemächtigen.

Dieser suchte wieder, wie früher, in Griechenland den eigentlichen Mittelpunkt seiner Macht zu bilden. Als er dahin zurückkehrte, schienen die Umstände einen Versuch auf Athen, den er unmittelbar nach der Schlacht bei Ipsus nicht gewagt hatte, zu begünstigen. Kassander hatte Attika zu erobern versucht, war aber durch den edlen und tapferen Athener Olympiodorus mit Hülfe der Aetoler zurückgeschlagen worden. Der Beherrscher von Macedonien hatte nachher auf einem anderen Wege seinen Zweck zu erreichen gesucht. Er war mit dem einflußreichen Demagogen Lachares in Verbindung getreten und hatte denselben bewogen, sich zum Tyrannen aufzuwerfen, weil er durch ihn, der natürlich seine eigentliche Stütze nicht im Volke, sondern in Söldnern und auswärtigen Bundesgenossen suchen mußte, die Athener von sich abhängig zu machen hoffte. Lachares regierte mit großer Härte und rücksichtsloser Grausamkeit, hatte aber die Herrschaft noch nicht

lange an sich gerissen, als Kassander starb, zu Ende des Jahres 297 v. Chr. Gerade um diese Zeit hatte Demetrius seine Unternehmungen im Peloponnes begonnen. Er eilte jetzt nach Attika und begann Athen zu belagern. Lachares hatte sich in der Herrschaft von Athen so festgesetzt, daß die Athener selbst dann noch sich seinem grausamen Regimente fügten, als Demetrius ihnen alle Zufuhr abschnitt und sie dadurch in die äußerste Noth brachte. Endlich verzweifelte Lachares selbst, sich länger halten zu können; er entfloh als Bauer verkleidet aus Athen und ward in Böotien der mitgenommenen Schätze wegen ermordet. Die Stadt ergab sich hierauf sogleich dem Demetrius auf Gnade und Ungnade, um die Mitte des Jahres 295 v. Chr.

Die Athener zitterten vor der Rache des Demetrius; dieser aber erklärte gleich bei seinem Einzuge dem versammelten Volke, daß er Alles vergeben und vergessen wolle und ließ sogar 100,000 Scheffel Getreide unter die ausgehungerten Bewohner der Stadt austheilen. Natürlich war er nun wieder der Abgott der Athener und es wurden ihm zum Zeichen ihres Dankes durch einen förmlichen Volksbeschluß sogleich die Hafenstädte Piräus und Munychia geschenkt. Er legte eine starke Besatzung in dieselben und hatte also jetzt einen der Hauptpunkte Griechenlands ganz und gar in seiner Gewalt. Hätte er auch Sparta erobert, was er gleich nach der Besetzung Athens versuchte, so würde er zu der Herrschaft des Meeres, einiger kleinasiatischen Seeplätze, des Landes Cilicien, der Insel Cypern und der Hauptstädte von Phönicien auch noch die von ganz Griechenland hinzugefügt haben. Eine so furchtbare Macht konnten aber Ptolemäus, Seleukus und Lysimachus unmöglich aufkommen lassen. Sie griffen also damals, jeder für sich, einen Theil der entlegenen Besitzungen des Demetrius an: Lysimachus bemächtigte sich der kleinasiatischen Seestädte, Ptolemäus eroberte den größten Theil von Cypern und Seleukus besetzte Cilicien und Phönicien. Demetrius hatte unterdessen ein spartanisches Heer, welches ihm in Arkadien entgegen kam, zurückgeschlagen, dasselbe nachher noch einmal in der Nähe von Sparta besiegt und war nahe daran, diese Stadt selbst einzunehmen, als ihn die Nachricht von den Unternehmungen seiner Feinde nöthigte, die Belagerung aufzuheben.

Anstatt nach Asien zu eilen, zog Demetrius vor, zuerst seine Macht im mittleren und nördlichen Griechenland zu befestigen und zu diesem Zwecke von der dargebotenen Gelegenheit, Herr von Macedonien zu werden, Gebrauch zu machen. In diesem Lande stritten nämlich zwei Söhne Kassander's, Antipater und Alexander, um die Herrschaft. Der ältere von ihnen glaubte den Thron durch die Ermordung seiner eigenen Mutter Thessalonike, welche den jüngeren mehr liebte und wie jener meinte, auf seine Kosten erheben wollte, nicht zu theuer

zu erkaufen. Es ward daher die einzige noch übrige Prinzessin aus königlichem Geblüte durch die Hand ihres eigenen Sohnes ermordet (295 v. Chr.). Die greuliche That empörte Aller Herzen gegen Antipater, so daß dieser es rathsam fand, zu Lysimachus zu fliehen, dessen Tochter Eurydike seine Gemahlin war, in der Hoffnung, daß derselbe ihm zum Besitze Macedoniens verhelfen werde. Alexander wandte sich hierauf, aus Furcht vor der Rückkehr seines Bruders, zu gleicher Zeit an Demetrius und an Pyrrhus, den König von Epirus. Beide sagten ihm ihren Beistand zu und setzten sich mit ihren Truppen in Bewegung. Der epirotische König hatte bereits einen Theil von Macedonien erobert und Demetrius war schon an der Grenze des Landes angekommen, als der unmenschliche Antipater auch seinem Schwiegervater nach dem Leben trachtete, dafür aber selbst mit dem Tode bestraft wurde. Nun bedurfte Alexander der fremden Hülfe nicht und suchte sie auf jede Weise fern zu halten. Den Epiroten stellte er durch die Abtretung eines Stückes von Macedonien zufrieden, des Demetrius aber suchte er sich durch Meuchelmord zu entledigen. Dieser beschloß, um die Herrschaft von Macedonien zu erlangen, das Gleiche gegen Alexander. Beide trafen, als sie in Larissa eine Zusammenkunft hielten, insgeheim ihre Maßregeln, der schlauere Demetrius kam aber dem jungen Könige zuvor. Am Tage nach dem vollbrachten Morde ließ Demetrius die Truppen Alexander's zusammenkommen und scheute sich nicht, die frevelhafte That vor ihnen laut zu bekennen. Er wußte dieselben für sich zu gewinnen und sie traten insgesammt zu ihm über (294 v. Chr.).

Auf diese blutige Weise kam der Thron von Macedonien in den Besitz des Wüstlings Demetrius Poliorketes. Von dem ganzen verworfenen Geschlechte Antipater's und Kassander's erscheint allein des Demetrius Gemahlin Phila, eine Schwester Kassander's, edel und gut. Demetrius hatte sie stets vernachlässigt, durch Begünstigung anderer Weiber gekränkt und sogar hinter seine vielen Mätressen zurückgesetzt, dessenungeachtet blieb Phila ihrem Gemahle stets mit Treue und Liebe ergeben. Sie hatte nicht lange vorher, während Demetrius den Peloponnes unterwarf und Sparta bekriegte, die Insel Cypern gegen Ptolemäus vertheidigt, war nur Schritt vor Schritt der Uebermacht des Gegners gewichen und hatte zuletzt die Stadt Salamis durch eine hartnäckige Gegenwehr zu behaupten gesucht. Endlich war sie gefangen genommen, von Ptolemäus aber bald wieder frei gegeben worden. Sie eilte zu ihrem treulosen Gemahl zurück, vergaß um ihres Sohnes Antigonus Gonatas willen, daß Demetrius drei Gemahlinnen (die Schwester des Pyrrhus, Deidamia, die Athenerin Eurydike und die Tochter des Ptolemäus), sowie unzählige Kebsweiber ihr vorgezogen hatte und ward die Vermittlerin zwischen ihm und den

Macedoniern, welche sich dem Demetrius hauptsächlich als dem Schwiegersohn des ihnen so theuren Generals Antipater ohne Schwierigkeit unterwarfen. Freilich war Macedonien auch durch die Entvölkerung, welche Alexander's Zug nach Asien und die nachherigen Kriege veranlaßt hatten, so sehr heruntergekommen, daß es von jetzt an immer die Beute desjenigen wurde, der ein ausreichendes Heer zusammenzubringen vermochte.

Hätte Demetrius seinen Stolz beschränken und sich mit der Herrschaft von Macedonien und Griechenland zufrieden geben können, so wäre er gewiß im Besitze derselben geblieben, obgleich Pyrrhus, die Aetoler und bald nachher auch Lysimachus, Seleukus und Ptolemäus gegen ihn auftraten. Sein abenteuerlicher, herrschsüchtiger Sinn trieb ihn aber bald aufs neue zu weitaussehenden Unternehmungen. Auch mißhandelte er seine neuen Unterthanen auf eine zugleich harte und höhnende Weise. Er ließ z. B. einst die ihm überreichten Bittschriften nicht allein ungelesen, sondern warf sie auch vor den Augen der Ueberreichenden von einer Brücke hinab ins Wasser. Von seinem Glücke berauscht, verschwendete er unermeßliche Summen für den Glanz seines Hofes und rüstete ein ungeheures Heer und eine große Flotte aus, um seines Vaters asiatisches Reich wieder zu erobern. Wie wenig er auf die so schnöde mißhandelten Macedonier rechnen konnte, zeigte sich, als er einst erkrankte und Pyrrhus dies zu einem Einfall in Macedonien benutzte (289 v. Chr.): der epirotische König besetzte fast das ganze Land ohne Widerstand. Demetrius ließ sich aber nicht warnen; er war kaum genesen und hatte den Pyrrhus wieder verjagt, als er seine Gewalt in der alten Weise mißbrauchte und seine unsinnigen Rüstungen zum asiatischen Kriege fortsetzte. Bald war eine Flotte von 500 Schiffen und ein Heer von 112,000 Mann zur Abfahrt bereit. Gerade als er diese furchtbaren Rüstungen beendigt hatte, ward seine ganze Despotenmacht wie ein Nebel zerstreut. Seleukus, Ptolemäus und Lysimachus, die sich durch seine außerordentlichen Kriegsanstalten bedroht sahen, erneuerten ihren alten Bund, zogen auch Pyrrhus in denselben und griffen ihren gemeinschaftlichen Feind plötzlich von allen Seiten an. Lysimachus brach von Norden, Pyrrhus von Westen her in Macedonien ein, während des Ptolemäus Flotte an der Küste von Griechenland erschien. Wahrscheinlich hatten die Gegner des Demetrius zu gleicher Zeit auch Einverständnisse in seinem Heere angeknüpft. Dieses verließ seinen König, sobald es in die Nähe der Feinde gekommen war und Demetrius mußte sich durch die Flucht zu retten suchen. Er verlor also in einem Augenblick die Herrschaft von Macedonien, nachdem er dieselbe sieben Jahre lang besessen hatte und eilte verrathen und verlassen nach Griechenland (287 v. Chr.). Seine edle Gemahlin

Phila nahm Gift, um ihn nicht noch einmal elend und flüchtig zu sehen. Macedonien theilten Pyrrhus und Lysimachus unter sich.

Diesen Augenblick benutzte der edle Athener Olympiodor, um seine Vaterstadt zu befreien. Er ermuthigte seine Mitbürger, griff an ihrer Spitze die macedonische Besatzung an und verjagte dieselbe wirklich, verlor aber selbst im Kampfe das Leben. Demetrius erschien zwar bald nachher mit seinem griechischen Heere vor Athen und belagerte die Stadt, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Er überließ hierauf seine westlichen Besitzungen seinem Sohne Antigonus Gonatas und segelte mit 11,000 Mann auf Abenteuer nach Asien. Daß er jetzt mit einem so kleinen Heere ein Unternehmen versuchte, zu welchem er kurz vorher 112,000 Mann und eine riesenmäßige Flotte kaum hinreichend geglaubt hatte, darf uns nicht verwundern, da er es diesmal zunächst nur auf des Lysimachus Besitzungen abgesehen hatte. Lysimachus selbst war in Macedonien beschäftigt: sein tapferer und edler Sohn Agathokles aber, der mit einem bedeutenden Heere in Kleinasien stand, zog dem Demetrius gleich nach seiner Landung entgegen. Agathokles bot dem verzweifelten Gegner kein Treffen an, sondern schnitt ihn vom Meere ab, hinderte alle Zufuhr, verfolgte ihn auf seinen Märschen und bewirkte auf diese Weise, daß Demetrius in kurzer Zeit 8000 Mann seines Heeres einbüßte. Mit dem kleinen Rest rettete sich der Abenteurer in das Innere von Kleinasien, gerieth aber hier so sehr ins Gedränge, daß ihm zuletzt nichts Anderes übrig blieb, als sich dem Seleukus in die Arme zu werfen. Seleukus befahl, sobald sich Demetrius bittend an ihn gewandt hatte, den Statthaltern der Grenzprovinzen seines Reiches, ihn freundlich aufzunehmen und mit dem Nöthigen zu versorgen. Demetrius mißbrauchte diese Güte gröblich, überfiel die Truppen des Seleukus und machte Streifzüge bis nach Syrien. Dies bewog den Seleukus, selbst mit einem Heere gegen ihn aufzubrechen; Demetrius wurde von ihm bald übermannt und so enge eingeschlossen, daß er sich gefangen geben mußte (286 v. Chr.). Sein Schicksal war besser, als man in jenen Zeiten und unter den obwaltenden Umständen hätte erwarten sollen. Er wurde königlich behandelt: Seleukus wies ihm eine feste Stadt als Wohnsitz an, gab ihm das nöthige Geld für seine Hofhaltung und ließ ihn zwar bewachen, hielt ihn aber doch nur in freier und seinem Range angemessener Haft. Demetrius brachte drei Jahre in dieser Lage zu; er vertrieb sich die Zeit mit Jagen, Reiten, Trinken und Spielen, erkrankte endlich und starb 283 v. Chr. im 54. Jahre seines Lebens.

Bald nach seinem Tode ward auch des Lysimachus Schicksal in Seleukus Hände gegeben. Lysimachus hatte seine Herrschaft in Thracien durch verständige Einrichtungen und glückliche Kriege zu befestigen

gewußt, beim Sturze des Demetrius noch die Hälfte von Macedonien dazu gewonnen und zur Zeit, als dieser nach Kleinasien segelte, dem Pyrrhus auch die andere Hälfte entrissen. Er war damals alt und schwach geworden und traurige Familienverhältnisse trübten den Abend seines Lebens. Lysimachus hatte vier Gemahlinnen. Die erste, eine odrysische Prinzessin, gebar ihm zwei Söhne, Agathokles und Alexander. Von seiner zweiten Gemahlin, Nicäa, der früher mit Perdikkas vermählten Schwester Kassander's, hatte er zwei Töchter, Eurydike und Arsinoë, von welchen die Erstere Kassander's Sohn Antipater, die Zweite den Sohn und Nachfolger des Ptolemäus von Aegypten heirathete. Seine dritte Gemahlin war die Perserin Amastris, eine Nichte des letzten achämenidischen Königs Darius Kodomannus, welche früher mit dem General Kraterus und nach dessen Tode mit Dionysius, dem Beherrscher der Stadt Heraklea am Pontus, vermählt gewesen war. Lysimachus, welcher keine Kinder von ihr hatte, liebte sie sehr, heirathete aber nichts destoweniger aus Staatsklugheit eine Tochter des Ptolemäus, Arsinoë, welche ihm drei Söhne gebar. Diese Heirath ward für Lysimachus die Quelle bitterer Leiden. Amastris wollte nicht neben der neuen Gemahlin bleiben und begab sich in ihre Herrschaft Heraklea, ward aber von den Söhnen, welche sie aus ihrer Ehe mit Dionysius hatte, aus Herrschsucht ermordet. Lysimachus, welcher stets freundliche Gesinnungen gegen Amastris bewahrt hatte, rächte ihren Tod dadurch, daß er die Muttermörder mit dem Tode bestrafte.

Bis dahin war Lysimachus vom Glücke begünstigt und durch kein Verbrechen befleckt, wenngleich ebenso wenig durch Tugend oder Seelenadel ausgezeichnet; von diesem Augenblick an aber stürzte ihn seine Gemahlin Arsinoë in Verbrechen und Unglück. Diese befand sich nämlich am Hofe des schon altersschwachen Mannes in einer sonderbaren Lage. Ihr Stiefsohn, der zum Thronerben bestimmte Agathokles, war schon seit langer Zeit mit ihrer Stiefschwester Lysandra vermählt und der rechte Bruder derselben, Ptolemäus Keraunos, welcher von ihrem Vater aus Aegypten vertrieben worden war, hatte am Hofe des Lysimachus eine gute Aufnahme gefunden. Beide waren ihr als Kinder einer verhaßten Stiefmutter ein Dorn im Auge und sahen ihrerseits auch die Arsinoë als ihre Feindin an. Diese konnte außerdem den Gedanken nicht ertragen, daß der Thron einst nicht auf ihre eigenen Kinder, sondern auf Agathokles und dessen Söhne, die Kinder ihrer Stiefschwester, übergehen sollte. Dazu kam noch, daß sie, wie es heißt, einst dem Agathokles ihre Liebe angetragen hätte und von diesem mit Verachtung zurückgewiesen worden war. So vereinigten sich also Herrschsucht, Familienhaß und gekränkte Liebe oder vielmehr

eine aus getäuschter Wollust hervorgegangene Rachgier, um Arsinoë zu einer Furie zu machen. Sie schmiedete, in Verbindung mit ihrem zu jeder Schandthat fähigen Stiefbruder Ptolemäus Keraunos, Pläne gegen den verhaßten Agathokles, verläumdete ihn bei seinem Vater, erweckte in dem schwachen, alten Manne Argwohn gegen seinen trefflichen Sohn und wußte ihm zuletzt die Ueberzeugung beizubringen, daß dieser ihm nach dem Leben trachte. Lysimachus eilte den vermeintlichen Absichten seines Sohnes zuvorzukommen und ließ ihn erdrosseln.

Der Tod des edeln und allgemein geliebten Prinzen machte dem alten König Aller Herzen abwendig. Auch beging Lysimachus, nachdem er sich von seinem Weibe einmal hatte bethören und zu einem so schrecklichen Verbrechen hinreißen lassen, eine Härte und Grausamkeit nach der andern. Mit Schrecken sah er allenthalben die Gemüther gegen sich aufgebracht, namentlich in Kleinasien, welche Provinz Agathokles lange verwaltet hatte; er suchte diese feindselige Stimmung gewaltsam zu unterdrücken und ließ viele Freunde und Anhänger seines Sohnes hinrichten. Des Agathokles Gemahlin Lysandra und sein leiblicher Bruder Alexander flohen mit den Kindern desselben vor der Grausamkeit des schwachen Königs und retteten sich zu Seleukus. Auch von dem in Kleinasien stehenden Heere gingen Viele zu diesem über und Philetärus, welchem Lysimachus die Bewachung seiner Schätze in der mysischen Stadt Pergamum anvertraut hatte, begab sich mit 22 Millionen Gulden (11 Millionen Thaler) zu dem König von Babylonien und Syrien. Dieser ging schon längst mit dem Gedanken um, sich Kleinasiens zu bemächtigen und konnte unter keinen günstigeren Umständen seinen Plan in Ausführung bringen.

Lysimachus war, noch ehe eine Schlacht über sein Reich entschied, in Seleukus Hände gegeben und hatte noch dazu den Schmerz, zu erfahren, daß er seinen Sohn unschuldiger Weise habe hinrichten lassen. Als Seleukus den Krieg gegen ihn begann, ergab sich eine kleinasiatische Stadt nach der andern und Lysimachus mußte eilen, wenn er noch einen Rest seiner Besitzungen in Asien retten wollte. An der Grenze von Phrygien, im Gefilde Kurupedion, traf er mit seinem Gegner zusammen und lieferte demselben ein Treffen, welches unter den angegebenen Umständen nur zu seinem eigenen Nachtheil ausschlagen konnte. Lysimachus selbst, ein 80jähriger Mann, wurde gleich zu Anfang desselben tödtlich verwundet und sein ganzes Heer streckte nach kurzem Kampfe die Waffen (281 v. Chr.). Seine Leiche blieb unbeachtet auf dem Schlachtfelde liegen, bis nach vielen Tagen sein Sohn Alexander um die Erlaubniß bat, sie bestatten zu dürfen. Man würde sie nicht gefunden haben, wenn nicht ein treuer Hund bei ihr geblieben wäre, der sie gegen die Raubthiere beschützte. Alexander ließ

sie nach Lysimachia in Thracien bringen und dort seinem Vater ein Denkmal errichten. Seleukus setzte bald nach der Schlacht über den Hellespont und unterwarf sich auch die europäischen Besitzungen seines Gegners.

Auch Seleukus jedoch ward seines Glückes nicht froh, denn er hatte an seinem eigenen Busen eine Schlange genährt. Der zuvor erwähnte aegyptische Prinz, dem die Griechen seiner Heftigkeit wegen den Beinamen Keraunos d. i. der Blitz gaben, war aus unbekannten Gründen von Lysimachus Hof zu Seleukus geflohen und von diesem sehr freundlich aufgenommen worden. Dieser bösartige, überall Verderben bringende Mann ward der Mörder des Seleukus. Wahrscheinlich hatte der Letztere durch die Besitznahme von Thracien und Macedonien sich die Soldaten des Lysimachus und die Anhänger des Agathokles, welche diese Länder den rechtmäßigen Erben erhalten wissen wollten, zu Feinden gemacht, und Ptolemäus Keraunos, welcher den Seleukus auf seinem Zuge begleitete, benutzte die ausbrechende Unzufriedenheit zu einer Verschwörung und zur Ermordung des Königs. Als Seleukus auf dem Marsche nach Lysimachia an einen einsamen, uralten Altar kam und vor denselben trat, durchbohrte ihn Ptolemäus hinterrücks. So starb der Stifter des Seleucidischen oder syrischen Reiches im 73. Jahre seines Lebens (280 v. Chr.). Seine Truppen zerstreuten sich oder kehrten nach Asien zurück, die des Lysimachus aber, die seinem Heere einverleibt worden waren, gingen zu dem Mörder über, welcher unmittelbar nach vollbrachter That in die Hauptstadt von Thracien geeilt war und sich dort an der Spitze einer ihm ergebenen Truppenschaar zum König aufgeworfen hatte. Auch die Macedonier erkannten denselben als ihren Herrn an, sobald er mit einem Heere in ihrem Lande erschien. Des Seleukus Sohn, Antiochus I., beschloß zwar anfangs, seines Vaters Tod zu rächen, aber die Auflösung des syrischen Heeres, die guten Maßregeln, welche Ptolemäus Keraunos ergriff und der Abfall aller kleineren Staaten Kleinasiens hinderten ihn daran und zwangen ihn sogar, einen Frieden mit dem Mörder zu schließen, in welchem er diesen als Herrn von Macedonien und Thracien anerkannte.

Sowie Ptolemäus Keraunos bei der Ermordung des Seleukus die Heiligkeit der Religion öffentlich verletzt hatte, so trat er in seinem Verfahren gegen die Familie des Lysimachus zusammt der Religion auch alle Pflichten der Blutsverwandtschaft mit Füßen. Was aus des Agathokles Wittwe und ihren Kindern ward, ist unbekannt; Lysimachus Gemahlin Arsinoë aber, des Ptolemäus Keraunos Stiefschwester, hatte sich mit ihren Söhnen nach Kassandrea, einer festen Stadt Macedoniens, gerettet. Um sich dieser Festung zu bemächtigen und die Kin-

der des Lysimachus unschädlich zu machen, bot Ptolemäus sich seiner Halbschwester zum Gemahle an und versprach ihr, das Reich als ein Eigenthum ihrer Kinder anzusehen und in Gemeinschaft mit diesen zu beherrschen. Er beschwor dies feierlich und Arsinoë gab ihm darauf ihre Hand. Kaum war aber die Hochzeit gehalten und Kassandrea in seine Gewalt gekommen, als Ptolemäus die Kinder der Arsinoë in den Armen der Mutter umbringen ließ. Sie selbst wurde als Gefangene nach der Insel Samothrake geschickt, entrann aber bald nachher nach Aegypten und vermählte sich daselbst mit ihrem Bruder Ptolemäus II., dem zweiten Könige des neuen aegyptischen Reiches.

XI. Geschichte der letzten griechischen Zeiten.

1. Das syrische oder seleucidische Reich.

Zwei der Generale Alexander's des Großen, welche um das von ihm hinterlassene Reich kämpften, behaupteten sich nicht allein im Besitze ihrer Herrschaft, sondern vererbten dieselbe auch auf ihre Nachkommen: Ptolemäus in Aegypten, Seleukus in Syrien und den östlich davon gelegenen Ländern. Beide wurden durch die Gründung griechisch-orientalischer Reiche ebenso bedeutend für den Orient als für Griechenland und die Hauptstädte ihrer Reiche waren sogar die Angelpunkte, um welche sich das innere und äußere Leben der griechischen Welt mehrere Menschenalter hindurch drehte. Uebrigens waren beide Reiche zur Zeit der Schlacht bei Ipsus schon fest gegründet, während das Schicksal von Macedonien und Griechenland noch lange hin und her schwankte.

Seleukus I., welcher den Beinamen Nikator d. i. der Siegreiche erhielt, war, wie Ptolemäus, zum König geboren. Er hatte bei der Theilung von Triparadeisos die Statthalterschaft Babylonien erhalten, war 316 v. Chr. durch Antigonus aus derselben vertrieben worden, kehrte aber im Jahre 312 wieder dahin zurück. Weil er sich seitdem im Besitze Babyloniens behauptete und damals also eigentlich das seleucidische oder syrische Reich zu gründen begann, so wurde das Jahr 312 v. Chr. der Anfangspunkt einer neuen Zeitrechnung, welche lange Zeit am Euphrat und Tigris gebräuchlich blieb und den Namen der seleucidischen Aera erhalten hat. In den neun Jahren, welche auf den 311 v. Chr. zwischen Antigonus und seinen Gegnern geschlossenen Frieden folgten, nahm Seleukus keinen Antheil an den Kämpfen

der andern Generale um die Herrschaft von Vorderasien und Europa. Er benutzte vielmehr diese Zeit zur Ausbreitung und festeren Begründung seines Reiches. Bis an den Jaxartes-Fluß erstreckten sich die nördlichen Grenzen seiner Herrschaft, auf der Ostseite aber drang er sogar noch tiefer als Alexander in Indien ein. Hier hatte sich nach des Königs Porus Tod ein Mann, welchen die Griechen Sandrakottus nennen, zum Beherrscher aufgeworfen und sein Reich vom Indus an bis nach Bengalen hinein ausgebreitet. Seleukus griff denselben an und drang bis zu seiner Residenz und Hauptstadt Palibothra vor, welche nach den Untersuchungen einiger Gelehrten in der Nähe von Kanudsch, nach denen anderer aber weiter östlich, an der Stelle des heutigen Patna lag und sich über einen Raum von vier Stunden Länge ausgedehnt haben soll. Der kluge Seleukus wandte gegen Sandrakottus dieselbe Politik an, welche Alexander der Große gegen Porus befolgt hatte: er ließ ihn im Besitze der errungenen Herrschaft, veranlaßte die von Alexander und ihm selbst in Indien angesiedelten Griechen, den neuen König auf seinen Eroberungszügen zu begleiten und begnügte sich damit, daß derselbe ihm als einem Freunde huldigte. Sandrakottus machte dem Seleukus reiche Geschenke und gab ihm unter Anderm auch die 4—500 Elephanten, welche nachher bei Ipsus so gute Dienste leisteten. 60 Jahre lang blieben Sandrakottus und seine Nachkommen Vasallen der Seleuciden und der dadurch bewirkte häufigere Verkehr der Griechen mit den Indiern hat einige griechische Schriften hervorgerufen, durch welche viele Märchen über Indien verbreitet wurden. Megasthenes und Daimachus, die schon Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitet hatten und als Gesandte des seleucidischen Hofes Palibothra besuchten, waren nebst Onesikritus und Nearch die eigentlichen Urheber dieser Fabeln und Wundergeschichten: sie haben dem erschlafften, unterhaltungssüchtigen Sinne ihrer Landsleute durch die unerhörtesten Erdichtungen zu schmeicheln gesucht und sich z. B. nicht entblödet, von Völkern zu erzählen, welche nur Ein Auge und weder Mund noch Nase hätten, von solchen, die nur drei Spannen lang wären, von anderen, welche eine Länge von neun Schuh hätten u. dgl. m.

Wie im fernen Indien, so sicherte Seleukus auch nach allen anderen Seiten hin die von Alexander im Osten gemachten Eroberungen. Als er in dem letzten Kampfe gegen Antigonus zum ersten Male wieder an den Ereignissen des Westens thätigen Antheil nahm, hatte er sich bereits alle ostasiatischen Provinzen von Alexander's Reich unterworfen. Die Bewohner derselben ehrten ihn schon lange als König, als er im Jahre 306 v. Chr. auch von Griechen und Macedoniern den königlichen Titel forderte. Er selbst stand den Orientalen durch

seine Gemahlin nahe; denn er hatte sich schon zu Alexander's Lebzeiten mit einer persischen Prinzessin, Apame, vermählt, die ihm seinen geliebten Sohn und Nachfolger Antiochus I. gebar. Seleukus ging von dem Gedanken aus, griechisches Wesen und Leben in Asien einzuführen. Er scheint aber gefühlt zu haben, daß es nur schwer möglich sei, demselben auch im fernen Osten das Uebergewicht zu verschaffen, er theilte daher sein großes Reich in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche und übergab die Erstere seinem Sohne Antiochus. Diesen liebte er so sehr, daß die Geschichte seines Verhältnisses zu demselben einen schneidenden Gegensatz gegen die überall durch Zwietracht und Mordthaten bezeichneten Familiengeschichten der übrigen Generale bildet. Er gab sogar seine zweite Gemahlin Stratonike, die Tochter des Demetrius, dem Sohne zur Gattin, als dieser aus Liebe zu ihr schwer erkrankt war und nach der Versicherung des Arztes nur durch die Verheirathung mit seiner Stiefmutter gerettet werden konnte. Der Sohn blieb dem Vater mit seltener Treue ergeben und seine Truppen folgten demselben, als Seleukus gegen Lysimachus zog.

Seleukus liebte sein ganzes Leben hindurch das griechische Wesen mehr, als alle Ueppigkeit des Orients und suchte es im weiten Umfange seines Reiches so viel als möglich einzuführen und fest zu begründen. Durch dieses Streben übte er den wohlthätigsten Einfluß auf das mittlere und westliche Asien aus, wo seine Bemühungen bleibend Wurzel schlugen. Völker, welche seither stets der Despotismus niedergebeugt hatte, wurden durch ihn mit einer Nation vermischt, die von jeher Menschenrechte kannte und achtete und die selbst da, wo Willkür und unbedingter Gehorsam einheimisch waren, einen Antheil an der Verwaltung, ein unter ihrer Zustimmung gegebenes Gesetz forderte. Hellenische Kraft drang in die uralte asiatische Weichlichkeit, griechische Kunst, griechische Wissenschaften und griechischer Gewerbfleiß breiteten sich bis nach Indien hin aus. Das Einförmige des orientalischen Lebens schwand und wurde durch Regsamkeit im Verkehr und durch ein Streben edlerer Art ersetzt. Mitten in einem despotischen Reiche endlich entstand eine Anzahl blühender griechischer Städte, welche Sitze des Handels, der Kunst und der Bürgerfreiheit wurden. Die Gründung dieser Städte, deren Zahl nicht genau bestimmt werden kann, ist daher auch eine der folgenreichsten Regierungshandlungen des Seleukus gewesen, zumal da einige derselben in den späteren Jahrhunderten Hauptstädte der Welt wurden. Die meisten von ihnen hat er zwar nicht neu angelegt, sondern nur erweitert, verschönert und mit neuen Einwohnern versehen, allen aber gab er doch durch das griechische Leben, welches er in sie verpflanzte, erst ihre eigentliche Bedeutung.



Unter ihnen befanden sich sechszehn, die er nach seines Vaters Antiochus Namen Antiochia nannte, fünf, denen er nach seiner Mutter den Namen Laodicea gab; neun nannte er nach seinem eigenen Namen Seleucia, vier andere nach denen seiner beiden Gemahlinnen; nämlich drei derselben Apamea und eine Stratonicea; die übrigen erhielten ihre Benennung nach griechischen oder macedonischen Städten oder nach Thaten Alexander's des Großen und des Seleukus selbst. Von diesen Städten wurden Antiochia am Orontes in Syrien, das in derselben Landschaft gelegene Seleucia, die gleichnamige Stadt am Tigris und die beiden Apamea und Laodicea in Kleinasien und Syrien die wichtigsten.

Antiochia am Orontes, das heutige Antakia, war von Seleukus bald nach seiner Besitznahme von Syrien erbaut worden. Diese Stadt ward, als Seleukus das Reich mit seinem Sohne theilte, die Hauptstadt und Residenz der westlichen Hälfte und gab dadurch die Veranlassung, daß das Reich der Seleuciden den Namen des syrischen Reiches erhielt. Antiochia, das sich bald außerordentlich vergrößerte und zuletzt fünf Stunden im Umfang hatte, war schon unter den Seleuciden höchst bedeutend, wurde aber später, als das Christenthum sich verbreitete, eine der Hauptstädte der alten Welt. Die erste Bevölkerung von Antiochia war rein griechisch und bestand größtentheils aus denjenigen Athenern, welche durch Antipater nach Thracien und hierauf durch Antigonus von da nach Syrien verpflanzt worden waren. Zu ihnen kamen später noch Landeseingeborene und andere Griechen. Die Einwohner von Antiochia zeichneten sich stets ebenso sehr durch Leichtsinn und Schwelgerei aus, als durch ihren Witz, ihren feinen attisch-griechischen Dialekt und ihr Wohlgefallen an Litteratur und Kunst. Nicht weit von Antiochia lag der weltberühmte Lustort Daphne, welcher durch seine reizenden Naturschönheiten, durch die üppigen Feste, welche in ihm gefeiert wurden, durch seine Tempel und durch den mystischen Gottesdienst in demselben ausgezeichnet war und nach der Entstehung der christlichen Religion auch ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Christen wurde. Seleucia an der Orontes-Mündung, welches zur Unterscheidung von anderen Städten gleiches Namens Seleucia in Pierien genannt wurde, war die Hafenstadt von Antiochia und wetteiferte mit diesem an Pracht und Größe. Südlich von beiden Orten lagen das syrische Laodicea und das syrische Apamea, jenes durch seinen Weinbau und den großen, aus Phönicien dorthin verpflanzten Handel blühend, dieses aber als eine rein militärische Stadt ausgezeichnet. Apamea enthielt innerhalb seiner Befestigungen so viel bebautes Land, daß ein zahlreiches Heer in der Stadt eine lange Belagerung aushalten konnte; es war außer-

dem auch wegen seiner fruchtbaren Umgegend der Hauptsitz des syrischen Heeres und der königlichen Stutereien.

Seleucia am Tigris, welches bei der Theilung des Reiches die Residenz Antiochus des Ersten wurde, war unstreitig die wichtigste aller von Seleukus gegründeten Städte. Es ward etwa acht Stunden vom alten Babylon angelegt, dessen Einwohner damals nach Seleucia versetzt wurden und welches seitdem aus der Geschichte verschwindet. Diese Babylonier, die nebst anderen Eingeborenen die ersten Einwohner von Seleucia bildeten, wurden mit den Griechen, welche Seleukus dahin verpflanzte, verschmolzen. Der Gründer der Stadt gab ihren Bürgern gleich anfangs das Recht, sich selbst zu regieren, und diese freie Verfassung war es hauptsächlich, was Seleucia gleich anderen halbgriechischen Städten in Asien so sehr emporhob. Die ganze Masse der daselbst angesiedelten Barbaren ward zu griechischer Freiheit, soweit diese bei den damaligen Sitten und Verhältnissen möglich war, und zu griechischem Leben übergeführt. Der steigende Wohlstand und die große Zahl der Einwohner machten nachher Seleucia zum Hauptorte des ganzen Landes vom Euphrat bis nach Indien, so daß sie eine Zeitlang nächst Rom und Alexandria eine der ersten Städte der Welt war. Dort sammelten sich später, als die Macht der Seleuciden sank, alle Bewohner der griechischen Niederlassungen am Euphrat und Tigris, und Seleucia nahm also in eben dem Grade an Größe zu, in welchem das syrische Reich verfiel. In späteren Zeiten verlor jedoch Seleucia durch das Aufblühen der benachbarten Stadt Ktesiphon seinen alten Glanz und ging bald ganz unter; jetzt bezeichnen nur noch Trümmer die Stelle, wo einst diese große Stadt lag. Die Städte Apamea und Laodicea in Kleinasien waren in sehr fruchtbaren Gegenden Phrygiens angelegt und hoben sich durch ihren Handel so sehr, daß sie bald zu den bedeutendsten Orten des westlichen Asiens gehörten und namentlich Apamea nächst Ephesus der größte Handelsplatz Kleinasiens ward. Beide wurden mehrmals durch Erdbeben schwer heimgesucht, stiegen aber stets wieder aus ihren Trümmern empor. Die reichen Bewohner von Apamea schützten sich endlich dadurch gegen diese Gefahr, daß sie mit riesenhafter Anstrengung und großen Kosten ihre ganze Stadt unterwölbten.

So erfreulich der Anblick dessen ist, was der Stifter der syrischen Dynastie that, so elend und erbärmlich ist fast die ganze Geschichte seiner Nachfolger. Unter ihnen zeigt sich beinahe ohne Unterbrechung das Gegentheil von dem, wonach Seleukus Nikator gestrebt hatte. Schon die Regierung seines Sohnes Antiochus I., welcher eines Sieges wegen den Beinamen Soter oder der Retter erhielt und die beiden Theile des Reiches wieder vereinigte, war eine Reihe

von Demüthigungen und hatte einen orientalischen Anstrich. Er verlor die Länder Kappadocien, Pontus, Bithynien und Pergamum in Kleinasien, führte einen sehr unglücklichen Krieg mit Aegypten und erlebte in seiner Familie eine jener Scenen, welche in den Dynastieen des Orients so häufig vorkommen und gegen die sein eigenes Verhältniß zu seinem Vater einen so schönen Gegensatz gebildet hatte: sein ältester Sohn trachtete ihm nach dem Leben und ward zur Strafe dafür umgebracht. Mit dem Tode Antiochus des Ersten (261 v. Chr.) beginnt am Hofe der Seleuciden ein Leben und eine Regierung, welche den griechischen Ursprung dieser Dynastie und die Richtung, die der Stifter seinem Reiche hatte geben wollen, gar nicht mehr erkennen lassen. Die Herrscher gingen von griechischer Bildung und Kraft zur Weichlichkeit, Schwelgerei und Despotie des Orients über, und die elendeste Regierungsweise wurde, in Verbindung mit sittenlosem Leben, der Haupt-Charakterzug der meisten Seleuciden.

Antiochus des Ersten Sohn und Nachfolger, Antiochus II., welchem die Bürger von Milet zum Dank dafür, daß er sie von einem Tyrannen befreite, den Beinamen der Gott gaben, regierte 15 Jahre und überließ während dieser ganzen Zeit die Leitung des Reiches zwei unwürdigen und tollen Lieblingen, den Brüdern Themison und Aristus aus Cypern. Diese trieben ihre Laster und Tollheiten so weit, daß sie, statt dieselben zu verbergen, sogar öffentlich mit ihnen prahlten; die in Syrien wohnenden Griechen aber gingen in ihren niedrigen Schmeicheleien gegen den König und seine Minister noch viel weiter, als die Athener dem Demetrius Poliorketes gegenüber gegangen waren. Themison ließ sich öffentlich zu einem Gotte ausrufen und die Ersten des Reiches brachten ihm als Herkules Themison förmliche Opfer dar, bei welchen er, mit dem Löwenfell über den Schultern und mit der Keule in der Hand, auf einem Polster ausgestreckt lag. Der König selbst war ein schamloser, dem Trunke und den schändlichsten Lüsten ergebener Mann, dessen Leben fast nur zwischen Schlafen, Trinken und anderen Genüssen getheilt war und der durch seine kostspieligen Mahle sogar die früheren Könige von Persien übertraf. Kein Wunder, daß unter seiner Regierung die sittenlosesten Menschen die erste Rolle spielten, daß Mord und Vergiftung an der Tagesordnung waren und daß, weil die meisten Statthalter ihrem Könige glichen, fast das halbe Reich verloren ging! In der Provinz Baktrien errichtete ein Grieche ein selbstständiges Reich, fast zu gleicher Zeit machten sich auch die kriegerischen Parther unabhängig und breiteten ihre Macht auf Kosten der Seleuciden aus. Am Ende der Regierung des elenden Antiochus II. folgte Mord auf Mord und fast überall brachen Empörungen aus. Zuerst wird er selbst von seiner verstoßenen

ersten Gemahlin, Laodice, durch Gift aus dem Wege geräumt; hierauf wird seine zweite Gemahlin, Berenike, sammt ihren Kindern und Freunden dem Racheburst der Laodice zum Opfer gebracht; dann fallen alle Städte Kleinasiens ab und der größte Theil des übrigen Reiches wird einerseits von den Aegyptern besetzt und andererseits von gallischen Raubhorden verwüstet, welche von Thracien nach Kleinasien gezogen waren; endlich wird Laodice selbst umgebracht und der neue König, ihr Sohn, irrt eine Zeitlang flüchtig umher. Dieser Nachfolger Antiochus des Zweiten, Seleukus II., welcher zum Spott den Beinamen Kallinikus, d. i. der Sieggekrönte erhielt, regierte von 246 bis 227 v. Chr. unter einer fortgesetzten Reihe von Kriegen und inneren Unruhen, hatte mit seinem Bruder, der ihn zu stürzen suchte, einen langen Krieg zu führen und gerieth in parthische Gefangenschaft, in welcher er eine Zeitlang blieb. Sein Sohn und Nachfolger Seleukus III., welchem man aus unbekannten Gründen den Beinamen Keraunos d. i. der Blitz gab, starb schon im Jahre 223 v. Chr.

Es ist nicht nöthig, die Geschichte der Seleuciden im Einzelnen zu erzählen, da der allgemeine Charakter der Regierung und des Lebens in ihrem Reiche derselbe blieb, wie er seit dem Tode des ersten Seleuciden gewesen war. Erst mit Antiochus III. oder dem Großen, dem Bruder und Nachfolger Seleukus des Dritten, änderte sich dies einigermaßen und das syrische Reich erhielt wieder mehr Kraft und Bedeutung; allein da Antiochus III. der erste unter den syrischen Königen war, welcher in einen Krieg mit der römischen Macht gerieth, die sich inzwischen im fernen Westen gebildet hatte, so werden die Schicksale des syrischen Reiches unter ihm und seinen Nachfolgern besser erst im Verlauf der römischen Geschichte berichtet werden.

2. Die Reiche Kappadocien, Paphlagonien, Pontus, Bithynien und Pergamum.

Die Seleuciden wurden früh dem griechischen Charakter untreu und verfielen orientalischer Ueppigkeit und orientalischer Despotenart. Sie wurden in Folge davon des größten Theils ihrer Herrschaft beraubt und zuletzt auf Syrien und die östlich von diesem Lande gelegenen Gegenden beschränkt. Dadurch hoben sich die in Kleinasien bestehenden Fürstenthümer Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, es entstanden in Pergamum und Galatien neue Reiche, und die griechischen Städte, von Seleucia am Tigris an bis nach Byzanz einerseits und bis nach Aegypten andererseits, gewannen in demselben Grade, als das syrische Reich seine Macht verlor. Freilich ward, mit Ausnahme des baktrischen Reiches, alles, was östlich und nördlich von Seleucia Griechisches gestiftet worden war, durch die rohen Parther

vernichtet, dagegen blühte dasselbe in Seleucia und in den Städten des Westens um so mehr auf. Durch die Erbärmlichkeit der syrischen Herrscher und ihrer Regierung konnten diese nicht viel leiden, weil sie, wie die ehemaligen deutschen Reichsstädte, gewissermaßen eigene Staaten im Staate bildeten. Die Schwäche der allgemeinen Reichsregierung schadete ihnen wenig; sie empfanden den Druck nur dann, wenn ein kräftiger Despot am Ruder war. Auch für die gelegentlichen Plünderungen, welche sie in den Kriegen manchmal zu erdulden hatten, fanden sie in ihrem blühenden Handelsverkehr einen reichen Ersatz. Manche dieser griechischen Städte waren bald ganz frei, bald den syrischen Statthaltern untergeben; die meisten aber behielten auch unter der Herrschaft der Letzteren ihre Municipalrechte und wußten mitten unter unzähligen Stürmen nicht allein ihren alten Glanz, sondern auch die Grundfesten ihrer Verfassung zu behaupten.

Von den ursprünglich einheimischen Völkerschaften Kleinasiens blieben die Isaurier stets ein Räubervolk; sie sind ganz und gar mit den Arnauten, Tscherkessen und anderen ähnlichen Völkern unserer Zeit zu vergleichen. Die Bewohner von Cilicien, Pamphylien, Lycien und Karien, welche meistens unter aegyptischer Oberherrschaft standen, lebten nach eigenen Gesetzen und wurden theils von eingeborenen Fürsten regiert, theils hatten einzelne Landschaften derselben republikanische Verfassung. Das innere Land von Kleinasien gehorchte größtentheils eingeborenen Herrschern. Die Länder Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, welche unter den Persern meist erbliche Satrapieen gewesen waren, wurden unter den Seleuciden völlig unabhängige Staaten. Auch diese ganz barbarischen Reiche wurden in Folge von Alexander's Eroberungszügen so umgewandelt, daß in ihnen griechisches Wesen offenbar vorherrschend wurde. Die Beherrscher derselben unterwarfen sich nämlich die griechischen Colonieen an den Küsten, führten dadurch ihre eigenen Unterthanen zu griechischen Sitten über und erhoben mit Hülfe griechischer Wissenschaft und Kunst ihre Länder zu einer neuen Blüthe, welche um so besser gedeihen konnte, da die alte, zum Theil auf die Religion gestützte Herrschaft dieser Fürsten feste Wurzeln im Volke hatte und durch keine mächtigen Nachbarn bedrängt ward. Weil diese Staaten in der folgenden Zeit eine größere Bedeutung erhielten, so ist hier die passendste Stelle, ihren Zustand und ihre Geschichte in allgemeinem Umriß darzulegen.

Die Länder Kappadocien und Paphlagonien waren zur Zeit Alexander's und unmittelbar nachher unter der Herrschaft einer einzigen Dynastie vereinigt. Erst von der Zeit des Seleuciden Antiochus III. an erscheinen wieder besondere paphlagonische Fürsten. Diese

waren bald unabhängig, bald den Beherrschern von Pontus oder Bithynien unterworfen. Die Könige von Kappadocien, welche ihr Geschlecht von Cyrus dem Aelteren ableiteten, führten meistens den Namen Ariarathes. Sie hatten sich, als Alexander das persisch Reich eroberte, im Besitze ihrer Herrschaft behauptet; nachher wurde zwar Ariarathes II. von Eumenes besiegt und getödtet, sein Sohn Ariarathes III. aber, welcher damals nach Armenien entfloh, nahm später einen großen Theil seines Landes wieder ein. Als Seleukus I. die ganze asiatische Hälfte von Alexander's Reich beherrschte, erkannte auch Ariarathes ebenso, wie die Könige von Bithynien und Pontus, ihn als Oberherrn an. Mit dem Tode des Seleukus löste sich jedoch dieses Band wieder auf, die Beherrscher von Kappadocien wurden seitdem selbstständige Fürsten und waren nur durch Verschwägerung von Zeit zu Zeit mit den Seleuciden verbunden. Obgleich bald nach Alexander's Tod griechische Sitten und Einrichtungen in Kappadocien und in die anderen Reiche eindrangen, so blieben doch die vielen erblichen und fürstlichen Priesterschaften bestehen, welche schon in uralter Zeit daselbst bestanden hatten. Diese bildeten kleine Tempelstaaten, welche stets irgend einen für besonders heilig gehaltenen Tempel zu ihrem Mittelpunkte hatten und deren Angehörige als Leibeigene der Priester den Boden bebauten. Für die Geschichte haben dieselben dadurch einige Wichtigkeit erhalten, daß zwischen ihnen ein engerer Zusammenhang und Verkehr Statt fand, durch welchen dem asiatischen Handel von der ältesten Zeit an eine bestimmte Richtung gegeben wurde, weil die Hauptfeste zugleich mit Messen verbunden waren. Diese Tempel wurden dadurch die Anhaltspunkte einer für die Geschichte der menschlichen Cultur wichtigen Bewegung, durch welche orientalische Vorstellungen zu den griechischen Colonieen Kleinasiens und von diesen nach Griechenland gebracht wurden. Uebrigens erhielten sich diese priesterlichen Fürstenthümer durch die ganze folgende Zeit hindurch wenigstens gewiß bis zur Zeit vor Christi Geburt. Das kappadocische Reich glich durch das Bestehen dieser Tempelstaaten, sowie durch seine eigene innere Einrichtung den Staaten des Mittelalters; denn eines Theils sind jene den reichen und mächtigen Abteien oder Bisthümern christlicher Staaten zu vergleichen, und anderes Theils gab es in Kappadocien eine große Zahl kriegerischer Barone oder Vasallen, welchen das Volk unterworfen war. Der König oder Oberlehnsherr des Landes wohnte in der alten Residenz Mazaka wie in einem Feldlager; die Stadt war nämlich rund umher von Burgen umgeben, welche auf Bergspitzen erbaut waren und theils dem König, theils seinen vornehmsten Reichs-Baronen gehörten. Wie sehr übrigens das griechische Wesen in das kappadocische Reich eindrang, geht

unter Anderem daraus hervor, daß zur Zeit von Christi Geburt in dieser Hauptstadt Mazaka des Charondas Gesetze eingeführt waren und also die Einwohner derselben, ungeachtet der königlichen Oberherrschaft, nach ihren eigenen Rechten lebten. Die Mazakäer suchten diese Gerechtsame auf eben die Weise, wie die griechischen Städte Unteritaliens und Siciliens, im Gedächtnisse der Bürgerschaft zu erhalten: sie hatten dieselben in Verse gebracht, sangen sie an bestimmten öffentlichen Festen ab und ließen der Jugend erklären, was in diesen Versen veraltet und unverständlich geworden war.

Auch das Reich Pontus war bis auf die Zeiten unmittelbar nach Alexander's Tod ein durchaus barbarisches Land geblieben. Seine Könige, die ihren Ursprung gleichfalls von Cyrus ableiteten, waren auf ebendieselbe Weise, wie die kappadocischen, Vasallen des Perserkönigs; es gab aber in Pontus einzelne wilde Völkerschaften, welche ebensowenig ihnen, als ihrem Oberlehnsherrn in Persien gehorchten. Auch die an der Küste liegenden griechischen Pflanzstädte waren freie Staaten und jede derselben besaß ein bedeutendes Gebiet in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Die Könige von Pontus, welche meistens den Namen Mithridates trugen, standen zu den Seleuciden in demselben Verhältniß, wie die Beherrscher von Kappadocien. Dadurch, daß sie sich allmälig die griechischen Küstenstädte unterwarfen, verpflanzten auch sie griechische Sitte und Bildung in ihr Reich. Von dem Augenblick an, wo dies begann, gehören die Beherrscher von Pontus sogar der griechischen Geschichte näher an, als die Seleuciden; denn die Ersteren schritten immer mehr von Barbarei zu griechischer Cultur fort, die Letzteren gingen umgekehrt immer mehr zu dem üppigen und despotischen Wesen des Orients über. Auch die rüstigen Bergvölker des Landes wurden nach und nach dem Reiche einverleibt und die Könige benutzten mit griechischem Geiste die rohe Kraft derselben zur Erweiterung und Befestigung ihrer Herrschaft. Diese Völker selbst und die Bewohner des ganzen inneren Landes behielten ihre alte Sitte und Lebensweise bei, am Hofe aber bekam Alles einen griechischen Anstrich. Uebrigens begann die Unterwerfung der griechischen Seestädte unter Mithridates III., welcher zuerst eine derselben, Amastris, seinem Reiche einverleibte. Diese Stadt war seitdem oft die Residenz der pontischen Könige. Etwa 100 Jahre später (um 190—180 v. Chr.) eroberte Pharnaces I., der Sohn Mithridates des Vierten, Sinope, die blühendste aller griechischen Städte an der Seeküste des schwarzen Meeres. Seitdem hob sich das pontische Reich nach und nach zum höchsten Gipfel seiner Macht. Das reiche und große Sinope ward der Sitz der Herrscher, und die Flotte dieser Stadt, welche seither das schwarze Meer beherrscht hatte, eine königlich pontische Flotte. Sinope

stieg unter den pontischen Herrschern zu noch größerer Blüthe empor und ward von ihnen ebenso, wie andere griechischen Städte, durch Kunstwerke verschönert. Die Macht des Reiches selbst erlangte ihren Gipfelpunkt unter Pharnaces Enkel, Mithridates II. oder dem Großen, welcher im Anfange des letzten Jahrhunderts v. Chr. sogar den weltbeherrschenden Römern ein furchtbarer Feind ward.

Bithynien, welches unter den Persern ebenfalls eine erbliche Satrapie gewesen war, hatte zwar gleich beim Beginn von Alexander's Feldzug einen macedonischen Statthalter erhalten: der damalige Fürst des Landes, Bias, aber wußte sich in den Gebirgen gegen denselben zu behaupten. Sein Sohn Zipötes besetzte nach Alexander's Tode das ganze Land wieder und behauptete seine Unabhängigkeit gegen Lysimachus und die anderen macedonischen Herrscher. Lysimachus zerstörte zwar die bithynische Hauptstadt Astakus, gab aber dadurch Veranlassung, daß die bis dahin barbarischen Könige Bithyniens griechische Sitten annahmen und ihr Reich auf griechischen Grundlagen bauten. Zipötes gründete nämlich auf den Trümmern von Astakus eine neue Hauptstadt, welche gleich anfangs fast ganz mit Griechen bevölkert wurde, und sein Sohn Nikomedes I., nach welchem dieser Ort den Namen Nikomedia erhielt, suchte durch vortheilhafte Bedingungen so viele Griechen als möglich dahin zu locken. Dadurch wurde der bithynische Hof völlig griechisch und griechischer Geist leitete seitdem die Unternehmungen der Könige, welche in der folgenden Zeit ihr Reich bis nach Paphlagonien hinein erweiterten. Nikomedia selbst ward eine der glänzendsten Städte des Ostens und blieb es nicht nur durch das ganze Alterthum hindurch, sondern auch bis in die Zeit der Alles verwüstenden Türken hinein. Uebrigens kamen die bithynischen Könige schon unter Nikomedes I. Enkel, Prusias I., einem Zeitgenossen von Antiochus dem Großen, mit den Römern in unmittelbare Berührung, verloren durch sie ihre völlige Unabhängigkeit und wurden immer mehr unterwürfige Vasallen derselben.

Neben den älteren Reichen Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien entstand 40 Jahre nach Alexander's Tod in Kleinasien ein neues Reich, welches rein griechischen Ursprungs war und durch seine Bedeutung für die Kunst und Wissenschaft der späteren Zeit eine viel größere Wichtigkeit erhielt, als selbst das seleucidische Reich. Dieser neue Staat führte von seiner Hauptstadt, dem mysischen Orte Pergamum, den Namen des pergamenischen Reiches. Des Lysimachus Schatzmeister und Statthalter in Pergamum, Philetärus, war der Stifter desselben. Dieser schloß sich nämlich nach Agathokles Ermordung an Seleukus I. an und als bald nachher bei des Letzteren Tode

die Herrschaft der Seleuciden aus fast ganz Kleinasien schwand, sah auch Philetärus seine seitherige Statthalterschaft als unabhängiges Besitzthum an. Durch die Kriege, welche Seleukus des Ersten Sohn und Nachfolger gleich nach seiner Thronbesteigung zu führen hatte, erhielt Philetärus noch dazu Gelegenheit, auch die Plätze der Küste einzunehmen. Sein Neffe Eumenes I., dem er die kleine Herrschaft hinterließ, behauptete sich nicht allein im Besitze derselben, sondern erweiterte sie auch. Der dritte Beherrscher des pergamenischen Staates, Attalus I., nahm sogar den Königstitel an und machte sein Reich hauptsächlich durch seine glückliche Vertheidigung gegen die damals in Kleinasien hausenden gallischen Raubschaaren zu einer der Hauptmächte von Kleinasien. Er und seine Nachfolger, Eumenes II., Attalus II. und Attalus III., wurden durch die Römer, welche damals in Asien festen Fuß faßten, auf Kosten ihrer Nachbaren sehr begünstigt, zu gleicher Zeit aber auch in eine solche Stellung gebracht, daß sie zuletzt nur von der Gnade des römischen Senats lebten, wobei sie sich dann noch niederträchtiger benahmen, als die Könige von Bithynien.

Das pergamenische Reich erlangte seine Hauptbedeutung in der Weltgeschichte erst mit dem Beginne des zweiten Jahrhunderts v. Chr. Diese bestand darin, daß es einer der Hauptsitze derjenigen Bildung wurde, welche zu jener Zeit sich aus dem griechischen Wesen und seiner Verbindung mit dem orientalischen entwickelte. Als das pergamenische Reich durch Attalus I. und Eumenes II. über einen großen Theil von Kleinasien ausgebreitet ward, blühte hier gleichsam ein neues Griechenland auf. Diese beiden Könige, deren Regierungszeit etwa die 50 Jahre vor und nach 200 v. Chr. umfaßte, sowie ihr nächster Nachfolger Attalus II. wetteiferten mit den Beherrschern von Aegypten, um in ihrem Lande eine echt griechische Bildung hervorzurufen. Sie vermehrten die Rechte der Städte, beförderten Kunst und Wissenschaft, sammelten Schriften und Kunstwerke und unterstützten Künstler und Gelehrte. Den eingeborenen Stämmen der Mysier, Phrygier u. s. w., welche das Landvolk bildeten, wurde zwar keine Cultur mitgetheilt, sondern sie behielten vielmehr ihre alte Sitte und Sprache bei und blieben roh und träge; dagegen waren aber die Städtebewohner, sowie diejenigen, welche Theil an der Verwaltung hatten, insgesammt Griechen und entwickelten eine große Regsamkeit und Thätigkeit. Philetärus hatte bei seinem Abfall von Lysimachus die ihm anvertrauten Schätze zu seinem Eigenthum gemacht und seine Nachfolger waren weise und glücklich genug, dieselben nicht blos zu bewahren, sondern auch durch verständige Verwaltung, durch Sorge für das See- und Handlungswesen und durch die Benutzung der Zeit-Umstände zur Besetzung guter See- und Handelsplätze in so hohem Grade zu ver-

mehren, daß der Ausdruck Attalische Schätze bei den Römern sprichwörtlich ward. Als die pergamenischen Könige auf diesem Wege zum Besitze eines größeren Reiches gelangt waren, strebten sie zwar ebenso ängstlich und thöricht, wie alle asiatischen Herrscher, nach Glanz und Ruhm, brachten dieses Streben aber doch mit der Blüthe ihres Landes in Verbindung. Sie beförderten die Industrie und den äußeren Wohlstand desselben und wandten ihren Reichthum außerdem noch auf eine edlere Weise an; denn sie zogen Künstler und Gelehrte an ihren Hof, belohnten und unterstützten dieselben und machten dadurch Pergamum zu einem der Mittelpunkte griechischer Kunst und Wissenschaft. So geschah es denn, daß eines Theils das pergamenische Reich in den Gewerben mit Aegypten, dem damaligen Hauptsitze der griechischen Industrie, wetteiferte und daß anderes Theils die Hauptstadt Pergamum im zweiten Jahrhundert v. Chr. für die Bildung der Welt fast ebenso wichtig wurde, als im vorhergehenden die Hauptstadt von Aegypten gewesen war.

Eumenes II. stiftete die berühmte pergamenische Bibliothek, welche zuletzt 200,000 Bücher-Rollen enthalten haben soll. Als durch die Eifersucht der Ptolemäer in Aegypten die Ausfuhr der Papyrus-Staude, aus welcher das damals allgemein gebräuchliche Schreibmaterial verfertigt ward, verboten worden war, suchte man in Pergamum ein Ersatzmittel für dasselbe zu erhalten. Man half sich mit Thierhäuten, die zu diesem Zwecke zubereitet wurden, oder mit dem Stoffe, welcher damals den Namen Papier von Pergamum oder Pergament erhielt, und die Verfertigung desselben bildete seitdem einen neuen bedeutenden Zweig der pergamenischen Industrie. Die Gelehrten, welche Attalus I. und seine Nachfolger in Pergamum vereinigten, beschäftigten sich mit derselben Gattung der Litteratur, wie die von Alexandria und machten Pergamum zu einem ebenso wichtigen Sitze der Mathematik, Mechanik, Astronomie, Nautik und der Gelehrsamkeit überhaupt, als damals Alexandria war. Ebenso zeichneten sich beide Städte auf gleiche Weise durch die vielen Kunstwerke aus, welche theils daselbst verfertigt, theils mit großen Kosten angekauft und dahin gebracht wurden. Wenn z. B. in den Schriften des späteren Alterthums von einzelnen berühmten Gemälden, die man mit mehreren 100,000 Gulden unseres Geldes bezahlte, die Rede ist, so werden immer die pergamenischen Könige als diejenigen angeführt, welche am meisten Aufwand für die Kunst machten. Neben der Wissenschaft und Kunst und zum Theil in Verbindung mit ihnen blühten zu Pergamum auch Handel und Gewerbe. Einige Erzeugnisse der pergamenischen Industrie wurden so berühmt und gesucht, daß bei den Römern die Benennungen Attalischer Stoff, Attalische Teppiche und

Attalische Stickereien lange Zeit das Ausgezeichnetste in dieser Art von Kunstgewerben bedeuteten.

3. Der gallische Zug nach Thracien, Macedonien und Griechenland und das gallische Reich in Kleinasien.

Wie von Pergamum aus neben den einheimischen barbarischen Fürstenthümern ein neues Reich von rein griechischem Ursprung sich bildete, so entstand im dritten Jahrhundert v. Chr. in Kleinasien auch ein neues barbarisches Reich. Dieses erhielt den Namen Galatien und wurde von keltischen oder gallischen Horden gestiftet, welche damals durch Thracien bis nach Asien vordrangen. Da die Kelten oder Gallier um jene Zeit zum ersten Mal für die Geschichte des Ostens eine Bedeutung erhielten und damals plündernd und verwüstend ebenso in Thracien, Macedonien, Griechenland und Kleinasien eindrangen, wie sie etwa 100 Jahre früher in das mittlere Italien und bis in die Stadt Rom gedrungen waren: so ist hier die beste Gelegenheit, über diejenige Gruppe von Völkern, welche den Namen der keltischen führt, das Nähere anzugeben.

Diese Völker bilden den keltischen oder gallischen Zweig des indo-germanischen Völkerstammes und hatten sich schon sehr früh in dem nach ihnen benannten Land Gallien oder dem heutigen Frankreich und auf den britischen Inseln niedergelassen. Sie zerfielen in zwei Hauptgruppen, in die Kymern und Gadhelen. Die Ersteren wohnten theils in Frankreich und Belgien, theils in England und Südschottland, wo sie den Namen der Briten führten. Die Gadhelen bestanden nur aus den Pikten oder Kaledoniern, den Stammvätern der heutigen Hochschotten und aus den Skoten, von welchen die Irländer abstammen und die, als sie die Pikten unterworfen hatten, ihren Namen auf den Norden der Insel Britannien übertrugen. Durch nichts ist der gallische Völkerzweig in der Weltgeschichte bedeutender geworden, als durch die Wanderungen, welche er nach allen Weltgegenden hin unternahm und die einen Theil derselben sogar bis in das ferne Asien führten. Die Kelten spielten dadurch in der früheren Geschichte von Mitteleuropa dieselbe Rolle, welche am Ende der alten Zeit die Germanen spielten. Warum damals die ganze Masse einzelner keltischer Völkerschaften plötzlich in andere Länder drang und sich dort niederließ, ist ebenso wenig im Einzelnen bekannt, als warum später die Germanen dasselbe thaten. Beide Völkerzweige waren ungemein kriegerisch, beide empfanden den von nordischen Naturen so oft gefühlten Drang nach dem Süden, ihr Verhältniß zu benachbarten Völkerschaften und andere zufälligen Umstände scheinen dabei mitgewirkt zu haben, — dies ist das Einzige, was wir über die Ursache

dieser Wanderungen mit Sicherheit sagen können. Schon 500 Jahre v. Chr. erscheinen gallische Schaaren in Spanien angesiedelt. Ebenso brachen schon frühe zahlreiche Horden von Galliern in Oberitalien ein und besetzten dieses Land, nachdem sie die seitherigen Einwohner desselben verdrängt hatten. Diese gallischen Völkerschaften in Oberitalien, welche unter den Namen der Senonen, Bojer, Insubrer u. s. w. in der römischen Geschichte vorkommen, machten öfters Raubzüge in das mittlere Italien, bis sie zuletzt von den Römern unterworfen wurden. Etwa um dieselbe Zeit, wo diese Schaaren nach Italien gewandert waren, wendeten sich andere gallischen Volkshaufen nach Osten. Sie besetzten nach und nach die Schweiz und das ganze südliche Deutschland bis an die Donau, wo sie jedoch später durch die Germanen theils ausgerottet, theils verdrängt wurden, ließen sich in Ungarn nieder und zogen von da nach Thracien, Macedonien, Griechenland und Kleinasien. Die für die Weltgeschichte wichtigsten Völker, welche aus diesen östlichen Wanderungen hervorgingen, sind die Helvetier, die Rhätier, die Vindelicier, die Noriker, die Bojer und die Galater.

Trotz der einst so großen Ausbreitung des keltischen Völkerzweigs ist derselbe bis auf geringe Ueberreste untergegangen: fast alle keltischen Völker sind entweder ausgerottet worden oder haben sich mit anderen Völkern vermischt und unter ihnen verloren. Nur im westlichen England, in Nordschottland, in Irland, in der Bretagne und in einem kleinen Theile der Alpen haben sich reine Kelten erhalten. In dem Alpen-Gebirge sind es die in einigen Thälern von Graubünden wohnenden Rumonen oder Ladiner, die Nachkommen der alten Rhätier, sie haben aber ihre keltische Sprache verloren und sprechen statt derselben eine Tochtersprache des Lateinischen. In England sind die Bewohner von Wales und Cornwallis unvermischte Nachkommen der alten Briten und im ersteren Lande hat sich auch noch die Sprache derselben erhalten. Ihnen nahe verwandt sind die Bewohner der Nieder-Bretagne, welche ebenfalls noch eine keltische Sprache, das Bas-Breton, sprechen. Die anderen Ueberreste der alten Kelten sind die Irländer und die Hochschotten. Von den Ersteren hat ein großer Theil die englische Sprache angenommen, die Letzteren aber sprechen noch eine keltische Sprache, welche den Namen des Ersischen oder Gaelischen führt.

Kehren wir von der Betrachtung der keltischen Völkergruppe überhaupt zu demjenigen Zweige derselben zurück, welcher ein Reich in Kleinasien stiftete: so war bekanntlich in der ersten Zeit Alexander's des Großen eine keltische Völkerschaft schon bis nach Süd-Ungarn und Serbien vorgerückt. Noch größere Schaaren scheinen unmittelbar

nachher von Westen her in die Länder der unteren Donau eingewandert zu sein. Als Lysimachus sich durch einen langen Kampf mit den anderen Generalen Alexander's und mit den eingeborenen Völkerschaften im Besitze seines Reiches befestigte, fielen gallische Horden in dasselbe ein, wurden aber von ihm zurückgeschlagen. Bald nach seinem Tode ergoß sich ein neuer und viel größerer Strom von wandernden Galliern über Thracien und Macedonien (280 v. Chr.). Diese waren in drei Haupt-Haufen vertheilt, deren Anführer Kerethrius, Brennus und Belgius hießen. Ptolemäus Keraunos, welcher erst kurze Zeit vorher sich der Herrschaft von Macedonien und Thracien bemächtigt hatte, zog demjenigen Haufen, der in Macedonien eingebrochen war, entgegen, ward aber in offener Feldschlacht gänzlich geschlagen (280 v. Chr.). Er selbst verlor das Leben und sein ganzes Heer wurde theils getödtet, theils gefangen genommen. Nun war das flache Land von Thracien und Macedonien ganz und gar eine Beute der Gallier, welche plündernd, sengend und mordend dasselbe durchzogen. An eine regelmäßige Regierung des Landes war daher mehrere Jahre hindurch nicht mehr zu denken. Nach Ptolemäus Tode warf sich sein Bruder Meleager zum Könige auf, mußte aber, weil er den Umständen nicht gewachsen war, schon nach zwei Monaten wieder abtreten. Sein Nachfolger Antipater, ein Neffe Kassander's, behauptete sich nur 45 Tage. Ein kräftiger macedonischer General, Sosthenes, stürzte ihn und regierte zwei Jahre lang, obgleich er den Königstitel nicht annahm. Er schlug die gallische Schaar, welche den Ptolemäus Keraunos besiegt hatte und verjagte die Barbaren aus Macedonien.

Die Freude der Macedonier währte nur kurze Zeit. Andere wandernden Stämme der Gallier hatten nämlich von dem Glücke ihrer Landsleute Kunde erhalten und wie später, zur Zeit des sinkenden römischen Reiches, jede Niederlage eines römischen Heeres, jede Plünderung einer römischen Provinz neue und zahlreichere Schaaren von Germanen und anderen Barbaren herbeilockte, so setzten damals auf die Nachricht, daß der Weg nach Griechenland und Macedonien offen sei, ganze Schwärme von Galliern über die Donau. Sie brachen unter ihren Führern Brennus und Akichorius größtentheils in das erstere Land ein, während ein anderer kleinerer Haufe sich ostwärts wandte. Die Zahl der Ersteren wird auf mehr als 170,000 angegeben, von welchen über 20,000 Mann beritten waren und je zwei Sklaven bei sich hatten, die ebenfalls mitkämpfen mußten. Sosthenes zog dem verheerenden Schwarm entgegen, sein Heer ward aber vernichtet und er selbst kam um (278 v. Chr.). Die Barbaren verwüsteten hierauf ganz Macedonien mit Ausnahme der festen Städte, zogen dann nach Thessalien und machten auch hier das offene Land zu einer Einöde.

Ihr Ziel war Griechenland, wo sie besonders in den Tempeln große Beute zu finden hofften. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte damals noch einmal die Völkerschaften des mittleren Griechenlands zur Vertheidigung ihres Vaterlandes. Die Peloponnesier nahmen, mit Ausnahme der kleinen achäischen Stadt Paträ, keinen Theil an diesem Kriege, weil die meisten Städte und Völkerschaften der Halbinsel dem Antigonus Gonatas unterworfen waren, die übrigen aber ihn mehr fürchteten, als die Gallier. Von den Staaten des mittleren Griechenlands sandten die Aetoler die meisten Truppen zu dem vereinigten Heere; ihre ganze Streitmacht, welche an Hopliten oder schwerbewaffneten Fußgängern allein 7000 Mann zählte, zog ins Feld. Die Böotier stellten 10,000 Hopliten und 500 Reiter, die Phokier 3000 Mann zu Fuß und 500 Reiter, die Lokrer keine Reiter, sondern nur 700 Fußgänger, die Megareer aber 400 Mann zu Pferd und zu Fuß. Die Athener, deren Macht und Handel seit dem Lamischen Kriege fortwährend gesunken war, sandten unter der Anführung des Kallippus 1000 Hopliten und 500 Reiter und ließen außerdem alle ihre Kriegsschiffe in See gehen. Auch die Könige Ptolemäus II. von Aegypten, Antiochus I. von Syrien und Antigonus Gonatas sandten Hülfe: der Erstere schickte eine Flotte, der Zweite 500 Mann unter der Anführung des Telesarchus, der Dritte ebensoviele unter dem macedonischen General Aristodemus. Die Athener erhielten, ungeachtet sie eine im Vergleich mit den Aetolern, Böotiern und Phokiern geringe Zahl Truppen stellten, doch aus Achtung vor ihrer früheren Bedeutung die Führung des Ganzen.

Das verbündete griechische Heer erwartete in dem Engpaß der Thermopylen die gallischen Schaaren. Diese suchten vergebens den Durchgang zu erzwingen. Sie hatten weder taktische Kenntnisse, noch auch eine passende Rüstung. Ihre einzige Schutzwaffe war der Schild. Da nun die Griechen außerdem durch die Oertlichkeit und durch die Nähe ihrer Flotte unterstützt waren, so wurden die Gallier bei jedem Angriffe mit großem Verlust zurückgeschlagen. Brennus ließ hierauf einen Theil seiner Schaar den tollkühnen Versuch machen, über die benachbarten Berge zu dringen; diese Gallier stießen aber im Gebirge selbst auf Telesarchus, der ihnen den Uebergang verwehrte und dabei den Tod eines Helden fand. Was auf diese Weise den Barbaren durch ihren Muth nicht gelungen war, wurde bald nachher durch den Eigennutz der Griechen erreicht. Die auf der thessalischen Seite der Thermopylen wohnenden Aenianen und Herakleoten nämlich, welche von den in ihrem Lande lagernden Galliern viel zu leiden hatten, suchten sich der lästigen Gäste auf Unkosten anderer Griechen zu entledigen; sie verriethen dem Brennus den Weg, auf welchem einst die Perser

unter Ephialtes Führung der Schaar des Leonidas in den Rücken gefallen waren. Sobald das Heer der Griechen sich auf diese Weise von einem großen Theile der Gallier umgangen sah, löste es sich in seine einzelnen Bestandtheile auf und kehrte nach Hause zurück.

Brennus, unter dessen Führung die Gallier auf dem Wege des Ephialtes in Mittelgriechenland eingedrungen waren, rückte sogleich in das Gebirgsland des Parnassus vor, ohne die Ankunft des anderen Theiles seiner Truppen zu erwarten, welcher unter Akichorius durch den Engpaß hatte ziehen sollen. Er wollte so schnell als möglich Delphi überfallen, um sich der dortigen Tempelschätze zu bemächtigen. Dem bedrohten Heiligthume eilten die Phokier und eine kleine Schaar Lokrer und Aetoler zu Hülfe; sie besetzten theils das Gebiet von Delphi selbst, theils die entfernteren Gebirgsgegenden. Als Brennus in die Nähe von Delphi gekommen war, trat plötzlich eine ungewöhnlich starke Kälte ein und raffte viele von den Galliern hin. Dazu kam, daß der größere Theil der ganzen Schaar unter Akichorius bei den Thermopylen durch das aetolische Heer aufgehalten wurde, welches kurz vorher seiner durch andere Gallier bedrohten Heimath zu Hülfe geeilt, und auf der Verfolgung derselben begriffen, noch zu rechter Zeit am Engpaß eingetroffen war. Akichorius wurde von den Aetolern mit Verlust zurückgedrängt und Brennus blieb daher mit seiner Schaar, deren Gesammtzahl von den Griechen auf 40,000 Mann angeschlagen ward, sich selbst überlassen. Schon hatte er viele Leute durch die strenge Kälte verloren, schon war er auch in einem kleinen Gefechte geschlagen worden, als ein furchtbarer Orkan zu hausen begann, ungeheure Schneemassen vom Himmel niederfielen und zuletzt sogar noch ein starkes Erdbeben von den Wänden der Thäler große Felsenmassen ablöste, welche viele der Barbaren unter ihren Trümmern begruben. Die Gallier wurden bei diesem Zusammentreffen außerordentlicher Ereignisse von panischem Schrecken ergriffen und suchten sich fliehend zu dem Schwarme des Akichorius zu retten. Von den Griechen verfolgt, verlor Brennus selbst mit einem großen Theil seines Heeres das Leben, der bedrängte Rest aber riß, als er jenseit der Thermopylen zu den Schaaren des Akichorius gelangte, auch diese mit sich fort.

So ward Griechenland unerwartet schnell von den gallischen Raubhorden befreit. Da hierbei ganz ungewöhnliche Naturerscheinungen mitgewirkt haben, so ist es sehr erklärlich, daß die Griechen, welche trotz der herrschenden Aufklärung dem Aberglauben huldigten, aus der Vertreibung der Gallier ein vollkommenes Wunder machten. Sie fabelten, daß der delphische Gott selbst unsichtbarer Weise sein Heiligthum gerettet, die Barbaren in Schrecken gesetzt, ja sogar mit Wahnsinn geschlagen habe, daß dieselben in Folge davon ihre Waffen gegen

einander selbst gewendet hätten, daß Heroen der ältesten Zeit aus ihren Gräbern gestiegen wären, um ihren Nachkommen zu helfen, und ähnliches.

Die fliehenden Gallier zogen sich durch Thessalien und Macedonien zurück und wurden von den Bewohnern dieser Länder hart bedrängt. Sie retteten sich unter der Anführung des Kommotorius nach Thracien, wo während ihres verfehlten griechischen Raubzuges andere Horden ihrer Landsleute furchtbar gehaust hatten. Hier stifteten sie ein eigenes Königreich, Tyle genannt, welches durch Eroberungen bald nach allen Seiten hin ausgebreitet ward und sogar die mächtige Stadt Byzanz tributpflichtig machte. Nach etwa 60 Jahren erlag dasselbe, in Folge der unter den Großen der Nation einreißenden Verweichlichung, der rohen Kraft der Thracier. Kavarus nämlich, der letzte König des kleinen Reiches, ließ sich von den höfischen Künsten und Schmeicheleien eines Griechen umstricken und ergab sich mit seinen Hofleuten der Schwelgerei; als daher die unterworfenen Thracier sich empörten, brach seine Macht schnell zusammen und das gallische Reich verschwand. Nach der Vertilgung desselben erhielten die wilden, eingeborenen Stämme wieder das Uebergewicht im Lande und Thracien sank in den früheren Zustand der Uncultur zurück.

Zu derselben Zeit, als das Reich Tyle gestiftet wurde, gaben die Verhältnisse der Beherrscher von Macedonien, Bithynien und Syrien die Veranlassung, daß ein Theil der Gallier nach Kleinasien übersetzte und daselbst ebenfalls ein Reich gründete. Antigonus Gonatas nämlich, welcher seines Vaters Besitzungen im Peloponnes behauptete, hatte gleich nach der Thronbesteigung des Ptolemäus Keraunos diesem die Herrschaft von Macedonien zu entreißen gesucht, war aber von demselben zurückgeschlagen worden. Als einige Jahre nachher der wackere Sosthenes im Kampfe mit den Galliern gefallen war und hierauf von neuem Anarchie in Macedonien herrschte, wiederholte Antigonus seinen Versuch und gelangte nun auch endlich zum Besitze des Landes. Antiochus I. von Syrien wollte zwar damals seine Ansprüche an das von seinem Vater eroberte Land geltend machen, ward aber durch Nikomedes I. von Bithynien, der sich mit Antigonus Gonatas verbündet hatte, daran gehindert. Er entschloß sich daher, dem neuen Beherrscher von Macedonien seine Rechte an dieses Land abzutreten, um ihn von der Verbindung mit Nikomedes abzuziehen. Es ward also zwischen Antiochus und Antigonus ein Vertrag geschlossen, in Folge dessen der Letztere sich mit des Ersteren Schwester vermählte. Der Fürst von Bithynien sah ein, daß er leicht das Opfer dieser Verschwägerung seiner beiden Nachbarn werden könnte und suchte sich demgemäß durch die Verbindung mit den Galliern in den Stand zu setzen,

den Beherrscher des syrischen Reiches in seinem eigenen Lande zu beschäftigen. Am Hellespont trieb sich damals eine gallische Horde umher, welche schon längst gern über die Meerenge gesetzt wäre, um die reiche asiatische Küste zu plündern, aus Mangel an Schiffen aber dieses ihr Vorhaben nicht hatte ausführen können; mit ihnen schloß Nikomedes einen Vertrag, kraft dessen ihrer 20,000 unter 17 Anführern auf bithynischen Schiffen nach Kleinasien gebracht wurden und dagegen die Verpflichtung übernahmen, den Beherrscher von Bithynien gegen seine Feinde zu unterstützen. Die rohe Schaar brach verheerend in die Länder Kleinasiens ein und machte dem Könige des syrischen Reiches viel zu schaffen. Neue Schwärme folgten bald aus Europa nach und die gallischen Horden zogen nun theils auf ihre eigene Faust plündernd in Kleinasien umher, theils ließen sie sich von Nikomedes, von dem pergamenischen Fürsten Philetärus und von allen anderen Herrschern und Städten, die ihre Unabhängigkeit zu erlangen oder zu behaupten strebten, gelegentlich als Hülfstruppen gebrauchen. Fast 25 Jahre lang streiften die Gallier auf diese Weise heimathlos in Kleinasien umher, bis sie sich endlich auf der Grenze von Kappadocien, Paphlagonien, Bithynien und Phrygien in demjenigen Lande niederließen, welches von ihnen den Namen Galatien erhielt. Von hier aus setzten sie noch eine Zeitlang ihre Räubereien fort und zwangen sogar die Fürsten von Bithynien und Pergamum, ihnen Tribut zu entrichten. Attalus I. aber brachte ihnen zuletzt in offener Feldschlacht eine entscheidende Niederlage bei. Seitdem war ihre Macht gebrochen und ihre Plünderungszüge hörten auf.

Bald nach ihrer Ansiedelung nahmen auch diese Barbaren allmälig bis auf einen gewissen Grad das griechische Wesen an, obgleich der eigentliche Stamm des Volkes seine Sprache und seine Sitten behauptete und die Erstere sogar noch bis ins fünfte Jahrhundert nach Christo beibehielt. Die Verfassung, welche sie aus ihrem ursprünglichen Vaterlande mitgebracht hatten und in Galatien einführten, hatte viele Aehnlichkeit mit den deutschen Gau-Verfassungen. Sie blieben nämlich in die drei Völkerschaften der Tolistobojer, Tektosagen und Trokmer geschieden, aus denen sie ursprünglich bestanden hatten. Die Erstere schlug ihren Sitz in der Gegend der Stadt Pessinus auf, die Zweite um Ancyra, die Dritte um die neu gegründete Stadt Tabia. Diese drei Völkerschaften zerfielen jede wieder in vier kleinere Haupttheile oder Gaue. In jedem Gau stand ein gebietender Führer oder, wie derselbe von den Griechen genannt ward, ein Tetrarch oder Vierfürst, nebst einem Grafen oder Richter und drei Heermeistern an der Spitze der Verwaltung; ein aus 300 Männern bestehendes Gau-Gericht aber, welches sich in einem Eichenhain versammelte, sprach

unter dem Vorsitze des Fürsten in peinlichen Sachen Recht, während alle übrigen Vergehungen der Entscheidung des Fürsten und des Grafen überlassen waren. Von den Städten des Landes sank zwar Ancyra unter den Galliern von seiner früheren Bedeutung herab, dagegen blieb Pessinus fortwährend blühend. Diese Stadt hatte nämlich einen berühmten, viel besuchten Tempel der uralten phrygischen Naturgöttin Cybele und verschaffte durch die vielen Pilger, welche dieses Heiligthum anzog, den Galliern eine zu gute Einnahme, als daß sie die daselbst ansässigen Griechen und ihre Anstalten nicht hätten schützen sollen, zumal da ihre Fürsten, ihr Adel und die Reichen ihres Volkes schon vom Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an griechische Religion, Cultur und Sprache annahmen.

4. Das parthische und baktrische Reich.

Außer den angeführten kleinasiatischen Staaten, welche bei der Unfähigkeit der Nachkommen des Seleukus Nikator vom syrischen Reiche abfielen oder neu entstanden, bildeten sich auch im nordöstlichen Theile des alten Perserreichs zwei neue Reiche, das baktrische und das parthische. Beide wurden für die Geschichte der folgenden Zeit wichtig; denn das Erstere erhielt und vermehrte den griechischen Einfluß in Indien und der Bucharei, das Andere aber erhob sich zu einer so großen äußeren Macht, daß es sich zuletzt mit den Römern in die Besitzungen der entarteten Seleuciden theilte. Beide Staaten nahmen ihren Anfang unter der Regierung des trägen Wüstlings Antiochus II. Ein Grieche von unbekannter Herkunft, Theodotus oder Diodotus, warf sich während eines Krieges, welchen Antiochus II. mit Aegypten führte, in der Bucharei zum Herrscher auf und errichtete dort das unabhängige baktrische Königreich, welches er bald bis an die Grenzen von Indien ausbreitete. Es ward ihm dies dadurch sehr erleichtert, daß schon der Stifter des seleucidischen Reiches zum Schutze jener Länder aus den daselbst angesiedelten Griechen eine Art Landwehr gebildet hatte. Etwa fünf Jahre nach Theodot's Abfall (um das Jahr 250 v. Chr.) erhoben sich im Südosten des kaspischen Meeres die parthischen Horden, unter der Anführung eines Häuptlings, welchen die Griechen Arsaces nennen. Sie vertrieben den seleucidischen Statthalter ihres Landes und blieben seitdem unabhängig. Beide Reiche, das parthische und das baktrische, konnten sich um so leichter behaupten und ausbreiten, als die Ermordung des Königs Antiochus II. und die darauf folgenden Verwirrungen und Gräuel in Syrien die Kraft der Seleuciden völlig brachen.

Die Parther, deren Herrscherfamilie von ihrem Stifter Arsaces den Namen der Arsaciden führt, waren und blieben rohe Nomaden

und ihr Reich, welches mehr als 450 Jahre lang im mittleren Asien bestand, ist ein barbarisches zu nennen. Es sind daher auch nur wenige Denkmale dieses Reiches übrig geblieben, und wir haben außer den Münzen, nur geringfügige Hülfsmittel für die parthische Geschichte. Die Horden der Parther waren mit einander nur durch ein loses Band verknüpft, welches in der Gefahr festhielt, wenn diese aber vorüber war, häufig zerriß. Ihre Könige muß man gewissermaßen als die Häupter eines großen Bundes von Feudalfürsten oder einzelner Horden-Führer ansehen, deren jeder nach der königlichen Gewalt strebte. Daher bilden auch beständige innere Zwistigkeiten während des größten Theils der parthischen Geschichte den Haupt-Charakter dieses Nomaden-Reiches. Nur das Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr setzte einzelne parthischen Könige in Stand, fremden Feinden mit großen Heeren entgegen zu ziehen. Die Plünderungslust und wilde Tapferkeit ihrer Horden aber machte es ihnen möglich, bis nach Syrien hin zu streifen. Manche ihrer Könige verschafften sich durch geschickte Benutzung des Nationalcharakters oder durch ihre eigene persönliche Bedeutung eine größere Macht, nahmen eine gebietende Stellung ein, verbreiteten königlichen Glanz um sich her und führten die stolzesten Titel. Man kann aber dieser einzelnen Fälle wegen die Arsaciden nicht mit den früheren oder späteren persischen Königen vergleichen, obgleich sie in demselben Landstriche wie diese herrschten und ihr Reich als ein Zwischenglied zwischen dem alt- und neupersischen angesehen wird. Sie errangen niemals eine solche Stellung, daß sie den Königen der früheren oder der mit dem Untergang des parthischen Reichs beginnenden späteren persischen Dynastie gleichgeachtet werden könnten. Uebrigens haben die Parther im Besitze der Herrschaft von Mittelasien nur zerstörend gewaltet. Durch die fast ununterbrochen zunehmende Schwäche des seleucidischen Reiches gelang es ihnen allerdings, ihre Macht so weit auszubreiten, daß sie von dem Ende der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an alle Länder zwischen dem Euphrat und Indus besaßen: sie vertilgten aber in diesem weiten Raume jede Spur von griechischer Civilisation; nur Seleucia am Tigris ward von ihnen geschont, wahrscheinlich weil die griechische Industrie ihnen unentbehrlich geworden war. Diese Stadt verlor zwar ihre Freiheit, behielt aber ihre alte Verfassung und hatte auch keine Einquartierung von rohen Parthern zu erleiden. Doch entstand durch die parthische Herrschaft in der Nähe von Seleucia eine Nebenbuhlerin, durch deren Aufblühen diese Stadt später so sehr sank, daß sie am Ende der alten Geschichte ganz verschwand. Die Stadt, welche Seleucia um seinen Glanz brachte, war Ktesiphon. Ursprünglich ein unbedeutender Flecken, wurde sie durch den parthischen König Mithridates I.

(um 150 v. Chr.) zu seinem Haupt-Hordenlager gemacht und blieb seitdem die Winter-Residenz der Parther-Könige, welche den Sommer in der medischen Stadt Ekbatana oder in einem Orte ihres ursprünglichen Heimathlandes zuzubringen pflegten. Dadurch ward Ktesiphon groß und blühend, wie es in derselben Gegend einst Babylon und dann Seleucia gewesen waren.

Ganz verschieden von dem, was den rohen Parthern einen Platz in der Weltgeschichte verschafft hat, ist die Bedeutung des baktrischen Reiches. Wir kennen leider die inneren Verhältnisse desselben nicht, welche doch gerade wegen seines Einflusses auf die Cultur von Indien und Mittelasien uns höchst wichtig sein würden; allein es steht unbezweifelt fest, daß durch die Gründung dieses Reiches die griechische Civilisation in Baktrien und in den südöstlich angrenzenden Ländern bis nach Indien hinein zu eben derselben Zeit erhalten ward, in welcher sie durch die Parther von Baktrien an bis zum Euphrat zerstört wurde. Die baktrischen Könige breiteten gleich anfangs ihre Herrschaft ebenso nach Südosten hin aus, wie die parthischen nach dem Süden und Westen. Schon unter dem Stifter des baktrischen Reiches, Theodotus I., war dasselbe so groß und volkreich, daß ein Geschichtschreiber, welcher im zweiten Jahrhundert vor Christo lebte, die Zahl seiner Städte auf 1000 angibt. Indessen waren viele der unterworfenen Griechen im fernen Osten dem seleucidischen Hause gewogen geblieben; dies benutzte Euthydemus aus Magnesia, um Theodot's Sohn und Nachfolger, Theodotus II., zu stürzen (um 219 v. Chr.). Als nämlich der syrische König Antiochus der Große die östlichen Provinzen des früheren seleucidischen Reiches wieder zu erobern suchte, vereinigte Euthydemus unter dem Vorwande, demselben auch Baktrien zu unterwerfen, ein griechisches Heer um sich, überwand Theodotus II., weigerte aber, sobald er sich der Herrschaft bemächtigt hatte, dem Antiochus die Huldigung. Dieser besiegte nachher die Parther, zwang sie, ihm gegen Euthydemus Heeresfolge zu leisten, drang dann in die Bucharei ein und kämpfte drei Jahre lang mit dem neuen Beherrscher des Landes. Endlich kam es zu einem Vergleiche. Euthydemus machte dem syrischen Könige begreiflich, daß sein Reich die beste Schutzwehr des mittleren Asiens gegen die Raubzüge der wilden scythischen Völkerschaften sei und Antiochus gestand dem baktrischen Fürsten den Besitz dieses Reiches und den Königstitel zu, schloß ein Bündniß mit ihm und verlobte seinem Sohne eine syrische Prinzessin. Von Euthydemus unterstützt, zog hierauf Antiochus nach Indien und unterwarf sich einen bedeutenden Theil dieses Landes. Als er später im Kriege mit den Römern ganz Kleinasien und über die Hälfte seines Heeres verlor, bemächtigte sich Euthydemus des westlichen Indiens. Nach dem Tode

dieses Herrschers (195 v. Chr.) zerfiel das baktrische Reich in zwei Theile. Euthydem's Sohn, **Demetrius**, konnte sich nur in den indischen Besitzungen seines Vaters behaupten; der Herrschaft von Baktrien aber bemächtigte sich **Menander**. Der Nachfolger des Letzteren, **Eukratides** I., vertrieb mit Hülfe der ihm verbündeten Parther den Demetrius auch aus den indischen Ländern. Diese Wiedervereinigung hatte bald nachher den Untergang des baktrischen Reiches zur Folge. Des Königs Sohn, **Eukratides** II., hielt nämlich das parthische Bündniß mit Recht für einen großen politischen Fehler, stürzte deshalb seinen Vater vom Thron und schloß sich an die Syrer an, welche die Unzufriedenheit der von Mithridates I. unterworfenen Länder zu einem Angriff auf das parthische Reich benutzten. Mithridates schlug das syrische Heer und natürlich mußte nun auch Eukratides, welcher dasselbe mit seinen Truppen unterstützt hatte, die Folgen dieser Niederlage tragen. Der parthische König nahm ihm alle Provinzen des Reiches außer der Bucharei und den indischen Besitzungen weg. Dadurch ward der König von Baktrien zu sehr geschwächt, um den kriegerischen Horden der benachbarten Scythen widerstehen zu können. Diese überwältigten ihn schon sieben Jahre nachher (134 v. Chr.) und der Name Baktrien verschwand seitdem für immer aus der Geschichte. Der Einfluß dieses griechischen Reiches auf die Bildung des fernen Ostens von Asien kann zwar, wegen unserer mangelhaften Kenntniß seiner Geschichte, nicht im Einzelnen nachgewiesen werden; allein er steht im Allgemeinen durchaus über allem Zweifel. So lange das baktrische Reich bestand, blühten nicht nur in Baktrien, sondern auch in den damit verbundenen östlichen Ländern griechische Anstalten und Gewerbe, und der von Alexander dem Großen und von Seleukus I. daselbst ausgestreute Same der Civilisation wurde durch die mehr als 100jährige Blüthe des griechisch-baktrischen Reiches nicht allein erhalten, sondern auch gepflegt und entwickelt. Daher sind auch gewiß viele Aehnlichkeiten, welche die neuere Litteratur der Indier und Perser mit dem Griechischen zeigt, eben von dem Einflusse dieser auf der Grenze von Indien gegründeten griechischen Herrschaft herzuleiten.

5. Das Reich der Ptolemäer in Aegypten.

Aegypten war nach Alexander's des Großen Tode derjenige Staat, welcher vor allen anderen Reichen der damaligen Welt glänzte und sogar Werke ausführte, die an Größe und Pracht mit denen der Urzeit zu wetteifern schienen. Dies wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß mitten unter den Stürmen, welche den Orient und Griechenland heimsuchten, Aegypten allein, Dank seiner geschützten, schwer zugänglichen Lage und Dank der Staatsklugheit und Mäßigung

seiner Beherrscher, ruhig blieb und durch die Gunst der Umstände zu immer größerem Wohlstand emporstieg. Der verständige Ptolemäus und seine beiden nächsten Nachfolger trafen allein von allen Nachfolgern Alexander's den rechten Weg, auf welchem das Einheimische sich mit dem Griechischen verbinden ließ. Sie wußten außerdem, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, Aegypten zum Mittelpunkte des Welthandels und zum Hauptsitze der Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu machen und vollendeten die im Geist ihrer Zeit liegende Bildung, die man daher auch nach dem Namen ihrer Residenz die alexandrinische genannt hat. Diese Regenten des neuen aegyptischen Reiches führten insgesammt den Namen des Gründers derselben Ptolemäus und ihre Dynastie wird gewöhnlich die der Ptolemäer oder auch (nach dem Vater des Stifters) die der Lagiden genannt.

Ptolemäus I. wird durch die Beinamen Soter oder Lagi von seinen Nachfolgern unterschieden. Den Ersteren ertheilten ihm die Rhodier, den Letzteren erhielt er deshalb, weil er der Sohn des Lagus, eines macedonischen Großen, war, wiewohl er allgemein für einen natürlichen Sohn des Königs Philipp II. galt. Ptolemäus I. vereinigte die Talente eines Staatsmannes mit den Eigenschaften eines großen Feldherrn. Er war nicht etwa blos, wie Perdikkas, einer der Marschälle Alexander's gewesen, sondern hatte auch als der Halbbruder, Freund und Oberhofmeister desselben neben einem Antipater geglänzt und schrieb die beste Geschichte der Thaten des großen Königs, ein Buch, welches leider untergegangen ist. Er übertraf die übrigen Generale Alexander's so sehr an Schlauheit, daß er sie alle zu täuschen, ja meistens sogar zu seinen Zwecken zu benutzen verstand. Er ist der einzige von ihnen, welcher nie die Besonnenheit verlor und immer nach dem den Weltleuten so schwer begreiflichen Grundsatze handelte, daß das Halbe meistens besser ist als das Ganze und daß dies oft auch von dem vierten und selbst von dem achten Theile gilt. Diesem Gedanken gemäß beschränkte Ptolemäus sein Streben auf den Besitz von Aegypten und verschaffte sich dadurch nicht nur die am festesten gegründete, sondern zugleich auch die mächtigste Herrschaft. Die früher dargestellte Geschichte des 40jährigen Kampfes der Generale Alexander's gegen einander zeigt, wie besonnen Ptolemäus, zum Unterschied von Anderen, dem verlockenden Reize der vormundschaftlichen Regierung über das ganze Reich widerstand, wie klug er jeden entscheidenden Kampf zu vermeiden wußte, mit welcher Schlauheit er stets gegen den übermächtigen Feind einen fremden Arm gebrauchte, wie arglistig er immer das Ungewitter, das ihn treffen sollte, auf ein fremdes Haupt leitete. Wenn man freilich bei der Beurtheilung des Ptolemäus den moralischen Maßstab anlegt, so erscheinen seine Gesinnungen und

Grundsätze wenig besser, als die eines Demetrius Poliorketes. Mord, Verrath und die Unterdrückung derselben Freiheit, zu deren vorgeblichem Beschützer er sich gelegentlich aufwarf, waren für ihn ebenso gut Mittel zu seinem Zwecke, als Gerechtigkeit, Milde und Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Dies läßt sich am besten aus der Treulosigkeit erkennen, mit welcher er sich gegen des Antigonus Neffen benahm.

Ptolemäus hatte sich gleich bei der ersten Theilung des Reiches Aegypten zu seiner Statthalterschaft auserſehen und behauptete, trotz der Angriffe des Perdikkas, des Antigonus und des Demetrius Poliorketes, den Besitz dieses Landes. Gleich bei seiner Ankunft daselbst bot sich ihm die beste Gelegenheit dar, seine neuen Unterthanen für sich zu gewinnen. Kleomenes, jener schlimme Peiniger des Landes, befand sich nämlich noch daselbst und sollte sogar, nach den von Alexander's Generalen getroffenen Bestimmungen, als Unterstatthalter dem Ptolemäus zur Seite stehen. Der Letztere war kaum in seine neue Provinz gekommen, als er denselben umbringen ließ. Er konnte sich bei den Aegyptern durch nichts beliebter machen, als durch die Tödtung ihres habgierigen und grausamen Bedrückers. Wie sehr er dadurch das Ansehen eines eigentlichen Befreiers erhielt und wie glücklich sich die Aegypter von Anfang an unter dem neuen Herrscher fühlen mußten, geht schon daraus hervor, daß dieses Volk während der ganzen Zeit der Perser abwechselnd durch die Bedrückung der Satrapen und durch das häufige Auftreten von Rebellen zu leiden gehabt hatte. Dem Ptolemäus gewährte die Ermordung des Kleomenes noch den besonderen Vortheil, daß ihm der Ertrag aller von diesem geübten Erpressungen zufiel. In der Schatzkammer fand er freilich nur 8000 Talente oder gegen 21 Millionen Gulden (über 11½ Millionen Thaler), allein er bemächtigte sich zugleich auch des Privatvermögens des Kleomenes und dieses mag leicht noch bedeutender gewesen sein.

Von diesem Augenblicke an folgte Ptolemäus seine ganze Regierungszeit hindurch unverrückt dem Wege, auf welchen seine Erfahrung und Einsicht ihn leiteten. Er handelte in allen Dingen nur als Beherrscher von Aegypten, betrachtete den Vortheil des aegyptischen Volks als seinen eigenen und legte auf diese Weise den Grund zu einer neuen Blüthe des Landes. Keiner von allen Nachfolgern Alexander's, selbst Seleukus nicht, wußte sich so sehr als er die Zuneigung der Eingeborenen zu verschaffen. Er trachtete nicht, wie die Seleuciden, das griechische Wesen in Aegypten einzuführen, sondern er suchte im Geiste Alexander's des Großen die Religionen und Sitten der verschiedenen Völker seines Reiches durch wechselseitige Aneignung und Ausgleichung innig mit einander zu verschmelzen. Wie Alexander das uralte Babylon zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt einer solchen Völker-

Vereinigung hatte machen wollen, so erhob Ptolemäus das kaum erst gegründete Alexandria zum Sitze seiner Macht und zur Hauptstadt der neu zu bildenden griechisch-aegyptischen Nation, deren eigentlicher Kern aus Aegyptern, Juden, Libyern und Phöniciern bestand, während Griechen aller Stämme und Länder die Beimischung bildeten. Ptolemäus vereinigte außerdem, ebendemselben politischen Grundgedanken gemäß, auch die alten Einrichtungen der Aegypter und ihre Religion mit seinem Regierungssystem. Er ließ es sich ferner angelegen sein, den Handel des Landes zu heben, schuf eine Flotte und sammelte, was bei einer gefüllten Schatzkammer damals ungemein leicht war, ein zahlreiches Heer. Beides, Flotte und Heer, war ihm nothwendig, nicht blos um den Handel zu beleben und zu sichern, sondern auch um sein Land gegen die Herrschsucht der übrigen Generale schützen, seine Feinde überall beschäftigen und abwehren und die politischen Verbindungen mit anderen Ländern unterhalten zu können.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung erhielt Ptolemäus Gelegenheit, das Gebiet von Cyrene und die ganze afrikanische Küste bis an die Grenze der Karthager in seine Gewalt zu bringen. Die Bewohner jenes blühenden griechischen Handelsstaats waren nämlich in einen förmlichen Bürgerkrieg mit einander gerathen und ein Theil derselben rief den Beherrscher des benachbarten Aegyptens zu Hülfe. Dieser ließ sich nicht lange bitten. Er schickte seinen General Ophellas mit einem Heer und einer Flotte ab, Cyrene ward erobert und in Verbindung mit dem ganzen umliegenden Lande zu einer aegyptischen Provinz gemacht. Obgleich diese wichtige Besitzung während Ptolemäus I. Regierung zweimal von Aegypten abfiel, so wurde sie doch jedesmal wieder unterworfen. Wie gut überhaupt Ptolemäus seine Besitzungen zu behaupten wußte, zeigt die Vergleichung seines Schicksals mit dem des Antigonus, der ihm doch an Feldherrn-Talent nicht nachstand. Dieser mußte aus Asien nach Europa entweichen, sobald Perdikkas seine Waffen gegen ihn richtete, Ptolemäus dagegen hielt den Angriff des Letzteren nicht allein aus, sondern wußte auch den ganzen Krieg zu Perdikkas eigenem Verderben zu wenden. Der verschiedene Ausgang dieser beiden Unternehmungen des Perdikkas gibt übrigens zu gleicher Zeit zu erkennen, wie fest Ptolemäus in der kurzen Zeit von zwei Jahren seine Herrschaft zu gründen verstanden hatte.

Die nachherigen Kämpfe des Antigonus und der anderen Statthalter boten dem Ptolemäus häufige Gelegenheiten dar, seine Macht zu erweitern; und wenn er auch klug genug war, an die Behauptung neu erworbener Provinzen oder Städte nicht Alles zu setzen, so benutzte er doch auch solche vorübergehenden Eroberungen stets zu seinen Zwecken. Ein Beispiel davon ist die bald nach dem Tode des Perdikkas

erfolgte Besetzung von Syrien und Palästina. Ptolemäus, welcher bald nachher seine Truppen wieder aus diesen Ländern zurückzog, ließ damals eine sehr große Zahl Juden nach Aegypten schleppen, sie wurden nebst anderen, welche sich später dahin begaben, in Alexandria angesiedelt und erhielten dort große Vorrechte. Die einzige bedeutende Niederlage, die Ptolemäus jemals erlitt, war die bei Cypern, in welcher er einen großen Theil seiner Flotte und seines Heeres verlor; sie hatte aber keine bleibenden Folgen, obgleich die Sieger unmittelbar nachher sogar Aegypten selbst angriffen.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Ptolemäus keinen bedeutenden Krieg mehr zu führen. Er widmete dieselben ganz der inneren Verwaltung des Landes und hinterließ seinem Nachfolger ein mächtiges und blühendes Reich, dessen Einwohner mit der neuen Herrschaft durchaus zufrieden waren. Ptolemäus hatte vier Gemahlinnen, von welchen Eurydike, eine Tochter des Reichsverwesers Antipater, und Berenike, eine Anverwandte derselben, die berühmtesten sind. Von seinen Kindern, deren 11 waren, erhielten die der Berenike den Vorzug vor denen der Eurydike, obgleich sie dem Alter nach diesen hätten nachstehen sollen. Ptolemäus II., der Sohn der Berenike, ward von dem Vater mit Verdrängung des Erstgeborenen, Ptolemäus Keraunos, eines Sohnes der Eurydike, zum Nachfolger ernannt. Der Letztere verließ hierauf Aegypten und begab sich zum König Lysimachus, dessen Sohn Agathokles mit einer Schwester desselben vermählt war. Um dem zum Reichserben ernannten Sohne den Besitz des Thrones zu sichern, erhob der alte König ihn schon bei seinen Lebzeiten zur königlichen Würde und veranstaltete zur Feier seiner Erhebung ein Fest, welches durch Glanz und Aufwand alles übertraf, was irgend ein anderes Reich, selbst Syrien, dem doch der ganze Orient gehorchte, hätte leisten können. In Gemeinschaft mit seinem Sohne regierte der 80jährige Ptolemäus noch beinahe volle zwei Jahre. Er starb 283 v. Chr.

Ptolemäus II., welcher bis 246 regierte, hat den Beinamen Philadelphus, d. i. der Bruderliebende, erhalten, wahrscheinlich aus Ironie, weil er mit seinen Brüdern in ewigem Zwist lebte. Sein ältester Bruder, Ptolemäus Keraunos, ward durch den Vorzug, den der Vater dem jüngeren Sohne gegeben hatte, aus Aegypten getrieben worden und irrte lange abenteuernd umher, bis er in Macedonien einen Thron und bald darauf den Tod fand. Ein zweiter Halbbruder versuchte bald nach des Vaters Tode die Insel Cypern zum Abfall zu bewegen, mußte aber dafür mit dem Leben zahlen. Ein dritter Bruder, Argäus, wurde eines Anschlags auf das Leben des Königs beschuldigt und hingerichtet. Magas endlich, ein Sohn von Ptole-

mäus II. Mutter aus einer früheren Ehe und Statthalter von Cyrene, erhob ebenfalls gegen seinen Stiefbruder die Waffen und führte mit ihm einen Krieg, der mehrere Jahre lang fortdauerte und für den aegyptischen König um so gefährlicher wurde, als Magas sich mit einer Tochter des Seleuciden Antiochus I. vermählte und diesen zu einem Angriff auf Aegypten bewog. Der Letztere eroberte das nicht lange vorher von den Aegyptern unterworfene Damaskus in Syrien, welches seitdem im Besitze der Seleuciden blieb. Dafür reizte denn freilich Ptolemäus die Gallier gegen ihn auf, setzte sich in den bedeutendsten kleinasiatischen Seestädten und an der Küste von Thracien fest und beherrschte durch seine Flotten das schwarze Meer wie den Archipelagus. Antiochus II., welcher diesen Krieg von seinem Vater erbte, beendigte ihn durch die Vermählung mit Ptolemäus II. Tochter Berenike, deren nachheriges unglückliches Schicksal oben in der syrischen Geschichte erzählt worden ist. Auch Magas schloß einen auf Heirathsverbindung gegründeten Frieden. Er verlobte seine einzige Tochter, welche ebenfalls Berenike hieß, mit dem ältesten Sohne des Königs von Aegypten, und da er keinen Sohn hatte, so würde dadurch sein Reich Cyrene wieder an Aegypten gekommen sein, wenn er nicht gestorben wäre, noch ehe die Vermählung seiner Tochter hatte vollzogen werden können (250 v. Chr.). Seine Wittwe, welche von dieser Heirath nichts wissen wollte, bot gleich nach Magas Tode Demetrius dem Schönen, einem jüngeren Bruder des Antigonus Gonatas, die Hand ihrer Tochter und die Herrschaft von Cyrene an. Dieser leidenschaftliche und herrschsüchtige Sohn des Städte-Eroberers ging darauf ein und begab sich sogleich nach Cyrene. Hier verliebte sich die Schwiegermutter in den schönen, jungen Mann und lebte wie seine Frau mit ihm, während ihre Tochter sich mit dem bloßen Titel einer Gemahlin begnügen mußte. Die Letztere rächte, in Verbindung mit angesehenen Bürgern von Cyrene, die ihr zugefügte Beleidigung durch die Ermordung ihres Gemahls, den sie im Schlafgemach ihrer Mutter überfallen ließ. Hierauf gab sie dem künftigen Erben des aegyptischen Reichs ihre Hand und brachte so Cyrene wieder an Aegypten.

Der Krieg mit Cyrene und Syrien ist die einzige wichtige Unternehmung, welche Ptolemäus Philadelphus außerhalb seines Reiches machte. Er unterstützte zwar auch einzelne griechische Staaten gegen Antigonus Gonatas, dies hatte aber keine erheblichen Folgen für Aegypten selbst. Wichtiger ist, daß er der erste Ptolemäer war, welcher mit den Römern in Berührung kam und ein Bündniß mit ihnen schloß; doch hatte auch dies erst in der folgenden Zeit Bedeutung. Dagegen ist Ptolemäus Philadelphus durch seine unausgesetzte Sorge für die inneren Angelegenheiten seines Reiches einer der einflußreichsten

Regenten der späteren Zeit des griechischen Alterthums geworden. Er baute auf dem von seinem Vater gelegten Grunde fort und beschäftigte sich fast die ganze Zeit seiner Regierung hindurch unablässig mit der Verbesserung der inneren Einrichtungen, mit der Vermehrung der Flotte, mit neuen Bauten, ganz besonders aber mit der Sorge für Kunst und Wissenschaft und mit der Erweiterung und Verschönerung seiner Hauptstadt. Ptolemäus hat namentlich das von seinem Vater angelegte große Gebäude, welches das Museum hieß und ganz für gelehrte Zwecke bestimmt war, vollendet, die berühmte alexandrinische Bibliothek geschaffen und die Hauptstadt von Aegypten zum Mittelpunkte der griechischen Wissenschaft und des gelehrten Treibens der ganzen damaligen Welt gemacht. Er selbst beschäftigte sich mit Wissenschaften und trug nicht wenig dazu bei, daß die im Geiste der Zeit selbst liegende Richtung sich vollständig entwickelte und in Aegypten mehr, als irgendwo sonst, das Studium eine herrschende Liebhaberei und eines der Hauptmittel des Genusses ward.

Des Ptolemäus Philadelphus Regierung ist übrigens auch von einer anderen Seite her für die Erkenntniß des damaligen Zeitgeistes und der herrschenden Sitten von Wichtigkeit. Es hatten nämlich, wie schon der oben erwähnte Ausgang des syrischen und cyrenaischen Krieges zeigt, die Weiber unter seiner Regierung einen großen Einfluß auf das Schicksal des Reiches. Diese erhielten seitdem eine immer größer werdende Bedeutung und es entstand ein eigentliches Weiber-Regiment, welches, wie in Syrien, mit der herrschenden Sittenlosigkeit zusammenhing und wie dort dem Reiche in der Folge sehr verderblich ward. Die Vielweiberei war schon unter Ptolemäus I. am aegyptischen Hof herrschend geworden und neben ihr beginnt der Umgang der Könige mit Buhldirnen. Ptolemäus I. nahm unter Andern nach Alexander's Tode jene berüchtigte Thaïs, welche die Verbrennung des Palastes von Persepolis veranlaßt haben soll, mit sich nach Aegypten und zeugte mit ihr drei Kinder. Ptolemäus II. aber hatte schon einen förmlichen Harem und verschwendete große Summen für seine vielen Geliebten, unter welchen sich sogar ganz gemeine Dirnen befanden. Doch muß man gestehen, daß sonst in Aegypten nicht in dem Grade, wie in Syrien, der äußere Anstand aus den Augen gesetzt wurde. Auffallend ist außerdem die Neigung der aegyptischen Könige zu ihren Schwestern, da eine solche Verbindung natürlich nicht auf politischen Rücksichten beruhte. Dies beginnt mit Ptolemäus II. Dieser verstieß sogar seine erste Gemahlin, eine Tochter des Lysimachus, von welcher er doch einen Sohn und Erben hatte, sobald seine Schwester Arsinoë, die Wittwe des Lysimachus, nach Aegypten gekommen war. Obgleich die Letztere damals unmöglich mehr blühend sein konnte, da sie schon

21 Jahre früher mit Lysimachus verheirathet worden war, so gewann sie doch ihres Bruders Liebe in so hohem Grade, daß er sich mit ihr vermählte und ihr zu Gefallen seine erste Gemahlin aus Alexandria verbannte, sei es nun, weil er seitdem eine Abneigung gegen diese hatte, oder weil dieselbe, wie es heißt, aus Eifersucht einen Anschlag auf ihres Gemahls Leben machte.

Ptolemäus, der von seiner zweiten Gemahlin keine Kinder erhielt, starb 246 v. Chr., und ihm folgte der älteste Sohn von seiner ersten Gemahlin, Ptolemäus III., auf dem Throne nach. Dieser König, welcher bis 221 v. Chr. regierte, eilte bald nach seiner Thronbesteigung nach Syrien, um den Tod seiner Schwester Berenike, der zweiten Gemahlin des Königs Antiochus II. zu rächen, welche von Laodice ums Leben gebracht worden war. Er ließ die Mörderin, welche in seine Hände fiel, hinrichten, überschwemmte fast das ganze syrische Reich mit seinen Truppen, ward aber durch innere Unruhen, deren Beschaffenheit wir nicht kennen, zur Rückkehr genöthigt, und gab in dem Frieden, den er nachher mit Seleukus II. schloß, die gemachten Eroberungen wieder zurück. Uebrigens schleppte er eine unermeßliche Beute mit nach Hause und erfreute seine Aegypter besonders dadurch, daß er die meisten der Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche früher von den Persern geraubt und nach Asien geschleppt worden waren, zurückbringen ließ. Die Aegypter haben ihm dafür den Beinamen Evergetes oder Wohlthäter ertheilt, unter welchem er auch gewöhnlich in den Geschichtsbüchern angeführt wird. Die Zahl der damals heimgebrachten kostbaren Gefäße und Götterbilder soll 2500 betragen haben, an baarem Gelde aber erbeutete er, der Erzählung nach, sogar mehr als 100 Millionen Gulden auf diesem Zuge durch Asien. Auch im Innern von Afrika soll Ptolemäus III. sehr ausgedehnte Eroberungen gemacht haben und bis Abyssinien vorgedrungen sein; die Nachricht von diesem afrikanischen Kriegszuge ist aber aus einer so trüben Quelle geschöpft, daß sie als eine ganz unzuverlässige angesehen werden muß. Um so sicherer kennen wir dagegen das Verhältniß des Ptolemäus Evergetes zu den wichtigsten Begebenheiten, welche sich zu seiner Zeit in Griechenland zutrugen; sein Antheil daran wird unten bei der Darstellung des ferneren Verlaufs der griechischen Angelegenheiten angedeutet werden.

Ptolemäus III. scheint weniger ausschweifend gewesen zu sein, als sein Vater. Dagegen war er ganz unter der Gewalt seiner Gemahlin Berenike, der Tochter des Magas von Cyrene. Der Name dieser Frau hat durch die Schmeichelei alexandrinischer Gelehrten eine bis auf unsere Tage herabreichende Berühmtheit erhalten. Sie hatte nämlich ihr schönes Haupthaar in einem Tempel aufgehängt; dieses

verschwand eines Tages, und der Astronom Konon half den bestürzten Hofleuten dadurch aus der Noth, daß er erklärte, er habe das Haar der Berenike am Himmel wiedergefunden, wohin es durch die Götter versetzt worden sei. Einer der Dichter des aegyptischen Hofes, Kallimachus, schmückte Konon's Einfall in einem besonderen Gedichte poetisch aus, ein römischer Dichter hat später dieses Gedicht in das Lateinische übersetzt und auf diese Weise ist die Geschichte so verewigt worden, daß das Haar der Berenike als Sternbild noch jetzt am Himmel glänzt.

Ptolemäus III. ist der letzte derjenigen aegyptischen Könige, welche auf der von dem Stifter ihrer Dynastie gelegten Grundlage fortgebaut und dadurch das Reich gehoben haben. Mit seinem Sohne Ptolemäus IV. beginnt die lange Reihe schlechter Regenten in Aegypten. Dieser nahm den Beinamen Philopator, d. i. der Vaterliebende, an, weil ihn die Welt beschuldigte, seinen Vater vergiftet zu haben, und er, wie es heißt, durch jenen Beinamen diesen Verdacht beseitigen wollte. Er gehört jedoch schon in die Geschichte der römischen Zeit; denn ein Krieg, den er mit Syrien führte, gab den Römern die erste Veranlassung, sich in die aegyptischen Angelegenheiten zu mischen.

Die Ptolemäer, namentlich die drei ersten, sind für Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe des Alterthums fast ebenso bedeutend geworden, als in anderer Weise die Athener. Die Letzteren haben alle eigentlich freien Künste zur Vollendung gebracht und es ist ihnen keine geistige Thätigkeit fremd geblieben, welche ohne Gelehrsamkeit, ohne ungeheuren Reichthum, ohne andere Aufmunterung, als welche der innere Reiz derselben gibt, möglich ist. Alles dagegen, was sich durch bloße Pflege einer Regierung, sowie durch äußere Unterstützung und Ermunterung Nützliches, Zierliches und Glänzendes schaffen ließ, ist das Werk der Ptolemäer und ihrer Zeit. Der Zustand der Künste zur Zeit dieser Herrscher gibt ungefähr den Maßstab dessen, was das spätere Alterthum erreicht hat, da die Römer es nur in wenigen Zweigen weiter gebracht haben, in allen anderen aber weit hinter den griechischen Aegyptern zurückgeblieben sind. Uebrigens ist zur Würdigung dessen, was die Ptolemäer thaten, zu bemerken, daß es, seitdem Alexander der Große den Ton angegeben und Demetrius Poliorketes durch seine Erfindungen unsterblichen Ruhm erworben hatte, in allen griechischen Reichen zum Begriff der königlichen Würde gehörte, zu bauen, zu erfinden, Kunstwerke und Bücher zu sammeln oder neue verfertigen zu lassen.

Ptolemäus Soter war für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe weniger thätig, als seine beiden nächsten Nachfolger. Er hatte mit der Befestigung seiner neuen Herrschaft, mit der Vollendung seiner

Hauptstadt, mit der Ausrüstung von Flotten, mit der Unterhaltung von Heeren und mit der Sorge für die innige Verschmelzung des griechischen und aegyptischen Gottesdienstes, auf welcher die Vereinigung der beiden Nationen beruhte, genug zu thun. Handelsvortheile und Reichthum konnten von ihm also nur gelegentlich erstrebt werden. Sein Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er den Grund zu dem legte, was sein Sohn und sein Enkel weiter ausführten und vollendeten. Vermischung von Griechischem und Fremdem war ein Haupt-Charakterzug der Zeit. Diesen faßte Ptolemäus Soter richtig auf, er suchte in seinem neuen Reiche sowohl die Menschen der beiden ihm unterworfenen Völkergruppen, als auch ihre Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Glaubensformen mit einander aufs innigste zu verbinden. Dadurch wurde zwar die griechische Religion mit dem Schmutze des orientalischen Cultus belastet und der eigentliche Kern und Gehalt des griechischen Wesens überhaupt vernichtet, zu gleicher Zeit aber auch die Herrschaft des Reiches fest gegründet, eine neue Art und Weise des Lebens geschaffen und diejenige Entwickelung befördert, welche allein in jener Zeit möglich war. Wie weit übrigens die Ptolemäer ihre Schonung des aegyptischen Volksglaubens trieben und welcher Künste sie sich bedienten, um das Volk zu täuschen und alle Religionen und Ceremonien des Reiches vollkommen mit einander zu verschmelzen, zeigt folgende Anekdote, die von Ptolemäus Soter erzählt wird.

Ein Stadtviertel von Alexandria, das **Bruchium** genannt, enthielt die königliche Residenz, die Paläste der Großen des Reichs und die öffentlichen Gebäude. Auch der daran stoßende Stadttheil **Rhakotis** war mit prächtigen Gebäuden geschmückt. Rhakotis war der Sitz des Handels und zugleich derjenige Theil von Alexandria, in welchem die meisten heiligen Gebäude standen; hier durfte also natürlich auch der Tempel des Handelsgottes nicht fehlen. Zu diesem Gotte ward Serapis ausersehen, dessen Verehrung bei den Bewohnern der griechischen Handelsstadt Sinope in Kleinasien bereits diejenige Form erhalten hatte, welche ihn zu dem von Ptolemäus beabsichtigten Zwecke geeignet machte. Zur Ausführung der Sache bedurfte man aber eines Propheten, einer angeblichen Offenbarung und eines mit dem Schimmer der Heiligkeit umgebenen Eingeweihten, der die Gaukelei leiten und die gewünschte Deutung geben konnte. Die Rolle des Propheten übernahm Ptolemäus selbst, als Offenbarung ward ein erdichteter Traum gebraucht und für die nöthigen Wunder sorgte Timotheus, ein Priester aus der alten athenischen Familie der Eumolpiden, in welcher die Priesterschaft der eleusinischen Mysterien von jeher erblich gewesen war. Ptolemäus ließ einen prachtvollen Tempel, das nachherige

Serapeum, erbauen, indem er erklärte, er wisse noch nicht, welcher Gottheit er ihn widmen solle. Bald darauf versicherte er, im Traume die Erscheinung eines Gottes gehabt zu haben, der ihm geboten habe, sein Bildniß aus Asien zu holen. Jetzt kam die Reihe an den Eumolpiden. Timotheus erklärte, dieser Gott sei in Sinope zu finden. Er selbst wurde sodann auf einem aegyptischen Schiffe abgesandt, um den Gott von dort zu holen. Die Sinopeer wollten aber ihren Gott nicht hergeben und die Sache zog sich dadurch drei Jahre lang hin. Endlich ward jedoch der Gott ungeduldig, ging selbst aufs Schiff und eilte im Fluge nach Alexandria. Das ganze Volk jubelte und zog mit dem Könige in feierlicher Procession dem neuen Gotte entgegen, der aber natürlich das von ihm in Sinope vollbrachte Wunder nicht wiederholte.

Neben der Verschmelzung des Griechischen und Orientalischen bildet die Richtung auf äußere Zwecke und die Beziehung aller geistigen Bestrebungen auf das Nützliche und Zierliche den Haupt-Charakter der Herrschaft der drei ersten Ptolemäer, sowie des alexandrinischen Wesens und Treibens überhaupt, welches unter ihnen entstand und nicht blos in Aegypten, sondern in der gesammten griechischen Welt herrschend ward. Die ersten Ptolemäer besaßen alle nöthigen äußeren Mittel, um auf diese Weise die im Geist der Zeit liegende Richtung zu entwickeln und Alexandria zum Angelpunkte derselben zu machen. Die in den Schriften des Alterthums enthaltene Zahl der Städte, welche diesen Herrschern unterworfen waren, ist zwar übertrieben, allein es ist doch gewiß, daß fast alle Küsten, Inseln und Seeplätze des östlichen Mittelmeeres und des arabischen Meerbusens dem zweiten Ptolemäer während einer langen und meist friedlichen Regierung entweder gehorchten oder doch unter seinem Einfluß standen, und daß Ptolemäus Evergetes durch Krieg und Eroberungen dasjenige vollendete, was seine beiden Vorgänger im Frieden begonnen hatten. Die ersten Ptolemäer geboten also über ein Reich, welches die bevölkertsten Länder und die eigentliche Kornkammer der alten Welt enthielt, den Handel mit den kostbarsten und wichtigsten Waaren besaß und im Vergleich mit anderen damaligen Reichen am besten regiert wurde. Ein solches Reich mußte unermeßliche Reichthümer besitzen und seinen Beherrschern die größten Mittel an die Hand geben. Mag daher auch in den Worten eines späteren griechischen Geschichtschreibers, welcher dem zweiten Ptolemäer einen Schatz von 2000 Millionen Gulden oder 1100 Millionen Thaler zuschreibt, große Uebertreibung liegen, da weder der Groß-Mogul noch der chinesische Kaiser je eine solche Summe in baarem Gelde besessen hat: so bleiben doch andere zuverlässigere Angaben übrig, die uns beweisen, daß der Reichthum der ersten Ptolemäer außerordentlich groß war. Ptolemäus III. brachte, wie oben

berichtet worden ist, allein von seinem asiatischen Eroberungszuge eine erstaunliche Menge von edlem Metall und baarem Gelde nach Aegypten. Es haben sich ferner Beschreibungen von einzelnen Pracht-Aufzügen in Alexandria erhalten, welche uns einen Reichthum an kostbaren Geräthschaften und Statuen zeigen, der keinen Zweifel übrig läßt, daß damals in Aegypten ein Vorrath von edlem Metall aufgehäuft lag, wie man ihn in keinem Lande unserer Zeit beisammen findet.

Man würde einen solchen Reichthum unbegreiflich finden, wenn man dabei nicht in Anschlag brächte, daß zu jener Zeit die Länder des Ostens fast alle edlen Metalle besaßen und daß diese selbst aus Europa immer wieder dahin zurückflossen. Außerdem muß man aber auch bedenken, daß damals der Reichthum, welcher jetzt unter Millionen vertheilt ist, in den Händen weniger Tausende war, denen Millionen von Sklaven gehorchten. Diese verrichteten alle die Geschäfte, welchen der wohlhabende Mittelstand unserer Zeit seinen Reichthum verdankt und verschafften also einer kleinen Zahl von Menschen Schätze, deren Größe uns in Erstaunen setzt. Die Hauptquellen des ungeheuren Reichthums der Ptolemäer waren die Fruchtbarkeit und der blühende Anbau des Landes und der von ihnen auf jede Weise beförderte Handel. Welche Bedeutung der Handel den Staaten gibt, lehrt das Beispiel der Niederlande im 17. Jahrhundert, sowie das heutige England; im Orient aber, wo der Handel stets mehr oder weniger der Raubgier preisgegeben ist, blüht er schon dann sehr, wenn, wie im Reich der Ptolemäer, nur mäßige Contributionen gefordert werden. Daß damals der Welthandel über Aegypten gehen mußte, zeigt schon ein einziger Blick auf die Karte. Das innere Asien und Afrika sandte den Aegyptern ihre Waaren zu Lande, Arabien und Indien standen mit ihnen durch das rothe Meer in Verbindung. Die Ptolemäer hatten in Asien nicht nur einen Theil von Syrien besetzt, sondern ihr Arm reichte auch bis nach Palmyra und unter Evergetes sogar noch weiter. Sie führten den von Necho begonnenen Kanal aus, welcher den Nil mit dem rothen Meere verband, legten im südlichen Theile dieses Meerbusens zwei Häfen an und sorgten für den Transport der Waaren von denselben zum Nil. Sie stellten ferner den alten Handelsverkehr mit dem Innern von Afrika nicht nur wieder her, sondern belebten und erweiterten ihn auch durch ihre Kriegszüge und Tempelfeste. Endlich besetzten sie auch goldreiche Gegenden, welche in größerer oder geringerer Entfernung von Aegypten lagen.

Ein großer Theil der ungeheuren Schätze, welche den Ptolemäern zuflossen, wurde, der Richtung und dem herrschenden Charakter des Lebens ihrer Zeit gemäß, zu orientalischem, mit griechischer Kunst

gepaartem Pompe verschwendet. Die königlichen Schätze kamen dadurch ebenso den Künsten und Gewerben der alexandrinischen Zeit zu Statten, wie unter den Pharaonen der ganze Reichthum Aegyptens von denen der Urzeit in Anspruch genommen worden war. Von dem Glanz der ptolemäischen Herrschaft und von der Art, wie zu Alexandria der Luxus mit der Förderung der Gewerbe in Verbindung gebracht und durch Kunst und Wissenschaft geschmackvoll gemacht wurde, gibt die Beschreibung des Festes, welches Ptolemäus Soter zur Feier des Regierungs-Antritts seines Sohnes veranstaltete, den besten Begriff. Solche Feste dienten den Ptolemäern dazu, aller Welt den Glanz und Reichthum ihrer Herrschaft zu zeigen, und sie waren zugleich, wie das Jubiläum im neueren Rom, für den Handel von Alexandria und den königlichen Schatz nicht wenig einträglich, da Fremde aus allen Gegenden der Erde als Zuschauer herbeiströmten. Eine ausführliche Beschreibung jener Festlichkeit, die wir mit einem modernen Ausdruck das Krönungsfest des Ptolemäus Philadelphus nennen können, würde uns zu weit führen, wir heben nur einige wenige Züge hervor. Zuerst ist zu bemerken, daß zu diesem Feste, wie überall im Alterthum, wenn es galt den Reichthum des Staates zu zeigen, nicht blos die Tempel, sondern auch Privatleute ihre goldenen und silbernen Kostbarkeiten herliehen. Außerdem wurden Ptolemäus Philadelphus, sein Vater und seine Mutter von den Städten des Reiches mit so vielen goldenen Kränzen beschenkt, daß das darauf verwendete Geld sechs bis sieben Millionen Gulden (4,700,000 Thaler) betragen haben soll. Die königliche Familie veranstaltete dafür ihren Unterthanen öffentliche Spiele, die gleich den olympischen fünf Tage dauerten und bei welchen die kostbarsten Geschenke unter die Sieger vertheilt wurden. Wir sehen also, daß damals die Gewerbsthätigkeit und das Vermögen eines ganzen Volkes ebenso den Königen diente, wie ehemals den Priestern. Außerdem zeigt die große Menge und Mannigfaltigkeit der beim Feste zur Schau getragenen Bildwerke, künstlichen Geräthschaften u. dgl. m., wie sehr unter den Ptolemäern die Künste und Gewerbe nicht allein in Blüthe standen, sondern auch durch die freie Thätigkeit, welche an die Stelle des uralten Kasten-Zwangs trat, belebt wurden. Namentlich bezeichnen die Automaten oder sich selbst bewegenden Figuren die neu beginnende Periode der mechanischen Künste. Zuerst erschien nämlich in dem festlichen Aufzuge eine 12 Fuß hohe Frauen-Statue, welche auf einem Wagen saß, von Zeit zu Zeit aufstand, Milch aus einer goldenen Schaale goß und sich dann wieder niedersetzte. Auf einem anderen Wagen befand sich eine mit Epheu bedeckte Grotte, welche ebenfalls ein Maschinenwerk in ihrem Innern gehabt zu haben scheint; denn es flogen nicht nur lebendige

Tauben aus derselben, sondern sie enthielt auch Quellen von Milch und Wein, welche durch irgend einen Mechanismus hervorgetrieben wurden. Endlich kamen bei diesem Krönungszuge auch kostbar gekleidete und mit goldenen Kränzen geschmückte Statuen von Nymphen vor, welche gleichfalls durch eine künstliche Einrichtung in Bewegung gesetzt worden zu sein scheinen. Außer den Automaten und den mannigfaltigen kostbaren Geräthschaften und Bildwerken sind auch noch die Thiere bemerkenswerth, welche bei jenem Feste dem Publikum zur Schau dienten; denn sie zeigen, wie groß damals die Curiositäten-Liebhaberei und das Bedürfniß des Wechsels in den Genüssen war, und welch bedeutenden Einfluß dies auf die Wissenschaft der Naturgeschichte haben mußte. Es ward bei dem Zuge eine ganze Sammlung von seltenen fremden Thieren vorgeführt, welche Ptolemäus Soter zusammengebracht hatte: 2000 Hunde von allen möglichen Racen, von den indischen bis zu den molossischen, Schafe und Stiere von verschiedenen Racen, 14 Leoparden, 20 Panther, vier Luchse, ein Kamelopard, ein Rhinoceros und ein weißer Bär; außerdem wurden von 150 Männern Bäume getragen, an welchen seltene Vögel angefesselt waren, sowie Käfige mit Papageien, Pfauen, Perlhühnern, Fasanen und aethiopischem Geflügel.

Die Zeit der Ptolemäer war recht eigentlich eine Zeit der Industrie, und die Verbindung des griechischen Wesens mit dem aegyptischen mußte die Entwickelung der Gewerbe bei einem Volke sehr befördern, dem zwar der regsame, rastlos fortschreitende Sinn der Europäer nicht eigen war, welches aber dafür Gehorsam und Emsigkeit gewissermaßen als uraltes Erbtheil besaß und in seiner gewohnten Weise geduldig fortlebte, wenn es nur nicht zu sehr gequält ward. Alles, was dasselbe vor Alters durch den ihm zur anderen Natur gewordenen Zwang des Kasten-Wesens getrieben hatte, ward auch jetzt auf gleiche Weise fortgesetzt, da der Kastengeist fast jeden selbst dann noch bei der Beschäftigung seines Vaters zurückhielt, als die Strenge des Gesetzes ihn nicht mehr dazu nöthigte. Griechischer Geist drang aber jetzt in den todten Mechanismus des alt-aegyptischen Treibens und gab ihm neues Leben. Dabei dauerten jedoch die alten Beschäftigungen und Gewohnheiten, an denen die Aegypter mit einer bei allen übrigen Völkern ungewohnten Zähigkeit hingen, wie die Errichtung von Gebäuden, deren Wände mit Hieroglyphen geschmückt wurden, das Einbalsamiren der Todten u. s. w. fort. Sogar die Ptolemäer selbst ließen Tempel im alten Styl erbauen und in der aegyptischen Manier verzieren. Während so auf der einen Seite das alt-Aegyptische bestehen blieb und das Griechische immer mehr in den Charakter desselben überging, erhielten dagegen die mathematischen und mechanischen Wissenschaften

der Griechen durch die Ptolemäer erst ihre ganze Bedeutung und wurden durch sie vollständig in das Leben eingeführt. Dies zeigt sich am deutlichsten in den Werken, welche die Ptolemäer in Alexandria ausführen ließen und in ihrem Seewesen.

In Beziehung auf die Stadt Alexandria, ihre Häfen, Straßen, Kanäle, Wasserleitungen und Gebäude mögen hier einige wenige Andeutungen über die Sorge, welche die Ptolemäer für ihre Hauptstadt trugen, Platz finden. In dem oben erwähnten Stadtviertel Bruchium allein befanden sich z. B. außer den Tempeln folgende zum Theil sehr große öffentliche Gebäude und Anlagen: der ungeheure Königspalast, das ebenfalls sehr ausgedehnte, für gelehrte Zwecke bestimmte Museum, das prachtvolle Sema, in welchem Alexander's des Großen Leiche ruhte, ein Theater, ein Gymnasium, eine Reitschule, das unter der römischen Herrschaft zu Gerichtssitzungen bestimmte Forum und ein Amphitheater. Zu den großartigsten Werken von Alexandria gehörte das sogenannte Heptastadion, ein mehr als eine Viertelstunde langer Felsendamm, welcher die vor dem Haupthafen gelegene Insel Pharus mit dem festen Lande verband und jetzt zu einer breiten Landenge geworden ist. Zwei Bauwerke verdienen eine ausführliche Beschreibung, weil sie für das Leben und diejenige Art von Thätigkeit, welche in jener Zeit vorzugsweise Aufmunterung fand, vor andern bedeutend sind, der Leuchtthurm und das Museum. Jener war das wichtigste zur Bequemlichkeit des Handels errichtete Werk, dieses dagegen gehört derjenigen Art Wissenschaft an, welche unter dem Schutze aufgeklärter Regenten zu blühen pflegt und durch die Ptolemäer im höchsten Grade befördert ward. Der Leuchtthurm wurde von Ptolemäus Soter auf der erwähnten Insel Pharus errichtet und erhielt nicht nur selbst den Namen Pharus, sondern gab auch, als der erste in der Weltgeschichte vorkommende Leuchtthurm, die Veranlassung, daß diese Benennung in einige neueren Sprachen übergegangen ist. Er ward von dem Baumeister Sostratus aus Knidus, der damit seinen Ruhm gründete, aufgeführt und wegen seiner Größe und Schönheit im Alterthum so sehr bewundert, daß man ihn später den sieben Wunderwerken der Welt beizählte. Er stand auf einem Felsen, welcher mit dicken Mauern bekleidet war und hatte eine sehr bedeutende Höhe. Diese wird bis auf 300 Ellen angegeben und die im obersten Stockwerk brennende Lampe soll schon in einer Entfernung von achthalb deutschen Meilen sichtbar gewesen sein. Die Richtigkeit der letzteren Angabe ist aus optischen Gründen zu bezweifeln; auch jene Höhen-Angabe, nach welcher dieses Gebäude selbst die höchste Pyramide übertroffen haben würde, ist wahrscheinlich übertrieben. Ebenso mag es sich mit der Summe von vierthalb Millionen Gulden

oder fast zwei Millionen Thalern verhalten, welche der Bau gekostet haben soll. Merkwürdiger, als diese Summe, erscheint die Zeit von nur 12 Jahren, welche die Errichtung dieses großen Werkes erforderte, wenn man nämlich daran denkt, wie lange der Bau unserer Kirchen und Thürme gewöhnlich gedauert hat.

Das Museum, ein Werk des Ptolemäus Philadelphus, war eine für blos gelehrte Zwecke bestimmte Anlage und schloß sich an die großen Gebäude des königlichen Palastes an. Im Museum war die Bibliothek aufgestellt, welche Ptolemäus Soter angelegt hatte und die sein Sohn sehr bedeutend vermehrte. Außer den für diese bestimmten Räumen befanden sich daselbst alle möglichen Einrichtungen für gelehrte Zwecke, so daß man die ganze Anstalt geradezu eine Universität und eine Akademie der Wissenschaften nennen kann. Ein Theil des Gebäudes war zu Wohnungen und Speisesälen von Gelehrten eingerichtet, andere Zimmer und Säle zum Lehren und Vorlesen bestimmt, noch andere endlich für die Abschreiber der Bücher, sowie für diejenigen Leute, welche mit unseren Buchbindern verglichen werden können; denn im Alterthum pflegte man für das Zusammenleimen der Blätter und ihre Einrichtung zu der Form von Rollen, welche damals die Bücher hatten, eigene Leute in den Bibliotheken zu halten. Außer den vielen Räumlichkeiten, welche für alle diese Zwecke in dem Gebäude eingerichtet waren, hatte man bei demselben auch noch Säulenhallen und Gartenanlagen angebracht, weil bei den Griechen der Unterricht der Gelehrten, an welchem Männer jedes Alters Antheil nahmen, mehr in freier Unterhaltung als in eigentlichen Vorlesungen bestand und die Lehrer daher ihre Vorträge meistens so hielten, daß sie dabei mit ihren Schülern auf- und abgingen. Nach allem Angegebenen nahm das Museum einen sehr großen Raum ein und eine bedeutende Zahl von Menschen wohnte in demselben oder war wenigstens den Tag über dort beschäftigt.

Was das Seewesen und den Schiffsbau betrifft, so besaß Aegypten unter den Ptolemäern neben Rhodus, Phönicien und der Nordküste von Kleinasien, die vorzüglichsten Werften im ganzen Osten des mittelländischen Meeres. Wie ausgebreitet aber damals der Seehandel Aegyptens war, kann daraus ermessen werden, daß Ptolemäus II., welcher, gleich den ersten Regenten aus dem florentinischen Hause Medici, für seine eigene Rechnung Handel treiben ließ, zu diesem Zwecke über 4000 Kauffahrer besaß. Mit der Regierung ebendesselben Königs begann aber auch die Thorheit, ungeheure Schiffe zu erbauen, welche nicht zum Gebrauche dienten, sondern blos das Staunen der Welt erregen und einen hohen Begriff von dem Reichthum und Glanz des ptolemäischen Hofes geben sollten. Ptolemäus II. selbst baute schon

solche Prachtschiffe, welche 30 Ruderbänke hatten, während sonst die für den wirklichen Gebrauch dienenden Fahrzeuge gewöhnlich nicht über fünf oder höchstens sieben Reihen von Ruderern enthielten. Der König Hiero II. von Syrakus, welcher mit dem zweiten Ptolemäer in einem sehr freundlichen Verhältniß stand, glaubte demselben seine Aufmerksamkeit nicht besser beweisen zu können, als durch die Uebersendung eines prachtvollen Riesenschiffes. Dieses Schiff, welches glücklich von Syrakus nach Aegypten gelangte, mußte in zwei Stücken gebaut werden, weil man damals die Einrichtung unserer Docks noch nicht kannte. Man baute zuerst die eine Hälfte, ließ diese hierauf ins Meer und fügte dann die andere hinzu. Die Verlegenheit, in der man sich befand, eine solche Hälfte fortzubewegen, soll die Veranlassung gegeben haben, daß Archimedes, der größte Mathematiker des Alterthums, die sogenannte Schraube ohne Ende erfand, welche bis auf den heutigen Tag bei den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens häufig gebraucht wird. Das Schiff hatte 20 Ruderbänke und enthielt bei seinem ungeheuren Umfang nicht weniger als 47 Hauptzimmer, viele Säle, Vorrathskammern, Küchen, Mühlen und andere dergleichen Räume, einen Fischteich, einen Behälter mit 466 Ohm Trinkwasser, acht Thürme mit Wurfmaschinen, sowie Enterhaken an den Mastbäumen und andere kriegerischen Einrichtungen. Unter den Wurfmaschinen befand sich eine, welche Balken von 20 Fuß Länge und Steine von 125 Pfund Schwere 125 Schritte weit schleuderte. Auch bei diesem Theile des Werkes mußte Archimedes seine mechanische Erfindsamkeit anwenden. Das Schiff zeichnete sich endlich noch durch seine außerordentliche Pracht aus: einzelne Zimmer waren mit den kostbarsten Steinen und Holzarten ausgelegt oder getäfelt; noch größer war der Reichthum an Gemälden und Statuen, mit denen das Verdeck und die Säle ausgeschmückt waren; außerdem war nicht nur für ein Studierzimmer mit einer Bibliothek, für Bade-Einrichtung und sonstige Unterhaltungen gesorgt, sondern es befanden sich sogar auf dem Verdeck Spaziergänge, Epheu- und Weinlauben und viele Zierpflanzen. Dieses Riesengebäude suchte der vierte Ptolemäer durch die Erbauung eines Schiffes mit noch einmal so vielen Ruderbänken zu übertreffen. So entstand freilich das größte Schiff, welches jemals erbaut worden ist, dieses war aber in der That kein eigentliches Fahrzeug, sondern ein großes Gebäude in der Form eines Schiffes. Wie wäre dies auch anders möglich gewesen, da außer der Schiffsmannschaft 3000 gerüstete Krieger in demselben Platz fanden und nicht weniger als 300 Matrosen und 4000 Ruderknechte erfordert wurden, um es in Bewegung zu setzen!

Auch diese riesenmäßigen Schiffe weisen uns darauf hin, daß zur

Zeit der Ptolemäer einerseits die Gewerbe und solche Wissenschaften, welche denselben zu Statten kamen, mehr als je zuvor begünstigt wurden und daß andererseits Alles, selbst die ernsteren Künste, dem Glanze und der Eitelkeit der Herrscher dienen mußten. Die Höfe waren überhaupt damals der eigentliche Mittelpunkt des Lebens in allen seinen Beziehungen. Daher war dies auch die erste Zeit, in welcher die Fortschritte des Alterthums zu höherem Luxus durch die Kreise eines Hofes hervorgerufen wurden und ganz besonders von den Damen dieser Kreise ausgingen. In Aegypten erfand und verfertigte man damals die meisten Luxus-Artikel, welche Bedürfniß der Zeit waren. Nur Pergamum und die Frauen des dortigen Hofes wetteiferten später hierin mit Alexandria und den aegyptischen Prinzessinnen. Besonders berühmt waren die alexandrinischen Salben oder Parfümerieen, welche von der Gemahlin des Ptolemäus Soter, Berenike, und von ihrer Tochter Arsinoë, der Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, erfunden und in Mode gebracht wurden. Diese Salben waren ebenso sehr gesucht, als das Rosenöl von Cyrene, welches damals ebenfalls durch eine Fürstin, die Tochter des Magas, seinen größten Ruhm erhielt, oder als im folgenden Jahrhundert ähnliche Luxus-Artikel, welche durch die Gemahlin des pergamenischen Königs Eumenes II. in Aufnahme kamen.

Der Geist jener Zeit und der orientalische Charakter, welcher damals überwiegend in das griechische Wesen eindrang, lassen sich auch an der in Alexandria zur Mode gewordenen Musik erkennen. Die Ptolemäer suchten die griechische und orientalische Musik zu vereinigen, der geräuschvolle Charakter der Letzteren ward aber dabei vorherrschend. Dazu trug die Schmeichelei viel, der Zufall das Meiste bei. Die stürmischen Päane oder Jubelgesänge, welche in Athen auf Demetrius Poliorketes, in Rhodus auf Ptolemäus Soter als Gottheiten gedichtet und in Musik gesetzt worden waren, wurden unter den Griechen ebenso Modegesang, wie bei uns rauschende Opern. Als der Gesang diesen Charakter angenommen hatte, wurde in Folge davon nicht nur die Begleitung desselben durch Instrumente zusammengesetzter, sondern es ward damals auch zum ersten Male bei den Griechen die Instrumentalmusik von der Vokalmusik getrennt. Während ferner manche Instrumente, wie zur Zeit des dritten Ptolemäus die Wasserorgeln, neu erfunden wurden, kamen andere, die den Griechen bisher unbekannt geblieben waren, aus dem Orient zu ihnen und übten einen fördernden Einfluß auf die Richtung aus, welche die griechische Musik in Syrien und Aegypten erhalten hatte. Diese war und blieb, wie das ganze Leben jener Zeit, ein sonderbares Gemisch vom syrischem, aegyptischem und griechischem Wesen.

Gehen wir zuletzt noch zu der merkwürdigsten Seite des alexandrinischen Lebens, dem gelehrten Treiben, über, so finden wir, daß auch hierbei der orientalische Charakter in das Griechische aufgenommen und Glanz, Eitelkeit, Unterhaltungssucht und bloßer Sinn für das Aeußere, Brauchbare und Elegante herrschend wurden. Die Beschäftigung mit geistigen Dingen ward damals eine Liebhaberei und Ergötzlichkeit, eine Sache der Mode und des Prunkes, die Wissenschaft aber wurde in demselben Grade, wie sie ihr eigentliches höheres Ziel verlor, theils in bloße Gelehrsamkeit umgewandelt, theils zur Dienerin äußerer Zwecke herabgewürdigt. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Einrichtung der Anstalt des Museums. Das Museum war, dem ganzen Charakter des alexandrinischen Lebens nach, für die damalige Hauptstadt von Aegypten eine ebenso unentbehrliche Sache, als der prachtvolle Königspalast, das Theater, die Ring- und Reitschule, oder als der Pharus und die andern Bauten für das Seewesen; denn es diente, wie alle diese Anstalten, einem Hauptbedürfnisse der Zeit und gehörte zum Glanze der königlichen Residenz. Schon Ptolemäus Soter hatte Sorge getragen, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Alexandria ihren Hauptsitz erhielten, und der für die athenische Geschichte so wichtige Demetrius Phalereus erlangte zum zweiten Male eine große Bedeutung dadurch, daß er ihm dabei behülflich war. Dieser Gelehrte war nach seiner Vertreibung aus Athen zuerst zu Kassander und bei dessen Tode nach Aegypten geflüchtet, er fand bei Ptolemäus Soter freundliche Aufnahme und erhielt einen sehr großen Einfluß auf diesen König. Er nahm insbesondere an den Bemühungen desselben um Wissenschaft und Kunst einen so thätigen Antheil, daß ihm die erste Einrichtung des alexandrinischen Gelehrtenwesens zuzuschreiben ist. Ptolemäus Soter ließ auch viele Bücher sammeln und Demetrius leitete die Anschaffung derselben. An der Einrichtung des Museums aber und besonders der Bibliothek desselben hat er nicht Theil genommen; denn diese gehört ganz dem zweiten Ptolemäer an, der den Demetrius gleich nach dem Tode seines Vaters verbannte, weil derselbe früher bemüht gewesen war, dem erstgebornen Sohn des Soter die Nachfolge zu verschaffen.

Die Büchersammlung des ersten Ptolemäers wurde von Philadelphus in das Museum verlegt und hier sehr bedeutend vermehrt. Aus allen Winkeln von Griechenland ließ Philadelphus Bücher zusammensuchen und beständig war eine große Zahl von Leuten im Museum selbst beschäftigt, die wichtigsten Schriften aller Zeiten für die Bibliothek abzuschreiben. Dies ist der Anfang der berühmten alexandrinischen Bibliothek. Sie ward unter den folgenden Ptolemäern fortwährend vermehrt, verbrannte aber zu Julius Cäsar's Zeit, mit Ausnahme eines Theiles, welcher im Museum keinen Raum mehr

gefunden hatte und daher in anderen Gebäuden aufgestellt worden war. Auch dieser Rest ward in späteren Zeiten durch das Feuer vernichtet. Nicht nur griechische Werke ließen die Ptolemäer sammeln, sondern auch die Schriften anderer Völker; denn die Bibliothek sollte die Litteratur der ganzen Welt enthalten. Unter Philadelphus wurden namentlich auch die Schriften der Juden übersetzt, um der großen Sammlung einverleibt zu werden; man hatte aber bei dieser Uebersetzung noch einen andern Zweck im Auge, nämlich den Juden, welche unter den Griechen in Aegypten zerstreut lebten und größtentheils das Hebräische nicht mehr verstanden, ihre heiligen Bücher zugänglich zu machen. Dadurch erhielt die damals in die Bibliothek des Museums aufgenommene griechische Uebersetzung des alten Testaments, welche heut' zu Tage den Namen der Septuaginta führt, eine große Bedeutung für die zu halben Griechen gewordenen Juden in Alexandria und anderen Handelsstädten und es erklärt sich daraus sehr leicht, wie über die Entstehung dieser Uebersetzung die sonderbarsten Fabeln entstehen konnten. Es heißt nämlich, man habe in Alexandria 72 jüdische Gelehrte zu gleicher Zeit das alte Testament übersetzen lassen und ungeachtet diese sich ihre Arbeit nicht hätten mittheilen können, wären doch durch ein göttliches Wunder alle Uebersetzungen völlig gleichlautend ausgefallen.

Die Einrichtung des Museums ist bereits oben beschrieben worden, es bedarf daher nur noch einiger Worte über das gelehrte Treiben in dieser Anstalt. Wie viele Gelehrte in derselben ihren Wohnsitz hatten, ist ebensowenig bekannt, als die eigentliche Verwaltung und Beschaffenheit dieser Anstalt im Einzelnen. Wir wissen nur, daß das Museum seine festen, auf bestimmten Gütern beruhenden Einkünfte hatte und daß ein Vorsteher das Ganze leitete. Für den Charakter des wissenschaftlichen Treibens ist es bezeichnend, daß die in das Museum aufgenommenen Gelehrten ebenso den Ausdruck „vom Museum" zu ihrem Namen zu setzen pflegten, wie heut zu Tage die Worte „Mitglied der Akademie der Wissenschaften, de l'Institut" u. dgl. m. gebraucht werden. Uebrigens erhielt sich die Anstalt des Museums noch weit über das Ende der ptolemäischen Herrschaft hinaus; einige römische Kaiser, wie Claudius und Hadrian, sorgten sogar durch neue Stiftungen für die Erweiterung desselben. Schon unter den letzten Ptolemäern aber war das Museum ebenso ganz und gar in den aegyptischen Charakter übergegangen, wie auch die griechisch-aegyptische Religion im Verlauf der Zeit immer mehr die Farben der alt-aegyptischen annahm und die Ptolemäer selbst immer mehr die Rolle alt-aegyptischer Könige spielten. Während nämlich in der früheren Zeit die Directoren des Museums zu den ersten Gelehrten gehörten, standen zur Zeit von Christi Geburt,

wo alle Wissenschaft in Aegypten wieder priesterlich geworden war, Priester an der Spitze dieser Anstalt. Ganz natürlich, die Ueppigkeit des Hofes, der ächt aegyptische Gottesdienst und das alte Priesterwesen paßten vortrefflich zusammen. Die Priester wurden daher vom Hofe nicht allein geschützt, sondern auch auf jede Weise emporgehoben, wofür sie ihrerseits den Königen eine ebenso große Verehrung gewährten, als ihren Tempelgötzen. Das Museum wurde dadurch den alten aegyptischen Tempeln, in welchem die Priester ebenfalls zu einer Art von Gelehrten-Staat vereinigt gewesen waren, immer mehr ähnlich; wahrscheinlich hatten diese auch schon bei seiner Stiftung zum Muster gedient. Uebrigens konnte die ganze Anstalt, selbst noch ehe sie auf diese Weise ausartete, niemals einen gesunden Einfluß auf die Bildung und Cultur ausüben; denn sie war von Anfang an gleichsam nur ein Treibhaus der Litteratur und nicht mit Unrecht hat ein witziger und spottsüchtiger Schriftsteller, welcher zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus lebte, die in das Museum aufgenommenen Gelehrten mit den Vögeln einer Vogelhecke oder den Thieren einer königlichen Menagerie verglichen.

6. Geschichte Macedoniens und Griechenlands von Antigonus Gonatas bis zur Zeit des Aratus.

Während durch die Gründung und das Aufblühen der griechischen Reiche in Afrika und Asien griechisches Wesen in andere Welttheile versetzt worden zu sein schien, blieb es gleichwohl im eigentlichen Griechenland in seiner Eigenthümlichkeit ungebrochen bestehen. Es nahm zwar dort ebenfalls den allgemeinen Charakter der Zeit an, entwickelte sich dabei aber auf seine besondere, von dem Ptolemäischen, Seleucidischen und Pergamenischen verschiedene Weise. Die europäischen Griechen stießen das asiatische Element, das ihnen seit Alexander's Tod beigemischt worden war, wieder völlig von sich aus und kamen in ein solches Verhältniß zu einander und zu den sie umgebenden Königreichen, daß dadurch unter ihnen Nacheiferung erregt, ein steter Kampf erweckt und der Contrast der Freiheit und Abhängigkeit in seiner vollen Bedeutsamkeit erhalten ward. Dies wird aus der nachfolgenden Uebersicht der griechischen und macedonischen Geschichte von selbst hervorgehen.

Als Demetrius Poliorketes durch seine tolle letzte Unternehmung Alles verloren hatte, trat im europäischen Griechenland ein Verhältniß ein, welches einerseits den räuberischen Aetolern, andererseits den Bewohnern von Achaja, welche bis dahin ganz im Hintergrunde gestanden hatten, nach und nach eine überwiegende Bedeutung verschaffte. Während nämlich die übrigen Kantone Griechenlands größtentheils ent-

weder dem Antigonus Gonatas, dem Sohne und Erben des Demetrius Poliorketes, oder einzelnen Tyrannen unterworfen waren, hatten die Aetoler beständig ihre Freiheit behauptet und waren das einzige griechische Volk, welches seine Selbstständigkeit nicht durch Soldtruppen, sondern durch die Waffen der Bürger schützte. Die achäischen Städte ihrerseits machten sich theils während des Kampfes, den Antigonus um den macedonischen Thron führte, theils nachher vom fremden Joche frei. Antigonus war bald nach dem gallischen Kriege König von Macedonien geworden (276 v. Chr.). Er hatte jedoch den macedonischen Thron kaum in Besitz genommen und durch seine Verbindung mit Nikomedes I. von Bithynien den Sohn des Seleukus Nikator genöthigt, seinen Ansprüchen an jenes Reich zu entsagen, als ein neuer Nebenbuhler gegen ihn auftrat. Dies war der König Pyrrhus von Epirus, welcher seinem bis dahin unwichtigen Volke eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß dasselbe kurze Zeit mit Macedonien um den Besitz von Griechenland zu streiten vermochte. Hier ist daher auch die passendste Stelle, auf die Epiroten und ihre frühere Geschichte einen Blick zu werfen.

Die Epiroten waren ihrer Abstammung nach nur eine halbgriechische Nation. Sie bestanden nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren Völkerschaften, gerade wie noch heutiges Tages ebendieselben Gebirgsgegenden von verschiedenen, unter sich feindlichen Stämmen bewohnt werden, welche jedoch, wie die des alten Epirus, in dem ganzen Charakter ihrer Lebensweise mit einander übereinstimmen. Die wichtigsten älteren epirotischen Völkerschaften waren die Chaonier, die Thesprotier und die Molosser. Die Letzteren wurden das herrschende Volk und mit dem von ihnen erlangten Uebergewicht über die anderen beginnt die eigentliche Geschichte von Epirus. In den späteren Schriften der Griechen findet sich zwar eine bis in die mythischen Zeiten hinaufgehende Reihenfolge der molössischen oder, wie sie vorzugsweise genannt werden, epirotischen Könige; es ist aber kaum zu bezweifeln, daß diese Genealogie erst zur Zeit des Königs Pyrrhus entstanden ist. Höchst wahrscheinlich haben nämlich damals einige schmeichlerische Schriftsteller die zufällige Aehnlichkeit, welche zwischen den Namen mythischer Personen und denen des Pyrrhus und seiner nächsten Vorgänger bestand, mit einer älteren Sage in Verbindung gebracht, um das Geschlecht der Epiroten-Könige auf griechische Heroen und Götter zurückzuführen. So wurde einerseits Pyrrhus oder Neoptolemus, Achilles Sohn, der sich in Epirus niedergelassen haben soll, zum Stammvater der epirotischen Könige gemacht, andererseits aber das Geschlecht derselben durch Neoptolemus Gemahlin Lanassa, eine Tochter des Herakliden Kleodäus, auf Herkules zurückgeleitet. In

Folge dieser erdichteten Genealogie der Könige von Epirus hat man denselben auch nach Achilles Großvater Aeakus den Namen der Aeaciden gegeben.

Ungeachtet ihrer vorgeblichen göttlichen Abkunft blieben diese Beherrscher von Epirus doch, nach ebendenselben Schriftstellern, bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. Barbaren. Erst Tharytas oder Tharymbas, der Sohn jenes Admetus, der dem verfolgten Themistokles Aufnahme und Schutz gewährte, fing an, eigentliche Cultur und griechische Sitten im Lande einzuführen. Tharytas Nachfolger, Alcetas I., theilte bei seinem Tode (gegen 380 v. Chr.) das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Neoptolemus und Arybas. Der Erstere starb bald nach des Vaters Tode und da seine hinterlassenen Kinder noch minderjährig waren, so benutzte Arybas diesen Umstand, um sich der Herrschaft über das Ganze zu bemächtigen. Er gerieth darüber mit Philipp II. von Macedonien, dessen Gemahlin Olympias eine Tochter des Neoptolemus war, in Krieg und als er starb, wurde sein Sohn Aeacidas durch den Bruder der Olympias, Alexander I., mit Hülfe Philipp's verdrängt (342 v. Chr.). Alexander I., welcher sich mit seiner Nichte Kleopatra, der Schwester Alexander's des Großen, vermählte, ließ sich durch ein Hülfegesuch der Tarentiner bewegen, auf Eroberungen in Unteritalien auszuziehen und verlor daselbst sein Leben. Sein Vetter Aeacidas erhielt darauf den Thron. Dieser heirathete die Tochter des thessalischen Feldherrn Menon und hatte den nachher so berühmt gewordenen Pyrrhus zum Sohne, sowie Deidamia, eine der Gemahlinnen des Demetrius Poliorketes, zur Tochter. Aeacidas nahm sich, nach dem Tode des macedonischen Reichsverwesers Antipater, der Olympias und ihres Enkels gegen Kassander und Eurydike an, weil Olympias seine Tochter, welche damals noch ein Kind war, mit ihrem Enkel verlobt hatte. Die Zurückführung der Olympias nach Macedonien kostete ihm aber den Thron; denn Kassander unterstützte, sobald er Herr von Macedonien geworden war, die den Nachkommen des Neoptolemus gewogene Partei in Epirus, durch welche dann Aeacidas vertrieben wurde.

Bei dieser Gelegenheit ward des Aeacidas Sohn Pyrrhus, welcher damals erst zwei Jahre alt war, nur mit Mühe vor der Wuth der Gegner gerettet. Einige Freunde des vertriebenen Königs nahmen sich des Kindes an und brachten es unter großen Gefahren zu dem illyrischen Fürsten Glaucias. Dieser wollte zwar anfangs aus Furcht vor Kassander das Kind nicht bei sich aufnehmen, ließ sich aber endlich erbitten und schlug nachher sogar eine halbe Million Gulden aus, welche Kassander ihm für die Auslieferung des jungen Pyrrhus bot. In Epirus bemächtigte sich nach einiger Zeit der vertriebene

Aeacidas wieder des Thrones und nach seinem bald nachher erfolgten Tode riß denselben sein Bruder Alcetas II. an sich. Dieser machte sich durch Härte und Grausamkeit bei seinen Unterthanen verhaßt. Als er deswegen von ihnen erschlagen worden war (307 v. Chr.), eilte Glaucias herbei und setzte seinen 12jährigen Schützling Pyrrhus als König ein. So lange die Epiroten den mächtigen illyrischen König fürchten mußten, ließen sie den jungen Pyrrhus auf dem Thron; sobald jener aber anderswo beschäftigt ward, empörten sie sich und riefen Neoptolemus, Alexander's I. Sohn, zum König aus (302 v. Chr.). Pyrrhus floh aus dem Reiche und rettete sich zu seinem Schwager Demetrius Poliorketes. Von diesem lernte er die Kriegskunst, er focht unter seiner Führung in der Schlacht bei Ipsus mit und folgte ihm dann nach Griechenland, wo er während der von Demetrius unternommenen Raubzüge die Angelegenheiten seines Freundes leitete. Im Jahre 300 v. Chr. ward Pyrrhus, welcher damals noch nicht 20 Jahre alt war, als Geisel seines Freundes nach Aegypten geschickt. Auch hier, auf diesem neuen Boden, zeigte er sich als einen gewandten, verständigen und tüchtigen Mann. Er wußte den Ptolemäus Soter so sehr für sich einzunehmen, daß dieser ihn später in allen Briefen seinen Sohn nannte; er gewann auch die Gunst der Alles vermögenden Gemahlin des Königs, Berenike, und erhielt ihre Tochter aus einer früheren Ehe, die leibliche Schwester des Fürsten Magas von Cyrene, zur Gemahlin. Endlich brachte er es dahin, daß Ptolemäus ihn mit Truppen und Geld zur Wiedereroberung seines Reiches unterstützte. Es hielt ihm nicht schwer, in Epirus seinen Zweck zu erreichen; da er aber den Demetrius Poliorketes, welcher von diesem Augenblicke an sein ärgster Feind war, zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß derselbe den Neoptolemus gegen ihn unterstützen würde, so vertrieb er diesen nicht sogleich, sondern schloß einen Vertrag mit ihm, nach welchem Beide die Regierung gemeinschaftlich führen sollten (296 v. Chr.). Nicht lange nachher entledigte er sich seines Mitregenten, dem er dadurch nur einen gleichen von diesem gegen ihn selbst gerichteten Plan vereitelte.

Von Ptolemäus Soter fortwährend unterstützt, erweiterte Pyrrhus sein Reich auf Kosten der Akarnanen und anderer Nachbarstaaten und spielte mit seinen kriegslustigen und habgierigen Bergvölkern während mehrerer Jahre die Rolle eines Abenteurers und Häuptlings eines Räubervolks. Er brach einige Male plündernd in Thessalien ein, schlug sich einst, als ein macedonischer General ihn zum Zweikampf herausforderte, mit demselben im Angesicht beider Heere und benutzte endlich den Umstand, daß Demetrius Poliorketes plötzlich schwer erkrankte, um sich Macedoniens zu bemächtigen. Es gelang ihm zwar, das ganze Land mit seinen Raubschaaren zu überschwemmen, sobald aber Deme-

trius sich aufraffte und gegen ihn zog, ward er auch wieder wie ein Räuber in einem Augenblick hinausgetrieben und sein Heer zerstreut. Des Demetrius Stolz, Trotz und schlechte Regierung und des Ptolemäus Geld verschafften ihm kurze Zeit nachher den Besitz der Hälfte von Macedonien. Auch diese Eroberung machte er ganz nach Räuber-Art. Eine seiner Frauen, Lanassa, die Tochter des Königs Agathokles von Syrakus, war insgeheim mit Demetrius in Verbindung getreten und hatte den Harem des Pyrrhus mit dem des Demetrius vertauscht. Sie hatte bei dieser Gelegenheit dem Letzteren die Insel Korcyra verrathen und da Pyrrhus von seinem Feinde Demetrius, welcher gerade sein ungeheures Heer zum asiatischen Feldzug rüstete, Alles fürchten mußte, so schloß er einen Vertrag mit demselben, in welchem er Korcyra an Demetrius abtrat und Frieden zu halten versprach. Er brach aber diesen ohne Bedenken wieder, als gleich nachher die gegen Demetrius verbündeten Könige Ptolemäus, Lysimachus und Seleukus ihn aufforderten, sich an sie anzuschließen und die Gelegenheit zur Eroberung Macedoniens zu benutzen. Mit leichter Mühe bemächtigte er sich des Landes, weil die Macedonier der despotischen Herrschaft des Demetrius überdrüssig waren. Kaum aber war er auf diese Weise Herr von Macedonien geworden, als plötzlich Lysimachus erschien und ihn nöthigte, die Beute zu theilen. Nur sechs Monate blieb Pyrrhus im Besitze seiner Hälfte; Lysimachus vertrieb ihn mit Hülfe der unzufriedenen Macedonier auf dieselbe Weise, wie Pyrrhus vorher den Demetrius vertrieben hatte. Die Ermordung des Seleukus eröffnete dem Pyrrhus die Aussicht auf eine nochmalige Besitznahme von Macedonien. Er bekriegte den Ptolemäus Keraunos, gleich nachdem derselbe sich der Herrschaft bemächtigt hatte und ward dabei durch den Umstand begünstigt, daß zu gleicher Zeit auch Antigonus Gonatas den neuen macedonischen König angriff. Er gab aber den Zug nach Macedonien wieder auf, als er von den Tarentinern gegen Rom zu Hülfe gerufen ward und Ptolemäus Keraunos, um seiner los zu werden, sich erbot, ihn bei dieser Unternehmung mit 9000 Mann und 50 Elephanten zu unterstützen. Wahrscheinlich wurde Pyrrhus auch durch den Gedanken an die Abneigung der Macedonier gegen ihn, die er schon einmal im vollen Maaße erfahren hatte, zu diesem Entschlusse bestimmt. In Italien ward er fünf Jahre lang zurückgehalten.

Nach seiner Entfernung brachen, wie früher bereits berichtet worden ist, die Gallier in Macedonien und Griechenland ein, Ptolemäus Keraunos verlor im Kampfe mit ihnen das Leben und Antigonus Gonatas bemächtigte sich einige Jahre nachher Macedoniens. Kaum hatte sich aber der Letztere im Besitze seiner neuen Herrschaft befestigt, als Pyrrhus, von dessen italischem Kriegszug in der römischen Geschichte

die Rede sein wird, nach Epirus zurückkehrte und sich sogleich wieder zum Herrn von Macedonien zu machen suchte. Ein Krieg war ihm damals durchaus nöthig, weil er 8000 Mann zu Fuß und 500 Reiter aus Italien mit zurückgebracht hatte und diese mit den Einkünften seines kleinen epirotischen Reiches unmöglich unterhalten konnte. Nachdem er sein Heer noch durch eine Schaar gallischer Söldlinge verstärkt hatte, brach er in Macedonien ein (274 v. Chr.). Sein Raubzug war glücklicher, als er selbst erwartet hatte; denn er siegte in mehreren Gefechten, wußte einen Theil der Officiere seines Gegners zu verführen, brachte endlich das ganze Fußvolk desselben zum Abfall und nöthigte ihn dadurch, sich in die Städte der Ostküste zurückzuziehen. Anstatt aber jetzt, nachdem er Herr des ganzen inneren Landes von Macedonien geworden war, die Seestädte, in welche Antigonus sich eingeschlossen hatte, anzugreifen und seinen Gegner völlig zu vertreiben, ließ er sich von einem neuen auswärtigen Abenteuer anlocken. Doch möchte jene Unterlassung vielleicht auch aus dem Mangel einer Flotte zu erklären sein. Daß er aber nach Aegä, der ältesten macedonischen Stadt und dem Begräbnißort der früheren Königsfamilie, als Besatzung 2000 Gallier legte, welche die Einwohner peinigten, die königlichen Gräber plünderten und die Gebeine zerstreuten, und daß er, trotz des lauten Unwillens der Macedonier, diesen Frevel nicht bestrafte, erklärt sich nur aus dem ihm eigenthümlichen militärischen Uebermuth.

Das neue Abenteuer, das ihn lockte, war die Eroberung des Peloponnes und zwar sollte dort zunächst Sparta seinem Scepter unterworfen werden. Pyrrhus peloponnesischer Feldzug ward durch Umstände veranlaßt, die mit dem sittlichen und politischen Zustande der damaligen Spartaner zusammenhingen, es ist daher nöthig, diesen Zustand mit einigen Worten zu schildern. Die spartanische Verfassung war zu jener Zeit durch oligarchischen und demokratischen Auswuchs völlig entstellt und ausgeartet. Oligarchisch war sie geworden, weil alles Vermögen in die Hände einiger wenigen Familien gekommen war, demokratisch aber, weil die fünf jährlich neu gewählten Ephoren im Vertrauen auf die Unterstützung der Menge, welche sie zu jeder Zeit zusammenberufen konnten und deren Vertreter zu sein sie sich den Anschein gaben, die beiden Könige und den Senat ganz von sich abhängig machten. Das Volk lebte in Druck und Elend, die Reichen schwelgten allen Geboten Lykurg's zum Trotz. Die Sitten und Lebenseinrichtungen, welche dieser Gesetzgeber zur Grundlage seiner Verfassung gemacht hatte, waren längst dem veränderten Geist der Zeit gewichen und da die spartanische Republik weit mehr als jeder andere griechische Staat auf jene alterthümliche Sitte und Lebensordnung

gestützt war, so hatte sie damit zugleich ihre Kraft und ihre Bedeutung nach außen verloren. „Die Spartaner", sagte schon Aristoteles in seiner Schrift vom Staate, „waren den übrigen Griechen so lange überlegen, als sie ohne Unterlaß ihre anstrengenden Uebungen trieben; jetzt aber stehen sie umgekehrt allen Anderen nach, weil sie diese aufgegeben haben; denn der Grund ihrer früheren Ueberlegenheit lag nicht sowohl in der besonderen, ihnen eigenthümlichen Art von Körper-Uebungen, als vielmehr darin, daß sie sich stets übten und es mit Leuten zu thun hatten, welche dies nicht thaten."

Die steigende Macht der Ephoren, welche zugleich mit den wenigen Reichen die Herrschaft an sich gerissen hatten und die immer mehr um sich greifende Verweichlichung der Bürger hielten gleichen Schritt mit der Abnahme der Bevölkerung und den eintretenden schroffen Gegensätzen in Beziehung auf die Besitzverhältnisse. Der peloponnesische Krieg und die Kämpfe, welche zur Aufrechthaltung der spartanischen Oberherrschaft in den nächsten 40 Jahren geführt wurden, hatten das spartanische Land schon damals so sehr entvölkert, daß manchmal Männer zwischen 50 und 60 Jahren mit ins Feld ziehen mußten, weil die Reihen der Jüngeren zu sehr gelichtet waren. Schon dies allein hätte, allen Bestimmungen der Lykurgischen Verfassung zum Trotz, eine große Ungleichheit des Vermögens herbeiführen müssen, wenn dieselbe auch nicht der ganzen Natur menschlicher Verhältnisse nach unausbleiblich gewesen wäre. Dadurch, daß die Anzahl der mit vollem Bürgerrecht begabten Familien sich verringerte, kamen nothwendiger Weise einzelne von diesen in den Besitz mehrerer Güter und das Hinsterben so vieler Söhne vermehrte die Zahl der reichen Erbtöchter. Bringt man nun hierbei noch die schon so früh einreißende Schwelgerei und Habsucht mit in Anschlag, so springt es in die Augen, daß der spartanische Staat von dem Augenblicke an, wo er erobernd ward und die Oberherrschaft in Griechenland erlangte, mit sich selbst, seiner Verfassung und den eigentlichen Grundlagen derselben in Widerspruch gerieth und deshalb immer mehr sinken mußte. Was auf diese Weise die Verhältnisse selbst mit sich brachten, ward zur Zeit Philipp's II. von Macedonien auch auf gesetzliche Weise anerkannt und noch weiter ausgedehnt. Damals wurde nämlich auf den Vorschlag des Ephoren Epitadeus das förmliche Gesetz gemacht, daß jeder Bürger sein unbewegliches Eigenthum, ohne Rücksicht auf seine Familie, an wen er wolle verschenken oder vererben könne. Man schreibt gewöhnlich dem Gesetze des Epitadeus den gänzlichen Verfall der alten spartanischen Einrichtungen zu, allein mit Unrecht; denn dieses ist selbst nur als eine der Veränderungen der spartanischen Verfassung anzusehen, welche um jene Zeit geschahen, es war, gleich allen anderen

Uebeln, blos eine Wirkung der Zeit und als solche die Ursache von neuen Uebeln.

Die Ungleichheit des Besitzes wurde nach und nach so groß, daß um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. alle Güter in die Hände von 100 Familien gekommen waren. Etwa 600 andere Familien hatten mit diesen gleiche Ansprüche, waren aber ohne alle Mittel, dieselben geltend zu machen und blieben also in einer elenden Abhängigkeit. Alle übrigen Bürger waren ganz vermögenslos und die Beute der Familien, aus welchen die herrschende Oligarchie bestand; ihre Lage war um so trauriger, als das Land keine eigentliche Gewerbsthätigkeit und nur sehr wenig Handel hatte. Die reichen Familien besaßen alle Macht und selbst die Könige standen ihnen an Einfluß und Ansehen nach. Für den moralischen Zustand hatte das eingetretene Mißverhältniß des Besitzes dieselben Folgen gehabt, welche es überall zu haben pflegt: Niederträchtigkeit und Sclavensinn bei dem einen Theil der Bürgerschaft, Uebermuth, Schwelgerei und unmäßige Verschwendung bei dem anderen. Fremde Sitten und Laster wurden nach Sparta gebracht und untergruben den Staat. Schon des Agesilaus Sohn, Archidamus III., lebte gern im Ausland und nach der schwelgerischen Weise fremder Völker. Der König Leonidas II., welcher um das Jahr 250 v. Chr. regierte, verlebte den größten Theil seiner reiferen Jugendzeit am verdorbenen syrischen Hofe und brachte von da syrische Lüste und Ueppigkeit nach Sparta. Nach solchen Vorgängen ist es nicht zu verwundern, daß, wie ein kurz nach Leonidas Zeit lebender Schriftsteller berichtet, damals von den altspartanischen Syssitien schon längst keine Rede mehr war und daß an die Stelle dieser alten einfachen Mahle die kostbarsten Speisen, die ausgezeichnetsten Weine, die theuersten Trinkgeschirre, Salben u. dgl. m. getreten waren. Die Könige, welche zur Zeit von Pyrrhus Angriff regierten, hatten die Pracht und die Eleganz der fremden Höfe in ihrer Vaterstadt eingeführt, wurden aber darin von einigen spartanischen Privatleuten so weit übertroffen, daß, wie ebenderselbe Schriftsteller mit rhetorischer Uebertreibung hinzufügt, ihr Aufwand mit dem der Letzteren verglichen, eher der guten alten Zeit anzugehören schien. Nichts zeigt jedoch die große Entartung der damaligen Spartaner deutlicher, als der moralische Charakter und die Stellung der vornehmen Frauen jener Zeit. Die Töchter der edlen Familien hatten Liebhaber in großer Zahl um sich und die Gemahlinnen der Könige buhlten mit ihren nächsten Verwandten. Dabei besaß denn die kleine Zahl derjenigen Frauen und Töchter, welche reiche Erbinnen waren, mehr Macht als die Könige, so daß z. B. die Mutter des Königs Agis III., welcher um das Jahr 243 v. Chr. den Thron bestieg, blos durch die Menge

ihrer Schuldner und Schützlinge den bedeutendsten Einfluß im Staate ausübte.

Bei allem dem ist zwar nicht zu leugnen, daß sich noch ein Theil des alten spartanischen Muthes erhalten hatte; dieser artete aber bei der herrschenden Genußsucht und Habgier in einen räuberischen Sinn aus und machte die Spartaner den Mainoten ähnlich, welche heut' zu Tage das Land derselben bewohnen. Man könnte sogar fast sagen, daß der damals noch aus 700 Familien bestehende Adel oder die eigentlichen Spartaner eine Schaar von Rittern bildeten, die als ebensoviele Anführer von Klephten räuberische Unternehmungen zu Wasser und zu Lande machten. Einem solchen Klephten-Führer ist auch der Mann zu vergleichen, welcher den epirotischen König Pyrrhus zum Zuge gegen Sparta bewog. Kleonymus, der Sohn des Königs Kleomenes II., war, als sein Vater starb, zum Vortheil seines Neffen Areus I. von der Nachfolge ausgeschlossen worden. Er verließ daher seine Vaterstadt und begab sich nach Italien, wohin er von den Tarentinern gerufen worden war, um ihnen mit einer Söldnerschaar gegen die Lucaner Hülfe zu leisten. Auf dem Vorgebirg Tänarum, dem Hauptsammelplatz griechischer Söldlinge, warb er 5000 Mann; diese vermehrte er in Italien selbst bis auf 20,000. Er schreckte dadurch die Lucaner so sehr, daß sie sogleich Frieden mit Tarent machten. Kleonymus, der nichts Anderes im Auge hatte als Abenteuer und Beute, verband sich hierauf mit den Lucanern zu einer Unternehmung gegen die Stadt Metapontum. In diese drang er unter dem Schein der friedlichsten Absichten, machte sich aber zu ihrem Herrn, erpreßte von den Bürgern große Summen und schwelgte auf ihre Kosten fast noch ärger, als einst Demetrius Poliorketes in Athen. Dann segelte er mit seiner rohen Schaar nach Korcyra, bemächtigte sich der Hauptstadt dieser Insel und hauste auch hier wie ein Anführer von Vagabunden. Nachher lebte er wieder eine Zeitlang in Sparta; hier erlitt er aber durch Akrotatus, den Sohn des Königs Areus I., eine schwere Beleidigung. Dieser ausschweifende junge Mann, welcher allen Weibern gefiel und alle, die ihm gefielen, verführte, lebte mit Kleonymus Gattin in einer öffentlichen Verbindung. Kleonymus verließ tief gekränkt seine Vaterstadt, begab sich zu Pyrrhus und bewog diesen zu einem Zuge gegen Sparta. Unter dem Vorwande, die von Antigonus besetzten Städte zu befreien, erschien Pyrrhus mit 25,000 Mann zu Fuß, 2000 Reitern und 24 Elephanten unerwartet schnell in der Halbinsel (272 v. Chr.).

Pyrrhus zog gerades Wegs auf Sparta los, wo seine plötzliche Ankunft Alles in Schrecken setzte, zumal da der eine der beiden Könige, Areus I., auf einem nach Kreta unternommenen Raubzuge abwesend

war. Hätte der epirotische König noch an dem nämlichen Abend, an welchem er bei Sparta anlangte, die Stadt gestürmt, so wäre sie gewiß in seine Hände gefallen; er hielt dies aber nicht für nöthig und der Verzug einer einzigen Nacht änderte die ganze Lage der Dinge. Die Spartaner gewannen dadurch Zeit, ihre Stadt, welche schon vor dem Angriff des Demetrius Poliorketes Wall und Graben erhalten hatte, in aller Eile noch mehr zu befestigen. Die Mehrzahl der Bürger hatte zwar schon jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben, allein die Ermunterung ihrer Weiber, deren Frechheit bei dieser Gelegenheit der Stadt zum Heile gereichte, und die Beschämung, daß sie durch Weiber an die Tapferkeit ihrer Ahnen erinnert wurden, wirkten Wunder. Die Gemahlin des Kleonymus zog mit einem Strick um den Hals auf den Straßen umher und rief laut aus, sie werde sich, sobald Pyrrhus siege, erwürgen, damit sie nicht in Kleonymus Hände falle. Eine andere Frau des königlichen Hauses, Archidamia, erschien mit einem Schwerte umgürtet in der Rathsversammlung und erklärte, daß sie entschlossen sei, den Untergang der Vaterstadt nicht zu überleben. Alles vereinigte sich hierauf zu einem gemeinschaftlichen verzweifelten Widerstande. Während der Nacht wurde an der Stelle, wo man am leichtesten in die Stadt eindringen konnte, ein neuer Graben gezogen; alle Einwohner, selbst Frauen und Mädchen, legten Hand an und am anderen Morgen war die Befestigung fertig. Als Pyrrhus seinen Angriff machte, wurde er nach einem hartnäckigen, bis spät in die Nacht hinein dauernden Kampf zurückgeschlagen. Am folgenden Tag gelang es ihm zwar, an der Spitze seiner Truppen in die Stadt einzudringen, allein sein Pferd wurde unter ihm getödtet und die dadurch entstandene Verwirrung nöthigte ihn und seine Schaar, sich wieder aus der Stadt zurückzuziehen. Vielleicht wäre indessen Sparta dennoch erobert worden, wenn nicht Pyrrhus in der Hoffnung, daß die durch eine zweitägige anhaltende Vertheidigung erschöpften und größtentheils verwundeten Spartaner sich freiwillig ergeben würden, seinem Heere Ruhe gestattet hätte. Noch ehe er hierauf den Kampf wieder begonnen hatte, traf der König Areus mit 2000 Söldnern aus Kreta ein. Auch Ameinias, des Antigonus Befehlshaber zu Korinth, erschien zu derselben Zeit mit Hülfstruppen bei Sparta. Pyrrhus wiederholte zwar auch jetzt noch einige Male den Angriff, wurde aber stets zurückgeschlagen. Als er die Unmöglichkeit, Sparta einzunehmen, erkannte, brach er auf und zog eine Zeitlang plündernd in Lakonien umher, weil er mit seinen Schaaren nicht anders als vom Raube leben konnte.

Die oben angegebenen Verhältnisse, welche Pyrrhus Zug gegen Sparta veranlaßten, zeigen, wenn es überhaupt eines besonderen Beweises bedürfte, aufs deutlichste, daß jede Möglichkeit, unter den da-

maligen Griechen eine freie Verfassung zu erhalten, verschwunden war. Ebendasselbe geht aus dem Umstande hervor, welcher den epirotischen König zum Abzug aus dem Lande der Spartaner bewog. Auch in der Stadt Argos nämlich stritten zwei Männer, Aristippus und Aristeas, um die Herrschaft, und da der Erstere von Antigonus unterstützt wurde, so wandte sich der Letztere an Pyrrhus um Hülfe. Dieser folgte sogleich der erhaltenen Aufforderung und brach mit seinen Truppen nach Argos auf. Als er aber in die Nähe dieser Stadt kam, war bereits auch Antigonus Gonatas, welcher nach Pyrrhus Entfernung Macedonien wieder eingenommen hatte, mit einem Heere herbeigezogen. Beide Könige lagerten sich in der Umgegend der Stadt, Pyrrhus aber ließ nach seiner abenteuerlichen Art den Antigonus alsbald auffordern, durch einen Zweikampf mit ihm den Streit über die Herrschaft zu entscheiden. Antigonus gab ihm die ebenso passende als witzige Antwort: er führe den Krieg nicht als Klopffechter, sondern als General; wenn Pyrrhus die Lust am Leben verloren habe, so stünden ihm ja tausend andere Wege zum Tode offen. Die Argiver, die sich zwiefach bedroht sahen, beschworen beide Könige, sich aus dem Gebiete von Argos zu entfernen und ihren Streit anderswo mit einander auszumachen. Antigonus zog sich hierauf sogleich zurück. Pyrrhus dagegen stellte sich zwar ebenfalls, als wenn er abziehen wolle, erschien aber in der nächsten Nacht plötzlich vor einem Thore der Stadt, welches Aristeas ihm zu öffnen versprochen hatte. Zum Unglück für ihn war das Thor so niedrig, daß er seinen Elephanten erst die Thürme mußte abnehmen lassen, er verlor sowohl dadurch, als durch den heftigen Widerstand, den er in den Straßen der Stadt selbst fand, viele Zeit; Antigonus, an welchen Aristipp sogleich Boten gesandt hatte, konnte daher die gewünschte Hülfe noch zeitig genug nach Argos werfen. Zu gleicher Zeit mit den Truppen des Antigonus erschien auch Areus, welcher beim Abzuge des Pyrrhus aus Lakonien ihm auf dem Fuße gefolgt war. Antigonus war klug genug, mit seinem Hauptheer nicht in die Stadt selbst einzurücken, sondern sich vor den Mauern in einen Hinterhalt zu legen und von dort aus den Kampf zu leiten. Pyrrhus dagegen drang tollkühn vor und sah, als es Tag wurde, zu spät seinen Fehler ein. Er suchte nun die Stadt wieder schnell zu räumen, gerade unter dem Thore aber, durch welches seine Truppen sich zurückziehen wollten, stürzte ein Elephant nieder und versperrte den Durchgang, während von hinten her die Feinde heftig nachdrängten. Pyrrhus selbst stürzte sich auf die verfolgenden Feinde, wurde aber durch einen Lanzenstich leicht verwundet. Als er sich gegen den Angreifenden, einen Argiver von geringer Herkunft, wandte, riß die Mutter desselben, welche von dem Dache des nächsten Hauses her die Gefahr

ihres Sohnes gewahrte, eine steinerne Platte los und warf sie nach Pyrrhus. Der schwere Stein fiel dem Könige gerade auf das Haupt und betäubte ihn so sehr, daß er augenblicklich besinnungslos vom Pferde stürzte. Einer von Antigonus Officieren erkannte den Gefallenen und schnitt ihm den Kopf ab. Alkyoneus, der zweite Sohn des Antigonus, nahm den Kopf, ritt zu seinem Vater und warf ihm denselben vor die Füße. Empört über diese Rohheit schlug Antigonus seinen Sohn, nannte ihn einen Barbaren und wies ihn von sich. Er selbst verhüllte sein Gesicht mit dem Mantel und weinte, weil der plötzliche Tod des Pyrrhus ihn an den gleich raschen Glückswechsel seines Vaters Demetrius Poliorketes und seines Großvaters Antigonus erinnerte. Die Argiver gewannen durch den Tod des Pyrrhus nichts weiter, als daß ihre Stadt nicht geplündert wurde, weil es ihnen ganz gleichgültig war, ob Aristipp, welchen Antigonus ihnen als Herrscher aufdrang oder des Pyrrhus Schützling Aristeas ihr Gebieter war (272 v. Chr.).

Von jetzt an strebte Antigonus, den Peloponnes und das ganze übrige Griechenland mit seinem Reiche zu vereinigen, und es würde ihm ohne Zweifel gelungen sein, diesen Plan durchzusetzen, wenn ihn nicht die aegyptische Politik daran gehindert hätte. Ptolemäus Philadelphus, welcher viele Inseln im aegäischen Meere besaß, unterstützte mit Schiffen und Truppen die von Antigonus angegriffenen oder mit seiner Herrschaft unzufriedenen Griechen und setzte nachher durch sein Geld auch Pyrrhus Sohn, Alexander II., in den Stand, mit Erfolg in Macedonien einzufallen. Die Herrschaft aller Könige jener Zeit beruhte fast allein auf Miethstruppen, sie schwankte daher stets wie die Treue dieser Leute, die mit ihrem Leben Handel trieben. Dies zeigte sich auch, als Alexander II. von Epirus in Macedonien einbrach. Antigonus Truppen gingen zum Feinde über, welcher hierauf ganz Macedonien besetzte. Freilich wurde das Land bald nachher auch diesem ebenso schnell, als er es erobert hatte, wieder genommen. Wir übergehen das Einzelne der Geschichte Griechenlands in der letzten Zeit des Antigonus und bemerken nur, daß dieser König, der nach dem Kriege mit Alexander II. im ungestörten Besitze Macedoniens blieb und bis 243 oder wahrscheinlich bis 240 v. Chr. lebte, die Herrschaft über das gesammte Griechenland nicht erlangte, daß an vielen Orten des Peloponnes einzelne Bürger die Verhältnisse benutzten, um sich zu Tyrannen aufzuwerfen, und daß noch vor Antigonus Tode die Aetoler, deren Cantone damals eine enge Verbindung mit einander geschlossen hatten, sowie die ebenfalls zu einem Bunde vereinigten Städte von Achaja eine politische Bedeutung erhielten, durch welche die ganze Lage der Dinge geändert ward.

7. Der achäische und aetolische Bund.

Während in allen anderen griechischen Staaten die Freiheit unterging oder doch nur von Zeit zu Zeit wieder einmal auflebte, entstanden im Peloponnes und im Westen des mittleren Griechenlands zwei Staatenbünde, welche bald die tonangebenden Mächte in Griechenland wurden. Diese waren der Bund der Achäer und der der Aetoler. Beide hatten den Zweck, eine Anzahl kleiner, an sich schwacher Städte oder Cantone so mit einander zu vereinigen, daß sie nach Außen ein geschlossenes, von einem jährlich neugewählten Oberhaupte geleitetes Ganze bildeten, im Innern aber weder von einander abhängig, noch in ihren Einrichtungen gehemmt und gebunden waren. Gebunden waren sie denn auch nur in so weit, als alle Verbündeten die Pflicht hatten, den allgemeinen Bestimmungen der Bundesversammlung zu gehorchen und daß die Gesetze der einzelnen Staaten denen des Bundes nicht widerstreiten durften. Beide Bündnisse stellten sich also die schwierige Aufgabe, eine Anzahl kleinerer Staaten, welche ihre Selbstständigkeit behalten sollten, vereint zu einer bedeutenden Macht emporzuheben und so den allen größeren Staaten anhaftenden Nachtheil zu vermeiden, welcher in der Centralisation und in der Verwischung des besonderen Charakters und Lebens der einzelnen Theile des Ganzen besteht. Da solche Versuche ebensowohl zu allen Zeiten und unter allen Völkern, als auch namentlich heut zu Tage in der Schweiz und in Amerika kein glückliches Resultat gehabt haben*), so ist es um so mehr zu bedauern, daß das, was wir von den Achäern und Aetolern wissen, allzu ungenügend ist, um daraus eine klare und genaue Erkenntniß gewinnen zu können. Wir wollen indessen Einiges über diese Staatenbünde anführen und beginnen mit der Darstellung des aetolischen, weil er der älteste von beiden war.

Die Aetoler waren von jeher ein nur wenig civilisirtes Bergvolk, welches bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges von den übrigen Griechen als ein halbbarbarisches angesehen wurde. Ihr moralischer Zustand war in diesen letzten griechischen Zeiten ebenso schlecht, als der der Athener oder anderer hochgebildeten Völker Griechenlands. Die Aetoler waren roh und verdorben zugleich, die Bürger der anderen griechischen Staaten dagegen überbildet und moralisch entartet. Jene waren vom Naturzustande sogleich zur Entartung übergegangen und zeigten in ihren Genüssen Rohheit und Brutalität; diese dagegen hatten wenigstens Poesie und Philosophie als Trostmittel der Verdorbenheit aus dem Schiffbruche der Ordnung und Zucht gerettet. Die Aetoler

*) Im Jahre 1845 vor der Reform der Schweizer Bundesverfassung von 1848 geschrieben.

pflegten, wie man häufig bei Soldaten und Seeleuten findet, ihre Zeit zwischen ausgelassener Schwelgerei und den Anstrengungen des Kampfes zu theilen und waren fast insgesammt in Schulden versunken. Dabei besaßen sie eine so große Habgier und Plünderungsluft, daß sie wegen ihrer Räubereien allgemein verhaßt waren. Tapferkeit und Kriegszucht fand man allerdings unter ihnen, und ein Schriftsteller des Alterthums sagt von den Aetolern, sie seien im Kriege ebenso verschwenderisch mit ihrem Leben gewesen, als ausschweifend in ihren Genüssen. Aetolische Officiere wurden daher, gleich den Albanesen unserer Tage, von den syrischen und aegyptischen Herrschern vor allen Anderen gesucht und von diesen so gut bezahlt, daß z. B. in Aegypten jeder aetolische Oberst, außer den Lieferungen für seinen Unterhalt, einen täglichen Sold von etwa 43 Gulden oder 24 Thalern erhielt. Obgleich die Aetoler fast gar keinen Kunstsinn hatten, so machten sie es bei ihren Raubzügen doch gerade so wie die donischen Kosaken: sie trugen in ihren zu Thermum befindlichen Haupttempel, wie die Elstern in ihr Nest, alles zusammen, was sie irgendwo an Statuen, Gemälden und Kostbarkeiten rauben konnten. Von den Verbesserungen der seit Iphikrates Zeit so sehr fortgeschrittenen Kriegskunst hatten sie nichts angenommen, denn sie besaßen weder Kriegsmaschinen noch künstlich angelegte Festungen. Dessen ungeachtet zeichneten sie sich im Kampfe vor allen anderen griechischen Völkerschaften aus und waren das einzige Volk, welches gegen die Nachfolger Alexander's stets mit Glück focht und seine Freiheit gegen die Angriffe derselben behauptete. Der Grund davon lag nicht etwa blos in ihrem ausgezeichneten Muthe, sondern hauptsächlich darin, daß sie damals allein von allen griechischen Völkerschaften eine eigentliche Nationalmacht bildeten, weil sie allein ohne Söldner auszogen. Dieser Vorzug und ihre Vereinigung in einen Bund gab ihnen nicht nur in den Kriegen jener Zeit ein großes Gewicht, sondern erhob sie auch, trotz ihrer Rohheit, neben den Achäern zur Hauptmacht im mittleren Griechenland.

Ueber den Ursprung ihrer Cantonalverbindung, welche man später den aetolischen Bund zu nennen pflegte, sind wir im Dunkeln. Sie wurde nicht etwa erst kurz vor der Zeit, in welcher die Aetoler ihre große Bedeutung erhielten, neu gegründet, war aber doch früher nichts Anderes, als was auch die böotische, thessalische und so viele andere griechischen Stamm-Verbindungen gewesen waren, ein Verein von Bezirken und Ortschaften, welcher aus der gemeinschaftlichen Abstammung und aus der Uebereinstimmung der Gebräuche und des Dialekts entsprungen war. Die Geschichte der Thessalier, Böotier, Phokier und anderer auf ähnliche Weise unter sich verknüpften Völkerschaften zeigt, wie lose alle solche Verbindungen waren, wenn auch eine allgemeine

Versammlung an einem bestimmten Orte Statt fand, gemeinschaftliche Opfer gehalten, Beamte des Bundes ernannt wurden. Der aetolische Bund hatte nicht fester zusammen gehalten, als die anderen, bis im Jahr 322 v. Chr. Antipater in Verbindung mit Kraterus die verbündeten Orte in ihrem eigenen Lande angriff. Antipater würde damals, wenn die Herrschaft des Perdikkas ihn nicht genöthigt hätte, nach Asien zu ziehen, die Aetoler gewiß bezwungen haben und drohte bei seinem Abzuge ernstlich, daß er sobald als möglich wieder zurückkehren und das ganze Volk, als unruhige und gefährliche Nachbaren, aus seinen Sitzen vertreiben und nach Asien versetzen werde. Diese gemeinschaftliche Gefahr vereinigte damals die einzelnen Orte inniger als je zuvor und brachte in die erstarrten Formen ihrer alten Verbindung neues Leben. Seit dieser Zeit bildete sich der Bund immer mehr aus. Er nahm bald nachher auch Manches von dem achäischen Bunde an; es ist aber für uns unmöglich, das Ursprüngliche und Alte der aetolischen Bundesverfassung von dem Neuen und Nachgeahmten zu unterscheiden.

Krieg war der Hauptzweck des Bundes und zwar Angriffskrieg zum Behuf des Raubens und Vertheidigungskrieg gegen die Rache der Beraubten. Deshalb war auch der Titel des jährlich neugewählten Bundeshauptes, Strateg, d. i. Anführer oder Feldherr, für den Vorsteher und Leiter des aetolischen Bundes weit passender, als für das Oberhaupt des achäischen Bundes, weil dieser nur zur Vertheidigung geschlossen war. Den nächsten Rang nach dem Strategen, welchem das Commando im Kriege und die Ausführung der Bundesbeschlüsse oblag, hatte der Hipparch oder der Anführer der Reiterei, der Dritte war der sogenannte Bundesschreiber oder der Staatssekretär für die inneren und auswärtigen Angelegenheiten. Diese drei höchsten Beamten nebst einer Anzahl anderer von geringerem Range wurden von der Bundesversammlung erwählt und zwar immer nur auf Ein Jahr. Auch gab es einen von dieser Versammlung ernannten Ausschuß oder Bundesrath, welcher der Rath der Apokleten hieß und alle Gegenstände, die in derselben zur Berathung kommen sollten, einzuleiten und vorzubereiten hatte; denn die Beschlüsse mußten in Aetolien ebenso, wie bei den Germanen in ihren März-Versammlungen dem Volke zur Verwerfung oder Annahme stets ganz fertig vorgelegt werden. In der Bundesversammlung hatte jeder aetolische Bürger Sitz und Stimme. Sie war die höchste und entscheidende Gewalt des Bundes und wurde regelmäßiger Weise jedes Jahr einmal gehalten und zwar bei dem Apollo-Tempel zu Thermum. Ihre Thätigkeit bestand darin, daß sie die Bundesbeamten ernannte, die Vorschläge des Strategen und der Apokleten bestätigte oder verwarf, Krieg und Frieden beschloß, Bündnisse mit anderen Staaten machte, fremde

Gesandten anhörte und Privilegien ertheilte. Den Vorsitz und Vortrag hatte der Strateg, dieser war aber, gleich den Präsidenten unserer Ständekammern, von der unmittelbaren Theilnahme an der Berathung und der Debatte ausgeschlossen. Wie weit sich die Macht der Bundesversammlung in inneren Angelegenheiten und ihre Obervormundschaft über die einzelnen Bundesorte erstreckte, ist unbekannt. Uebrigens wurden zuweilen auch die Phokier, die Lokrer und ein Theil der Arkader vorübergehend in den Bund aufgenommen und die Städte des südlichen Thessaliens waren seit dem Einfall der Gallier sogar sehr oft mit dem Bunde vereinigt, was ihnen den doppelten Vortheil gewährte, daß sie einerseits vor den Räubereien der Aetoler selbst bewahrt blieben und andererseits gegen die macedonischen Könige geschützt wurden.

Etwas genauer, als über die Verbindung der räuberischen Stämme der Aetoler, sind wir über den achäischen Bund unterrichtet, obgleich uns auch über diesen keine zusammenhängenden Nachrichten überliefert worden sind. Die Achäer, welche bis zur Zeit Alexander's des Großen in der griechischen Geschichte kaum erwähnt werden, waren 1100 Jahre v. Chr. in den nach ihnen benannten nördlichen Küstenstrich des Peloponnes, den schmalen Küstensaum im Süden des korinthischen Meerbusens, eingewandert. Anfangs herrschten Könige in den achäischen Städten, nachher aber wandelten die Achäer gleich den übrigen Griechen die monarchische Regierungsform in die republikanische um und es entstanden 12 kleine, in einen Bund vereinigte Demokratieen. An den allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands nahmen diese 12 Städte bis nach Alexander's des Großen Tode keinen Antheil; unter einander aber scheinen sie fast ohne Unterbrechung in Eintracht und Frieden gelebt zu haben. Beides änderte sich unmittelbar nach Alexander's Tod. Damals geriethen die achäischen Bundesstädte in Zwietracht und die Arglist der um den Besitz von Griechenland und Macedonien streitenden Generale bewirkte, daß ihr Bund sich ganz auflöste und jede Stadt auf Kosten der übrigen ihren Vortheil suchte. In Folge davon wurden einige Städte von Demetrius Poliorketes, Kassander und Antigonus Gonatas unterjocht, in anderen aber warfen sich Tyrannen auf. Dieser Zustand dauerte bis gegen das Jahr 280 v. Chr., wo die Achäer zur früheren Eintracht zurückzukehren anfingen. Vier achäische Städte richteten zuerst den alten Bund wieder auf, bald nachher verjagten aber auch die übrigen Städte die macedonischen Besatzungen oder ihre Tyrannen und traten diesem Bunde bei. Nach kurzer Zeit war in ganz Achaja die alte demokratische Conföderation wieder hergestellt, doch blieben damals die beiden Hauptorte der Nordküste des Peloponnes, Korinth und Sikyon, welche übrigens nie zu

Achaja gerechnet worden waren, noch immer in der Gewalt des Antigonus Gonatas. Da die anderen Städte nur unbedeutende Orte waren, so würde der Bund die Freiheit derselben nicht sicher gestellt und nie große Bedeutung in der griechischen Geschichte erhalten haben, wenn nicht, 30—40 Jahre nach seiner Erneuerung, auch diese Städte sich frei gemacht und an die Achäer angeschlossen hätten.

Der neue achäische Bund war viel fester, als der alte. Dieser war nämlich nichts Anderes gewesen, als eine der vielen griechischen Amphiktyonieen, d. h. eine lose, durch gemeinsame religiöse Beziehungen zusammengehaltene Verbindung der Städte mit einander, durch welche diese nicht einmal gegen andere Völker ein Ganzes bildeten, da z. B. keine Stadt gehindert war, für sich allein Krieg zu führen oder ein Bündniß mit nicht-achäischen Staaten zu schließen. Der erneuerte achäische Bund dagegen war ein festes Schutz- und Trutz-Bündniß, durch welches nicht blos alle auswärtigen Verhältnisse den einzelnen Staaten entzogen und der gemeinschaftlichen Entscheidung Aller unterworfen, sondern sogar die inneren Angelegenheiten zum Theil als Bundessache angesehen wurden. Jeder einzelne Staat hatte nämlich zwar seine eigene unabhängige Verwaltung mit selbstständigen Behörden, Volksversammlungen und Gerichten, war aber dabei doch an gewisse allgemeine Vorschriften gebunden: alle Staaten mußten z. B. gleiches Maß und Gewicht und gleichen Münzfuß haben und es gab für die innere Verwaltung gewisse gesetzliche Bestimmungen, welche vom Bunde getroffen worden waren und für alle galten. Uebrigens dehnte sich, wie schon das angegebene Beispiel von Sikyon und Korinth zeigt, auch der achäische Bund gleich dem aetolischen bald über andere griechischen Völkerschaften und Städte aus.

Der eigentliche Souverain oder die höchste und herrschende Macht des Bundes war die allgemeine Versammlung, welche regelmäßig jedes Jahr zweimal an bestimmten Tagen in Aegium, außerordentlicher Weise aber auch zu einer anderen Zeit und in anderen Städten gehalten wurde. Nach der gewöhnlichen Meinung konnte jeder Bürger eines der verbündeten Staaten in derselben erscheinen und mitstimmen. Dies ist indeß nicht unzweifelhaft gewiß und es könnte, nach einigen Stellen eines griechischen Geschichtschreibers, die Einrichtung auch die gewesen sein, daß nur eine Anzahl auserlesener Bürger der einzelnen Staaten die Bundesversammlung gebildet hätte. Wenn dies, was jedoch nicht bewiesen werden kann, wirklich der Fall war, so würden die Achäer das erste im Alterthum vorkommende Beispiel einer Vertretung des Volks durch Deputirte gegeben haben: eine Einrichtung, die von so großer Wichtigkeit in der Gegenwart, dem Alterthum auffallender Weise fast ganz fremd geblieben ist. Obgleich übrigens, wenn

wir die gewöhnliche Meinung beibehalten, jeder Bürger in der Bundesversammlung sich einfinden, einen Vorschlag machen, mitreden und mitstimmen konnte, so erschienen doch, wie dies in der Natur der Sache liegt, in der Regel nur die Reichen und Vornehmen, und die Regierung war also zwar demokratisch, nicht aber ochlokratisch oder mit anderen Worten der großen Masse anheimgegeben. Dies trifft indessen blos die gewöhnlichen Versammlungen, bei welchen das Volk nur Langeweile gehabt hätte und die Kosten der Reise scheute; in stürmischen Zeiten wurden einzelne Versammlungen sehr zahlreich besucht und boten alle jene Erscheinungen dar, welche sich in unbeschränkten Demokratieen zu zeigen pflegen. Keine Bundesversammlung durfte länger als drei Tage dauern. Die vorgelegten Gegenstände waren daher alle gehörig vorbereitet, jeder einzelne Bürger mußte sich bei der Berathung und Abstimmung auf einen kurzen Vortrag seiner Meinung beschränken und die ganze Verhandlung konnte wegen der Kürze der Zeit im Grunde nur aus Verwerfung oder Annahme mit sehr kurzer Berathung bestehen. Die Versammlung faßte Beschlüsse über Krieg und Frieden, über die Aufnahme neuer Bundesglieder, über Bündnisse mit fremden Staaten, kurz, über alle auswärtigen Verhältnisse, sie ernannte die Gesandten des Bundes und gab denen fremder Staaten Audienz, sie erwählte die Bundesbeamten und hatte die letzte Entscheidung in allen allgemeinen Angelegenheiten.

Der höchste Beamte des Bundes war der Stratege oder Feldhauptmann. Dieser hatte die ausübende Gewalt, leitete die Bundesversammlung, in welcher er allein eine längere Rede für oder wider halten durfte und führte den Oberbefehl im Kriege. In der ersten Zeit nach der Wiederherstellung des Bundes hatte man stets zwei jährlich neu ernannte Strategen oder Bundeshäupter; 25 Jahre später aber fing man an, immer nur einen einzigen Strategen zu erwählen. So wie die Achäer durch diese Aenderung zu erkennen gaben, daß sie das Bedürfniß einer monarchischen Regierung, welches damals überall in Griechenland gefühlt ward, zu befriedigen suchten, so näherten sie sich der monarchischen Form noch mehr dadurch, daß sie ausgezeichnete Strategen meistens entweder im nächsten Jahre oder doch bald nachher wieder erwählten. Gleich der Erste, welcher nach jener Aenderung an der Spitze des Bundes stand, wurde vier Jahre hintereinander zum Strategen gewählt und von den beiden berühmtesten Strategen der Achäer, Aratus und Philopömen, wurde der Erste in 32 Jahren siebenzehnmal, der Letztere in 24 Jahren achtmal zu diesem Amte berufen. Die nächsten Beamten nach dem Strategen waren der Bundesschreiber oder Staatssekretär und der Hipparch. Auch gab es einen aus mehreren Mitgliedern bestehenden Bundes- oder Staatsrath, welcher dem Stra-

tegen als berathende Behörde beigeordnet war, die politischen Unterhandlungen einleitete und die Sachen bis auf den Punkt beendigte, wo sie zur Entscheidung reif waren; über die Ernennung, Einrichtung und eigentliche Thätigkeit dieses Rathes aber fehlen uns sichere Angaben.

Dadurch, daß so wichtige Städte wie Korinth und Sikyon und bald nachher noch andere dem achäischen Bunde beitraten, und daß Aratus von Sikyon diesem Bunde, vermittelst seiner Verbindung mit dem Könige von Aegypten, ein großes Gewicht verschaffte, wurde derselbe bald aus einer Vereinigung, welche einige kleinen Orte für die Erhaltung von Rechten, die ihnen zu entreißen kaum der Mühe lohnte, geschlossen hatten, zu einer Hauptmacht in Griechenland erhoben.

8. Die Zeit des Aratus und Kleomenes III.

Die als Sitz einer der besten Kunstschulen ausgezeichnete Stadt Sikyon im Peloponnes behauptete zur Zeit Alexander's des Großen und seiner nächsten Nachfolger noch immer ihre alte Bedeutung für die Kunst. Dies ging so weit, daß selbst Apelles für nöthig gehalten hatte, sich dort ebenso, wie unsere Maler in Rom, eine Zeitlang aufzuhalten, blos damit es heiße, er sei in Sikyon gewesen und habe daselbst seine Studien gemacht. Auch gehörten noch nach Apelles Zeit die dortigen Sammlungen von Gemälden und Statuen zu den besten und vollständigsten in Griechenland, und Aratus wurde hauptsächlich durch diesen Vorzug seiner Vaterstadt in den Stand gesetzt, sich die Gunst des zweiten Ptolemäus zu erwerben: er kaufte nämlich seltene ältere Gemälde, die sonst nirgends zu haben waren, in seiner Vaterstadt auf und schenkte sie dem aegyptischen Könige. Diese Bedeutung Sikyons dauerte selbst dann noch fort, als dasselbe alles erlitten hatte, was eine Stadt Hartes erleiden kann. Die Sikyonier hatten im Kampfe der Generale Alexander's und ihrer Söhne mehrere Belagerungen auszuhalten, dann warf sich ein Tyrann nach dem anderen unter ihnen auf und jeder derselben übte Grausamkeiten und Bedrückungen aller Art. So innig waren aber Wissenschaft und Kunst mit dem Wesen und Leben der alten Griechen verschmolzen, daß alle diese Gewalthaber sich ebenso, wie Dionysius I. in Syrakus und wie die italienischen Tyrannen des Mittelalters, angelegentlich mit Beiden beschäftigten. Sikyon behauptete, ungeachtet des Druckes seiner despotischen Gewalthaber, fortwährend seinen alten Ruhm und behielt das größte Ansehen unter den Städten des Peloponnes. Ja, es erlangte in jener traurigen Zeit noch insbesondere dadurch eine größere Wichtigkeit, daß Demetrius Poliorketes es zu einer festen Stadt gemacht hatte.

Einer ihrer Tyrannen, Abantidas, hatte viele freisinnige oder besonders einflußreiche Bürger theils umbringen lassen, theils aus der

Stadt vertrieben. Zu den Getödteten gehörte auch Kleinias, einer der angesehensten Männer der Stadt. Der Sohn desselben, Aratus, war beim Tode seines Vaters als siebenjähriger Knabe zu einem Gastfreunde seiner Familie nach Argos gerettet worden und verlebte hier seine Jugendzeit. Als er 20 Jahre alt geworden war, dachte er an die Befreiung seiner Vaterstadt, in welcher unterdessen nicht nur Abantidas, sondern auch dessen Nachfolger in der Herrschaft erschlagen worden war und ein dritter Tyrann, Nikokles, sich der Regierung bemächtigt hatte. Aratus war ganz der Mann zu einem solchen Unternehmen, da er einer der angesehensten Familien von Sikyon angehörte, ein sehr großes Vermögen besaß und von seinem Vater her mit den beiden Königen Antigonus Gonatas und Ptolemäus Philadelphus im Verhältnisse der Gastfreundschaft stand. Es konnte ihm nicht schwer fallen, einen Theil seiner vertriebenen Landsleute zu einer Verschwörung zu bewegen, welche die Befreiung Sikyons zum Zwecke hatte und an deren Spitze er selbst als Leiter und Anführer stand. Mit einer Schaar von Söldnern und bewaffneten Sklaven näherten sich die Verschworenen in einer Nacht den Mauern der Stadt, erstiegen dieselben an einer Stelle, an welcher dies leicht zu bewerkstelligen war und überfielen unversehens die Hauptwache. Sie riefen hierauf sogleich das Volk zur Freiheit auf und steckten das Haus des Tyrannen in Brand. Dieser wurde durch den unerwarteten Ueberfall und die dadurch entstehende Verwirrung außer Stand gesetzt, etwas zur Behauptung seiner Herrschaft zu thun, er ergriff daher schleunig die Flucht und die Stadt wurde von seinem Joche befreit, ohne daß dabei auch nur ein einziger Mensch das Leben verloren hätte (252 v. Chr.). Dagegen brachte die Rückkehr der Verbannten die Stadt in die Gefahr, durch innere Zwietracht in neues Unglück zu gerathen. Die Verbannten gehörten nämlich größtentheils zu den reichsten Bürgern und ihre Güter waren von den Tyrannen eingezogen oder verkauft worden; sie verlangten jetzt dieselben zurück und erregten dadurch eine bedenkliche Verwirrung. Aratus benutzte, um diese Gefahr zu beseitigen, sein Verhältniß zu dem aegyptischen Könige, welcher alle Ursache hatte, den einflußreichsten Mann einer so wichtigen griechischen Stadt sich zu verpflichten. Ptolemäus Philadelphus schenkte dem Aratus 430,000 bis 460,000 Gulden (240 bis 250,000 Thlr.) unseres Geldes und mit Hülfe dieser Summe brachte der Befreier von Sikyon nicht nur die streitigen Besitzverhältnisse in Ordnung, sondern half auch der augenblicklichen Noth der ärmeren Bürger ab.

Aratus begnügte sich nicht damit, seine Vaterstadt von der Herrschaft eines Tyrannen erlöst zu haben, sondern suchte auch die wieder errungene Freiheit derselben für die Zukunft zu sichern. Dies war

nicht anders möglich, als wenn Sikyon ein Glied des achäischen Bundes wurde, welcher die gemeinschaftliche Beschützung jeder einzelnen Bundesstadt gegen Unterdrückung zum Hauptzweck hatte. Sikyon war überdies dadurch, daß 50 Jahre lang ein Tyrann den andern gestürzt und jeder von diesen einen Theil der Bürger vertrieben hatte, in seinem Wohlstand sehr herabgedrückt worden und glich einem gesunkenen Fürstenhause, dessen Armuth um so auffallender ist, je größer sein früheres Ansehen war. Aratus gab der Stadt den alten Glanz wieder und sicherte zugleich ihre Freiheit, indem er sie bewog, sich dem achäischen Bunde anzuschließen. Dies war auch deshalb nöthig, weil die Stadt gegen die Aetoler und gegen den König von Macedonien eines Schutzes bedurfte. Der Letztere strebte nach der Herrschaft über alle griechischen Städte und die Ersteren hatten erst kurz vor dem Sturz des Nikokles den Versuch gemacht, sich Sikyons zu bemächtigen. Aratus erhielt, bald nachdem die Stadt sich an die Achäer angeschlossen hatte, durch seinen Reichthum, seine Freigebigkeit und sein Verhältniß zu dem glänzenden König von Aegypten großes Ansehen im Bunde, besonders da er sich sogleich unter die achäischen Reiter hatte einschreiben lassen und die armen Strategen aus den kleinen Ortschaften sich nicht wenig geschmeichelt fühlten, daß ein so vornehmer, von Königen geehrter Mann aus einer großen Stadt unter ihrem Befehle diene. Aratus erhielt also auf ganz natürliche Weise bald die Hauptrolle im achäischen Bunde und dadurch einen Rang neben den Königen seiner Zeit. Es ist daher nöthig, vor der Erzählung des weiteren Verlaufs der Dinge einige Worte über seine Bildung und seinen Charakter zu sagen.

Aratus hatte in seiner Jugend sich fast nur mit Ring-Uebungen beschäftigt und die Schulstudien bei Rhetoren, Sophisten und Philosophen vernachlässigt; indessen bewiesen, wie ein griechischer Geschichtschreiber sagt, die von ihm verfaßten, leider nicht auf unsere Tage gekommenen Denkwürdigkeiten seines Lebens, daß sich jene Schulkünste auch ohne Meister erlernen lassen. In Aegypten, wohin er sich bald nach der Befreiung Sikyons begab, fand der Hof seine Unterhaltung ganz vortrefflich. Die dortigen Gelehrten und die feine Welt von Alexandria grübelten und unterhielten sich sehr gern über die Urzeit und da Sikyon eine uralte Kunst, sowie Priester und Könige der pelasgischen Zeit hatte, Aratus aber die Mode mitmachte, über Kunst und Künstler so zu reden, wie man unter uns über Opern und Sänger redet, so war seine Gesellschaft den Gelehrten und dem Hofe sehr angenehm. Dabei liebte er übrigens die Freiheit aufrichtig und strebte nach keiner tyrannischen Herrschaft, aber er liebte doch sich selbst noch weit mehr, als die Freiheit. Er wollte immer an der Spitze stehen und Alles selbst leiten und doch fehlten ihm alle Feldherrn-Talente und alle diejenigen

Eigenschaften, welche den großen Staatsmann bilden. Er besaß sogar nicht einmal persönlichen Muth und war schon durch seine körperliche Beschaffenheit selbst zum bloßen Soldatendienst nicht recht tauglich, da er beim Anfang eines jeden Gefechts unwillkürlich in eine Art von Fieber gerieth. Ebenso entbehrte er der zur Leitung eines Staates nöthigen Gaben. Er war zwar schlau und paßte vortrefflich für solche Fälle, bei welchen es auf Verschlagenheit ankam, allein die wahre Staatsweisheit der hohen und edlen Seele blieb ihm unbekannt. Das Glück war es allein, was ihn und den Bund, an dessen Spitze er gelangte, groß machte; das Glück stürzte ihn aber auch wieder ebenso, wie es ihn erhoben hatte.

Sobald Aratus in dem Alter war, in welchem er schicklicher Weise zum Bundeshaupt der Achäer erwählt werden konnte, ward er Strateg (246 v. Chr.), und diese Würde bekleidete er seitdem mit wenigen Ausnahmen ein Jahr ums andere, so daß seine Geschichte zugleich die des achäischen Bundes ist. Antigonus Gonatas hatte kurz vorher, ehe Aratus zum ersten Male Strateg der Achäer ward, sich auf eine sehr hinterlistige und trügerische Weise der Stadt Korinth, des eigentlichen Schlüssels zum Peloponnes, bemächtigt; durch einen Betrug, der nicht weniger schmählich war, ward er von Aratus wieder um den Besitz derselben gebracht. Eine Diebsgenossenschaft war nämlich, nachdem sie den königlichen Schatz in Korinth bestohlen hatte, nach Sikyon geflohen; mit diesen Leuten trat Aratus zum Zweck der Befreiung der Stadt in Verbindung und sie bereiteten gegen schweres Geld mit Hülfe ihrer Genossen in Korinth Alles zu einem unerwarteten nächtlichen Ueberfall vor. Der Anschlag gelang und Aratus bemächtigte sich, obgleich nicht ohne Blutvergießen und große Anstrengung, sowohl der Stadt, als auch der schwer zu nehmenden Burg (244 v. Chr.). Er erklärte sogleich die Korinther für frei, setzte sie zum ersten Male seit Philipp's II. Zeit wieder in den Besitz ihrer eigenen Burg und bewog sie alsdann, dem achäischen Bunde beizutreten. Nach dem Vorgange von Korinth schlossen sich bald nachher auch Megara und einige andere Städte an die Achäer an. Vergebens verband sich Antigonus Gonatas mit den Aetolern, um die Ausbreitung eines Bundes zu hindern, welcher alle griechischen Städte unter gleichen Bedingungen in seinen Schooß aufnahm und keine Eroberungen und Räubereien mehr dulden wollte. Aratus verbündete sich gegen beide Feinde mit Sparta und vereitelte alle Bestrebungen der Aetoler, ohne dabei je eine eigentliche Schlacht zu liefern.

Während der 10jährigen Regierung des Königs Demetrius II., welcher (wahrscheinlich im Jahre 240 v. Chr.) seinem Vater Antigonus Gonatas auf dem macedonischen Thron nachfolgte, war das Schick-



sal dem achäischen Bunde oder vielmehr dem Aratus, der fast ohne Unterbrechung an der Spitze desselben stand, noch weit günstiger. Zwischen Demetrius und den Aetolern brachen nämlich sogleich Feindseligkeiten aus, durch welche die Letzteren genöthigt wurden, sich mit den Achäern zu verbünden, beiden Staatenbünden zusammen aber war damals die macedonische Macht nicht gewachsen. Aratus hätte daher schon jetzt die wichtigen Städte Argos und Megalopolis mit dem achäischen Bunde vereinigen können, wenn er ein besserer Feldherr gewesen wäre; er war aber im Kampfe auf offenem Felde stets unglücklich und seine mehrmaligen Versuche, den von Tyrannen beherrschten Argivern die Freiheit zu verschaffen und sie dann, wie früher die Korinther, mit seinem Bunde zu vereinigen, scheiterten insgesammt. Erst nach Demetrius II. Tode wurde das, was Aratus nicht hatte bewirken können, durch die Umstände bewirkt. Demetrius hatte allen Tyrannen im Peloponnes Unterstützung gewährt und es ihnen dadurch möglich gemacht, sich im Besitze der Gewalt zu erhalten; sein Nachfolger aber, der als Vormund des minderjährigen Königs Philipp's III. regierende Sohn Demetrius des Schönen, Antigonus Doson, befolgte andere Grundsätze und faßte andere Dinge ins Auge. Die Tyrannen sahen sich also, bei dem im Kampfe mit Macedonien überall wieder erwachten Sinn für Freiheit, in ihrer Herrschermacht bedroht und hielten es für rathsam, ihre Gewalt freiwillig aufzugeben und so aus der Nothwendigkeit sich ein Verdienst zu machen, um ihr Vermögen und ihren Einfluß zu retten. Lydiades, Tyrann von Megalopolis, der volkreichsten Stadt des ganzen Peloponnes, ging mit seinem Beispiele voran und die übrigen folgten einer nach dem anderen seinem Vorgange. Die frei gewordenen Städte schlossen sich dem achäischen Bunde an. Auch die Athener ließen sich damals (229 v. Chr.) demselben einverleiben. Die entarteten Nachkommen der edeln Krieger von Marathon und Platää hatten unter Demetrius II., welcher zugleich in Munychia, im Piräus, auf Salamis und auf dem attischen Vorgebirge Sunium Besatzungstruppen liegen hatte, nicht blos gezwungen mit den Macedoniern gegen die Achäer gekämpft, sondern sie waren auch in ihrer Schmeichelei gegen jenen König so weit gegangen, daß einst, als sich die falsche Nachricht von Aratus Tode verbreitet hatte, das ganze athenische Volk darüber jubelte und sich festlich bekränzte. Kaum war Demetrius II. gestorben, so zeigten eben dieselben Athener ganz entgegengesetzte Gesinnungen. Sie wandten sich an Aratus, baten ihn, obgleich damals ein Anderer Strateg war, um seinen Beistand zur Befreiung ihrer Stadt und nahmen von ihm ein Geschenk von etwa 50,000 Gulden oder 28,000 Thalern aus seinem Privatvermögen an, um die Summe zahlen zu können, durch welche der mace-

donische Commandant sich zum Abzug bewegen lassen wollte. Als die Athener auf diese Weise frei geworden waren, vereinigten sie sich mit den Achäern, obgleich diese von ihnen verachtet wurden.

Jetzt hatte der achäische Bund seinen höchsten Glanz erreicht; denn er umfaßte Athen, Megara, Aegina, Salamis und den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Sparta und einigen wenigen anderen Städten. Unglücklicher Weise fehlte es aber dem Leiter des Bundes, Aratus, an allen den Eigenschaften, welche in Gefahren erprobt werden und seine Eitelkeit hielt ihn ab, einem Anderen den Platz zu überlassen, den er nicht ausfüllen konnte. Als daher jetzt Umstände eintraten, unter welchen ein kräftiger Feldherr nöthiger war, als ein verschlagener Unterhändler, brachte Aratus sich selbst und den Bund um den Ruhm, Griechenland aufs neue gehoben und gegen fremde Herrschaft sicher gestellt zu haben.

Die Veränderung der Dinge, durch welche der Befreier von Sikyon den erworbenen Ruhm verlor, ging von Sparta aus. Diese Stadt wurde damals auf einige Jahre wieder eine der Hauptmächte von Griechenland und zwar durch zwei Männer, welchen die Nachwelt einstimmig ihre Bewunderung gezollt hat und denen allerdings Größe der Seele nicht abgesprochen werden kann, die aber leider nicht genug Besonnenheit und Kenntniß ihrer Zeitgenossen besaßen. Sparta war durch Schwelgerei und oligarchischen Druck tief gesunken und eine Wiederherstellung der alten Sitten schien schon längst unmöglich, als der König Agis III. den Versuch wagte, unter seinen entarteten Mitbürgern die alte Einfachheit und Kraft von neuem zu wecken und dadurch seiner Vaterstadt die frühere Bedeutung in Griechenland wieder zu verschaffen. Agis, welcher kurz nach der Vereinigung Korinths mit den Achäern als 20jähriger Jüngling den Thron bestieg, gab gleich vom ersten Augenblicke seiner Regierung an in allen seinen Handlungen jene Absicht zu erkennen. Obgleich weichlich erzogen und durch seine Großmutter Archidamia und seine Mutter Agesistrata, welche Beide den reichsten Familien der Stadt angehörten, mit allen Mitteln zu einem schwelgerischen Leben versehen, legte er doch bei seiner Thronbesteigung alle früheren Gewohnheiten ab und nahm in Kleidung, Nahrung und Vergnügungen die altspartanische Weise an. Dabei erklärte er laut, daß er die alten Sitten und mit ihnen den früheren Ruhm seines Volkes wieder herzustellen gedenke. Die Jugend, welche stets leichter durch einen großen Gedanken angeregt, als durch Klugheit in seiner Ausführung geleitet wird, ahmte ihm nach und die Damen der ersten Häuser theilten die Schwärmerei der jungen Männer, deren Liebe sie wünschten oder genossen. Dagegen war der ältere Theil der Bürgerschaft auf das entschiedenste gegen jede Art von Neuerung eingenommen.

Agis Plan war ohne Revolution nicht ausführbar, diese aber ohne eine Art von Verschwörung gegen die bestehende Verfassung nicht möglich. Agis verband sich daher mit seinem mütterlichen Oheim Agesilaus und einigen anderen älteren Männern. In Verbindung mit diesen brachte er einen der Mitverschworenen, Lysander, unter die Ephoren, welche als eine Art Volkstribunen damals eigentlich die Herrschaft in Sparta übten. Lysander machte hierauf im Senate den Vorschlag, die alten Einrichtungen ihren wesentlichen Bestandtheilen nach wieder einzuführen. Es sollten zur Wiederstellung der von Lykurg befohlenen Gleichheit alle Schulden für getilgt erklärt, der Grundbesitz neu vertheilt und die alte Lebensweise wieder eingeführt werden. Agis und seine Freunde dachten jedoch nicht daran, die Dinge völlig zur alten Form und Ordnung zurückzuführen; denn sie wollten, den veränderten Verhältnissen gemäß, das Grundeigenthum nur in halb so viel Loose vertheilt haben, als die alte lykurgische Verfassung voraussetzte. Der größere Theil des Senats oder die eigentliche Oligarchie des Landes und der andere König, Leonidas II., waren entschieden gegen diesen Vorschlag eingenommen und es entstand zum ersten Male seit undenklichen Zeiten eine Spaltung unter den Regenten der spartanischen Republik. Noch ehe die Gerusia zu einem festen Beschlusse gekommen war, rief Agis das Volk zusammen, um es von der Sache zu unterrichten. Die Verschworenen stellten dem versammelten Volke vor, welche großen Vortheile Lysander's Antrag gewähre und Agis selbst fügte die Erklärung hinzu, daß er nicht nur sein eigenes ganzes Vermögen, welches aus vielen liegenden Gütern und aus einer baaren Summe von 600 Talenten (1½ Millionen Gulden oder gegen 800,000 Thalern) bestand, der Bürgerschaft überlasse, sondern auch von seiner Mutter, seiner Großmutter und seinen übrigen Verwandten und Freunden beauftragt sei, ihre Güter ebenfalls dem Wohl der Gesammtheit zum Opfer darzubringen.

Obgleich Agis durch seine Anerbietungen das Volk für sich begeisterte, so verwarf nichts destoweniger der Senat Lysander's Antrag und hinderte auf diese Weise jede weitere gesetzmäßige Betreibung der Sache; denn in Sparta durfte ohne die vorhergegangene Genehmigung des Senats kein Vorschlag vor das Volk gebracht werden. Agis und seine Freunde suchten nun zunächst durch Verdrängung des ihnen feindlich gesinnten Königs Leonidas ihren Anhang im Senat zu vergrößern. Dies war nicht schwer, da der Letztere während seines Aufenthalts in Syrien sich mit einer Ausländerin vermählt hatte, was durch die spartanischen Gesetze aufs strengste verboten war. Leonidas ward demgemäß vom Volk abgesetzt und flüchtete sich, um der Rache seiner Gegner auszuweichen, zuerst in einen Tempel und dann in das

Ausland. An seine Stelle ward sein eigener Schwiegersohn, **Kleombrotus** II., welcher der beabsichtigten Neuerung zugethan war, mit der königlichen Würde bekleidet. Bald nachher trat für die von Agis betriebene Reform ein neuer ungünstiger Umstand ein, weil das Jahr der seitherigen Ephoren zu Ende ging und die neu ernannten der beabsichtigten Veränderung entgegen waren. Agis war aber von dem Augenblicke an, da er einen mit ihm einverstandenen Collegen erhalten hatte, kühner geworden und erklärte, daß er die alten Rechte der Könige behaupten und, wie es nach den Gesetzen ihm zustehe, die Ephoren hindern werde, ferner die Staatsgeschäfte an sich zu reißen. Als die neuen Ephoren die Absetzung des Leonidas zu einer Anklage gegen Agis Freunde benutzen wollten, erschienen die beiden Könige eines Tages mit Bewaffneten auf dem Marktplatze, verjagten die Ephoren von ihren Sitzen und ernannten andere an ihre Stelle. Unter diesen befand sich auch Agis Oheim Agesilaus.

Alle Hindernisse waren jetzt beseitigt und es würde daher dem Agis gelungen sein, die beabsichtigten Veränderungen durchzusetzen, wenn nicht der edle junge Schwärmer gerade von dem Manne, durch welchen er Alles am besten ausführen zu können hoffte, schändlich betrogen worden wäre. Der alte, schlaue Agesilaus nämlich besaß große Güter, war aber tief verschuldet und wollte das Streben seines Neffen blos zu dem Zwecke benutzen, seine Grundstücke von Schulden frei zu machen. Er stellte dem Agis und seinen Freunden vor, daß es am besten sei, die allgemeine Schuldentilgung und die neue Gütervertheilung nicht zu gleicher Zeit vorzunehmen, weil sonst alle bestehenden Verhältnisse zu sehr zerrüttet werden würden. Es gelang ihm, die Verbündeten durch seine Vorspiegelungen zu täuschen. Die Schuldentilgung wurde von der Gütervertheilung getrennt und zuerst vorgenommen, Agis vermehrte aber, als er alle Schuldverschreibungen der Spartaner öffentlich verbrennen ließ, die Uebel, denen er abhelfen wollte. Agesilaus wußte nämlich nachher die neue Vertheilung der Grundstücke so lange hinzuhalten, bis Agis durch einen Angriff der Aetoler auf den mit Sparta verbündeten achäischen Bund genöthigt ward, dem Letzteren mit einem Heere zu Hülfe zu ziehen. Dadurch wurde nicht nur der junge König, sondern auch ein Theil seiner entschiedensten Anhänger aus der Stadt entfernt, und Agesilaus bediente sich jetzt der Macht, welche Agis ihm verschafft hatte, zur Befriedigung seines eigennützigen Strebens. Er nahm eine Leibwache an, erlaubte sich viele widerrechtlichen Handlungen und ließ nicht undeutlich merken, daß er willens sei, nach dem Ablauf seines Amtsjahres das Ephorat noch länger zu behalten. Das Volk, welches ohnedies wegen der vereitelten Gütervertheilung sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, erkaltete in seiner

Liebe zu Agis und die Oligarchen benutzten diese Stimmung sehr geschickt zu ihrem Vortheile. Als Agis aus dem Kriege nach Hause zurückkehrte, erfolgte eine Gegenrevolution: seine Feinde erhoben sich in Waffen, das betrogene Volk nahm sich der beiden Könige nicht an, der abgesetzte Leonidas eilte aus der Verbannung zurück und die Oligarchen erlangten ohne Schwierigkeit die kaum erst verlorene Herrschaft wieder.

Diese gewaltsame Unterdrückung des Strebens einiger edlen Seelen, das Schicksal ihres Volkes zu verbessern, war wie gewöhnlich von Ungerechtigkeiten und Abscheulichkeiten gegen die besiegte Partei begleitet. Derjenige Schriftsteller des Alterthums, in dessen Werken sich allein ausführliche Angaben über diese Begebenheiten erhalten haben, hat, seinem auf Rührung und Unterhaltung gerichteten Zwecke gemäß, diese Gelegenheit benutzt, um das traurige Geschick der Gestürzten auf eine dem Gemüthe wohlthuende dramatische Weise darzustellen. Der kräftige natürliche Sinn des nach wirklicher Belehrung Strebenden bedarf einer solchen Ausschmückung und absichtlichen Gefühls-Erregung nicht; er wird bei einem einfachen Berichte an dem traurigen Loose derer, die durch eine Täuschung ihrer Urtheilskraft ein Opfer ihrer edlen Bestrebungen wurden, rein menschlichen Antheil nehmen, ohne sich durch empfindsame und poetische Auffassung der Ereignisse die Erkenntniß des menschlichen Lebens und Wesens trüben zu lassen, die der eigentliche Endzweck aller Geschichte ist. Agis und Kleombrotus flüchteten sich bei ihrem Sturze in zwei verschiedene Tempel. Der Letztere wurde durch die Fürbitten seiner Gemahlin Chelonis nur mit Mühe vor der Rache seines erbitterten Schwiegervaters gerettet und zog mit Weib und Kindern in die Verbannung. Agis ließ sich durch verrätherische Freunde täuschen; diese wußten ihn aus seiner heiligen Zufluchtsstätte herauszulocken und schleppten ihn in das Gefängniß, wo Leonidas zuerst dem Schein zu Liebe ein aus lauter Feinden zusammengesetztes Gericht über ihn halten und ihn dann, dem Spruche desselben gemäß, hinrichten ließ. Auch Agis Mutter und Großmutter fielen der Rache ihrer siegenden Gegner zum Opfer. Sie erlitten, wie Agis, den Tod mit Muth und Würde. Nur der Elende, welcher das edelste Beginnen zu seinen gemeinen Zwecken mißbraucht hatte, Agesilaus, entging der Verfolgung; denn es gelang ihm, sich durch die Flucht zu retten (240 v. Chr.).

Unerwarteter Weise zeigte einige Jahre später Kleomenes III., der Sohn desselben Leonidas, durch welchen Agis und seine Familie gemordet worden waren, ebendieselben Gesinnungen, welche Agis gehabt hatte und wiederholte den von diesem gemachten Versuch einer Revolution. Kleomenes benahm sich bei der Ausführung derselben klüger. Er war, als er für die Wiederherstellung der alten Sitten

und Einrichtungen seines Volkes auftrat, in reiferem Alter und besaß mehr Erfahrung und Menschenkenntniß als Agis. Dieser hatte auf rechtmäßigem Wege und ohne Gewaltthat seinen Zweck erreichen wollen, aber der Ausgang seines Unternehmens zeigte, wie übel dies berechnet war. Die Menschen, mit welchen man in verdorbenen Zeiten eine Revolution durchsetzt, eignen sich niemals zu Bürgern einer Republik, sie suchen vielmehr unter dem Deckmantel der allgemeinen Freiheit nur ihren eigenen Vortheil und je gutmüthiger, edler und enthusiastischer derjenige ist, welcher an ihrer Spitze steht, desto schändlicher wird er stets von ihnen betrogen. Auf solche Weise war Agis das Opfer seines patriotischen Eifers geworden. Kleomenes schlug einen anderen Weg ein. Er erkannte, daß die beabsichtigten Veränderungen nur von einer kräftigen Hand durchgesetzt werden könnten, daß Gewalt das einzige Mittel sei, die Oligarchen niederzuwerfen, daß ein militärischer Staat auf militärische Weise gebessert und die Sittenzucht nicht anders, als wie die zerrüttete Disciplin in einem Lager, wieder hergestellt werden müsse. Die Umstände waren ihm dabei günstig; denn er ward durch dieselben sehr bald in den Stand gesetzt, sich ein ergebenes Heer zu bilden, mit welchem er später seinen Vorsatz ausführen konnte.

Leonidas, welcher seit seiner Rückkehr die Regierung allein geführt hatte, starb im Jahre 236 v. Chr. und vererbte den Thron an seinen Sohn Kleomenes III., den er gleich nach Agis Tode mit Agiatis, der reichen Wittwe desselben, trotz ihres Widerstrebens vermählt hatte. Der neue König, welcher den Grundsätzen der stoischen Philosophie huldigte, eignete sich bald den Gedanken, welchen Agis gehabt hatte, an, ging aber viel behutsamer als dieser zu Werke. Er wußte einen mehrjährigen Krieg mit den Achäern herbeizuführen, welcher ihm die Mittel zur Ausführung seiner Reform an die Hand gab. Die Achäer hatten ihren Bund fast über den ganzen Peloponnes ausgebreitet; sie suchten endlich auch die demselben noch nicht einverleibten, arkadischen Städte an sich zu ziehen. Dies erweckte die Eifersucht der Spartaner und Aetoler zu gleicher Zeit, Beide näherten sich einander und es brach ein langjähriger Krieg aus, welcher gewöhnlich der Kleomenische Krieg genannt wird, und der von 229—222 v. Chr. dauerte. Die Aetoler nahmen, obgleich sie mit Sparta ein Bündniß schlossen, an demselben nicht eher thätigen Antheil, als bis gegen das Ende des Krieges der von Aratus zu Hülfe gerufene macedonische König sich einmischte. Jetzt war die Zeit gekommen, wo Aratus der Welt beweisen mußte, daß er der Stelle, die er beständig in Anspruch nahm, würdig und zur Leitung des achäischen Bundes befähigt sei; es zeigte sich aber gerade das Gegentheil davon. Aratus war dem Kleomenes im Felde keineswegs gewachsen, er beging Fehler über Fehler und verhalf dadurch

dem spartanischen Könige zu dem, was für diesen das eigentliche Endziel seiner Kriegsunternehmung war. Aratus verlor seinen Ruhm, Kleomenes dagegen erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Feldherrn und gewann zugleich sein Heer für sich und seine Zwecke. Als Kleomenes und Aratus zum ersten Male gegen einander im Felde erschienen, war nicht der Letztere, sondern Aristomachus von Argos Strateg der Achäer. Dessen ungeachtet wußte der einflußreiche Mann es durchzusetzen, daß die von Kleomenes angebotene Schlacht nicht angenommen wurde, obgleich der Spartaner nur 5000 waren, die Achäer aber 20,000 Mann stark ihnen entgegenstanden. Lydiades von Megalopolis, welcher vor dem Beitritt seiner Vaterstadt zum achäischen Bunde Tyrann derselben und nachher nicht weniger als drei Mal Strateg des Bundes gewesen war, klagte den Aratus deshalb öffentlich an, konnte aber nicht einmal verhindern, daß derselbe für das folgende Jahr zum Strategen erwählt wurde. Dies erklärt sich leicht, da Aratus als Freund der Freiheit bekannt war und die Gunst des Volkes besaß, das Volk aber nicht mit Unrecht die Tapferkeit und Geschicklichkeit des ehemaligen Tyrannen mehr fürchtete, als des Aratus Unfähigkeit und Mangel an kriegerischem Muth.

Die Folge der Wiedererwählung des Aratus war der Verlust einer Schlacht, zu welcher er durch Kleomenes gezwungen wurde. Zwar stellte er auf dem Rückzuge, durch einen gelungenen Ueberfall der von den Spartanern besetzten Stadt Mantinea, seinen Ruf wieder her, er verlor ihn aber noch in demselben Jahre völlig. Zuerst vermied er nämlich aus Feigheit eine neue von Kleomenes angebotene Schlacht, bald darauf bewies er, trotz der günstigen Umstände und des Eifers seiner Truppen, noch einmal dieselbe Furchtsamkeit, und als Lydiades damals an der Spitze der Reiterei auf eigene Gefahr den Kampf wagte, blieb Aratus, während sein Nebenbuhler mit den Spartanern focht, ruhig in seiner Stellung und gab ihn auf diese Weise dem Feinde preis. Lydiades starb den Tod eines Helden, Aratus aber ward von seinen eigenen Soldaten verspottet und, als er nach Hause zurückgekehrt war, sogar in der Bundesversammlung öffentlich beschimpft. Er legte dessen ungeachtet die Strategen-Würde nicht nieder, sah sich aber natürlich in der nächsten Zeit außer Stande, etwas gegen Kleomenes zu unternehmen. Dieser eilte, die Umstände zu benutzen, um die von ihm beabsichtigte Veränderung in Sparta durchzuführen (226 v. Chr.). Sein Heer bestand zum Theil aus Söldnern, welche er mit dem Gelde des mit Sparta verbündeten Aegypterkönigs Ptolemäus Evergetes geworben hatte. Von diesen wählte er eine tüchtige Schaar aus und zog mit denselben in Eilmärschen nach Sparta. Hier ließ er sogleich die Ephoren und ihre Freunde zusammenhauen und vertrieb die 80 vor-

nehmsten Häupter der Oligarchie. Dann rief er das Volk zusammen und erklärte ihm, daß das Amt der Ephoren für immer abgeschafft sei, daß die alten Einrichtungen wieder hergestellt, zu diesem Behufe aber alle Schulden erlassen und die Güter neu vertheilt werden müßten. Was er verkündigte, führte er auch sogleich aus. Zuerst erklärte er alle Schulden für getilgt, dann gaben er und seine Freunde ihr ganzes Vermögen zum Besten des Staates her und hierauf vertheilte er ohne Weiteres das liegende Eigenthum zu gleichen Theilen unter die Bürger, deren Zahl er durch die Aufnahme von Periöken so vermehrte, daß die Zahl der streitbaren schwerbewaffneten Spartaner wieder auf 4000 stieg. Auch die Bewaffnung änderte er nach dem neuen macedonischen Systeme um und setzte namentlich an die Stelle des kurzen Speeres die lange Sarisse. Endlich führte er auch die längst abgekommene Sitte des Zusammenspeisens und die übrige alt-spartanische Lebensweise wieder ein. Er selbst ging dabei mit seinem Beispiele voran, verbannte allen Prunk aus seinem Hause, entsagte jeder gewohnten Bequemlichkeit und richtete seine Kleidung und sein Essen den lykurgischen Vorschriften gemäß ein. Zugleich ernannte er, um nicht durch seine Alleinherrschaft den Geboten der Verfassung zuwider zu handeln, seinen Bruder Euklides zum Mitkönig.

Auf diese Weise setzte Kleomenes mit bewaffneter Hand und ohne Rücksicht auf die gesetzlichen Formen die beabsichtigte Veränderung durch. Die Gewaltsamkeit seines Benehmens nach streng sittlichen Rücksichten zu rechtfertigen, ist nicht möglich; aber Kleomenes wollte und konnte kein moralischer Held sein; er war ein Mann nach lykurgischen Grundsätzen, diese waren aber von den Vorschriften der christlichen Moral sehr verschieden. Was er sein wollte, war er vollständig: seinem Unternehmen stand jedoch der Geist der Zeit entgegen, und die Spartaner konnten sich daher nicht lange auf der Höhe halten, auf welche Kleomenes sie erhoben hatte. Uebrigens gab er durch seine Revolution und seine treffliche Kriegführung dem spartanischen Volke das verlorene Selbstvertrauen wieder, fesselte durch Freundlichkeit und Einfachheit Alle an sich und ward so für die nächsten vier Jahre der wichtigste Mann nicht nur in Sparta, sondern auch im ganzen übrigen Griechenland.

Gleich nach vollbrachter Umwälzung verließ Kleomenes Sparta wieder, um den Krieg mit den Achäern fortzusetzen. Er rückte erobernd bis in das Land Achaja selbst vor und brachte dort den vom Strategen Hyperbates commandirten Truppen des achäischen Bundes eine sehr empfindliche Niederlage bei (225 v. Chr.). Dieser Schlag bewog den Bund, durch Unterhandlungen die Herstellung des Friedens zu erwirken. Kleomenes verlangte weiter nichts, als daß man ihn zum Oberanführer ernenne und auf diese Weise den ganzen Peloponnes

in eine mächtige Conföderation freier Staaten unter einem königlichen Oberhaupte vereinige. Die Annahme dieses Vorschlages hätte wahrscheinlich Griechenlands Selbstständigkeit gerettet, aber sie würde auch den Aratus aus seiner Stellung verdrängt und zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt haben. Dies war mehr als der eitle Mann vertragen konnte, und daran scheiterte dieser große Plan. Er hatte schon früher mit Antigonus Doson von Macedonien durch Mittelspersonen Unterhandlungen angeknüpft. Nach jener Niederlage machte er dem Bunde förmlich den Vorschlag, den macedonischen König dem Kleomenes entgegenzusetzen; Antigonus wollte sich jedoch auf die von Aratus ihm angetragene Verbindung nicht anders einlassen, als unter der Bedingung, daß die Burg von Korinth, der Schlüssel des Peloponnes, ihm überliefert werde. Zu derselben Zeit, als Aratus den Bund zu Unterhandlungen mit dem macedonischen Könige trieb, lehnte er die Strategen-Würde, die er sonst ein Jahr ums andere suchte und annahm, entschieden ab, nicht, wie er vorgab, wegen der ihm im vorhergehenden Jahre widerfahrenen Beschimpfung, sondern wegen der schwierigen Lage der Dinge. Er zog sich dadurch von Seiten der Achäer den nicht unverdienten zwiefachen Vorwurf zu, daß er aus Furchtsamkeit im Augenblick der Gefahr zurücktrete und aus Vorurtheil, Neid und Eifersucht den unumschränkten Monarchen Macedoniens dem Bürgerkönige von Sparta vorzuziehen anrathe. Dessen ungeachtet wußte er und sein Anhang so viel Mißtrauen gegen Kleomenes zu erregen, daß die verabredete persönliche Erscheinung desselben vor der Bundesversammlung nicht Statt finden konnte. Der spartanische König nahm, als er sein Anerbieten zwar zurückgewiesen, zugleich aber auch die Achäer mit Aratus fortwährend entzweit sah, zu demselben Mittel seine Zuflucht, welches ihm in Sparta geholfen hatte, — zur Gewalt der Waffen. Er erklärte dem achäischen Bunde förmlich den Krieg, besetzte das Land der Argiver und drang auf Korinth los. Diese Stadt ward ihm durch die Einwohner selbst übergeben, die Burg aber, welche eine achäische Besatzung hatte, schloß er durch einen Wall und Graben enge ein. Dann marschirte er gegen Sikyon, wo Aratus selbst sich befand und belagerte auch diese Stadt. Aratus hatte, obgleich er nicht Strateg war, die Unterhandlungen mit Antigonus fortgesetzt und zuletzt die Achäer dazu gebracht, daß sie Antigonus dringend um Hülfe baten. Der schlaue Macedonier zog die Unterhandlungen in die Länge und war von seiner Forderung, daß ihm vor allen Dingen die Burg von Korinth eingeräumt werden müsse, durchaus nicht abzubringen. Einem macedonischen König diejenige Stadt zu übergeben, deren Befreiung Arat's größtes Verdienst gewesen war und deren Beitritt zum achäischen Bunde diesem erst seine eigentliche Bedeutung unter den

Griechen gegeben hatte, mußte sowohl den Achäern als dem Aratus sehr schwer fallen. Sie bedachten sich daher einige Monate hindurch. Aratus insbesondere gerieth durch die Hartnäckigkeit, mit welcher Antigonus auf seiner Forderung bestand, in die größte Verlegenheit, wies aber dessen ungeachtet das nochmalige, an ihn persönlich gerichtete Anerbieten des Kleomenes, ihn als Feldherrn des Bundes anzuerkennen und in die Burg von Korinth eine gemischte spartanische und achäische Besatzung aufzunehmen, entschieden zurück. Auf diese Weise wurden die Achäer zuletzt, wider ihren Willen, durch die Verhältnisse selbst zur Verbindung mit Macedonien gedrängt. Der Umstand, daß die Korinther selbst ihnen die Freundschaft aufgekündigt und beim Herannahen des Kleomenes die achäischen Truppen aus ihrer Stadt gewiesen hatten, hob die Bedenklichkeit auf, welche man seither gegen eine Uebergabe Korinths an die Macedonier gehegt hatte, und Aratus setzte endlich auf einer Bundesversammlung zu Aegium den Beschluß durch, daß man auf Antigonus Forderungen eingehen wolle. Sogleich wurden Boten an Antigonus abgeschickt, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und der eigene Sohn des Aratus ward nebst einigen anderen Achäern als Geisel des Vertrags nach Macedonien gesandt.

So hing jetzt das Schicksal Griechenlands von dem Ausgang des Krieges zwischen dem macedonischen und spartanischen Könige ab. Der Letztere hatte, auf die Nachricht von dem in Aegium gefaßten Beschlusse, sogleich die Belagerung Sikyons aufgehoben und die Landenge von Korinth durch eine Reihe von Verschanzungen gesperrt. Als daher Antigonus mit seinem Heere herankam, fand er es unmöglich, den Durchgang durch den Isthmus zu erzwingen. Er würde auch schwerlich in den Peloponnes eingedrungen sein, wenn nicht ein Vorfall in Kleomenes Rücken die Spartaner zum Abzug genöthigt hätte. Die Bewohner von Argos sagten sich nämlich von der kaum erst geschlossenen Verbindung mit Sparta los, riefen den Aratus zu Hülfe und griffen die in ihrer Burg liegende spartanische Besatzung an. Diese gerieth in große Noth, eine von Kleomenes zu Hülfe gesandte Schaar vermochte nicht, ihr Entsatz zu bringen und der spartanische König mußte sich deshalb zum Rückzug aus dem Isthmus entschließen; denn es wäre thöricht gewesen, die Vertheidigung dieser Landenge fortzusetzen, nachdem eine Stadt, durch deren Besetzung die Feinde ihm den Weg nach Sparta versperren konnten, in die Gewalt der Achäer gerathen war. Auf diese Weise ward der Eingang zum Peloponnes den Macedoniern geöffnet. Kleomenes marschirte mit seinem ganzen Heere nach Argos, drang kämpfend in die Stadt ein und vereinigte sich mit der Besatzung der Burg; er konnte sich aber daselbst unmöglich halten, weil gleich nach ihm auch das macedonische Heer, sowie Aratus an

der Spitze einer achäischen Schaar daselbst erschienen. Er zog sich über Mantinea nach Lakonien zurück und mußte sich von diesem Augenblick an, statt des beabsichtigten Angriffskrieges, auf die Vertheidigung des spartanischen Landes beschränken. Der Krieg nahm jetzt einen sehr wilden, grausamen Charakter an, und es zeigte sich in demselben ebensowohl die gegenseitige Erbitterung, als auch die tiefe Entartung der damaligen Griechen. So wurde z. B. Aristomachus, ein ehemaliger Strateg der Achäer, welcher zu Kleomenes übergetreten war, als er in die Gefangenschaft der Achäer gerieth, auf Arat's und Antigonus Befehl zuerst eine ganze Nacht hindurch grausam gefoltert und dann ins Meer gestürzt. Nicht blos von einzelnen Menschen und gegen Einzelne wurden unerhörte Grausamkeiten geübt, sondern auch ganze blühende Städte wurden zu Grunde gerichtet, Megalopolis von den Spartanern, Mantinea von den Achäern. Kleomenes allein bewies sich in diesem Kriege als ein wahrhaft großer Mann. Er war zwar ebenfalls nicht frei von Grausamkeit und hatte große Neigung zu militärischem Despotismus, aber während Aratus seine Rolle ebenso elend wie früher fortspielte und der macedonische König mit kleinlicher Schlauheit seinen Zweck zu erreichen suchte, zeigte die Art, wie Kleomenes unter den schwierigsten Verhältnissen sich benahm, daß er durch wahre Charakterkraft und umfassendes Talent allen Männern seiner Zeit überlegen sei. Ungeachtet er nach dem Verluste von Argos seine geliebte Gemahlin Agiatis verloren hatte, verstand er sich doch dazu, seine Mutter und seine Kinder als Pfänder der Treue nach Aegypten zu schicken, dessen König die ärmliche Unterstützung, die er bisher den Spartanern hatte zufließen lassen, nur unter dieser Bedingung fernerhin gewähren wollte; und als Ptolemäus Evergetes sein Versprechen auch dann nicht hielt, sondern mit Antigonus in Unterhandlung trat, ließ Kleomenes sich doch weder niederbeugen noch entmuthigen. Um sein Heer vollzählig zu machen und den Krieg auch ohne aegyptisches Geld mit Nachdruck führen zu können, bot er jedem Heloten für etwa 217 Gulden oder 120 Thalern unseres Geldes die Freiheit an und brachte dadurch ungefähr 1,300,000 Gulden oder 700,000 Thaler zusammen. Er warb mit dieser Summe eine bedeutende Zahl Miethstruppen, überfiel sodann die Stadt Megalopolis, plünderte dieselbe und gewann aus der daselbst gemachten Beute gegen 800,000 Gulden oder über 400,000 Thaler.

Antigonus und die Achäer hatten unterdessen durch Unternehmungen in Arkadien den Spartanern zu schaden gesucht. Der macedonische König war, nachdem er die Burg von Korinth in Besitz genommen und die Spartaner aus Argos vertrieben hatte, zum Oberfeldherrn des Bundes ernannt worden, hatte Tegea erobert, an der Grenze von Lakonien mit Kleomenes unbedeutende Gefechte gehabt

und hierauf die arkadischen Städte Orchomenos und Mantinea besetzt. Die letztere Stadt ward von ihm und den Achäern für ihren Abfall zu Kleomenes mit grausamer Strenge bestraft; alle Einwohner wurden zu Sklaven gemacht, die vornehmsten derselben hingerichtet, die Stadt selbst aber geplündert und dann den Argivern geschenkt, welche ihr den neuen Namen Antigonia gaben. Alles dies war zwischen dem Beginn des Frühlings und dem Herbste des Jahres 223 v. Chr. geschehen. Antigonus hatte hierauf bereits die Winterquartiere bezogen, als Kleomenes, zum großen Schrecken der Achäer und ihrer Verbündeten, unerwartet schnell in das argivische Land einbrach. Er drang bis zur Hauptstadt vor, verwüstete Alles auf seinem Wege und kehrte dann ungestraft nach Lakonien zurück. Kleomenes hatte also bis in den Winter hinein die Oberhand behalten; mit dem Frühling des folgenden Jahres aber (222 v. Chr.) nahm der Krieg eine andere Gestalt an. Antigonus vereinigte die ganze Macht des achäischen Bundes um sich, verstärkte sein Heer durch thracische, illyrische, epirotische und akarnanische Hülfsvölker und brachte so die Zahl seiner Truppen bis auf mehr als 29,000 Mann. So nahm er den Angriffskrieg wieder auf und beschloß, den spartanischen König in seinem eigenen Lande zu bekämpfen. Dieser hatte eine Streitmacht von 14,000 Spartanern und 6000 Mann Soldtruppen und konnte wegen der Schwierigkeit, die Letzteren lange Zeit zu unterhalten, sich einer baldigen Entscheidungs-Schlacht nicht entziehen. Bei dem lakonischen Städtchen Sellasia trafen die beiden Heere auf einander und Kleomenes wurde völlig geschlagen (222 v. Chr.). Seine Gegner verdankten ihren Sieg hauptsächlich der Tüchtigkeit der macedonischen Phalanx, sowie der Entschlossenheit des nachher so berühmt gewordenen Philopömen von Megalopolis, welcher damals den ersten Beweis seines ausgezeichneten Feldherrntalents gab. 6000 Spartaner, der eigentliche Kern des von Kleomenes vor vier Jahren gleichsam neugeschaffenen Volkes, verloren im Kampfe das Leben. Diese Schlacht bei Sellasia entschied daher nicht nur über den Ausgang des damaligen Krieges, sondern auch über die ganze Zukunft des spartanischen Staats. Der bessere Theil des Volkes ging damals unter und der Ueberrest war fortan nur das Spiel kühner Räuber, welche unter dem Namen Tyrannen sich als Beherrscher von Sparta aufwarfen.

Antigonus ging gleich nach der Schlacht auf Sparta los und ward ohne Widerstand in die wehrlose Stadt eingelassen. Er benahm sich mit Mäßigung und Vorsicht, erlaubte keine Plünderung und Gewaltthätigkeit, stellte die von Kleomenes aufgehobene Oligarchie wieder her und zwang die Spartaner, dem achäischen Bunde beizutreten. Nach einem Aufenthalte von drei Tagen marschirte er nach Argos, wo die

zur Feier der nemeischen Spiele versammelten Griechen in ihrer Verblendung ihn mit großem Jubel als Sieger und Befreier begrüßten, blos weil er verständig genug war, das erworbene Uebergewicht in Griechenland nicht durch Grausamkeiten zu bezeichnen und seinen Sieg nicht zur Unterdrückung und Beraubung derer zu mißbrauchen, die ihn von freien Stücken zu ihrem Beschützer und Herrn gemacht hatten. Von Argos begab er sich in Eilmärschen nach Macedonien zurück, weil er während seines Aufenthalts in Sparta die Nachricht erhalten hatte, daß ein illyrisches Raubvolk in das Land eingebrochen sei.

Kleomenes, welcher nach der erlittenen Niederlage seinen Mitbürgern den Rath gegeben hatte, sich den Macedoniern freiwillig zu unterwerfen, war noch vor Antigonus Ankunft in Sparta mit wenigen Freunden nach Aegypten entflohen. Er ward in Alexandria freundlich aufgenommen. Ptolemäus Evergetes wies ihm einen bedeutenden Jahrgehalt an und gab ihm das Versprechen, daß er wieder in seine verlorene Herrschaft eingesetzt werden solle. Allein zum Unglück für Kleomenes starb Evergetes bald nachher, und sein Tod änderte die Verhältnisse am aegyptischen Hofe völlig. Der neue König Ptolemäus Philopator war nicht nur selbst ein Mann ohne Charakter, Einsicht und inneren Werth, sondern zugleich auch ganz und gar das Werkzeug seines allmächtigen Ministers Sosibius. Dieser gedachte nichts weniger, als das Versprechen des vorigen Königs zu erfüllen; im Gegentheil, er legte aus Launenhaftigkeit, Haß und Mißtrauen dem Kleomenes sogar Hindernisse in den Weg, als derselbe ohne aegyptische Unterstützung zurückkehren und die für ihn günstiger gewordenen Verhältnisse Griechenlands zur Wiedereroberung von Sparta benutzen wollte. Kleomenes, der ohnedies mit Verachtung gegen die elenden aegyptischen Hofleute erfüllt war, wurde dadurch erbittert und machte seinem Unmuth durch spöttische Aeußerungen über den König und seine niederträchtige Umgebung Luft. Dies mußte den Hof ganz gegen ihn einnehmen. Man suchte ihn daher unschädlich zu machen. Nichts war bei der allgemeinen Niederträchtigkeit der Menschen jener Zeit leichter, als den Kleomenes so zu verdächtigen, daß der aegyptische König dadurch bewogen ward, ihn fortan in einer Art von freier Gefangenschaft halten zu lassen. In dieser Lage kam Kleomenes auf den unglücklichen Gedanken, sich durch den Versuch einer Revolution gegen Ptolemäus zu helfen. Als der Letztere eines Tages nach Kanopus gereist war, täuschte Kleomenes die Wache seines Gefängnisses, zog mit seinen spartanischen Gefährten, deren Zahl nicht mehr als dreizehn betrug, durch die Straßen von Alexandria und rief die Bewohner der Stadt zur Freiheit auf. Die für nichts weniger als für politische Freiheit begeisterten Alexandrier sahen mit theilnahmlosem Staunen dem Beginnen der

wenigen Spartaner zu, keiner von ihnen hörte auf den Ruf der Befreier, keiner folgte denselben, als sie gegen die Burg selbst zogen. In ihrer Erwartung völlig getäuscht und ihr bevorstehendes Schicksal ahnend, kamen die Spartaner einem schmählichen Ende durch freiwilligen Tod zuvor (221 v. Chr.). Der erzürnte aegyptische König rächte sich dadurch, daß er die alte Mutter des Kleomenes, seine Kinder und die Frauen der übrigen Theilnehmer der Empörung hinrichten ließ. Sie gingen alle, wie die Männer, mit echt spartanischem Muth in den Tod. Der Rettungsversuch des Kleomenes hatte unmöglich gelingen können und er selbst hatte dieß sich sagen müssen, da er Zeit genug gehabt hatte, das entnervte, an Sinnenlust und Hofgepränge gewöhnte Volk von Alexandria kennen zu lernen. Man würde ihn daher des Unverstandes und einer unerklärlichen Tollkühnheit zeihen müssen, wenn man nicht bedächte, daß er, wie der Geschichtschreiber Polybius sagt, sich nur wegen der gänzlichen Hoffnungslosigkeit seiner Lage zum Aeußersten entschloß. Er selbst hoffte schwerlich ein Gelingen seines kühnen Versuchs, aber er wollte nichts Unwürdiges erdulden und nicht auf gemeine Art aus dem Leben scheiden; denn Männer von wahrhaft großem Sinne vermögen, wie Polybius hinzufügt, nicht mühe- und ruhmlos ihre Tage zu enden, sie wollen ihr Leben mit Thaten ausfüllen, welche des Gedenkens der Nachkommen werth sind.

Durch den Sieg bei Sellasia hatte die neue macedonische Dynastie ihre höchste Macht in Griechenland erreicht. Im Gedränge zwischen dieser und den Aetolern spielte Aratus in den nächsten neun Jahren den letzten und traurigsten Theil seiner Rolle. Noch zu seinen Lebzeiten wurden die Römer in die griechisch-macedonischen Angelegenheiten verwickelt und dieses Volk ward seitdem immer mehr der Gebieter des östlichen Europas. Die spätere Geschichte der Griechen kann daher auch nur in Verbindung mit der römischen erzählt werden. Ein kurzer Rückblick auf den damaligen Zustand von Griechenland und Macedonien im Allgemeinen mag den Beschluß dieses Abschnitts der politischen Geschichte des Alterthums bilden.

Spartas Bedeutung war für immer vernichtet. Auch die neu erlangte Selbstständigkeit der Athener war nur ein leerer Schein, denn im Grunde galt bis zur Zeit der Römer auch bei ihnen der Wille der macedonischen Könige ganz allein. Die Aetoler erhielten erst nach dem Beginn des Krieges mit den Römern eine große Bedeutung, sie waren aber ihrem wilden Charakter nach und als derjenige Theil der griechischen Nation, welcher in Bezug auf Geistesbildung am weitesten zurückgeblieben war, nicht geeignet, an der Spitze der Griechen zu stehen. Der achäische Bund konnte Griechenland ebenfalls nicht vor fremder Botmäßigkeit bewahren, sondern erlag, wie unter Aratus der mace-

donischen, so später unter Philopömen's und Anderer Leitung der römischen Herrschaft. Die zwischen dem aetolischen und achäischen Staatenbund bestehende Zwietracht und der Kampf, in welchen dieselben theils mit einander, theils mit den Macedoniern, theils mit den räuberischen Beherrschern von Sparta ohne Unterbrechung verwickelt wurden, brachten Griechenland in eine sehr traurige Lage und bewirkten, daß es immer mehr verarmte. Der Zustand von Macedonien und Thessalien dagegen war schon unter Antigonus Gonatas viel besser geworden, als er seit dem Tode Antipater's gewesen war. Das Land Macedonien, dessen Beherrscher, seit dem bald nach der Schlacht bei Sellasia erfolgten Tode des Antigonus Doson, Philipp III., der Sohn Demetrius des Zweiten war, hob sich unter den genannten drei Regenten zu neuer Blüthe empor. Das macedonische Volk war kriegerisch und tüchtig geblieben, hatte lauter Könige gehabt, welche wenigstens als Heerführer sich auszeichneten und verlor seine innere Verfassung und das Bewußtsein, daß es Rechte besitze, die nicht nach Willkür abgeändert werden konnten, niemals bis zu dem Grade, wie die nach Asien verpflanzten Griechen. Wenn auch unter Demetrius Poliorketes, unter Pyrrhus und Ptolemäus Keraunos die macedonische Monarchie eine unbeschränkte, nicht auf der Zuneigung des Volkes, sondern auf der Macht des Heeres beruhende geworden war, so trat doch unter Antigonus Gonatas ein milderes Regierungssystem ein und die Nation erlangte einen Theil ihres früheren Selbstgefühls wieder. Thessalien endlich hatte in vielen seiner Städte selbstständige, von ihren Mitbürgern gewählte Obrigkeiten und sogar, wie es scheint, eigene Strategen oder militärische Oberhäupter des ganzen Landes. Dem Namen und der Form nach gehorchten diese zwar den macedonischen Königen, allein die Städte waren doch in ihren eigenen Angelegenheiten ganz unabhängig. Die Oberaufsicht der Beherrscher von Macedonien aber gewährte den Thessaliern den Vortheil, daß sie gegen innere Streitigkeiten geschützt wurden und im Ganzen damals in einer glücklicheren Lage sich befanden, als in früheren Zeiten.

9. Bildung und geistiges Leben der Griechen von Alexander's Tod bis auf die Zeit der römischen Oberherrschaft.

Die Zeit nach Alexander's des Großen Tod war eine Zeit des Erwerbs und der Gelehrsamkeit, und mit anderen Worten eine jener Perioden, in welchen eines Theils das Streben der Menschen vorzugsweise auf das im äußeren Leben Brauchbare und Nützliche gerichtet ist, anderen Theils aber der Geist, obgleich er den Sinn für das Höhere und Bessere an und für sich selbst verloren hat, am Lesen Vergnügen findet und das Bedürfniß hat, verfeinerte Sinnenlust mit geistiger

Unterhaltung und Beschäftigung abwechseln zu lassen. In einer solchen Zeit können nur gelehrte Bestrebungen und diejenigen Wissenschaften gedeihen, welche sich auf die Zwecke des äußeren Lebens anwenden lassen, wie die Mathematik, Mechanik, Physik und Arzneikunde. Sammeln, Erklären und Grübeln treten an die Stelle der aus Begeisterung hervorgehenden wahrhaft wissenschaftlichen Thätigkeit, alles rein Geistige verliert an Gehalt und sinkt in demselben Grade, in welchem die genannten Wissenschaften steigen. Der erschlaffte Geist der Menschen ist dann zu seiner eigenen Qual mit Wissen und mit Bildung angefüllt, er kann zwar neben den sinnlichen Genüssen geistige Beschäftigungen nicht entbehren, ist aber zu kraftlos, zu sehr der Sinnlichkeit ergeben, zu sehr der Natur entfremdet, als daß er noch Wahrheit und Schönheit blos um ihrer selbst willen lieben könnte. Es sind daher in solchen Zeiten dem Menschen Kunst und Wissenschaft nur Mittel zu äußeren Zwecken, sie dienen gleichsam als Mägde dem Luxus, den Gewerben und der Unterhaltung. So war das Wesen und der Geist der Griechen in den Zeiten nach Alexander's des Großen Tode beschaffen und dadurch erhielt die damalige griechische Bildung, die man nach ihrem Mittelpunkte, dem aegyptischen Alexandria, die alexandrinische zu nennen pflegt, ihren eigenthümlichen Charakter.

Die alexandrinische Zeit hatte aus dem angegebenen Grunde den Vorzug, daß sie ebenso wie die unsrige eine Zeit der nützlichen Erfindungen und der verschönerten Prosa des Lebens war, oder mit anderen Worten, daß alle mit den Gewerben, dem Handel, der Schifffahrt, dem Bauwesen, der Heilkunde und der Kriegskunst in Verbindung stehenden Wissenschaften und Künste sich rasch und in reichem Maaße entwickelten. Dies ist ihre glänzendste und für den Zustand der Menschheit in späteren Zeiten wichtigste Seite, und der Einfluß derselben auf die folgenden Jahrhunderte der Geschichte unseres Geschlechts ward um so größer, weil gerade in demselben Augenblicke, als der Geist der Griechen sich mit dem regsten Eifer den realen Wissenschaften zuwandte, das durchaus nur auf das Reale und Aeußerliche gerichtete Volk der Römer die ersten Schritte zur Weltherrschaft that. In allen anderen Beziehungen dagegen bietet die alexandrinische Zeit den traurigen Anblick eines Zustandes der Erstarrung, der Gesunkenheit und des Verderbnisses dar. Mattes, eitles, leeres Treiben trat an die Stelle der freien, kräftigen Bewegung des Geistes, und die ganze Litteratur beruhte, mit Ausnahme der den Geschäften und Künsten des Lebens dienenden Wissenschaften, entweder nur auf tändelndem Spielen und Künsteln, oder auf bloßer Gelehrsamkeit, müßigem Grübeln, gehaltloser Vielwisserei und prunkender Katheder-Weisheit. Nicht der bessere unverdorbene Theil oder die mittlere Klasse der Nation beschäftigte sich damals

mit der Litteratur; im Gegentheil, diese ward dem Volke ganz entfremdet und wurde entweder ein Mittel des Zeitvertreibs für den Hof und die vornehme Welt, oder sie wurde in den Büchersaal der Stubengelehrten zurückgedrängt. Jene Zeit bietet daher eine in der Geschichte der Menschheit oft wiederkehrende Erscheinung dar: ein gebildetes Geschlecht, bei welchem das Bedürfniß der Zeitverkürzung und Abwechselung, der Drang nach Befriedigung der Neugierde, das Streben, die Phantasie zu beschäftigen, an die Stelle eines einfachen, natürlichen Sinnes, der Begeisterung für das Höhere und des lebendigen Antheils an allem wahrhaft Menschlichen getreten sind. Bücher und nicht die Welt waren die Quellen der Weisheit, Bibliothek und Hof die Angelpunkte, um welche die Litteratur von Alexandria und die ihr nachgebildete syrische und pergamenische, sowie die der späteren römischen Zeit vom Kaiser Tiberius an sich drehte. Dies gibt uns den Schlüssel zur Erkenntniß des Charakters der ganzen späteren Bildung der Griechen. Die Welt und das Leben, der frische Menschengeist und die ewig junge Natur sind die alleinigen rechten Quellen der Weisheit und Dichtkunst; die steifen Kreise der vornehmen Gesellschaft dagegen zeigen den Menschen nur geschminkt und im Masken-Anzug und Bücher geben nur ein trübes, gefärbtes Spiegelbild. Wo daher, wie in der alexandrinischen Zeit, Bücher und Gesellschaften die alleinigen Quellen sind, aus welchen der Geist seine Nahrung schöpft, da mangelt seinen Erzeugnissen die Wahrheit, Kraft, Gediegenheit und Freiheit; sie sind Früchte der bloßen Gelehrsamkeit, der Grübelei, der überreizten Phantasie und der Eitelkeit. Der Wunsch, bei Hof genannt zu werden, das Bedürfniß, Schutz und Brod zu finden, der Nutzen des Ruhms für die Erhöhung des Jahrgehaltes, geschäftiger Müßiggang und Haschen nach Gegenständen der Bearbeitung erzeugen das Ringen nach einem leeren Rufe und haben die Aufopferung der Moralität an ein thörichtes, nur auf Erregung von Aufsehen abzweckendes Wissen zur Folge. Die höchste und schärfste Kritik und völlig unkritisches Sammeln leerer Thatsachen oder Zahlen von der einen Seite, tolles Schwärmen und Phantasiren von der andern sind, wie in allen Zeitaltern der Erschlaffung, mit einander enge verbunden; und während diejenigen Schriftsteller, welche die Zeit- und Hofgeschichte schreiben, sich im Erzählen anstößiger Anekdoten, in abgeschmackten Uebertreibungen oder in niedrigen Schmeicheleien gefallen, berichten andere die fabelhaften Geschichten der Urzeit auf dieselbe Weise, als wenn ein Feen-Märchen erzählt werden sollte. Kraftlosigkeit des Verstandes, Ueberschwenglichkeit der Phantasie, der Unfug des gelehrten Citirens, der Mißbrauch der anzuführenden Beweisstellen, indem man nämlich möglichst viele zusammenhäuft, aber keine einzige gehörig prüft und sich nicht schämt, Schriften anzuführen,

deren Unechtheit bekannt und handgreiflich ist, und neben allem diesem treffliche philosophische Sprachforschung, tiefes Eindringen in das Wesen der Sprache, sowie umfassende Gelehrsamkeit und genaue Bekanntschaft mit allen, zur Erklärung der Werke älterer Schriftsteller nöthigen Hülfswissenschaften — diese Eigenthümlichkeiten bilden das Wesen der alexandrinischen Litteratur. Dabei ist es für den Charakter der antiken Welt überhaupt bezeichnend, daß sich auch damals noch ein Hauptzug derselben erhielt, durch welchen sie sich von der neueren Zeit sehr unterscheidet. Die große Lebhaftigkeit nämlich, mit welcher der Geist der Griechen Alles erfaßte und trieb, zeigt sich auch noch in der Zeit seiner Entartung und wie ehedem, so blieben auch damals noch Kunst und Wissenschaft überall mit dem Leben so innig verbunden, daß selbst die elendesten Menschen, die schwelgerischen Höflinge von Alexandria und Antiochia und die Tyrannen der kleinen Staaten Griechenlands, ihrer ebensowenig entbehren konnten, als der Werkzeuge ihrer niederträchtigen Lüste. Von den einzelnen Theilen der alexandrinischen Litteratur bedürfen die sogenannte Grammatik, die Poesie, Philosophie und Geschichte, um ihrem eigentlichen Werthe nach erkannt zu werden, nur einer kurzen Andeutung; die Fortschritte der realen Wissenschaften aber müssen ausführlicher dargestellt werden, weil sie die für die spätere Welt wichtigste Seite des geistigen Treibens jener Zeit bilden.

Unter dem Namen Grammatik verstanden die Alexandriner etwas ganz Anderes, als was wir jetzt so nennen; denn die Wissenschaft der Sprache war nur ein Theil der alexandrinischen Grammatik, nicht diese selbst. Die damaligen Gelehrten bezeichnen mit dem Namen Grammatik die neue, erst zu ihrer Zeit entstandene Wissenschaft, welche den ganzen Kreis der Kenntnisse umfaßte, die zum Verständniß der älteren griechischen Schriftsteller nöthig waren. Da nun die Erklärung dieser Schriftsteller in alle Fächer des Wissens eingriff, so war die Grammatik der Alexandriner zwar ihrem Hauptwesen nach die Wissenschaft der griechischen Sprache, vereinigte aber zugleich auch alle übrigen gelehrten Kenntnisse jener Zeit in sich. Sie war auf diese Weise die Grundlage der ganzen alexandrinischen Bildung, die eigentliche Seele des damals entstehenden, der früheren griechischen Welt völlig unbekannten gelehrten Treibens, in gewissem Sinne der Mittelpunkt und die am meisten charakteristische Seite des damaligen geistigen Lebens überhaupt. Auch die sogenannten exacten, d. i. die mathematischen und physikalischen Wissenschaften gehörten, nach dem alexandrinischen Begriffe des Wortes Grammatik, mit in den Kreis dieser neuen Wissenschaft. Es ist aber für die Klarheit und Richtigkeit der Auffassung besser, dieselben getrennt hievon darzustellen und unter dem Namen Grammatik zunächst nur diejenigen Bestrebungen zu begreifen,

welche das Studium der Sprache älterer griechischer Schriftsteller und die Kenntniß der sogenannten Alterthümer oder der von diesen in ihren Werken erwähnten Gebräuche, Sitten, Religions-Ceremonieen, Völker und Länder zum Zwecke hatten und zugleich die Kritik der älteren Litteratur oder die Berichtigung des durch das Mißverständniß und die Nachlässigkeit der Abschreiber häufig verdorbenen Textes der Schriften früherer Zeiten umfaßten. Die Grammatik war also eine rein gelehrte Wissenschaft oder eigentliche Schulgelehrsamkeit. Da ein solches Treiben an und für sich selbst mit der natürlichen, freien und lebendigen Entwickelung und Thätigkeit des menschlichen Geistes überhaupt und des griechischen Wesens insbesondere im Widerspruch stand, so ist das Uebergewicht desselben als ein Zeichen der Entartung und des Verfalls, als eine vielfach zu Kleinigkeitsgeist und tödtendem Gedächtnißwesen führende Beschäftigung anzusehen. Die alexandrinische Grammatik hatte aber auch, wie alle gelehrten Bestrebungen, eine vortheilhafte und achtungswerthe Seite und diese muß um so mehr hervorgehoben werden, weil sie einen der Hauptvorzüge der alexandrinischen Zeit bildet.

Es tritt nämlich in der Entwickelung unseres Geschlechts von Zeit zu Zeit eine Periode ein, in welcher die Menschheit genöthigt wird, gewissermaßen eine Zeitlang stille zu stehen, um über sich selbst und ihren früheren Bildungsgang nachzudenken und die gewonnenen Erkenntnisse zu sammeln. Eine solche Periode war die Zeit der alexandrinischen und pergamenischen Gelehrsamkeit. Damals sammelte und ordnete man die Schriften und das Wissen der älteren griechischen Zeiten, man suchte die Formen, in welchen früher der Geist seiner lebendigen, mehr oder weniger unbewußten Thätigkeit den Ausdruck gegeben hatte, auf Gesetze zurückzuführen und als Gesetze festzustellen, man übte endlich die Kräfte, die nicht mehr durch eine natürliche und ununterbrochene Wechselwirkung des inneren und äußeren Lebens beschäftigt wurden, an dem Studium der Schöpfungen früherer besserer Zeiten. Damals wurde deshalb nicht nur der Grund zu derjenigen Art von Bildung gelegt, welche den monarchischen Staaten jener Zeit und der nach und neben diesen sich entwickelnden und allmälig zur Herrschaft vorschreitenden römischen Welt angemessen war, sondern es ward auch einer langen Reihe späterer Jahrhunderte auf eine nützliche Weise vorgearbeitet. Damals wurde für das Mittelalter und für die neuere Zeit, wo die Beschäftigungen des Geistes aus dem Leben selbst zurückgedrängt und in Klöster, Studirzimmer und Hörsäle verbannt worden sind, eine Wissenschaft geschaffen, welche, dem Alterthum entsprossen und zur Zeit, als die alte Weisheit und Begeisterung noch nicht ganz erloschen waren, weiter ausgebildet und vermehrt, das

Dunkel der Schulen finsterer Zeitalter durch die Philosophie und Bildung der schönsten Zeit des menschlichen Geistes erleuchtete.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle die Männer aufzählen und einzeln würdigen wollten, welche damals als sogenannte Grammatiker im Geiste ihrer Zeit eine Wirksamkeit ausübten, die sich bis in weit entfernte spätere Jahrhunderte hinab erstreckte. Diese Männer traten übrigens nicht allein in Alexandria auf, wo freilich die meisten von ihnen lebten, sondern in allen größeren Städten, welche eine griechische Bevölkerung hatten. Die ausgezeichnetsten und berühmtesten derselben waren Zenodotus von Ephesus, der erste Vorsteher des Museums zu Alexandria, sein Schüler Aristophanes von Byzanz, welcher um 240 v. Chr. lebte und dessen Schüler Aristarchus von Samothrake. Die beiden Letzteren sind diejenigen alexandrinischen Gelehrten, welche auch die früher mehrmals erwähnten sogenannten Kanones der älteren griechischen Schriftsteller aufstellten. Man muß diese Männer, welche die ungeheure Masse des Wissens geordnet, die Schriftsteller in Klassen gebracht und ihre Werke nach kritischen Grundsätzen von Entstellungen des Textes gereinigt haben, wohl unterscheiden von der größeren Zahl derer, die des Urtheils und jeder Schärfe und Klarheit des Geistes ermangelten und nichts als ein todtes Wissen besaßen. Freilich hat auch das Wesen und Treiben jener besseren Grammatiker eine schlimme Seite: indem sie nämlich über die litterarischen Producte ihrer Nation hin und her dachten und redeten, durch große Belesenheit eines aus dem Anderen zu erklären suchten und, vermittelst eines sehr sorgfältigen Studiums der Sprache und der Formen, den Text berichtigten, verloren sie den Gesichtspunkt, aus welchem man das litterarische Leben betrachten muß, ganz aus den Augen, ihre Vielwisserei machte das richtige Wissen und seine Anwendung unmöglich, und ihre sich auf die äußere Form beziehende Kritik nahm der freien Thätigkeit des Geistes den Spielraum. Es mußte also durch dieses gelehrte Treiben die Bildung sich immer mehr von dem eigentlichen Charakter des griechischen Wesens entfernen. Allein dieser Vorwurf trifft im Grunde nicht jene Männer, sondern den Zeitgeist, von welchem ihr Wesen und die Richtung desselben abhing. Wollte man auf die zum Theil lächerlichen Streitigkeiten der damaligen Grammatiker eine Bedeutung legen und die Gelehrten deshalb verspotten, so würde dies Mangel an Menschenkenntniß beweisen, weil der Natur der Sache nach überall, wo Schulen sind, auch Schulgezänk sein wird.

Die Werke der alexandrinischen Dichtkunst bestehen, mit Ausnahme der Erzeugnisse eines einzigen Mannes, entweder blos aus leerer Spielerei und hohlem Versgeklingel, oder aus einer mühseligen gelehrten Arbeit oder aus schlüpfrigen und witzigen Versen, welche

für die Unterhaltung der schwelgerischen und müßigen Menschen jener Zeit berechnet waren. Wie hätte auch wahrhafte Poesie in einer Zeit gedeihen können, in welcher der Sinn für die Natur erloschen, die Kraft der Seele gelähmt und, statt der Begeisterung und der Freude am Betrachten des Wahren und Schönen an und für sich selbst, sinnlicher Genuß und äußerer Nutzen die Triebfeder und das Ziel jeder Thätigkeit geworden waren! Hatte sich doch die damalige Welt der eigentlichen poetischen Empfindung so sehr entwöhnt, daß Gedichte, deren einziger Werth in einer gekünstelten, abgeschmackten Form bestand, mit Beifall aufgenommen werden konnten! Man verfertigte und bewunderte z. B. Gedichte, welche aus lauter einzelnen Versen Homer's zusammengesetzt waren oder solche, deren metrische Anordnung die Form von Flügeln, Beilen und Eiern bildete.

Von den Zweigen der dramatischen Poesie war die Komödie, wie sie sich unter dem Namen der neueren Komödie ausgebildet hatte, derjenige, welcher zu dem Wesen und Treiben jener Zeit noch am besten paßte. Es gab zwar damals auch tragische Dichter, und der witzelnde Geschmack der alexandrinischen Gelehrten hat sieben derselben, welche zur Zeit der beiden ersten Ptolemäer lebten, unter dem Namen des tragischen Siebengestirns zusammengefaßt; dieses Siebengestirn bestand aber nur aus Nebelsternen, und die Werke der mit diesem Namen bezeichneten Dichter waren ebenso wässerig, als die Zeit der Erscheinung jenes Sternbildes, welches bei den Alten als die Feuchtigkeit bringende berufen war. Anders verhält es sich mit den Dichtern der sogenannten neueren Komödie. Diese Gattung von Poesie entsprach einerseits ganz derjenigen Art Witz und Unterhaltung, nach welcher die Menschen jener Zeit strebten, und andererseits konnten auch die Dichter solche Scenen, wie die neuere Komödie sie darstellte, eher in den Kreisen des Hofes großer Reiche und in der gebildeten Welt der damaligen Hauptstädte finden, als unter einem Volk, das der Natur näher steht und in angestammten Sitten und Gewohnheiten verharrt. Dafür hörte denn freilich auch das Lustspiel auf, eine Volksbelustigung zu sein und ward eines der Mittel des Zeitvertreibs für die Gebildeten und Vornehmen. Es war bestimmt, entweder vorgelesen oder etwa auch vor einer gewählten Gesellschaft aufgeführt zu werden. Für die ausgezeichnetsten Dichter der neueren Komödie galten Menander, Diphilus, Philippides, Philemon und Apollodorus. Von ihnen allen haben sich aber nur so wenige Bruchstücke erhalten, daß eine genauere Prüfung ihres Wirkens unmöglich ist. Für die Folgezeit erhielten zwei dieser Dichter, Menander und Philemon, eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie den Komödiendichtern der Römer als Hauptmuster dienten und daß die Staatsmänner

dieses Volkes die Werke Beider zu ihren rednerischen Studien benutzten. Da die neuere Komödie vornehmlich durch die Darstellung von Charakteren sich vor der mittleren und älteren auszeichnete, so konnte allerdings der angehende Redner diese Gattung der Litteratur sehr gut gebrauchen, um einen Charakter im Leben richtig auffassen, ihm seine richtige Stellung geben und den Ausdruck ihm anpassen zu lernen. Außerdem eigneten sich Menander und Philemon ebenso, wie Euripides, zum Gebrauch in den Rhetorenschulen auch noch wegen ihrer häufigen Sinnsprüche und moralischen Sentenzen, wegen der in ihren Werken vorkommenden längeren Reden und weil sie, besonders Menander, der römischen Art zu deklamiren entsprachen und deshalb zu Uebungen im Vortrag benutzt werden konnten.

Die übrigen Dichter der alexandrinischen Zeit gehören fast insgesammt zu einer Art gemischter Poesie, welche man weder der einen noch der anderen reinen Gattung von Dichtwerken zuzählen kann und denen überhaupt kein ausschließlich poetischer Zweck zu Grunde lag. Der Witz der Gelehrten jener Zeit hat auch aus der Zahl dieser Dichter ein sogenanntes Siebengestirn zusammengestellt. Die wichtigsten derselben sind Theokritus, Apollonius Rhodius, Aratus, Lykophron und der, in das Siebengestirn jedoch nicht mit aufgenommene Kallimachus. Alle sind, mit Ausnahme des Theokritus, für den Gang der menschlichen Bildung nur in so fern wichtig, als sie durch ihre Gelehrsamkeit, Darstellungsweise und Sprache theils die wissenschaftliche Erkenntniß früherer Dichter erleichtert, theils dazu beigetragen haben, daß Mathematik, Physik und Astronomie in den Kreis der Erziehungswissenschaften der gebildeten Stände eingeführt worden sind.

Theokritus von Syrakus, welcher sein Leben abwechselnd am Hofe des Ptolemäus Philadelphus und in seiner Vaterstadt bei dem König Hiero II. zubrachte, ist der ausgezeichnetste der sogenannten bukolischen Dichter oder derjenigen Dichter des Alterthums, welche in Idyllen, d. h. poetischen Gemälden, „Bildchen", das Leben der der Natur am nächsten stehenden Menschenklasse darstellten. Diese Dichtungsart, welche schon früher unter den Griechen ihre Bearbeiter gehabt hatte, ward von Theokrit der Natur viel näher gebracht, als dies seinen Vorgängern gelungen war. Seine Werke gehören übrigens der alexandrinischen Litteratur und insbesondere dem Wesen und Treiben in Alexandria nur halb an; denn sie sind eines Theils in dem Dialekt der sicilischen Griechen abgefaßt und gingen anderes Theils unstreitig aus der sicilischen Volksdichtung der Mimen hervor. Es muß auf den ersten Blick überraschen, daß in einer der Natur so sehr entfremdeten, an Schwelgerei, Glanz und Formenwesen gewöhnten Zeit und an einem Hofe, wie der von Alexandria war, ein Sänger

der Natur mit seinen, die einfachsten Menschen und Lebensverhältnisse darstellenden Gedichten Beifall finden konnte; allein bei näherer Betrachtung wird dies nicht allein begreiflich, sondern das Wohlgefallen der damaligen gebildeten Welt an Theokrit's Werken erscheint auch als ein in der menschlichen Natur selbst begründeter, unter ähnlichen Umständen immer von neuem wiederkehrender Charakterzug. Uebertriebene Weichlichkeit und großer Luxus sind stets gerade für diejenigen Menschen am drückendsten, welche in jene am tiefsten versunken sind und diesen am wenigsten entbehren können; sie erhalten eben durch die Wirkung des Contrastes ihren Reiz. Deswegen zeigt sich in allen Zeiten, in denen die Menschen an Verweichlichung, überspannter Bildung und Entfremdung von der Natur leiden, das größte Wohlgefallen an idyllischen Gesängen, weil diese den Zustand der Hirten darstellen, welchen alle Nationen sich als den ältesten und ursprünglichen Zustand der Menschheit und als das einfachste, reinste und am wenigsten dem Wechsel von Leid und Freud unterworfene Leben gedacht haben. Es ist also gerade der grellste Widerstreit einer der vornehmen Welt ganz fremden Lebens- und Sinnesweise, was idyllische Gedichte für die Menschen einer entarteten und verfeinerten Zeit anziehend macht, deren stumpfe Empfindung der Anregung durch scharfen Gegensatz bedarf.

Für die Griechen war die alexandrinische Periode die einzige Zeit, in welcher sie, nachdem die anderen Dichtungsarten erschöpft waren, die idyllische bis auf den höchsten Grad entwickeln konnten. Sie haben dies durch Theokrit so vollkommen gethan, daß sie auch hierin alle anderen Nationen des Westens übertrafen. Die übrigen europäischen Völker, die Römer, Italiener, Franzosen und Deutschen, glaubten auch in diesem Zweige der Poesie die Natur verbessern oder an die Stelle eigentlicher Empfindung die Empfindsamkeit setzen zu müssen, die Griechen allein sind auch auf diesem Gebiete originell und natürlich geblieben. Unter den Römern ward zweimal der Versuch gemacht, die Städter durch idyllische Darstellung des ländlich Natürlichen zu erfreuen, zuerst von dem in der schwelgerischen und verfeinerten Zeit des Kaisers Augustus lebenden Virgil und dann von Calpurnius und Anderen, welche in den späteren Jahrhunderten des sinkenden römischen Reiches auftraten; Virgil's Schäfer sind aber gar oft nichts als Rhetoren und die späteren Idyllendichter der Römer haben nicht die Natur, sondern Virgil zu erreichen gestrebt. Als nach dem langen Dunkel des Mittelalters in Italien ein neues Licht hervorbrach, als bereits alle anderen Gattungen der Litteratur von den Italienern bearbeitet worden waren, als Luxus und Verdorbenheit unter ihnen ihren höchsten Grad erreicht hatten, ward auch die bukolische Poesie erneut. Wie unnatür-

lich ist aber die Poesie eines Sannazaro und Guarini! Tasso ist im Hirtengedicht wie im Epos ein zweiter Virgil, was in Beziehung auf die Form der Darstellung unendlich viel, in Beziehung auf Originalität aber nichts sagt; und nun erst vollends Marini! Mit den französischen Dichtern, welche nachher der idyllischen Poesie sich zuwandten, und die in gekünstelten, zierlichen Versen die Figuranten der Hofwelt zu Hirten machten, ist es noch viel ärger. In Deutschland schuf Geßner, der — was nach dem vorher Bemerkten nicht befremden wird — am verdorbenen Hofe Ludwig's XV. sehr viel und gern gelesen ward, ebenfalls eine ganz sentimentale Idyllenpoesie, mit ganz gemachter Natürlichkeit. Voß und Hebel haben später das deutsche Idyll dem griechischen genähert und es ist ihnen gelungen, nicht allein für die verwöhnten höheren Stände ein unentstelltes Bild des einfachen, natürlichen Lebens zu entwerfen, sondern auch den der Natur noch nahe stehenden Menschen der gebildeten Mittelklasse den inneren Sinn aufzuschließen und sie mit einer Art Begeisterung für ihr einfaches Leben zu erfüllen. Die Griechen haben also das Verdienst, selbst noch in der alexandrinischen Zeit ihrer Bildung eine neue Art Poesie bis zu dem Grade entwickelt zu haben, daß diese späteste Blüthe ihrer Dichtung noch für alle Zeiten und Völker des Abendlandes Muster geworden ist. Theokrit blieb nachher, gerade wie Homer im Fache des Heldengedichts, ein Licht, welches die Idyllendichter späterer Zeiten auf den rechten Weg zurückleiten mußte, wenn ihre Vorgänger nach der einen oder anderen Seite abgewichen waren.

Der Sänger der Natur, dem es übrigens ebenso wenig als den anderen damaligen Dichtern an Künsten der Schmeichelei fehlte, hatte nicht den ersten Rang unter den Poeten seiner Zeit. Der Herrscher im Gebiete der Poesie zu Alexandria war Kallimachus, welcher einem der vornehmsten Geschlechter von Cyrene angehörte und dessen Blüthezeit in die Regierung des zweiten Ptolemäus fällt. Seine Werke sind ein getreues Abbild der ganzen Poesie und des Geschmacks der ptolemäischen Zeit. Sie zeichnen sich durch ihre Fülle von Gelehrsamkeit aus, man vermißt aber überall den Ausdruck dichterischer Empfindung; statt desselben findet man den in zierliche Worte gefaßten Erguß eines mit gelehrten Kenntnissen überladenen Gedächtnisses und das Selbstgefühl eines Mannes, der auf sein gelehrtes Talent stolz ist. Auch Apollonius von Rhodus, ein Schüler des Kallimachus, zeigt nur wenig wahre Begeisterung und natürliches poetisches Gefühl und ist nie Original; aber er ist in Beziehung auf dichterische Form und Sprache wichtig und bezeichnet uns den Uebergang des antiken Charakters der Poesie in den modernen. Apollonius hat nämlich die Sage von dem Argonauten-Zug in einem Heldengedichte behandelt,

durch welches er auf den in seiner Zeit herrschenden poetischen Ton wohlthätig einwirkte und sogar auf die Dichtkunst der Römer großen Einfluß ausübte. Er strebte nicht ganz ohne Glück in Homer's Fußstapfen zu treten, und hat durch die Reinheit des Vortrags, die Zierlichkeit der Wortfügung, den Wohlklang des Verses, der sich streng nach dem Homerischen bewegt und doch dem Tone der neueren Zeit näher steht, seinen Zeitgenossen und den römischen Dichtern das Auffassen des Homer ungemein erleichtert. Es verhält sich daher sein Heldengedicht zu der römischen Poesie ebenso, wie die soviel als möglich das griechische Original wiedergebenden deutschen Uebersetzungen Homer's zu unserer Dichtkunst; denn diese Uebersetzungen haben der deutschen Nation ebenfalls das Eindringen in den Geist der griechischen Poesie erleichtert. Apollonius faßt jeden Laut des alten Sängers auf, die Wendungen, Gleichnisse und alle anderen Eigenthümlichkeiten Homer's erscheinen bei ihm wieder, aber sie sind in das Gewand der Rhetorik gekleidet und dadurch dem Sinn und Wesen der Menschen jener Zeit und der rhetorisch angelegten Römer näher gebracht. Apollonius hat auf diese Weise nicht allein historische, sondern auch gelehrte Bedeutung erhalten; denn sein Gedicht ist, wie aus dem Angegebenen hervorgeht, in einem gewissen Sinne der beste Commentar zur Iliade und Odyssee, das beste Mittel, um auf dem Wege der Vergleichung, vermittelst der künstlichen Formen und mühsam gebauten Verse seines Werkes, die einfache Sprache und den natürlichen Versbau Homer's verstehen und würdigen zu lernen. Außerdem sind auch die in Apollonius Heldengedicht enthaltenen Länder-, Völker- und Sittengemälde für die Kenntniß des Alterthums sehr wichtig. Dem rein poetischen Werthe nach gehört Apollonius zu den besten Dichtern der alexandrinischen Zeit, er war sogar der einzige von allen epischen Dichtern der Griechen, dem es einigermaßen gelungen ist, Homer nachzuahmen. Uebrigens erscheint er nur in Betreff der Sprache und einzelner Geschichten, Episoden und Gleichnisse als großer Dichter, der Einfluß aber, welchen er auf die römische Poesie ausübte, war sehr groß, weil selbst Virgil ganze Reihen von Bildern und Formen aus ihm in fast wörtlicher Uebersetzung entlehnt hat.

Ganz anders verhält es sich mit dem Dichter Lykophron, einem euböischen Griechen, der am Hofe des zweiten Ptolemäus lebte. Er verdient nur deshalb angeführt zu werden, weil er ein abschreckendes Beispiel der gelehrten Dichtkunst ist und am besten zeigen kann, wie weit es schon im Anfang der alexandrinischen Zeit mit dem Haschen nach leerem Wissen und dunkeln Vorstellungen gekommen war. Das Charakteristische seiner litterarischen Thätigkeit besteht in der Räthselhaftigkeit und im Wohlgefallen an Dunkelheiten. Es ist daher bezeich-

nend für ihn, daß er für den Erfinder der Anagramme oder jener Spielerei gilt, vermittelst deren man, durch Buchstabenversetzung, aus einem Worte ein mit demselben in irgend eine Beziehung gebrachtes anderes bildet. Lykophron verfaßte in einer Zeit, wo das Lösen von Räthseln, das Spielen mit Begriffen und die Aufhellung von Dunkelheiten eine Art von gelehrtem Handwerk geworden war und die alte griechische Religion in eine Wissenschaft der Geheimlehren umgeschaffen wurde, ein Gedicht voller Räthsel und Dunkelheiten, welches eine Aufgabe für Gelehrte sein sollte und gab dadurch ein sehr übles Beispiel. Dieses sonderbare Machwerk, welches von Anfang bis zu Ende aus lauter Weissagungen der Kassandra besteht, ist gleichsam eine fortlaufende Reihe von Räthseln, da in demselben sogar die Götter und Heroen nicht mit ihren eigentlichen Namen genannt, sondern statt dessen vermittelst ihrer am wenigsten bekannten Attribute bezeichnet werden. Die in diesem Gedichte vorkommenden Länder sind durch irgend eine dunkle Geschichte, welche in ihnen einmal vorgefallen ist, bezeichnet, die kühnsten Metaphern oder Uebertragungen von Begriffen, wie Milton's sichtbare Finsterniß, finden sich auf jeder Seite, die fremdartigsten Dinge werden mit einander verbunden, Blitze werden gewöhnlich gehört, Töne gesehen; kurz die höchste Ueberschwenglichkeit der Einbildungskraft, die größte Räthselhaftigkeit und das Aufbieten der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit bilden den eigentlichen Charakter des Werkes. Die Phantasie des Dichters erwärmt uns aber nicht, sie macht uns vielmehr starr, weil wir immer einen Gelehrten vor uns sehen, der sich und uns auf die Folter spannt und seine unnütze Belesenheit zeigen will. Die späteren Gelehrten, welche für das Einfache und wahrhaft Große allen Sinn verloren hatten, fanden freilich an einem solchen Werke Freude und Genuß. Auch ist nicht zu leugnen, daß, wenn man Lykophron's Räthsel gelöst hat, man aus ihm den Reichthum der griechischen Sprache und die unendliche Fülle der Erfindungen und Bilder, welche das damalige Religions-System darbot, am besten kennen lernen kann. Uebrigens war Lykophron auch ein zu seiner Zeit berühmter tragischer Dichter, es hat sich aber von seinen Tragödien, in welchen er auf ähnliche Weise wie in seiner Kassandra das Verständniß möglichst zu erschweren suchte, keine einzige erhalten.

Von der Philosophie der alexandrinischen Zeit wird besser bei der Darstellung der Bildung des römischen Volkes gehandelt, weil sie durch ihren Einfluß auf dieses Volk in der unmittelbarsten Beziehung zu dessem geistigen Leben steht und dies denjenigen Theil ihrer Wirksamkeit bildet, welcher für die Geschichte der menschlichen Cultur am wichtigsten ist.

Die Geschichtschreibung der alexandrinischen Periode hat ganz

den Charakter der damaligen Dichtkunst, sie ward zur Zeit der ersten Ptolemäer von einigen Männern eben dahin geführt, wohin Kallimachus und Lykophron die Poesie geführt hatten. Der Geist der alexandrinischen Zeit war ein Geist der Eitelkeit, der Unterhaltungssucht und der Unwahrheit und deshalb ebenso wenig für eigentliche geschichtliche Belehrung empfänglich, als einer wahrhaft historischen Auffassung der wirklichen Welt und ihrer Charaktere fähig. Die Berichte über die Zeitgeschichte, welche man sonst bei den Griechen vorzugsweise häufig zu finden gewohnt ist, verschwinden mit einigen Ausnahmen ganz; die rhetorischen Schriftsteller jener Zeit wagten sich nicht an diese Geschichte, weil sie durch entstellte und falsche Darstellung des Bekannteren die Gewogenheit des Publikums zu verlieren fürchteten, durch die Wahrheit aber die Könige und Vornehmen beleidigt und sich um ihre Gunstbezeugungen gebracht haben würden. Statt der Geschichte ihrer Zeit behandeln sie daher die der Götter und Heroen, erzählen unverschämt erdichtete oder auf eine wunderliche Weise mit griechischen Mythen und Sagen durchflochtene Urgeschichten und Märchen von Indien, Assyrien, Phönicien, Aegypten, ja sogar von dem bis dahin ganz verachteten und kaum genannten jüdischen Volk. Wie sehr schon Nearch, Onesikritus und Andere dem unterhaltungssüchtigen und wundergläubigen Sinne ihrer Landsleute durch Märchen und Erdichtungen der ärgsten Art gehuldigt hatten, ist bereits früher in der Geschichte Alexander's des Großen angedeutet worden. Die Geschichtschreiber der eigentlichen alexandrinischen Zeit folgten den Spuren dieser sehr beliebt gewordenen Aufschneider oder Romantiker, sie verbanden aber damit meist noch die Vorliebe für das Uralte und Ungeheure und das Streben, die Sagen und das Priesterwesen der orientalischen Urzeit mit der griechischen Vergangenheit in Verbindung zu bringen.

Man braucht nur auf die berühmtesten damaligen Erzähler urweltlicher Geschichten, auf Timäus, Euhemerus, Berosus und Manetho einen Blick zu werfen, um den Charakter der alexandrinischen historischen Litteratur überhaupt und ihr Verhältniß zum Geiste jener Zeit kennen zu lernen. Timäus von Tauromenium, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. lebte, wird zwar wegen seiner chronologischen Genauigkeit in seiner Geschichte von Griechenland und Sicilien gerühmt, bringt aber dessen ungeachtet, wenn er über ältere Zeiten schreibt, Altweibermärchen vor. Sein Zeitgenosse Euhemerus aus Messene ist für die Erkenntniß des Geistes der damaligen Geschichtschreibung noch merkwürdiger. Er hat nämlich eine sogenannte heilige Geschichte geschrieben und in derselben die Erdichtungen, durch welche man zu jener Zeit die griechische Religion in orientalisches Priesterwesen und in ein zur Täuschung des Volkes dienendes Gaukel-

werk umzuwandeln suchte, durch eben so unverschämte Lügen und einen nicht weniger dreist durchgeführten Trug zu bekämpfen gesucht. Er benutzte zu diesem Zwecke eine auf Kassander's Befehl unternommene Entdeckungsreise im indischen Ocean und verfertigte Inschriften, die er dann für uralt ausgab. Mit Hülfe dieser Inschriften, welche er auf einer erdichteten Insel Panchaia gefunden zu haben behauptete, suchte er zu beweisen, daß Jupiter, Saturn und ihre ganze Sippschaft Menschen gewesen seien, welche sich durch Betrug göttliche Verehrung verschafft hätten. Er ward dafür zwar von den christlichen Kirchenvätern des Mittelalters gepriesen, von seinen heidnischen Landsleuten aber gescholten und mit dem Spottnamen eines Atheisten belegt. Seine erdichteten Geschichten und Inschriften beweisen dasselbe, was aus den Schriften derer, welche damals die Religionen und ihre Sagen in ein recht mystisches Dunkel zu hüllen suchten, hervorgeht, daß nämlich der Geist jener Zeit ein Geist der Lüge und des Truges war und alte Täuschung nun durch neue Täuschung zu zerstören wußte.

Die für die Erkenntniß des damaligen Zeitgeistes wichtigsten Männer aus der historischen Klasse der Schriftsteller sind Berosus und Manetho. Berosus soll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus chaldäischer Priester des Belus-Tempels zu Babylon gewesen sein und war einer der vielen orientalischen Astrologen, welche seit der Erbauung von Seleucia am Tigris sich einen Einfluß auf den Geist der Griechen verschafften. Diese Leute lernten Griechisch und suchten die Leichtgläubigkeit des großen Haufens zu ihrem Vortheil zu benutzen. Berosus gehörte zwar weder dem europäischen Griechenland, noch dem ptolemäischen Aegypten an, aber er muß hier erwähnt werden, weil in dieser Darstellung alles zusammengefaßt wird, was den Charakter der alexandrinischen Bildung an sich trägt und in irgend einem griechischen Staate dieser Zeit sich besonders bemerkbar gemacht hat. Dieser Chaldäer Berosus schrieb eine Geschichte der Babylonier, welche er 473,000 Jahre vor Alexander dem Großen beginnen läßt und in die er die wunderlichsten Mythen und Märchen einmischte. Er hat dadurch den Gelehrten des Alterthums und der mittleren Zeit viele fruchtlose Mühe gemacht. Sein Werk ist ganz untergegangen. Es haben sich zwar unter seinem Namen einzelne Bruchstücke der babylonischen Urgeschichte erhalten, diese gehören aber nicht ihm, sondern irgend einem späteren christlichen oder jüdischen Gelehrten an. Was Berosus für den Hof und die gelehrte Welt von Syrien war, das war sein Zeitgenosse Manetho, ein aegyptischer Priester, für den Hof und die Gelehrten von Aegypten. Durch Berosus Geschichte erschienen nämlich die Seleuciden als die Beherrscher des Urlands der Götter und Menschen und gleichsam als die Herren der Quellen aller Weis-

heit; Manetho's Werk aber bewies den Ptolemäern, daß Aegyptens Könige noch ganz andere Ansprüche hätten, als die Beherrscher von Babylonien. Manetho war Priester an einem uralten aegyptischen Tempel, gehörte der Priesterkaste des Landes an und verstand das Griechische ebenso gut als Berosus. Er schrieb in griechischer Sprache eine aegyptische Geschichte, welche mit der Urzeit seines Volkes begann und bis auf Alexander den Großen herabreichte. Außerdem soll er auch eine Erklärung der aegyptischen Religionsgebräuche verfaßt haben. Von seinen Schriften haben sich einzelne Bruchstücke erhalten. Seine aegyptische Geschichte, welche er aus den Tempel-Archiven geschöpft haben wollte, ist zwar keineswegs so anzusehen, als wenn er alles Mitgetheilte erdichtet hätte, aber schon der bloße Umstand, daß er sich zur Beglaubigung seiner Nachrichten auf den Merkur der aegyptischen Mythe und auf Inschriften, die derselbe geschrieben haben soll, berief, bezeichnet dem, der von dem Geschichtsforscher Menschenkenntniß und Kritik fordert, den Geist seiner Geschichtschreibung und ihren Werth hinlänglich.

Erfreulicher als das Vorhergehende ist das, was zum Schluß noch von den realen Wissenschaften und von den Verdiensten zu berichten ist, welche die Griechen sich nach Alexander's des Großen Tod um die Künste und Wissenschaften des industriellen Lebens erworben haben. Die Zeit der Ptolemäer war eine durchaus prosaische Zeit und hatte nur für solche Dinge Sinn, welche einen unmittelbaren äußeren Nutzen gewährten. Der Schwung des Geistes scheint bei den damaligen Griechen gelähmt zu sein; es scheint, als sei die Kenntniß desjenigen Theils unserer Natur, der mit der sichtbaren Welt nur wenig gemein hat, völlig erschöpft gewesen und die Zeit gekommen, wo der Mensch sich als ein der äußeren Natur angehörendes und ihren Gesetzen unterworfenes Wesen kennen lernen sollte. Die dieser Zeit eigenthümliche Bildung ist eine ganz neue Erscheinung in der alten Geschichte, sie bereitet auf den Charakter der praktischen, juristischen und aristokratischen römischen Zeit vor. Die Betrachtung derselben ist aber nicht blos an sich selbst für die Erkenntniß der menschlichen Natur und ihres Entwickelungsganges wichtig, sondern sie hat auch noch eine besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß das römische Volk, welches in der späteren Zeit des Alterthums den Mittelpunkt der Welt bildete, so praktisch dasselbe auch war, doch keinen Zweig der mathematischen und physikalischen Wissenschaften weiter geführt hat, als die gleich nach Alexander's Tod entstandenen Schulen des griechischen Orients sie gebracht hatten. Die Schriftsteller dieser Schulen sind bis auf die Zeiten der Araber in den Fächern der Mathematik und Naturkunde die Lehrer der ganzen Welt geblieben. Selbst die Araber haben, mit Ausnahme der Chemie, der Algebra und einiger Theile der Astronomie,

die sogenannten exacten, d. i. die mathematischen und physikalischen Wissenschaften nicht weiter gefördert, als diese in Alexandria schon zur Zeit der Ptolemäer gebracht worden waren. Die Araber schöpften ihre Wissenschaft aus den Büchern der in Syrien und Aegypten gestifteten griechischen Schulen und auch wir Europäer kehrten, nachdem wir seit dem zwölften Jahrhundert lange Zeit von den Arabern gelernt hatten, endlich im vierzehnten Jahrhundert zu den griechischen Quellen zurück. Die Griechen der alexandrinischen Zeit waren also in den bezeichneten Fächern des Wissens die Lehrer der Römer, der Araber und des ganzen christlichen Mittelalters und diese Seite ihrer Thätigkeit und Bildung hat folglich eine welthistorische Wichtigkeit.

Die Fortschritte des ptolemäischen Zeitalters in der Naturkunde sind zuerst anzudeuten. Aristoteles hatte die Naturwissenschaften fast ganz neu geschaffen, sein Schüler Theophrast war in die Spuren seines großen Meisters getreten und hatte die von demselben übrig gelassenen Lücken ergänzt. Der von beiden Männern gegebene Anstoß wirkte auf die Ptolemäer und ihre Gelehrten und brachte in Alexandria die weitere Entwickelung der Naturkunde hervor. Die ersten Ptolemäer förderten, wie bereits oben angegeben, diese Wissenschaften dadurch, daß sie naturhistorische Sammlungen anlegen und sogar mit großen Kosten seltene Thiere in Alexandria zusammenbringen und unterhalten ließen. Es galt jedoch nicht gerade der wissenschaftlichen Erkenntniß der Natur, sondern auch die Naturwissenschaft mußte sich dem Bedürfnisse des Lebens anpassen lassen. Man richtete beim Studium der Natur den Blick vorzugsweise auf die Heilkunde und auf diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche mit dieser enger verbunden sind. Die Physiologie oder die Lehre von der Natur und dem Leben der organischen Wesen, die Anatomie, die Chemie und Botanik sind diese Zweige. Ohne Physiologie ist die Naturgeschichte der lebenden Wesen dasselbe, was die Physik oder Naturlehre ohne Chemie sein würde. Ohne die Anatomie oder ohne das Studium der einzelnen Theile des menschlichen Körpers und ohne die vergleichende Anatomie des Menschen und der Thiere hat weder die Physiologie noch die Heilkunde überhaupt eine feste Grundlage, sondern Beide bestehen dann nur in bloßen Muthmaßungen und in einem unsicheren, unvollkommenen Erfahrungswissen. Die Physiologie und Anatomie waren aber bei den Alten bis auf Aristoteles Zeit ganz vernachlässigt worden, ungeachtet allerdings schon am Ende des peloponnesischen Krieges Hippokrates von Kos und seine Schüler die Medicin im Allgemeinen zum Range einer eigentlichen Wissenschaft erhoben hatten. Der Grund jener Vernachlässigung lag in dem Charakter der Griechen, weil eben dieselben Vorurtheile, durch welche bis vor kurzem die eifrige Betreibung der

Anatomie in England erschwert war, das Studium dieser Wissenschaft bei ihnen unmöglich gemacht hatten. Als dagegen mächtige griechische Fürsten in einem Lande wie Aegypten, wo die altherkömmliche Weise, die Todten zu behandeln, anatomische und chemische Kenntnisse erforderte, der Heilkunde Unterstützung gewährten, mußte dies den Fortschritten der Anatomie und Physiologie in hohem Grade förderlich sein. Die beiden berühmten Männer, Herophilus von Chalcedon und Erasistratus von der Insel Ceos, von welchen jener der Leibarzt des Ptolemäus Soter, dieser aber zuerst der Leibarzt des Seleukus Nikator und dann des Ptolemäus Philadelphus war, erhielten auf Befehl der beiden ersten Ptolemäer, den Vorurtheilen der Griechen und Aegypter zum Trotz, Leichname zum Zergliedern ausgeliefert. Es ward ihnen sogar nachgesagt, daß sie sich Verbrecher hätten geben lassen, um auch an lebenden menschlichen Körpern ihre Forschungen und Versuche anzustellen; allein diese Behauptung ist ungegründet und rührt wohl nur von dem damals noch allgemein herrschenden Abscheu gegen das Seciren von Menschenleibern her, wie denn auf ähnliche Weise auch die Wiederhersteller der Anatomie in der neueren Zeit, Modini und Vesalius, derselben Grausamkeit beschuldigt worden sind. Herophilus und Erasistratus wichen in ihren wissenschaftlichen Grundsätzen von einander ab und es entstanden dadurch in und außerhalb Aegypten verschiedene medicinische Schulen, welche sich Herophilische oder Erasistratische nannten. Herophilus hatte übrigens außer der Anatomie auch die Botanik mit der praktischen Heilkunst verbunden, seine Schüler trieben dieses Studium ebenfalls mit Eifer und unter den letzten Ptolemäern oder kurze Zeit nach ihnen trat endlich der berühmte Botaniker Dioskorides auf, dessen Werk sowohl für die Araber, als für die christlichen Völker des Mittelalters die Grundlage ihrer Pflanzenkunde geworden ist.

Die mathematischen Wissenschaften wurden in Alexandria viel weiter gefördert, als die Naturwissenschaften; denn abgesehen vom Praktischen wird die Mathematik, als Verstandesbeschäftigung betrachtet, ewig auf den Grundlagen feststehen bleiben, welche damals in Alexandria gelegt worden sind. Die mathematischen Wissenschaften blühten außerdem in dieser Stadt fast 1000 Jahre hindurch, also bis tief in das Mittelalter hinein. Unter den Mathematikern der ptolemäischen Zeit verdient Euklides sowohl in Rücksicht der Zeit, in welcher er lebte, als auch seiner Verdienste wegen zuerst genannt zu werden. Er lebte und lehrte unter Ptolemäus Soter in Alexandria, und führte ein Gebäude der Mathematik auf, zu welchem Aristoteles den ersten Grund gelegt hatte. Euklid's Lehrgebäude umfaßte nur die Arithmetik, die Geometrie und die Stereometrie oder die Wissenschaft

der Ausmessung des von festen Körpern eingenommenen Raumes; er leistete aber für diese Wissenschaften eben dasselbe, was Aristoteles für die Logik geleistet hatte. Er schuf ein System, brachte alle Sätze in eine wissenschaftliche Ordnung und erfand für die Mathematik eine Methode, welche von allen denkenden Mathematikern bis auf unsere Zeit als die einzig richtige gepriesen worden ist. Die Neueren haben zwar oft Euklid's Beweise zu lang, zu verwickelt und wenig verständlich gefunden und statt derselben einfachere und leichtere gesucht, weil ihnen logische Schärfe und Strenge oft weniger wichtig war, als ein praktisches Resultat und daher jeder praktische Beweis auch ein guter Beweis zu sein schien; wer aber den Geist der Alten kennt und das Studium der Mathematik als reine Geistesbeschäftigung treibt, wird anders urtheilen und sich an die Antwort halten, welche Euklid selbst einst dem Ptolemäus Soter gab. Als dieser ihn nämlich fragte, ob nicht eine leichtere Methode zur Erlernung der Geometrie ausfindig zu machen sei, antwortete ihm Euklid: „Zur Geometrie gibt es keinen besonderen Weg für Könige." Wie mit den Beweisarten Euklid's, so verhält es sich auch mit einzelnen Lehrsätzen seines Systems: fast jeder denkende Mathematiker der neueren Zeit stieß hier und da an und wollte bessern, konnte aber am Ende trotz aller Anstrengungen die Sache nicht weiter bringen, als Euklid sie gebracht hatte.

Von dem Augenblicke an, als Euklid das System der Mathematik wissenschaftlich vollendet und so den festen Grund dieser Wissenschaft gelegt hatte, fühlten alle Handelsstädte jener Zeit die Wichtigkeit der exacten Wissenschaften für ihren Handel, ihre Schifffahrt und ihre Gewerbe. Diese Städte, welche für die damalige Welt dasselbe waren, was die Niederlande und England dem neueren Europa geworden sind, waren vornehmlich Alexandria, Rhodus, Byzanz, viele kleinasiatischen Seeplätze und die meisten griechischen Pflanzstädte in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres. In allen diesen Städten blühten seitdem Anstalten zur Unterweisung in den mathematischen Wissenschaften auf, und durch dieselben wurden die Künste des äußeren Lebens in ihrer Entwickelung sehr gefördert. Auch die Dichtkunst, welche damals vornehmlich als ein Mittel diente, dem an sich nicht Gefälligen eine gefällige Form zu geben, wurde gebraucht, um jene Wissenschaften zugänglicher zu machen. Der erste Dichter, welcher dies that, war Aratus von Soli in Cilicien. Er gehört nicht der Stadt Alexandria an, sondern lebte am Hofe des Königs Antigonus Gonatas (um 270 v. Chr.). Sein Verdienst bestand darin, daß er durch ein astronomisches Gedicht in Griechenland eben denselben Eifer für die mathematischen Wissenschaften erweckte, der in Alexandria, Rhodus, Byzanz und in anderen Städten der Schifffahrt und des Handels

wegen erwacht war. Er selbst war kein Mathematiker, er hat aber zwei Werke des ausgezeichneten Mathematikers und Astronomen Eudoxus von Knidus, welcher zu Philipp's II. Zeit lebte, in eine poetische Form gebracht und dadurch zu einem Compendium für Schulen und zu einem Lesebuch der gebildeten Welt des Alterthums gemacht. Arat hat sich also weder durch gelehrte Forschungen und Kenntnisse, noch auch durch den Inhalt seines Gedichtes eine Bedeutung in der Geschichte der Cultur verschafft, sondern vielmehr dadurch, daß er dem Werke eines großen Mathematikers diejenige Form gab, welche dasselbe der reiferen Jugend und dem größeren Publikum zugänglich machte. Er trug dadurch ungemein viel zur Verbreitung der mathematischen Wissenschaften bei; denn sein Gedicht ward eine Art Handbuch für Gebildete, und da dasselbe einer Erklärung bedurfte, um verstanden zu werden, so nöthigte er dadurch die Gelehrten, welche es in der Schule behandeln mußten, sich mit Astronomie und Mathematik zu beschäftigen. Wegen der großen Verbreitung von Arat's Gedicht traten in der folgenden Zeit sogar die ersten Mathematiker und Astronomen als Erklärer desselben auf und der ganze astronomische Unterricht ward auf dieses Werk gegründet oder an dasselbe angeschlossen.

Zunächst nach Aratus Zeit war Eratosthenes einer der bedeutendsten Mathematiker. Er war in Cyrene geboren und stand unter Ptolemäus Evergetes an der Spitze des Museums. Da er zugleich Dichter, Sprachgelehrter, Erklärer der Alten, Philosoph, Geograph, Mathematiker und Astronom war und in allen diesen Fächern mit ausgezeichnetem Talent arbeitete, so ist er gleichsam ein lebendiges Muster der Bildung seiner Zeit, sowie dessen, was in dem ganzen späteren Alterthum und dann wieder am Ende des Mittelalters, als man das Studium der griechischen Litteratur von neuem zu betreiben anfing, liberale Bildung genannt wurde. Eratosthenes hat sich namentlich um die Geographie und um die beobachtende Astronomie bedeutende Verdienste erworben; diese können aber hier nicht angegeben werden, weil zum Verständniß derselben eine tiefere Kenntniß der mathematischen Wissenschaft erfordert wird, als wir bei den Lesern dieses Werkes voraussetzen dürfen. Es mag genug sein zu bemerken, daß Eratosthenes unter Andern zuerst eine Gradmessung machte, die Schiefe der Ekliptik berechnete und den Umfang der ganzen Erde bestimmte, was Alles freilich nicht sehr genau sein konnte. Bemerkenswerth ist ein kleines Gedicht, welches sich von Eratosthenes erhalten hat, weil es für den Charakter der alexandrinischen Litteratur dadurch bezeichnend ist, daß der Verfasser desselben das gründliche mathematische Streben mit dem Räthselhaften und Sonderbaren der Methode und dem wunderlichen Wesen der damaligen Poesie verband. In die-

sem Gedichte hat nämlich Eratosthenes die Aufgabe, aus einem einfachen Würfel die Verdoppelung desselben zu berechnen, auf die damals zur Mode gewordene poetische Weise gelöst, nach welcher viele Dichter ihren metrischen Leistungen die Form von Beilen, Altären und anderen Gestalten gaben oder ähnlich poetische Kunststücke machten.

Weit bedeutender für die Entwickelung der Wissenschaft ist Archimedes, Eratosthenes Zeitgenosse. Er war der größte Mechaniker des Alterthums und steht in Betreff der Anwendung der Mathematik auf Gewerbe und Künste ebenso als Schöpfer und Gründer da, wie Aristoteles, Euklides und die beiden alexandrinischen Gelehrten in anderen Hinsichten. Archimedes war um das Jahr 287 v. Chr. in Syrakus geboren und machte seine Studien in Alexandria, kehrte aber bald wieder in seine Vaterstadt zurück. Er hatte also seine Wissenschaft auf die der alexandrinischen Welt gegründet und blieb auch stets mit Aegypten in Verbindung. Bei dem ungelehrten Theile der Nachwelt ist er weniger wegen seiner großen wissenschaftlichen Bedeutung berühmt geworden, als vielmehr wegen des zufälligen Umstandes, daß er bei der Belagerung von Syrakus durch den Römer Marcellus (213 u. 212 v. Chr.) in seiner Vaterstadt anwesend war und dadurch Gelegenheit erhielt, derselben bei ihrer Vertheidigung mit seinem Talente und seiner wissenschaftlichen Erfahrung nützlich zu sein. Er selbst verlor bei der Einnahme der Stadt sein Leben durch einen römischen Soldaten. In Betreff der Erfindungen, welche Archimedes zur Vertheidigung von Syrakus machte, enthalten die späteren Schriften des Alterthums manche Uebertreibungen und Anekdoten, so daß die Wahrheit der einzelnen Angaben nicht sicher festgestellt werden kann. Dies ist besonders der Fall mit den Brennspiegeln, welche Archimedes angewandt haben soll, um die im Hafen liegende römische Flotte in Brand zu stecken, was eine physikalische Unmöglichkeit ist. Im Allgemeinen kann man aus allen jenen Erzählungen den Schluß ziehen, daß er durch seine kriegswissenschaftlichen Erfindungen sowohl die Syrakusaner, als auch die Römer und Karthager in Staunen setzte und also auch übertraf, obgleich die Ersteren und Letzteren durch ihre Geschicklichkeit in mechanischen Künsten von jeher berühmt waren, die Römer aber damals von allen Künsten nur die auf das Kriegswesen Bezug habenden ehrten, sich aber zur Anwendung derselben der Griechen von Unteritalien bedienten.

Unendlich viel wichtiger und folgenreicher, als in Bezug auf die Kriegskunst, ist Archimedes Wirksamkeit für die mathematischen Wissenschaften an und für sich selbst und für das gewerbliche Leben gewesen. Beides war bei ihm so innig mit einander verbunden, daß er selbst bei rein theoretischen Arbeiten, wie z. B. bei seiner Bestimmung des Verhältnisses des Durchmessers zum Umfange des Kreises, nie den

praktischen Gebrauch aus den Augen verlor. Von seinen zahlreichen Entdeckungen und Erfindungen rein wissenschaftlicher Art sollen nur einige wenige andeutungsweise angeführt werden. Er hat z. B. zuerst auf die sogenannte Ausrechnung des Unendlichen geleitet, indem er zuerst zeigte, wie man die Körner des Sandes zählen, oder vielmehr ihre Menge in einer bekannten Größe oder in Zahlen ausdrücken könne. Diese Arbeit könnte auf den ersten Blick hin als ein bloßer Scherz erscheinen, in der That aber schließt sie eine sehr wichtige Anwendung auf die Meßkunst in sich ein und ward für die Fortschritte der Arithmetik des Alterthums sehr bedeutend. Ferner hatten alle früheren Astronomen der Griechen den Durchmesser der Sonne für höchstens achtzehn Mal größer gehalten, als der des Mondes ist, Archimedes dagegen nahm ihn schon einer bloßen Voraussetzung nach dreihundert Mal größer an und näherte sich dadurch der wirklichen Größe desselben um Vieles mehr. Für seine Verdienste um die astronomischen Kenntnisse und um die Mechanik zugleich ist es ferner von besonderer Bedeutung, daß er zuerst ein Planetarium oder Orrery verfertigte, d. h. eine künstliche Maschine, durch welche die Bewegung der himmlischen Körper anschaulich gemacht wird. Endlich fand Archimedes auch das Verhältniß zwischen einem Cylinder und einer Kugel von gleichem Durchmesser, eine Entdeckung, welche ihm selbst so wichtig schien, daß er sein Grabmal mit den Figuren dieser Körper zu schmücken verordnete.

Wie schon die Erfindung des Orrery beweist, erwarb sich Archimedes auch ganz ausgezeichnete Verdienste um die Theorie der Mechanik und ihre Anwendung. Für diese Wissenschaft zeigte überhaupt die griechische Welt seit Demetrius Poliorketes ein so großes und allgemeines Interesse, daß man die Beschäftigung mit derselben sogar als unentbehrlich für den gebildeten Staatsmann und Regenten ansah. Archimedes war, um nur einige wenige Punkte beispielsweise anzugeben, der Gründer der Statik oder der Wissenschaft von den Gesetzen des Gleichgewichts der Körper. Er hat zuerst die Bedeutung und Lage des sogenannten Schwerpunktes der Körper oder des eigentlichen Mittelpunktes ihrer Schwere und Kraft erkannt und eine Theorie des Flaschenzuges und der Schraube aufgestellt. Er entdeckte außerdem namentlich das wichtige Gesetz, daß jeder Körper, der in eine Flüssigkeit getaucht wird, ebensoviel von seinem Gewichte verliert, als die Masse der von ihm verdrängten Flüssigkeit wiegt und bediente sich dieses Gesetzes als einer der Grundlagen der Statik. Einige andere mechanischen Erfindungen Archimed's sind früher bei der Beschreibung des auf Hiero's II. Befehl erbauten Prachtschiffes erwähnt worden. Er hat ferner während seines Aufenthalts in Aegypten manche wesentlichen Verbesserungen des Kanal- und Deich-Wesens ausgedacht. Ob er

auch die Wasserschraube oder Archimedische Schnecke, d. h. die schneckenförmig ausgehöhlte Maschine, in welcher, wenn sie mit dem einen Ende im Wasser steht und beständig umgedreht wird, das Wasser aufsteigen muß, erfunden habe, ist zweifelhaft. Daß man aber dieselbe ihm zuschreiben konnte, zeigt klar und deutlich, wie sehr man gewohnt war, im Fache der Mechanik ihn als den erfindungsreichsten Mann des Alterthums anzusehen.

Archimedes stand in Betreff der mechanischen Wissenschaften durch das ganze Alterthum hindurch unübertroffen, ja fast einzig da. Uebrigens lebten theils vor ihm, theils zu gleicher Zeit mit ihm noch einige andere Männer, welche sich hierin auszeichneten. Nur einer von ihnen aber, Hero von Alexandria, hat die theoretische Seite der Wissenschaft erweitert, alle Anderen waren nur für die Vervollkommnung der praktischen Theile thätig. Hero und sein Lehrer Ktesibius haben einige wichtigen physikalischen Erfindungen gemacht, wie z. B. die des gekrümmten Hebers, der Wasserorgeln und des nach des Erfinders Namen benannten Herons-Brunnens.

Den nächsten Platz nach Archimedes hat man in Hinsicht auf die Geometrie des Alterthums seinem Schüler Appollonius von Perga in Pamphylien angewiesen, welcher zu Pergamum und Alexandria lebte. Er gilt neben Archimedes und Euklides für den größten Mathematiker des Alterthums, weil er für die wichtige Lehre vom Kegelschnitt ganz dasselbe leistete, was der Erstere für die oben bezeichneten Fächer der praktischen Mathematik, Euklides aber für die reine Mathematik, die Arithmetik und einzelne Theile der Geometrie geleistet haben. Seine Verdienste können hier nicht im Einzelnen dargelegt werden. Uebrigens darf man bei der Würdigung derselben nicht übersehen, daß Apollonius nicht blos durch Entdeckungen und Berechnungen sich auszeichnete, sondern, wie Aristoteles und Euklides, die Größe seines Geistes auch in der Art zeigte, wie er das bereits Erforschte und Bekannte gebrauchte, vervollkommnete und erweiterte.

Der größte Astronom des Alterthums war Hipparchus von Nicäa in Bithynien. Er lebte im zweiten Jahrhundert v. Chr., gehörte aber ebenso wenig als Aratus von Soli der Stadt Alexandria an, da er den größten Theil seines Lebens in Rhodus zubrachte und auf dieser Insel seine astronomischen Beobachtungen machte. In Alexandria lebte er nur kurze Zeit. Von seinen Schriften sind leider gerade die wichtigsten untergegangen; erhalten haben sich nur zwei weniger bedeutende, nämlich ein Verzeichniß der Fixsterne und ein Commentar über Arat's Gedicht, welches letztere Werk noch dazu wahrscheinlich eine Jugendarbeit ist. Weder Euklid noch Archimedes hatten an eine ebene und sphärische Trigonometrie gedacht, d. h. an

diejenige Wissenschaft, welche Ebenen und Kugeln in Dreiecke zerlegen und vermittelst dieser ausmessen lehrt; Hipparch war es, der diese beiden Theile der Trigonometrie zuerst begründete. Er hat ferner die ersten Tafeln für die Mondbewegungen entworfen, zuerst sichere Regeln für die Berechnung der Sonnen- und Mondsfinsternisse aufgestellt und die Methode gefunden, vermittelst deren man in der folgenden Zeit die Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes richtig bestimmen konnte. Er gründete seine Beobachtungen auf diejenigen, welche der Astronom Aristarch aus Samos 100 Jahre vor ihm gemacht hatte, weil diese die besten von allen früher gemachten waren, übertraf dieselben aber durch die Schärfe der seinigen in hohem Grade. Auf Aristarch's Beobachtungen gestützt, hat Hipparch sich um Zeitrechnung unsterbliche Verdienste erworben; denn er hat zum ersten Male die wahre Länge des Sonnenjahrs bestimmt. Er hat außerdem aus der Vergleichung seiner Beobachtungen mit denen des Aristarch eine der wichtigsten Entdeckungen hergeleitet, welche jemals über die Bewegung der Himmelskörper gemacht worden sind. Er entdeckte nämlich das sogenannte Vorrücken der Nachtgleichen oder die Veränderungen in der scheinbaren Bewegung der Fixsterne, welche, während sie unter sich einerlei Lage behalten, alle zusammen von Osten nach Westen fortzurücken scheinen. Hipparch hat dabei trotz der unvollkommenen Beobachtungen und Instrumente, welche ihm zu Gebote standen, in der Bestimmung des Maaßes jener Veränderungen sich der richtigen Zahl in einem Grade genähert, der selbst einen La Place mit Bewunderung für seinen großen Scharfsinn erfüllt hat. Nur durch diese Entdeckung Hipparch's ist es möglich gemacht worden, Sterne, welche Hunderte von Jahren früher bestimmt worden waren, wiederzufinden und folglich eine Wissenschaft zu vollenden, die zu ihrer Entwickelung durchaus Jahrhunderte lang fortgesetzte genaue Beobachtung erfordert.

Hipparch hat, außer seinem Verdienst um die Astronomie an und für sich selbst, noch eine ungemein große Bedeutung für die historischen Wissenschaften, für die Länder- und Völkerbeschreibung und für den Handel der alten Welt gehabt. Er lehrte nämlich zuerst die Methode, wie man die geographische Lage oder die Länge und Breite eines Ortes mit Hülfe der Astronomie richtig bestimmen könne und machte dadurch zuerst eine wahre Kartenzeichnung möglich. Dieses und die vorher angegebenen Beobachtungen und Entdeckungen sind nur ein kleiner Theil der Verdienste, welche sich dieser Mann um die Astronomie und Erdkunde erwarb. Er übertraf an Geist und Scharfsinn alle Astronomen bis auf Kepler, und die Wissenschaft der Sternkunde blieb 300 Jahre lang auf dem Punkte stehen, auf welchen er sie erhoben hat.

Geschichte der Römer.

I. Einleitung.

1. Das Land Italien.

Italien hieß vor Alters die lange und schmale Halbinsel, die sich von der südlichen Grenze der Lombardei an etwa 130 deutsche Meilen weit in das mittelländische Meer hinein erstreckt. Was wir heut Oberitalien nennen, ward von den Alten nicht als zum eigentlichen Italien gehörend betrachtet. Die Dichter gebrauchten statt des Wortes Italien auch die Namen Hesperien und Ausonien. Die eigentliche Halbinsel ist größtentheils mit dem Gebirge der Apenninen bedeckt. Die wenigen Ebenen, welche sich in derselben finden, sind theils höchst fruchtbare Landstriche, wie die um Neapel und Capua liegende campanische Ebene, theils Moräste oder mit Gras bedeckte feuchte Niederungen, wie die pontinischen Sümpfe und die sogenannten Maremmen von Pisa, Arezzo und anderen Orten, theils wasserarme Ebenen, welche mehr oder weniger öde und steppenartig sind, wie die apulische Ebene und die römische Campagna.

Die Apenninen, von welchen die Halbinsel ihrer ganzen Länge nach durchzogen wird, bestehen nicht aus einem einzigen Gebirgszug, sondern aus einem Hauptrücken und vielen, theils in gleicher Richtung mit diesem laufenden, theils quer gegen denselben gerichteten und durch Hochflächen mit ihm verbundenen Nebenketten. Der berühmteste Berg Italiens, der Vesuv, gehört nicht zu den Apenninen, sondern ist ein von denselben getrennter, aus der campanischen Ebene emporsteigender Vulkan. Der höchste Theil der Apenninen befindet sich in der Mitte von Italien; er umfaßt die sogenannten Abruzzen, hat eine durchschnittliche Höhe von 6000 Fuß und erstreckt sich von dem Monte Sibilla im Kirchenstaat bis zum Monte Matese im Neapolitanischen. Hier bildet der Gipfel des Monte Corno oder Gran Sasso d'Italia den höchsten Punkt der Apenninen (über 9000 Fuß).

Da der Hauptrücken der Apenninen der östlichen Küste meistens näher liegt als der westlichen, so sind die in das adriatische Meer

fallenden Flüsse fast insgesammt viel kleiner, als die der westlichen Seite des Gebirges. Doch haben überhaupt, mit Ausnahme des Po, alle Flüsse Italiens keine bedeutende Größe: die Tiber, der längste von den Flüssen der eigentlichen Halbinsel, ist der mittleren Breite ihres Bettes nach mit dem Main und der Mosel zu vergleichen, steht aber in Rücksicht auf die Länge ihres Laufes diesen beiden Flüssen weit nach. Der Po führte im Alterthum den Namen Padus. Von seinen Nebenflüssen sind der Ticinus oder heutige Tessin und die Trebia die für die Geschichte der alten Welt wichtigsten. Die übrigen vorzugsweise bemerkenswerthe Flüsse Italiens sind der Arnus oder Arno, die Tiber mit ihren Nebenflüssen Allia (jetzt Aja) und Anio (jetzt Teverone), der Liris oder Garigliano, der Volturnus oder Voltorno, der Metaurus oder Metro, der Aufidus oder Ofanto und der Rubikon oder Pisatello. Von den italienischen Seen werden folgende in historischen Schriften noch öfters mit ihren antiken Namen angeführt: der Trasimenische See, heut zu Tage Lago di Perugia, der Fucinische See, jetzt Lago di Celano genannt, der Averner und der Lukriner See, welche ihre alten Namen behalten haben. — Die Küsten Italiens sind theils auf weite Strecken hin flach, theils hoch und steil. Die älteren Namen der Italien bespülenden Meerestheile sind: das tyrrhenische oder untere Meer (das ganze Meer, welches die Westküste Italiens bespült), das ionische Meer, das adriatische oder obere Meer.

Oberitalien wurde, wie bereits gesagt ist, im Alterthum nicht zu Italien gerechnet, sondern wegen seiner ursprünglich gallischen Bevölkerung als ein Theil des angrenzenden Landes Gallien oder Frankreich angesehen. Es führte deshalb den Namen Gallia cisalpina, d. i. das diesseit der Alpen gelegene Gallien. Der um den Busen von Genua liegende gebirgige Landstrich, welcher das Genuesische und die Grafschaft Nizza umfaßt, wurde im Alterthum Ligurien genannt.

Das mittlere Italien bestand aus folgenden Ländern. Etrurien, welches auch Tuscien oder Tyrrhenien hieß, entsprach im Allgemeinen dem heutigen Toscana, reichte aber im Süden bis an das nördliche Ufer der Tiber. Latium war das südlich davon, zur linken Seite der unteren Tiber gelegene Land. Umbrien lag im Osten von Etrurien und erstreckte sich von dem Rubikon-Flusse an über einen Theil der heutigen Romagna, sowie über Urbino und Perugia hin. Picenum war das zwischen Umbrien und dem adriatischen Meer gelegene Land oder die Mark Ancona. Samnium lag zwischen Picenum, Umbrien, Latium, Campanien und dem adriatischen Meere, von der mittleren Tiber an bis zum oberen Aufidus; es begriff also die Abruzzen, die heutigen neapolitanischen Provinzen Molise

und Principato ulteriore und einen kleinen Theil des Kirchenstaates in sich.

In Unteritalien oder Großgriechenland war Campanien, die jetzige Terra di Lavora, das südliche Nachbarland von Latium; es breitete sich zwischen Samnium und dem tyrrhenischen Meere aus. Auf der entgegengesetzten Seite von Samnium und am adriatischen Meere lag das Land Apulien, welches die heutigen Provinzen Capitanata und Bari umfaßte. Lukanien erstreckte sich vom Busen von Salerno bis zu dem von Taranto und entsprach den Provinzen Principato citeriore und Basilicata. Bruttien begriff das heutige Calabrien in sich: mit dem Namen Calabrien aber bezeichneten die Alten die jetzige Terra d'Otranto; sie benannten dieselbe auch Japygien oder Messapien.

Die drei großen Neben-Inseln Italiens führten im Alterthum bereits ihre heutigen Namen Sicilien, Sardinien und Corsika.

2. Abstammung der älteren Bevölkerung Italiens.

Die Herkunft der älteren italischen Völker ist, wie die aller anderen Nationen der Urzeit, im Einzelnen oft nicht mit Sicherheit zu erkennen. Man weiß aus der Vergleichung der Sprachen, daß die meisten derselben dem sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweig des indogermanischen Völkerstammes angehörten und also mit den alten Griechen eine und dieselbe Völkergruppe bildeten. Oberitalien ward schon sehr früh von gallischen oder keltischen Völkern besetzt. Von den älteren Völkerschaften dieses Landes aber waren die Ligurer im Genuesischen und in Nizza und die Veneter an der Küste des adriatischen Meeres keine Kelten; man weiß jedoch nicht, welchem andern Stamme Beide angehörten. Die Umbrier, ein Theil des pelasgischen oder eigentlich italischen Völkerstammes, wohnten in dem nach ihnen benannten Theile von Mittelitalien; die Opiker, welche auch Osker und Ausoner genannt wurden, in Campanien und auf der Südgrenze von Latium. Beide gehörten zu den ältesten Völkern Italiens. Ein Theil der Opiker waren die den Latinern benachbarten Volsker und Aequer. Die Etrusker dagegen waren kein Volk des griechisch-lateinischen Zweiges. Sie sollen mit einem Alpenvolk, das den Namen der Rhätier führte und nicht mit der gleichnamigen keltischen Völkerschaft verwechselt werden darf, verwandt gewesen sein; in welchem Verhältniß sie aber ihrer Abkunft nach zu den verschiedenen Zweigen des kaukasischen Menschenstammes standen, wird dadurch ebenso wenig klar, als durch die wenigen Ueberreste ihrer Sprache, deren Worte wir zwar lesen, deren Sinn wir aber nicht entziffern können. Im Südosten der Halbinsel finden wir das

Volk der Japygier verbreitet, von dem man annimmt, daß es den Griechen näher verwandt war. Dasjenige Volk aber, auf welchem die weltgeschichtliche Bedeutung Italiens in der Folgezeit beruhte, waren jene Stämme des mittleren Italiens, die in mancherlei Dialekten Eine und dieselbe Sprache redeten und bei denen man zwei Hauptzweige, den lateinischen und den samnitischen oder umbrisch-sabellischen, unterscheiden kann.

II. Die vorrömische Zeit Italiens.

1. Allgemeines.

Das römische Volk ist erst in dem achten Jahrhundert v. Chr. entstanden und aus latinischen, sabinischen und einer geringen Beimischung von etruskischen Elementen hervorgegangen; diese drei älteren Völker hatten aber schon lange vor der Gründung der Stadt Rom einen gewissen Grad von Cultur erlangt, ja, Italien bot sogar schon Jahrhunderte vorher, vom Fuße der Alpen an bis zum Lande der Lukaner hin, das Bild des am meisten angebauten Landes von ganz Europa dar. Von dieser frühen Blüthe Italiens ist leider nur eine dunkle Kunde zu uns gekommen und die wenigen noch übrigen Nachrichten und Baureste aus jener Zeit werfen, gleich den pelasgischen Sagen und den cyklopischen Mauern der Griechen, nur ein schwaches Licht auf die Urzeit zurück. Eine Geschichte Italiens vor der Entstehung Roms zusammenzusetzen, ist nicht möglich; alles, was wir von den ältesten Zeiten dieses Landes wissen, kann blos dazu dienen, die Ueberzeugung festzustellen, daß der Zustand derselben ein verhältnißmäßig civilisirter und blühender war.

Wahrscheinlich bestanden die ersten Einwohner von Italien aus Völkerschaften des sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweiges, welche zu Lande von Osten her eingewandert waren. Andere Schaaren desselben Stammes fuhren vielleicht später über das adriatische Meer nach Italien und ließen sich daselbst nieder, während von Norden her keltische und andere Völker in die Halbinsel eindrangen. Unter diesen verschiedenen Völkerschaften hatten einige schon früh einen hohen Grad der Cultur erreicht, welche nachher mit der der Griechen, die in früheren Zeiten im südlichen Italien Colonieen gründeten, vermischt ward, so daß jene Stämme deshalb wie auch wegen ihrer ursprünglichen Verwandtschaft manche Aehnlichkeit mit den Griechen zeigen. Auf diese Weise würde es sich, in Ermangelung bestimmter

und sicherer Beweise, erklären lassen, warum die meisten Urvölker der Halbinsel zugleich Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten unter einander zeigen.

Die drei wichtigsten Urvölker Italiens, die Etrusker, Latiner und Samniten, bestanden jedes aus einer Anzahl selbstständiger Städte und Gaue, die mit einander in einen größeren Staatenbund vereinigt waren; alle drei aber scheinen gewisse gemeinschaftliche Feste und Opfer gehabt zu haben und also auch unter sich durch ein wenn auch loses Band verknüpft gewesen zu sein.

2. Die Etrusker.

Auf die Etrusker, welche auch Tusker und Tyrrhener hießen, sich selbst aber Rasena nannten und vor der römischen Zeit von den Alpen bis an die Tiber und zuletzt sogar noch bis nach Campanien hinein ausgebreitet waren, übten die benachbarten Völker des pelasgischen Zweiges und die in Unteritalien gegründeten griechischen Colonieen einen nicht unerheblichen Einfluß, so daß griechische Sprache, Religion, Sitte und Kunst unter ihnen vielfach Eingang fanden. Es ist daher für den Forscher oft sehr schwer, ältere griechische und neuere etruskische Werke von einander zu unterscheiden. Die noch übrigen Reste der etruskischen Cultur sind größtentheils aus einer Zeit, wo das Griechische schon in die etruskische Bildung eingedrungen war. Zu den wichtigsten derselben gehören die sogenannten Eugubinischen Tafeln oder sieben kupferne Platten, von welchen fünf auf beiden Seiten mit etruskischer, zwei aber mit lateinischer Schrift beschrieben sind. Sie wurden im Jahre 1444 n. Chr. bei der in der Mark Ancona gelegenen Stadt Gubbio, dem alten Iguvium, gefunden und rühren unstreitig erst aus einer Zeit her, in welcher Rom bereits erbaut war. Es ist bis jetzt nicht gelungen, sie zu lesen, so sehr man sich auch Mühe damit gegeben hat; man hat überhaupt von allen Wörtern der etruskischen Sprache bis jetzt nur wenige mit Zuverlässigkeit zu erklären vermocht. Ein zweites merkwürdiges Denkmal sind die sogenannten Philistinischen Gräben, deren Ursprung weit über die Zeit der Gründung Roms hinausgeht. Sie befinden sich in der Gegend von Adria und bestehen aus Ueberresten großer Kanäle und Ausgrabungen, durch welche theils der Po eingedämmt und von Ueberschwemmungen abgehalten, theils Sümpfe in trockenes und des Anbaus fähiges Land verwandelt wurden. An der Mündung des Po selbst finden sich die Spuren von ungeheuren Erdwällen, durch welche die Etrusker die Umgegend gegen Ueberschwemmungen sicherten und Culturboden gewannen. Andere Ueberreste der etruskischen Baukunst sind die Trümmer von Mauern und Gebäuden, die zum Theil

ebenfalls mit Bestimmtheit der vorrömischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Dahin gehören namentlich die Ruinen von Volaterrä, dem heutigen Volterra im Toscanischen. Hier finden sich die zum Theil noch gut erhaltenen Reste einer uralten, mit zwei Thoren versehenen Stadtmauer, welche einen Umfang von fast zwei Stunden hatte und aus riesenmäßigen Steinblöcken erbaut war. Eben solche ungeheuren, gleichsam für die Ewigkeit errichteten Mauern haben sich von den etruskischen Städten Clusium (dem heutigen Chiusi), Cortona, Arretium (Arezzo), Perusia (Perugia), Volsinii (Volsena) und anderen erhalten. In Clusium stand außerdem ein labyrinthartiges Grabmal des Königs Porsenna, welches, nach den Beschreibungen römischer Schriftsteller, einem Feen-Palast zu vergleichen wäre und unter Anderm nicht weniger als fünf Pyramiden von je 70 Fuß Tiefe und Breite und 150 Fuß Höhe enthalten haben soll. Obgleich diese Berichte sehr übertrieben sind, so kann doch die Existenz eines ungeheuren Grabmals zu Clusium nicht bezweifelt werden. Zu Tarquinii (in der Nähe des heutigen Corneto) findet man unterirdische Gewölbe von erstaunlichem Umfang, bei Fiesole, dem alten Fäsulä, sind noch Trümmer einer Stadtmauer und eines kolossalen Theaters übrig, und andere Gegenden Etruriens enthalten ebenfalls Reste von alten Kanälen, Mauern und Wohngebäuden.

Viele der angegebenen Ruinen, wie die Philistinischen Gräben, gehören ganz gewiß einer Zeit an, in welcher Rom noch nicht gegründet war. Sie zeigen aufs deutlichste, daß die Etrusker schon in sehr früher Zeit eine höhere Cultur und einen größeren Wohlstand besaßen, als das eigentliche Etrurien später unter der römischen Herrschaft jemals wieder besessen hat. Aus jener Zeit haben sich aber zu wenige Nachrichten erhalten, um die Entwickelung dieser Cultur nachweisen und eine Geschichte der Etrusker zusammensetzen zu können. Eine auf ihren Zustand im Allgemeinen beschränkte Kenntniß ist das Einzige, was aus den Ueberlieferungen gewonnen werden kann. Der überraschende Anblick der angeführten Reste von Städten, Wasserbauten und Kunstwerken, sowie der Umstand, daß die Toscaner sich durch den Ruhm und die Größe der ältesten Bewohner ihres Landes geschmeichelt fühlten, haben freilich in neuerer Zeit viele Uebertreibungen und Erdichtungen in Betreff der Etrusker hervorgerufen und erst in den letzten Jahrzehnten sind die dadurch entstandenen Irrthümer berichtigt worden.

Die Grundlage der etruskischen Verfassung war, wie in den asiatischen Urstaaten, die Herrschaft einer besonderen Kaste. Die Glieder derselben, welche Lukumonen hießen, waren zugleich die Priester und der Adel des etruskischen Volkes. Sie allein bildeten den freien

Theil der Nation und hatten die ganze Regierung in ihrer Gewalt. Die Verfassung war also aristokratisch-hierarchisch: eine Kaste von Patriciern, welche allein den Willen der Götter aus gewissen Zeichen ermitteln zu können behauptete, gebot über ein leibeigenes Volk von Bauern, zu dem sie in schroffem Gegensatze stand. Jede Stadt war ein Staat für sich und besaß eine Anzahl von kleineren Orten, welche ihr unterthan waren. Die Gesammtheit des Priesteradels der Stadt war die regierende Behörde, einer aus ihrer Mitte aber hatte auf Lebenszeit die königliche Würde, welche bei den Etruskern, soviel wir sehen, nie erblich war. Dieser König besorgte die Vollziehung der in einem patricisch-priesterlichen Rathe gefaßten Beschlüsse, führte im Kriege das Heer, berief und leitete die Versammlungen der herrschenden Kaste, hatte den Vorsitz bei allen Festen und heiligen Handlungen und entschied die Rechtsstreite von geringerer Bedeutung. Die Abzeichen seiner Würde waren das Purpurkleid, der goldene Kranz, das mit dem Bilde des Adlers geschmückte Scepter, eine besondere Art von Sessel, von den Römern der curulische Sessel genannt, und ein den König überall begleitender Lictor oder öffentlicher Diener, welcher einen Bündel Stäbe mit einer Axt trug: doch ist nicht sicher, ob die Römer von ihnen diese Insignien entlehnt haben.

Zwölf Städte bildeten zusammen einen Staatenbund, wie denn überhaupt die Zahl 12 bei den Etruskern eine wichtige Rolle spielte und fast in allen ihren Einrichtungen vorkam, wahrscheinlich weil dieses Volk 12 Hauptgötter verehrte. Es gab vor der römischen Zeit drei etruskische Staatenbünde. Der eine war der Bund der Städte des eigentlichen Etruriens. Die berühmtesten von den 12 Städten, aus welchen er bestand, waren Clusium, Perusia, Cortona, Arretium, Volaterrä, Tarquinii, Volsinii, Cäre und Veji. Nahe bei Volsinii wurden in einem Tempel der Göttin Vultumna die Versammlungen des Bundes gehalten. Zu dem in Oberitalien bestehenden etruskischen Bunde, von welchem sich die oben erwähnten Philistinischen Gräben, sowie die Eugubinischen Tafeln als Denkmale erhalten haben, gehörten Felsina oder Bononia (das heutige Bologna), Verona, Mantua, Adria, Iguvium und andere Städte. Der südlich etruskische Städtebund umfaßte das Land Campanien und enthielt unter Andern Capua, das die Hauptstadt war, Pompeji, Herculanum und Atella. Die Etrusker waren sogar, nicht lange nach der Gründung von Rom, im Begriff, noch eine vierte Staatenverbindung zu bilden, wurden aber durch die Karthager, welche die See beherrschten, sowie durch die steigende Macht der griechischen Colonieen in Unteritalien und durch die von Norden her eindringenden Gallier daran gehindert. Die etruskischen Föderativ-Staaten waren Verbindungen, deren Zweck

in der Vertheidigung gegen äußere Feinde bestand. Diese Vereine waren so lose geknüpft, daß jeder Bundesstadt als völlig souverainer Staat sogar besondere Bündnisse schließen durfte, wenn diese nur den Grundsätzen des Bundes nicht zuwider liefen. Auf einer allgemeinen Versammlung, zu welcher jede Stadt Deputirte schickte, wurden die Angelegenheiten des Bundes berathen und Beschlüsse gefaßt. Hier entschied zwar die Mehrzahl der Stimmen, allein es scheint, daß, wenn ein allgemeiner Kriegszug beschlossen worden war, es doch jeder Stadt frei stand, an demselben Theil zu nehmen oder nicht. Für einen gemeinschaftlichen Krieg wählte man aus den Lukumonen der 12 Staaten einen, welcher den Oberbefehl führte und zum Zeichen seiner Würde 12 Lictoren, von jeder Stadt einen, vor sich herschreiten ließ.

Die Etrusker verehrten 12 Hauptgötter, denen sie in früherer Zeit sogar Menschen opferten. Die Grundlehren des etruskischen Glaubens waren ein Geheimniß des Priesteradels und wurden eben so wenig, als die heiligen Ceremonieen, dem Volke mitgetheilt. Sie waren, wie bei den orientalischen Völkern, mit überlieferten Schöpfungssagen in eine innige Verbindung gebracht. Die Religion und ihre Ausübung hatte etwas Düsteres und drehte sich hauptsächlich um Weissagungen. Ein aus der Erde emporgestiegener Zwerg, Tages, hatte der Sage nach den Etruskern in uralter Zeit die Mittel gezeigt, durch welche man aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Vogelfluge und dem Blitze den Willen der Götter und die Zukunft ersehen könne. Diese Wahrsagekunst und Zeichendeuterei war die höchste Weisheit des etruskischen Volkes. Alte Bücher, welche zum Theil noch aus der Zeit des fabelhaften Zwerges Tages herrühren sollten, gaben Belehrung über die Art und Weise des Wahrsagens und enthielten die Rituale und das hierarchische Staatsrecht der Nation. Die ganze innere Thätigkeit des etruskischen Volkes ging von dieser feststehenden, überlieferten Weisheit aus. Die Etrusker haben daher auch nie ein selbstständiges und reicheres geistiges Leben entwickelt und keine wahre Wissenschaft hervorzubringen vermocht, obgleich sie Heilkunst und Astronomie trieben und mit Hülfe der letzteren Wissenschaft eine ordentliche Zeitrechnung ausgedacht hatten. Die Römer entlehnten einen Theil ihrer Priesterweisheit von den Etruskern und nahmen außerdem auch Vieles von der Staatseinrichtung dieses Volkes, sowie manche religiöse und bürgerliche Ceremonieen, die Musik und andere Eigenthümlichkeiten der Etrusker an; sogar die römischen Zahlzeichen scheinen etruskischen Ursprungs.

Die Kunst der Etrusker, von welcher sich Ueberreste in gebranntem Thon, in Erz und in Mauerwerk erhalten haben, ist von der des alten

Aegyptens und anderer Priesterstaaten verschieden. Die noch übrigen Bauwerke sind nämlich zwar, wie die aegyptischen, das Werk eines Volkes, das unter der Leitung einer für edler gehaltenen Kaste im Frohndienste arbeitete, aber mit Ausnahme des zuvor erwähnten Grabmales zu Clusium hatten sie alle einen auf das Wohl der gesammten Bevölkerung gerichteten Zweck und sollten nicht, wie die Pyramiden, die Obelisken und die übermäßige Zahl der aegyptischen Tempel, blos der Eitelkeit und dem Glanze dienen. Sie bestanden in Befestigungen, in Anstalten zur Entwässerung und zur Abwehr von Ueberschwemmungen, in Hafenbauten u. dgl. m. Auch darin unterscheidet sich die Kunstthätigkeit der Etrusker von der aegyptischen, daß sie sich nicht ganz gegen die Veredelung abschloß, welche der Verkehr mit den Griechen hervorrief; im Gegentheil, die Mehrzahl der erhaltenen etruskischen Malereien und Bildhauerarbeiten zeigt einen so starken Einfluß des Griechischen, daß es oft unmöglich ist, dieselben von griechischen Werken zu unterscheiden. Selbst Sagen und Mythen der Griechen wurden von den Etruskern auf ihren bemalten thönernen Gefäßen dargestellt.

Die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens brachte der gebietenden Kaste großen Reichthum. Dazu kam der Ertrag eines blühenden Handels und der noch gewinnreicheren Seeräuberei. Die Letztere ward bei den Etruskern ein förmliches Gewerbe und nahm nach und nach so sehr an Umfang zu, daß die Namen Etrusker und Tyrrhener im Westen des mittelländischen Meeres ebenso verrufen und sprichwörtlich wurden, wie in späterer Zeit der Name der cilicischen Seeräuber im Osten. Alles dieses verdarb den Sinn der herrschenden Kaste und lähmte die Kraft ihrer Herrschaft. Die priesterlich adeligen Herren der Etrusker liebten ohnedies von jeher die Freuden der Tafel, die Barbarei blutiger Kampfspiele, die orientalische Pracht des Hauswesens und die rauschenden Genüsse des Tanzes und der Musik. Es ist daher kein Wunder, daß ein Volk, bei welchem kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend auf die Erschlaffung des schwelgerischen Adels zurückwirkte, seine eigentliche Kraft einbüßte und nicht etwa einem mächtigen äußeren Feinde, sondern schon ehe dieser kam, seiner eigenen Lebenseinrichtung und Entartung erlag. Dies mußte um so leichter geschehen, als die innige Verbindung mit den Griechen viel Fremdes in die Kunst, die Wissenschaft und das ganze Leben überhaupt gebracht hatte, das streng hierarchische Regierungssystem aber seiner Natur nach sich nicht nach dem Bedürfnisse der Zeit mildern ließ. Noch ehe Rom sich zu einer für seine Nachbarn gefährlichen Größe erhoben hatte, war die Kraft der Etrusker schon halb gebrochen. Nur während der römischen Königszeit

zeigte sich das etruskische Volk als ein gefährlicher Feind für den aufstrebenden jungen Staat; später aber erscheint es im Vergleich mit anderen italischen Völkern als eine sehr unkräftige Nation. Die Etrusker selbst hatten durch ihre Entartung der Herrschaft der Römer den Weg gebahnt und wurden daher auch noch früher, als die Latiner und Samniten, unter das Joch des römischen Staats gebeugt.

3. Die Latiner.

Das Volk der Latiner oder Lateiner bewohnte die Küstenebene, die sich von der unteren Tiber bis zum südlichen Ende der pontinischen Sümpfe erstreckt. Es war in 30 Stadtrepubliken geschieden, deren Verfassung und Verbindung mit den Staatseinrichtungen der Etrusker Aehnlichkeit hatte. Die einzelnen Gemeinden hatten ähnliche, wenn auch nicht völlig so streng hierarchische Einrichtungen, wie die der Etrusker waren, die zwischen ihnen bestehende Verbindung war ebenso lose und zeigte ebenso wenig Einheit in den beschlossenen Maßregeln, als die Staatenvereine des etruskischen Volkes. Auf Kasten-Wesen und Priester-Herrschaft deuten die hie und da noch sichtbaren Trümmer von übermäßig großen alt-latinischen Bauwerken, welche dieselbe Art des Gefüges der Steine haben wie die etruskischen; denn nur in Priesterstaaten sind dergleichen ungeheure Werke möglich. Von den größeren Städten des Landes, welche alle auf Anhöhen lagen und eine Art Burg hatten, war Alba Longa am albanischen Berge die berühmteste.

Auch von den Latinern sind uns nur Mythen und Sagen überliefert worden und es ist unmöglich, eine zusammenhängende Geschichte derselben in der vorrömischen Zeit zu geben. Dagegen lassen alle Nachrichten und die noch übrigen Trümmer latinischer Bauwerke auf einen überraschend blühenden Zustand des alten Latiums schließen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses Land zu keiner anderen Zeit bevölkerter war und einen schöneren Anblick von allgemeinem Wohlstande darbot, als in jenen frühen, außerhalb des Bereichs der Geschichte liegenden Jahrhunderten. Selbst als später das mächtige Volk der Römer die Schätze der reichsten Länder in Latium zusammengehäuft hatte, war der Zustand dieses Landes nicht mit dem der Urzeit zu vergleichen. Latium zeigte zur Zeit der römischen Größe blos den ungeheuren Reichthum einiger wenigen Familien, neben welchem das Elend des entarteten Pöbels und einer Unzahl von Sklaven nur um so auffallender hervorstach; in der vorhistorischen Zeit aber war ein großer Wohlstand über das ganze Land und über alle seine Bewohner verbreitet. Da, wo jetzt die pontinischen Sümpfe eine weite, entweder ganz öde oder nur zur Viehzucht geeignete Strecke

Landes bilden und rings umher die Luft verpesten, lagen damals nicht weniger als 23 volkreiche Ortschaften; der Fleiß der Latiner hatte also dieses sechs Meilen lange Sumpfland ebenso in Culturland umgeschaffen, wie die Etrusker durch ihre Kanäle und Dämme die Moräste der Lombardei zuerst bewohnbar gemacht hatten. Die Menge von größeren und kleineren latinischen Ortschaften, welche in den Schriften der römischen Geschichtschreiber angeführt werden, läßt auf eine ungemein starke, in einem kleinen Raume zusammenlebende Bevölkerung des Landes schließen; und da zur Ernährung derselben der Boden durchaus gartenmäßig bebaut sein mußte, so würde schon allein dieser Umstand ein Beweis für die obige Behauptung sein, daß lange vor der Zeit der Römer Latium ebenso, wie ein großer Theil des übrigen Italiens, zu den blühendsten Ländern von Europa gehörte.

4. Die samnitischen Völker.

Der ganze Bergrücken der Apenninen, von der Grenze der Etrusker an bis zum äußersten Süden Italiens hin, wurde nebst einigen anliegenden Landschaften von einer Anzahl von Völkern bewohnt, welche größtentheils einem und demselben Stamme angehörten und die wir deshalb unter dem Namen der Samniten als der berühmtesten von ihnen zusammenfassen. Die Samniten selbst, die Sabiner, Vestiner, Marser, Marruciner, Peligner, Herniker, Frentaner, Hirpiner und Picenter gehören zu diesen Völkerschaften. Auch die Lukaner waren ein samnitisches Volk; die Bruttier aber, welche im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das südliche Ende von Italien besetzten, sind aus zusammengelaufenen Söldnern und Knechten von verschiedener Herkunft entstanden. Die in der römischen Zeit das Land Campanien bewohnende Völkerschaft war nur halb-samnitisch; sie war aus der Verbindung von Samniten, welche das Land den Etruskern entrissen, mit den älteren Einwohnern desselben, den Ausonern oder Oskern, hervorgegangen.

Die ältesten Vorfahren der samnitischen Völkerschaften, deren eigentlicher Stammsitz das rauhe Gebirge der Abruzzen gewesen zu sein scheint, waren ein rüstiges Bergvolk und ihre Nachkommen behielten zum Theil sehr lange Zeit diesen Grundzug ihres Charakters bei, während seit der Besetzung von Campanien ein anderer Theil zu entarten begann. Namentlich versanken die Picenter und das Mischlingsvolk der Campaner schon früh in Weichlichkeit und die Lukaner wurden ein eigentliches Räubervolk; dagegen blieben die Samniten, die Sabiner, die Marser, Marruciner und Peligner kriegerische und freiheitliebende Völkerschaften und behaupteten den samnitischen Stamm-Charakter durch die ganze römische Geschichte hindurch. Von allen diesen Völkern

aber bewahrten die Sabiner die alten guten Sitten und den einfachen, frommen und gerechten Sinn der früheren Zeit am strengsten und reinsten.

Die Verfassung, die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung der samnitischen Völker verdienen unsere größte Bewunderung. Schon die alten Griechen haben denselben das schönste Lob gezollt, indem sie, wegen der Aehnlichkeit des samnitischen Wesens mit den dorischen Einrichtungen und mit dem Grundgedanken des pythagoreischen Systems, sich der Meinung hingaben, es sei Eines aus dem Anderen entstanden. Die ganze Einrichtung der Samniten beruhte, wie bei den Etruskern, auf Aristokratie und Cultus; allein die samnitische Aristokratie war nicht von Leibeigenen umgeben und der Cultus wurde nicht etwa blos durch die Willkür des priesterlichen Adels und nach einem geheimgehaltenen Wissen bestimmt, sondern nach alten, in Schriften niedergelegten Anordnungen und Vorschriften. Die Aristokratie war überdies auch deshalb nicht drückend, weil die samnitischen Völkerschaften keinen Luxus kannten, häusliche Sklaverei bei ihnen entweder gar nicht oder doch selten vorkam und wechselseitiges Bedürfniß Alle innig mit einander verband.

Die allgemeine Beschäftigung war Ackerbau und Viehzucht. Mit ihr hing, was auch bei den Latinern der Fall war, die Religion des Landes enge zusammen, und die Nationalfeste, unter denen die zu Cures gehaltenen vor allen berühmt sind, bezogen sich auf diese Beschäftigungen. Besondere Priester, welche die Brüderschaft des Feldbaues (fratres arvales) hießen, beschäftigten sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbau, und zwar nicht etwa bloß in seiner Beziehung auf den Cultus, sondern auch, soweit in jener Zeit von einer solchen die Rede sein kann, in wissenschaftlicher Hinsicht. Die ganze Einrichtung der religiösen Ceremonieen und alle Volksfeste dienten dazu, den Anbau des Landes unter der obrigkeitlichen Aufsicht zu erhalten und durch religiöse Pflichten die Gewohnheitsliebe des Ackermanns zu spornen oder den erwachenden Hang zur Bequemlichkeit zu beschränken. Alle, der Erste wie der Letzte im Volk, trieben den Ackerbau mit eigener Hand. Dieser gedieh dadurch bei den Samniten in einem ebenso hohen Grade, wie bei den Latinern; der älteste Zustand beider Völker bietet uns daher die interessante Erscheinung dar, daß die Landwirthschaft, welche zu allen Zeiten nebst der Jurisprudenz eine echt nationale Wissenschaft der Italiener war, schon im grauen Alterthum eine dem Lande Italien vorzugsweise eigenthümliche Beschäftigung bildete. Sogar die Entstehung des Weinbaues ward von den Römern auf die Sabiner zurückgeführt. Auch die Viehzucht wurde bei den samnitischen Völkern auf eine vortreffliche Weise betrieben und sie blieb bei ihnen durch das ganze Alterthum hindurch

so vorzüglich, daß selbst das spätere Rom seine Rinder, Maulthiere und Schweine vorzugsweise aus den samnitischen Gebirgen zog. Da der Ackerbau bei den Samniten eine allgemeine Beschäftigung war, so versteht es sich von selbst, daß es in ihrem Lande fast gar keine Städte gab; die Bevölkerung war in zahlreiche Dörfer zerstreut, die wenigen Städte aber lagen in den unzugänglicheren Gegenden des Landes und dienten zum Schutz gegen einbrechende Feinde. Der Fleiß der Samniten war so groß, daß in ihrem durchaus gebirgigen Lande nur äußerst wenige Strecken unbenutzt blieben. Das ganze Gebiet des Monte Matese, welches einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt und seit der Zeit der Samniten nie mehr angebaut worden ist, war damals durch den Fleiß eines glücklichen und abgehärteten kleinen Volks theils in Ackerland, theils in Weiden umgewandelt und auf eine fast unglaubliche Weise bevölkert. Wie dies möglich war, wird man begreifen, wenn man an den durchaus rüstigen Sinn der Samniten, an ihre gleichsam angeborene Thätigkeitsliebe und an die innige Beziehung denkt, in welcher bei ihnen der Ackerbau zu allen Einrichtungen und Verhältnissen des Lebens stand. Waren ja doch bei den Samniten auch die Wälder des Gebirges wegen ihres Einflusses auf das Klima unter öffentliche Aufsicht gestellt! Und wie sehr vereinigte ein vortrefflich angebautes Gebirgsland unter dem italienischen Himmel alle Vortheile der von der Natur am meisten begünstigten Länder in sich! Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß das Land der Samniten so gut bevölkert war, zumal wenn man bedenkt, daß nach samnitischen Gesetzen öfters unbebautes Land unter die Bewohner vertheilt ward, um es urbar zu machen. Uebervölkerung konnte nicht eintreten, da ein alter heiliger Brauch dagegen schützte. In gefährlichen Zeiten wurde nämlich ein sogenannter heiliger Lenz gelobt, oder mit anderen Worten man verpflichtete sich gegen die Götter, den Wurf der Heerde jenes Jahres zu opfern oder zu lösen und alle in jenem Jahre geborenen Knaben, wenn sie zu rüstigen Jünglingen herangereift wären, zur Ansiedelung in andere Länder auszusenden. Ebenso sonderbar und klug zugleich war die Art, wie die Ehen geschlossen wurden. Dies geschah unter obrigkeitlicher Aufsicht und recht eigentlich von Staatswegen: zu gewissen Zeiten wurde die Jugend versammelt, die jungen Männer geprüft und dann denen, welche für die besten erkannt worden waren, die Wahl unter den heirathsfähigen Jungfrauen gelassen, den Andern aber von der Behörde selbst die Frauen zugetheilt. So diente die Ehe einestheils als ein Mittel, die Jugend zur Thätigkeit anzuspornen und anderentheils wurden alle jungen Männer auf eine kluge Weise mit Weibern versehen, welche Genossinnen der ländlichen Arbeiten und Vorsteherinnen des kleinen Haushalts waren.

Von Kunstwerken ist bei diesem einfachen und wahrhaft freien Volke nur selten die Rede, und eben so wenig finden sich in dem Stammlande desselben Trümmer von kolossalen Bauwerken, wie die Etrusker sie hinterlassen haben. Dagegen knüpft sich eine besondere Seite der späteren römischen Litteratur an die strengen Sitten und den genügsamen Sinn der alten Samniten. Wie nämlich unter den Griechen, hauptsächlich in den dorischen oder in den nach Pythagoras Grundsätzen eingerichteten Städten die Gesetze des bürgerlichen Lebens und die frommen Sitten der Väter in Verse eingekleidet und in dieser Form der Jugend eingeprägt wurden, so ging auch von den Samniten eine Art strenger Sittenlehre zu den Römern über und entwickelte bei diesen in ihrer früheren Zeit eine besondere Gattung der Poesie. Die alten Samniten, namentlich das wackere Volk der Sabiner, verliehen, als sie mit den Römern innig vereinigt wurden, diesen nicht allein durch ihre unverdorbenen Sitten, ihre moralische Festigkeit, ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit Macht und Ansehen unter den Völkern Italiens, sondern sie blieben auch den späteren Römern, die zum Theil ihre Nachkommen waren, Muster der Einfachheit und Biederkeit, so daß der Name sabinische Tugend sprichwörtlich wurde und in den Werken der römischen Dichter nicht selten erwähnt wird, wo es sich um kurze und treffende Bezeichnung redlichen, gewissenhaften und einfachen Sinnes handelt.

Auch zwischen den samnitischen Gemeinden oder Cantonen bestand eine Staatsverbindung, welche in gewissen Rücksichten der latinischen und etruskischen ähnlich war. Doch wurde das Band, welches die einzelnen samnitischen Völkerschaften umschlang, nie so schlaff, als in den Staatenbündnissen der beiden anderen Nationen. Uebrigens umfaßte nicht etwa ein Gesammtbund die sämmtlichen samnitischen Völkerschaften, sondern die Nation zerfiel in eine Anzahl von Verbindungen, welche die Gemeinden der einzelnen Stämme zusammenhielten. Aber selbst in dieser Zersplitterung zeigte sich die gediegene Kraft der Samniten und die Stärke des zwischen den Gliedern ihrer einzelnen Stämme bestehenden Bandes; denn auch vereinzelt leisteten die samnitischen Völker gegen äußere Feinde stets einen furchtbaren Widerstand.

III. Die erste Zeit des römischen Volkes.

1. Einleitung.

Die wenigen vorhergehenden Notizen über Etrusker, Latiner und die unter dem Stamme der Samniter von uns zusammengefaßten

Völker zeigen, daß Italien vor der Zeit der Römer in Bezug auf allgemeine Verbreitung der Cultur kaum weniger blühend war, als in irgend einem folgenden Jahrhundert des Alterthums. In dieser Urzeit Italiens nahmen drei verschiedene Kreise der Civilisation den Norden und die Mitte der apenninischen Halbinsel ein, und zur Zeit der Gründung von Rom bildete sich durch die griechischen Colonieen außerdem noch ein vierter im Süden. Von Piemont und Tyrol an bis zur Tiber, ja zuletzt sogar noch in Campanien war die etruskische Nation angesiedelt. In drei Conföderationen, die lombardische, toscanische und campanische, zertheilt, hatte sie, gleich den Priesterstaaten der orientalischen Vorzeit, den Dienst der Götter zur Grundlage der Staatsweisheit gemacht, sie hatte es in Wissenschaft und Kunst bis zu einem hohen Grade bloßer Fertigkeit gebracht, hatte durch die Anwendung derselben auf das Bauwesen, auf die Entwässerungskunst, auf den Ackerbau und Handel für die Bedürfnisse des sinnlichen Lebens gesorgt und auf diese Weise den Grund zur Entwickelung eines freien Volkslebens gelegt. Die lateinische Nation hatte durch Fleiß und Industrie die jetzt größtentheils öde Küsten-Ebene des südlichen Kirchenstaats auf eine ausgezeichnete Weise angebaut, mit Städten bedeckt und dem Handel geöffnet. Die Bergvölker endlich, welche wir unter dem Namen Samniten zusammenfaßten, hatten in den Gebirgen des mittleren Italiens nicht nur ebenfalls eine einträgliche Boden-Cultur hergestellt, sondern auch in gewisser Art das Ideal eines demokratischen Staates verwirklicht, dessen Regierung und Religion auf Familien-Leben, Sitten-Einfalt und Ackerbau beruhten. Zu diesen einheimischen Civilisationen, die in der Mitte Italiens einander berührten, kam von außen her noch eine vierte, die der griechischen Colonieen, welche von Campanien anfangend, die Küsten von Süditalien fast ringsum bedeckten. Diese durch Handel, Kunst und Wissenschaft schon früh bedeutend gewordenen Pflanzstädte, welche in den ersten Zeiten Roms zu hoher Blüthe gelangten, mischten der einheimischen Cultur Italiens ein neues Element bei und belebten dieselbe durch die anregende Kraft des griechischen Geistes.

Jene drei alten Föderationen der Hauptvölker Italiens standen sich durch eine gewisse Gleichartigkeit des Cultus und durch gemeinschaftliche Feste sehr nahe. Zugleich hielten sie aber einander gegenseitig in Schranken, weil jeder von ihnen in seiner vollen Kraft dastand und doch das Band, welches die einzelnen Städte und Cantone verknüpfte, allzu lose war, um den einen Bund zur Herrschaft über die anderen gelangen zu lassen. Diese Lage der Dinge änderte sich, als durch die Gründung der Stadt Rom eine Colonie eben an dem Punkte entstand, wo Latiner, Sabiner und Etrusker sich berührten,

von ihnen allen das Beste in sich vereinigte, aber dabei eine ganz verschiedene Organisation erhielt und gleich anfangs eine kriegerische Richtung annahm. Ein solcher Staat konnte und mußte allen drei Völkerbünden gefährlich werden, und es ist daher in den angegebenen Verhältnissen Italiens der Grund zu suchen, weßhalb die römische Macht so schnell emporstieg und allmälig zur Herrschaft über die ganze Halbinsel gelangte.

Die neu entstehende Stadt lag nicht im Gebirge, wie die Wohnsitze der Samniten, wohl aber in der Nähe desselben. Dies gab ihr gleich bei ihrer Entstehung eine von der Bedeutung der einzelnen latinischen Städte verschiedene Stellung, während sie andererseits, als eine zunächst aus Latium selbst hervorgegangene Stadt, den Vortheil hatte, daß ihre Kindheit aus der Verbindung mit der latinischen Conföderation Kraft zog. Ihre Verbindung mit dem den Latinern verwandten, aber anders gearteten Volke des benachbarten sabinischen Berglandes entwickelte und unterhielt in dem jungen Staate die Rüstigkeit des Sinnes und das kriegerische Element. Andererseits aber stand Rom an den Ufern der Tiber mit den Etruskern in einer unmittelbaren Berührung. Die Stadt Rom nahm von dem etruskischen Volke alles dasjenige an, was in einem sich neu bildenden Staate Ehrfurcht gegen die herrschende Klasse einflößen konnte, diese aber lernte von dem Priesteradel der Etrusker die Kunst, dem Staatswesen vermittelst der Täuschungen des Aberglaubens eine feste Stütze zu geben, ohne daß sie jedoch dabei das hemmende Trugbild der Priesterherrschaft aufkommen ließ. Doch war der Einfluß der Etrusker, welche eine andere Sprache redeten, als die Latiner und Sabiner und die diesen verwandten Völker, und denselben überhaupt als ein fremdartiges Volk gegenüber standen, kein so tiefgehender und bezog sich mehr auf gewisse Aeußerlichkeiten, als auf den Kern des Volkscharakters, dem vielmehr das latinisch-sabinische Element seine Eigenthümlichkeit gab. Von allen älteren Staaten Italiens erfreute sich Rom allein in seiner frühesten Zeit der monarchischen Pflege, obgleich seine Verfassung von Anfang an auch einen republikanischen Zug hatte; denn bei den Samniten war fast nie an einen König zu denken, und in den latinischen und etruskischen Städten standen nur von Zeit zu Zeit Könige oder sogenannte Dictatoren an der Spitze des Staates, weil in der Regel die Aristokratie einen Alleinherrscher nicht aufkommen ließ. Auch erkannten die Römer auf eine sehr verständige Weise das Recht der Erbfolge neben dem Wahlrecht an und machten von dem Letzteren nur dann Gebrauch, wenn das wirkliche Wohl des Staates eine andere Nachfolge, als die der unmündigen Kinder des vorigen Fürsten, zu fordern schien. Der junge römische Staat, der sich so an den Grenzen der

drei Hauptvölker bildete, wurde also durch die Verbindung der Sitten und Einrichtungen von diesen und durch die Gunst der Umstände gleich anfangs in den Stand gesetzt, nicht allein unter allen dreien zu glänzen, sondern auch sich über sie emporzuheben.

Es vereinigte also das römische Volk, welches mit einer in der Weltgeschichte bis dahin unbekannten Kunst alles passende Fremde sich anzueignen wußte, das dreifache Wesen der ältesten italischen Cultur in ein Ganzes und brachte an die Stelle der seitherigen Vielherrschaft der latinischen, etruskischen und samnitischen Republiken und ihrer lockeren Föderationen die Einheit und Kraft einer einzigen militärisch eingerichteten und Alles in sich concentrirenden Stadt.

2. Die Sage von der Entstehung Roms.

Die eigentliche Geschichte des alten Italiens beginnt für uns erst mit der Entstehung von Rom. Selbst die ersten Jahrhunderte des römischen Staates aber gehören in Betreff der einzelnen Ereignisse noch der Sage an und erst vierthalbhundert Jahre nach der Gründung der Stadt Rom nimmt die sichere zusammenhängende Geschichte derselben ihren Anfang. Was dieser Zeit vorausgeht, muß durch scharfsinnige Hypothesen aus gesammelten Notizen errathen oder aus rhetorischen und poetischen Darstellungen späterer Schriftsteller entlehnt werden. Dieser Grund scheint uns nicht fest genug, um darauf zu bauen. Obgleich nämlich die überlieferten Geschichten von der Entstehung Roms keineswegs als lauter Erdichtungen verworfen werden können, so ist doch das Wahre in ihnen von dem Romanhaften der poetischen Sagengeschichte, die wir nicht berücksichtigen, nicht mit Sicherheit zu unterscheiden. Kennen muß man jedoch diese ältere römische Geschichte, weil sie ungeachtet des sagenhaften Gewandes, in das sie gehüllt ist, eine ebenso große Wichtigkeit hat, als die der folgenden historischen Perioden; denn sie hat den Römern der späteren Zeit als positive Geschichte gegolten. Die Römer haben ihre Religion, ihr Staatswesen, ihre Kriegsverfassung, ihre Litteratur und Kunst mit jenen poetischen Erzählungen in Verbindung gebracht, die fabelhaften Sagen von ihrer Vorzeit bildeten deshalb für die Römer selbst einen ebenso wichtigen Theil ihrer Geschichte, als die zuverlässigen Berichte über die nachherigen Schicksale und Unternehmungen ihres Volkes. Auf diese Weise erhielten die Mythen und Sagen der Römer, gleich denen der Griechen, für alle folgenden Zeiten dieses Volkes eine für unsere prosaische Zeit fast unbegreifliche Bedeutung. Die Römer knüpften, wie die Griechen, alles in nationaler Hinsicht Wichtige an den ihnen überlieferten Sagenkreis an; ihre Künstler entlehnten aus demselben die meisten Gegenstände ihrer Gebilde; ihre Dichter sahen ihn

als eine Hauptfundgrube der nationalen Poesie an; ihre Staatsmänner und Redner bezogen sich vor dem versammelten Volke und Senate vorzugsweise auf ihn; ihre Jugend endlich bildete sich ebenso sehr an diesen Sagen der römischen Urzeit, von denen indeß Manches verhältnißmäßig späten Ursprungs und keineswegs alte Volkserinnerung oder Volksdichtung ist, wie an den Berichten der späteren zuverlässigen Geschichte. Diese Sagen und Erzählungen waren also den Römern selbst zur Geschichte geworden. Auch für uns haben sie schon allein darum eine große Wichtigkeit, weil ohne ihre Kentniß Vieles in den Schriften, den Kunstwerken und dem religiösen Cultus der Römer nicht verstanden werden kann.

Diese Erzählungen, welche schon unter griechischem Einfluß ausgebildet und weiter ausgesponnen wurden, brachten die älteste Geschichte von Latium mit dem, was die Griechen von ihrer Urzeit erzählten, in Verbindung. Sie ließen daher zuerst eine Schaar Arkadier unter Evander nach Latium wandern, wo dieselben auf einem der sieben Hügel des späteren Stadtgebiets von Rom eine Colonie gründeten. Wie auf diese Weise das für einen Ueberrest der alten Pelasger oder für ein eigentliches Urvolk angesehene Volk der Arkadier eine Beziehung zur römischen Urzeit erhielt, so wurden auch die Sagen von dem Halbgotte Herkules, der in den Mythen der Griechen als der Befreier der durch Ungethüme aller Art gequälten Vorwelt erscheint, mit den Vorstellungen von Roms Stammvätern verknüpft. Die junge arkadische Colonie hat nämlich von Kakus, einem furchtbaren Riesen, viel zu leiden, Herkules kommt daher auf einer seiner Wanderungen auch nach Latium, tödtet denselben und wird zum Dank dafür von Evander und seinen Leuten zu einem der Götter des Landes erhoben. Auch derjenige Theil der griechischen Sagen, der für die Griechen die Hauptfundstätte ihrer Poesie und Kunst war und am meisten in die Vorstellungen ihrer späteren Zeiten eingriff, die Erzählung von dem trojanischen Krieg und seinen Helden, ward mit der Entstehung des römischen Volkes in Zusammenhang gebracht. Der Trojaner Aeneas rettete sich nämlich bei der Zerstörung Trojas mit einer Schaar seiner Landsleute und gelangte nach manchen Irrfahrten an die Küste von Latium. Hier herrschte damals König Latinus, welchen die Sage bald für den Sohn des Gottes Faunus und einer Nymphe, bald für einen Sohn des Odysseus und der Circe erklärt. Latinus erlaubte dem trojanischen Helden, sich in seinem Lande anzusiedeln und gab ihm sogar seine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Darüber kam es zu einem Kriege mit Turnus, dem König der benachbarten Rutuler, welchem Lavinia kurz vorher von ihrem Vater zur Gemahlin versprochen worden war. Latinus verlor in diesem blutigen Kriege das Leben,

Aeneas folgte ihm in der Regierung nach und gründete eine Stadt, welche er seiner Gemahlin zu Ehren Lavinium nannte. Turnus, der sich gegen ihn mit Mezentius, dem König der etruskischen Stadt Cäre, verbündet hatte, blieb zwar zuletzt im Kampfe, aber auch Aeneas verlor bald nachher das Leben. Seine Unterthanen verehrten ihn nach seinem Tode als Gott. Mezentius fiel bald nach Aeneas Tode von der Hand des Julus oder Ascanius, des Sohnes und Nachfolgers des Aeneas.

Ascanius gründete später eine neue Hauptstadt, das auf dem Abhang des Albaner Berges gelegene Alba Longa. Hier herrschten seine Nachkommen einige hundert Jahre lang, und die spätere Zeit hat nicht unterlassen, sowohl eine bestimmte Zahl derselben (vierzehn), als auch für jeden dieser albanischen Könige einen besonderen Namen zu erfinden. Der letzte derselben war Numitor. Dieser ward durch seinen jüngeren Bruder Amulius gestürzt. Der Thronräuber ließ zwar seinen Bruder am Leben, brachte aber dessen einzigen Sohn um und zwang seine Tochter, Rhea Silvia, sich unter die Priesterinnen der Vesta aufnehmen zu lassen, weil diese unvermählt bleiben mußten und Amulius also durch sie keine rechtmäßigen Erben des Throns zu fürchten hatte. Der Kriegsgott Mars, erzählt die Sage weiter, erzeugte nachher mit der Rhea Silvia Zwillingssöhne. Diese waren Romulus und Remus, die Gründer der Stadt Rom. Ihre Mutter wurde zur Strafe für das gebrochene priesterliche Gelübde im Aniofluß ertränkt. Die Kinder, welche Amulius gleich nach ihrer Geburt in einer Mulde oder Wiege ebenfalls in den Fluß hatte werfen lassen, wurden in die Tiber hinabgeschwemmt und an die Wurzeln eines Feigenbaumes getrieben, wo eine Wölfin, welche durstig an den Strom gekommen war, sie fand. Das Thier trug die wimmernden Kleinen in seine Höhle und ernährte sie an seinen eigenen Brüsten, bis nach einiger Zeit Faustulus, der Oberhirte des Königs Amulius, zufällig zur Höhle kam und sich ihrer annahm. Er trug sie in sein Haus, wo seine Gattin, Acca Laurentia, sie als ihre leiblichen Kinder auferzog. Als sie herangewachsen waren, zeichneten sie sich durch ihren kühnen Muth vor allen andern Hirten des Landes aus und erwarben sich in den Kämpfen mit Räubern und wilden Thieren einen so großen Ruf, daß sie bald bei allen Unternehmungen zu Führern gewählt wurden. Das Glück machte sie immer kühner, zugleich aber auch übermüthig. Sie geriethen mit den Hirten des Numitor in Zwist und diese nahmen eines Tages den Remus gefangen und brachten ihn vor Numitor, damit er die gebührende Strafe erhalte. Numitor wurde, als er den jungen Mann erblickte, von einer eigenthümlichen Empfindung ergriffen; er ahnte die Herkunft desselben und der herbeieilende Faustulus bestätigte ihm

das, was er vermuthete. Hierauf kehrte auch Romulus zu seinem Großvater zurück und die beiden heldenmüthigen jungen Männer beschlossen nun, vor allen Dingen die ihnen und ihrem Hause widerfahrene Schmach zu rächen. Sie erstürmten mit ihren Genossen die Burg des Amulius, tödteten den Thronräuber und setzten ihren Großvater wieder als Herrscher von Alba Longa ein.

Numitor gab hierauf seinen Enkeln ein großes Stück Land an derjenigen Stelle der Tiber, an welche sie angeschwemmt worden waren, und erlaubte ihnen, sich daselbst eine Stadt zu gründen. Sie hatten sich mit ihren seitherigen Genossen kaum dahin begeben, als sich ein Streit zwischen ihnen entspann, weil jeder die Ehre haben wollte, der eigentliche Gründer der Stadt zu sein, ihr seinen Namen zu geben und sie zu beherrschen. Man kam überein, den Göttern die Entscheidung zu überlassen. Romulus und Remus stellten sich auf zwei verschiedene Hügel, um zu erwarten, wem die Götter ein Zeichen ihrer Gunst geben würden. Ein ganzer Tag und die darauf folgende Nacht gingen ohne ein solches Zeichen oder Augurium vorüber. Endlich erblickte zuerst Remus sechs Geier, die von Norden nach Süden hin flogen; bald nachher aber erschien auf Romulus Seite ein Zug von zwölf Geiern. Nun entstand von neuem ein heftiger Streit zwischen ihnen; denn der Eine machte die frühere Zeit der Erscheinung, der Andere die größere Zahl der erschienenen Vögel für sich geltend. Jeder wurde von der Schaar seiner Kampfgenossen als König begrüßt und es kam darüber zu einem Kampfe, welcher durch den stärkeren Anhang des Romulus zum Nachtheil des Remus entschieden wurde. Der Erstere begann nun die Gründung der Stadt. Er legte sie an dem linken Ufer der Tiber, auf dem palatinischen Hügel an. Nach einem bei etruskischen Städte-Gründungen herrschenden Brauche bezeichnete er vermittelst der Furche eines Pfluges, der mit einem Stier und einer Kuh bespannt war, rings um den Hügel die Grenzlinie der Stadt. Längs der gezogenen Furche wurde die neue Stadt mit Wall und Graben eingeschlossen. Remus, über das erlittene Unrecht grollend, sprang spottend über diese armselige Befestigung und ward von seinem erzürnten Bruder erschlagen, weil er die Heiligkeit des geweihten Raumes der Stadtmauer verletzt hatte.

So wurde also die Stadt Rom von einem Latiner mit etruskischen Ceremonieen gegründet. Der älteste Theil derselben war die sogenannte palatinische Anhöhe, einer der sieben Hügel, über welche sich Rom nach und nach ausbreitete. Als Stiftungstag galt den späteren Römern der 21. April, an welchem sie deshalb alljährlich die Palilien oder das Fest der alt-italischen Hirtengöttin Pales zugleich als Stiftungsfest ihrer Stadt feierten. Ueber das Jahr der Gründung Roms

sind die Angaben der Alten verschieden, und es ist sowohl wegen der mangelhaften Art, wie zu Rom Jahrhunderte lang die Nachrichten von der Vorzeit überliefert wurden, als auch wegen der Verwirrung und Willkür, die daselbst in Betreff der Zeitrechnung Statt fand, durchaus unmöglich, das erste Jahr der Stadt Rom mit Sicherheit zu bestimmen, wie ja überhaupt eine Stadt nicht an Einem Tage entsteht und auch von dem Geburtsjahr einer Stadt nur etwa bei eigentlichen Coloniegründungen die Rede sein kann. Die Etrusker hatten zwar eine Zeitrechnung und vielleicht nahm das römische Volk diese gleich anfangs an; später aber war bei den Römern Jahrhunderte lang ein Mondjahr im Gebrauch, welches von Zeit zu Zeit durch Einschaltung eines Monats mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung gebracht wurde und diese Einschaltung hing von der Willkür des Oberpriesters der Stadt ab. In Folge davon mußten Unregelmäßigkeiten eintreten, welche sich nicht berechnen lassen und es deshalb unmöglich machen, daß man die einzelnen Angaben auf bestimmte sich gleichbleibende Jahre zurückführe. Von den verschiedenen Berechnungen des Gründungsjahres der Stadt Rom ist die von dem römischen Gelehrten Varro gemachte die gebräuchlichste geworden und wird namentlich in den historischen Schriften der neueren Zeit fast durchgehends angenommen. Nach dieser Varronischen Zeitrechnung ist das Jahr 753 vor Christi Geburt das Gründungsjahr der Stadt Rom.

3. Romulus.

Die Erzählungen der Römer von ihrer Königszeit sind so ausführlich und mit soviel Verstandsreflexion zurecht gelegt, daß in ihnen nicht blos die Namen und Hauptthaten der Könige, sondern sogar auch die Zahl ihrer Regierungsjahre angegeben werden; allein dessen ungeachtet tragen sie keinen geschichtlichen Charakter, und einen Kern wirklicher Thatsachen aus diesen Erzählungen herausschälen, das Erdichtete von dem Wirklich-Geschehenen scheiden zu wollen, ist völlig unmöglich. Man muß sie so, wie sie gegeben sind, hinnehmen und sich damit genügen lassen, daß in ihnen nur der Zustand des römischen Staates ganz im Allgemeinen und der Hauptgang seiner Entwickelung mit Sicherheit zu erkennen ist. Auf diese Weise läßt sich denn auch in der Sagengeschichte der königlichen Zeit nicht verkennen, daß Rom in seinem frühesten Zustande den Urstaaten der älteren asiatischen und osteuropäischen Völker zu vergleichen ist. Es bildeten sich nämlich, wie wir in der Geschichte des Orients gesehen haben, fast in allen Gegenden der Erde zuerst solche Staaten, in welchen die Gesammtheit der Bürger in mehrere Kasten oder erbliche Stände zerfiel, und die Kasten der Priester und des Adels nicht blos alle Gewalt in sich vereinigten,

sondern auch Jahrhunderte lang den Geist und das Leben des Volks innerhalb gewisser Schranken zu halten wußten. Denselben Charakterzug, nur auf besondere Weise und in eigenthümlichen Formen ausgeprägt, zeigt auch das älteste Rom: erst am Ende der königlichen Zeit ging das römische Volk aus diesem Zustande in eine andere Form des Staatswesens über, deren nachherige weitere Entwickelung die selbstständige Geschichte von Rom bildet.

Roms ursprüngliche Bevölkerung war wie wir sahen eine gemischte, und vereinigte in sich Elemente der drei Hauptvölker von Italien, an deren Grenzen, im äußersten Norden des latinischen Landes, die Stadt gegründet worden war. Die Sage meldet, daß Romulus, um sein Volk zu vermehren, gleich anfangs ein Asyl eröffnet und alle Vertriebenen und Flüchtigen aus den benachbarten Völkerschaften als Bürger in seine Stadt aufgenommen habe. Weil nun aber, fährt die Erzählung fort, auf diese Weise die Bevölkerung der Stadt Rom größtentheils aus dem Auswurfe andrer Völker sich gebildet hatte, so wurden sie mit ihrem Gesuche um Heirathsverbindungen von allen benachbarten Völkerschaften zurückgewiesen und Romulus nahm daher seine Zuflucht zur List. Er veranstaltete ein mit feierlichen Spielen verbundenes Götterfest und lud die Bewohner der benachbarten Städte Cures, Cänina, Crustumeria und Antemna, welche theils sabinischen, theils latinischen Stammes waren, zu demselben ein. Diese erschienen in großer Zahl mit ihren Frauen und Töchtern. Mitten in der Festlichkeit fielen die Römer, auf ein von Romulus gegebenes Zeichen, bewaffnet über ihre Gäste her und nahmen ihnen die Töchter weg, welche dann gleich am nächsten Tage mit ihren Räubern vermählt wurden. Die nächste Folge dieser frevelhaften Verletzung des Gastrechts war ein Krieg mit den dadurch beleidigten latinischen Städten, der aber einen für die Römer sehr glücklichen Ausgang hatte. Romulus eroberte nicht nur die feindlichen Städte, sondern zwang auch ihre Einwohner, sich nach Rom überzusiedeln.

Kaum war diese Gefahr glücklich beseitigt, als der Krieg mit den Sabinern begann. Diese zogen unter Titus Tatius, dem Könige der Stadt Cures, zu einem stattlichen Heere vereinigt, bis vor die Mauern von Rom und schlugen hier ein verschanztes Lager auf, aus welchem Romulus sie vergebens zu vertreiben suchte. Nach einigen kleineren Gefechten kam es am Fuße des von den Sabinern besetzten capitolinischen Hügels, da, wo später das Forum oder der Marktplatz von Rom war, zu einer entscheidenden Schlacht. Mitten in derselben stürzten sich jedoch die geraubten Sabinerinnen zwischen die beiden feindlichen Theile und baten dieselben als ihre Männer, Väter und Brüder, aus Mitleid mit ihnen den Kampf, bei dem sie in jedem Falle verlieren würden, einzustellen. Es gelang ihnen, den Zorn und die

Kampfluſt beider Theile zu beſchwichtigen und nun ward ein Vertrag geſchloſſen, kraft deſſen Cures und Rom zu einem Föderativ-Staate mit einander vereinigt wurden. Die Sabiner erbauten ſich auf dem quirinaliſchen Hügel, gegenüber den auf dem palatiniſchen Hügel angeſiedelten Römern, eine neue Stadt und bildeten eine beſondere ſelbſtſtändige Gemeinde, welche von dem Könige Titus Tatius und einem aus 100 Mitgliedern beſtehenden Senat beherrſcht wurde und mit den Römern durch eine Waffenverbrüderung verbunden war. Derjenige Theil des zwiſchen beiden Städten liegenden Forums, welcher ſpäter das Comitium hieß, diente zu den gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften und Berathungen beider Gemeinden. Einige Jahre nachher ſtarb Titus Tatius, ſeine Unterthanen erkannten hierauf Romulus auch als ihren König an und verſchmolzen ſeitdem mit den Römern zu einer einzigen Gemeinde. Von der ſabiniſchen Anſiedelung und ihrer Verſchmelzung mit den Bewohnern von Rom leitet die Sage ſowohl das Wort Quiriten (d. h. Bewohner von Cures), welches ſpäter häufig ſtatt des Wortes Römer gebraucht ward, als auch den Namen des quirinaliſchen Hügels her.

Auch mit einigen etruskiſchen Städten ſoll Romulus glückliche Kriege geführt haben; namentlich berichtet die Sage, daß er das benachbarte Veji bezwungen habe. Aber nicht blos Kriege und Kämpfe bilden den Gegenſtand der poetiſchen Erzählungen vom erſten Könige Roms, ſondern auch der Urſprung des römiſchen Staatsweſens iſt in die Sagen von ihm verflochten. Romulus ſetzte, wie es heißt, nach der Gründung von Rom eine aus 100 Senatoren beſtehende Regierungsbehörde ein, welche nachher durch die Vereinigung mit den Sabinern bis auf 200 vermehrt wurde und unter der Leitung des Königs die Staatsverwaltung handhabte. Die Mitglieder derſelben hießen die Patres oder Väter, und ihre Familienzugehörigen und Nachkommen waren die ſogenannten Patricier oder der Adel von Rom, welchem die Plebejer oder das von ihnen und dem König beherrſchte Volk entgegengeſetzt waren. Auf dieſe Weiſe wäre Romulus alſo der Stifter des römiſchen Adelsſtandes geweſen. Auch die Einführung des ſpäter als ein Mittelglied zwiſchen Adel und Bürgerſchaft beſtehenden zweiten Standes oder der Ritter wird ihm von der Sage zugeſchrieben. Außerdem ſoll er zuerſt die ſpäter beſtehende zwiefache Eintheilung der Römer nach Tribus und nach Curien gemacht und die ganze Bürgerſchaft in drei Tribus, ſowie jede von dieſen wieder in zehn Curien getheilt haben. Endlich traf er der Sage nach auch die Einrichtung, daß jeder Plebejer ſich einen Patricier wählen mußte, den er als ſeinen Schützer anzuſehen hatte. Dieſer Patricier hieß ſein Patron, er ſelbſt aber war der Client dieſes Patronus. Das zwiſchen

Beiden bestehende Verhältniß, welches auf ihre Nachkommen forterbte, verpflichtete den Patron zur Beschützung seines Clienten gegen jede Art von Bedrückung, den Clienten aber zu gewissen Dienstleistungen, wie sie etwa der erste Sohn dem Vater schuldig ist.

Dies ist die Art, wie die erste Entstehung der späteren bürgerlichen Verhältnisse Roms von der Sage dargestellt wird. Es liegt aber eines Theils in der Natur der menschlichen Einrichtungen selbst, daß solche Verhältnisse nicht durch einen einzelnen Menschen und plötzlich geschaffen werden und anderes Theils zeigt der Verlauf der Geschichte und die Vergleichung der früheren römischen Zustände mit denen der drei italischen Urvölker, daß hier, wie dies gewöhnlich in den Sagenberichten geschieht, Dinge, die von selbst und allmälig entstanden sind, auf bestimmte Personen und Zeiten übertragen wurden. Man hat in unseren Tagen durch sehr gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen die wirkliche Einrichtung des römischen Staates in der ersten Zeit zu erforschen gesucht und ist auf diese Weise zu einer ganz anderen Ansicht gelangt, als die der bloßen Sagengeschichte zu Grunde liegende ist. Wenn auch in den Resultaten dieser Forschungen manches Einzelne nicht für gewiß ausgegeben werden kann, so steht doch alles dasjenige fest, was den Zustand der früheren römischen Zeit im Allgemeinen betrifft. Diesen Untersuchungen zufolge, welche noch nicht zum Abschluß gekommen sind und zu einem ganz sicheren Ergebniß auch schwerlich je führen werden, verhielt es sich mit der ersten Staatseinrichtung der Römer etwa folgendermaßen.

Das ältere Rom hatte eine ähnliche Verfassung, wie die der alten Etrusker, Latiner und Samniten war. Seine Bevölkerung bestand aus einer herrschenden Klasse, einem Adel und den diesem unterworfenen Leibeigenen oder Hörigen: ein Verhältniß, das auf das Recht der Eroberung sich ursprünglich gegründet haben mag. Der Adel, welcher den Namen der Patricier führte, vereinigte alle Macht und Gewalt im Staate in sich und bildete auch die Priesterschaft. Die Hörigen dagegen, Clienten genannt, waren erbunterthänige Leute, welche weder frei waren, noch Antheil an der Staatsverwaltung hatten, sondern den einzelnen patricischen Familien angehörten und von diesen dem Staate gegenüber vertreten wurden. Sie bebauten das den Patriciern als den alleinigen Grundbesitzern gehörige Land, zahlten denselben dafür eine bestimmte Abgabe und hatten außerdem noch gewisse andere Obliegenheiten gegen sie zu erfüllen. Neben diesen beiden Klassen des römischen Volks entstand schon sehr früh eine dritte Klasse von Einwohnern, welche den Namen der Plebejer führte und einen Bürgerstand in unserem Sinne des Wortes darstellte. Wahrscheinlich ging sie aus den vielen Bürgern benachbarter Städte hervor,

welche die vortheilhafte Lage der Stadt an der Gränze zweier zahlreicher Völker und am Unterlauf eines großen Stromes, wie auch andere günstige Verhältnisse, welche die Sage in der Erzählung vom Asyl des Romulus anzudeuten scheint, herbeilockten. Die Plebejer trieben nicht nur, wie die Patricier und ihre Clienten, Ackerbau, sondern auch städtische Gewerbe; sie blieben zwar lange Zeit ohne allen Antheil an der Staatsverwaltung, waren aber persönlich frei und bildeten deshalb einen eigenthümlichen Stand, der sowohl der latinischen, als der etruskischen und samnitischen Staatseinrichtung in dieser Ausdehnung fremd gewesen zu sein scheint.

Mit der Regierung und Verwaltung verhielt es sich bei den Römern gerade so wie bei den Etruskern. Ein patricischer Senat, oder mit anderen Worten ein Ausschuß aus dem Priesteradel ordnete und leitete die Angelegenheiten des Staates. Der König aber war das von dieser Aristokratie erwählte Oberhaupt, welches in Gemeinschaft mit dem Senate den Staat zu verwalten, die Gerichte und den Gottesdienst zu leiten und im Kriege das Heer anzuführen hatte. Wie es sich mit den Rittern verhielt, ist völlig ungewiß; nur so viel ist ausgemacht, daß dieselben erst am Ende der Königszeit als ein neuer, zwischen den Patriciern und Plebejern stehender Stand erschienen. Die Eintheilung der Bürger in Tribus und Curien begriff blos die Patricier und ihre Clienten in sich und beruhte auf den drei verschiedenen Bevölkerungselementen, aus denen die alt-römische Gemeinde zusammengesetzt war. Wenigstens werden die Namen der drei Tribus, Ramnenser, Titienser und Luceres, von den Gelehrten so gedeutet, daß die Ramnenser als Latiner, die Titienser (vom Namen des Titus Tatius) als Sabiner und die Luceres als Etrusker anzusehen wären: doch ist man von der letzteren Annahme, die nur dem zufälligen Anklang des Namens Luceres an die etrurischen Lucumonen ihren Ursprung verdankte, zurückgekommen, ohne daß man freilich Name und Herkunft dieser dritten Tribus mit Bestimmtheit sonstwie erklären kann. Uebrigens sind die Tribus des Romulus von denen der späteren Zeit sowohl der Zahl als dem Eintheilungsgrunde nach verschieden. Wahrscheinlich diente diese ältere Eintheilung in Tribus hauptsächlich als Grundlage der Heereseinrichtung. Die Eintheilung in Curien aber bezog sich vornehmlich auf den Gottesdienst und ist etwa unserer Eintheilung nach Kirchengemeinden zu vergleichen.

4. Numa Pompilius.

Romulus endigte, den alten römischen Heldensagen nach, sein Leben auf eine wunderbare Weise. Als er eines Tages das versammelte Volk musterte, verfinsterte sich plötzlich die Sonne, nächtliches

Dunkel überzog die Erde und ein heftiges Gewitter brach aus; die Bürger flohen entsetzt nach allen Seiten hin auseinander. Als das Gewitter vorüber und das Tageslicht zurückgekehrt war, suchte das Volk den König Romulus vergebens. Er war nirgends zu finden; denn sein Vater, der Kriegsgott Mars, hatte ihn gen Himmel entführt. Dies verkündete den bestürzten Römern einer der Senatoren, welchem Romulus bald nachher im Traume erschienen war und den Hergang der Sache mit der Versicherung erzählt hatte, daß er als Gott Quirinus über sein Volk walten werde. Man hat diese Sage dahin zu erklären versucht, daß Romulus vom Senate ermordet worden sei und daß dieser zur Verhüllung seiner That des Königs Versetzung unter die Götter erdichtet habe; allein an einer Sage ist nichts historisch zu deuten und jeder Versuch, dies zu thun, wird stets zwecklos sein.

Nach Romulus Tod, den die künstlich zurechtgemachte aber werthlose Chronologie in das Jahr 717 v. Chr. verlegt, erwählte der Senat keinen neuen König, sondern führte allein die Regierung weiter. Nach einem Interregnum oder einer Zwischenregierung von einem Jahre aber forderte, wie es heißt, das gedrückte Volk einen König und der Senat mußte diesem Verlangen nachgeben. Bei der neuen Wahl entstand darüber Streit, ob der König aus der römischen oder sabinischen Gemeinde ernannt werden solle; man verständigte sich zuletzt dahin, daß die Erstere den König erwählen sollte, daß aber der zu Erwählende ein Sabiner sein müßte. Auf diese Weise ward Numa Pompilius, der Schwiegersohn des Titus Tatius, König der Römer.

Diesem Fürsten schreibt die Sage ganz andere Eigenschaften und Verdienste zu, als seinem Vorgänger. Während dieselbe nämlich sonst, dem kriegerischen Charakter der Römer gemäß, vorzugsweise die Tapferkeit, den Kriegsmuth und die Eroberungslust verherrlicht, erzählt sie von Numa keine einzige Kriegsthat, sondern sie preist ihn als den Befestiger heiliger Sitte und Ordnung, ohne welche kein Staat bestehen kann. Numa ist der Moses, Minos oder Lykurg der Römer, und wird, wie diese Männer, von der Sage mit einer Art heiliger Ehrfurcht behandelt. Die Weisheit, mit welcher er den Staat und seine religiösen Einrichtungen ordnete, erschien in den Augen der Nachkommen so außerordentlich, daß man sie theils mit den Bestrebungen des berühmtesten Weisen, der im alten Italien auftrat, in Verbindung brachte, theils aus einer übernatürlichen Quelle herleitete. Obgleich nämlich Pythagoras mehr als $1^1/_2$ Jahrhunderte nach Numa lebte, so entstand auf diese Weise doch bei den späteren Römern und Samniten die Sage, er sei der Lehrer Numa's gewesen. Noch viel mehr verbreitet aber war der Glaube, daß eine Nymphe, Egeria, Numa's Vertraute gewesen sei und daß dieser die weisen Gesetze, durch welche

er sich so sehr verdient machte, aus ihrem Munde vernommen und als göttliche Offenbarung den Römern mitgetheilt habe, obgleich eine solche Vorstellung zu dem einfachen, an den alten ländlichen Sitten festhaltenden Sinne und Leben eines samnitischen Volkes viel weniger paßt, als die Wundersagen von Minos und Lykurg zu dem Zustande und Charakter der älteren Griechen. Kurz, der junge römische Staat erstarkte unter Numa wie unter Romulus in seinem Innern, unter diesem durch Kriege und durch Aufnahme der kräftigen Sabiner, unter jenem aber durch passende Gesetze und Einrichtungen und durch die Einführung eines Cultus, der dem Ackerbauleben der Patricier und ihrer Clienten angemessen war.

Numa Pompilius ordnete die Art und Weise des Gottesdienstes, theilte die Priester in Klassen und bestimmte die Pflichten einer jeden von ihnen. An die Spitze des gesammten Religionswesens stellte er das Collegium der sogenannten Pontifices, welches gleichsam das dem Senate untergeordnete Ober-Consistorium der Römer war und dessen Leitung der Pontifex maximus oder Oberpriester hatte. Er setzte ferner die drei Flamines oder die den besonderen Dienst der Götter Jupiter, Mars und Quirinus leitenden Hauptpriester oder „Opferzünder“ ein, sowie vier Vestalinnen oder Priesterinnen der Vesta, der Göttin des Stadtheerds, zwölf Priester, welche Salier hießen und die heiligen Schilde des Mars bewahrten, ferner die sogenannten Fetialen, die beim Ausbruch eines Krieges und beim Abschlusse eines Friedens oder Bündnisses dafür zu sorgen hatten, daß alle diese politischen Akte unter den herkömmlichen Feierlichkeiten und religiösen Bräuchen ins Werk gesetzt wurden, endlich eine Anzahl Auguren oder wahrsagende Priester, deren Aufgabe und Kunst war, die Zeichen, welche die Götter durch den Flug der Vögel gaben, zu beobachten und zu deuten, und endlich die oben schon erwähnte ursprünglich samnitische Brüderschaft des Feldbaues. Auf den Ackerbau bezogen sich ebenfalls viele Einrichtungen Numas, oder vielmehr er entwarf vor allem Anderen diesen Theil seiner Gesetzgebung und gründete auf ihn erst seine weiteren Verfügungen. Er vertheilte die von Romulus eroberten Länder und stiftete, zur Sicherung des Eigenthums, den Dienst des Terminus oder Grenzgottes. Es ist seinem Hauptstreben angemessen, daß die Sage ihm auch die Verbesserung des römischen Kalenders zuschreibt; denn die Einrichtung desselben hing bei den Römern, wie bei allen anderen Völkern und auch noch bei uns, mit dem Cultus enge zusammen. Endlich soll Numa auch die Sitte eingeführt haben, daß jedes Mal während der Dauer des Krieges die zwei einander gegenüberstehenden Thüren des Janus-Tempels offen gehalten, während des Friedens aber geschlossen wurden.

Der Gott Janus, der mit zwei Gesichtern dargestellt wurde und über dessen eigentliche Bedeutung die Gelehrten verschiedener Meinung sind, war eine uralte Gottheit der Latiner. Sein Tempel soll schon von Romulus erbaut worden sein und zwar an der Grenze der ramnensischen Gemeinde und der auf dem quirinalischen Hügel angesiedelten Sabiner.

5. Tullus Hostilius und Ancus Marcius.

Als Numa starb, so fährt die Sagengeschichte fort, trat, wie nach Romulus Tode, eine kurze Zwischenregierung des Senats ein. Dann wählte man zu seinem Nachfolger den Tullus Hostilius, dessen Großvater unter Romulus aus einer latinischen Stadt nach Rom gezogen war und daselbst Hersilia, die vornehmste unter den geraubten Sabinerinnen, geheirathet hatte. Tullus Hostilius war ein kriegerischer Herrscher und seine Regierung bot daher dem dichterischen Sinne späterer Zeiten einen reichen Stoff dar. Sein Hauptkrieg, der mit der völligen Unterwerfung der Stadt Alba Longa endigte, ist von der Sage in so hohem Grade poetisch ausgeschmückt worden, daß die Beschreibung, welche die späteren Geschichtschreiber der Römer von demselben geben, als ein eigentliches Heldengedicht, als ein Stück römischer Iliade angesehen werden kann. Historisch gewiß ist das Eine, daß zur Zeit dieses Königs Alba Longa dem römischen Staate einverleibt und seine Einwohner Rom unterthan und zum Theil dorthin versetzt wurden. Die Erzählungen von dem Kriege selbst haben durchaus das Ansehen von Erdichtungen, ja, es ist sogar aus manchen Gründen wahrscheinlich, daß Alba Longa nicht von den Römern, sondern von den anderen latinischen Städten zerstört worden ist und daß der Rest seiner Einwohner in Folge davon freiwillig nach Rom wanderte. Die Sage von diesem Kriege ist folgende.

Rom gerieth über einige Vorfälle mit seiner Mutterstadt Alba Longa in Krieg, deren Oberhaupt damals zuerst Cluilius und dann Mettus Fuffetius war. Jener wurde gleich beim Beginn des Krieges von seinen eigenen Truppen erschlagen, weil es ihm an Muth und Entschlossenheit fehlte; sein Nachfolger aber sah sich durch das Benehmen der Städte Veji und Fidenä bald genöthigt, mit dem römischen Könige in Unterhandlung zu treten. Die Vejenter und Fidenaten, Städte etruscischen Stammes, heißt es, hatten mit einander verabredet, die Römer und Albaner sich eine Zeitlang bekriegen zu lassen und dann, sobald dieselben durch den Kampf geschwächt wären, mit vereinter Macht über Beide herzufallen. Dies machte die Könige von Rom und Alba Longa zu einem Frieden geneigt. Sie beschlossen in einer persönlichen Zusammenkunft, ihre beiden Völker mit einander zu einer engen Verbrüderung zu verbinden und durch einen Zwei-

kampf von je drei Kriegern beider Theile entscheiden zu lassen, welches von ihnen dem anderen inskünftige unterworfen sein sollte. Der Zufall fügte es, daß dieser Kampf sowohl von Seiten der Römer, als der Albaner drei Brüdern übertragen werden konnte, welche nahe mit einander verwandt waren. Die drei Curiatier, so hießen die albanischen Brüder, waren die Vettern ihrer Gegner, der drei Horatier, indem die Mutter der Letzteren eine Albanerin und die leibliche Schwester der Mutter der Ersteren war. Eine Schwester der Horatier war außerdem mit einem der Curiatier verlobt: so nahe Beziehungen walteten zwischen beiden Städten.

Im Angesichte beider Heere traten die sechs Kämpfer einander entgegen und jeder der Curiatier griff den ihm dem Alter nach zunächst stehenden Horatier an. Zuerst fiel der älteste der Horatier, bald nach ihm auch der zweite, und schon frohlockten die Albaner, wie über den sicheren Sieg, als der dritte Horatier durch List und Gewandtheit die Entscheidung zu Gunsten der Römer lenkte. Er stellte sich, als wenn er vor seinen drei Gegnern fliehe und trennte sie dadurch von einander; als er aber sah, daß sie ihm in verschiedenen Entfernungen folgten, wandte er sich gegen den nächsten und tödtete zuerst ihn und dann nach einander auch dessen beide Brüder. Siegesstolz kehrte der junge Held, vom jubelnden Heere geleitet, nach Rom zurück. Am Thore der Stadt stand seine Schwester, die Braut des einen der Curiatier. Als diese ihn triumphirend die errungene Beute mit dem Waffenrock ihres Verlobten tragen sah, gerieth sie in Verzweiflung und verfluchte den Bruder. Dieser aber zückte, von Wuth ergriffen, sogleich das Schwert und durchbohrte seine Schwester. Er wurde dafür vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt; die Volksversammlung aber, an welche er appellirte, hob aus Rücksicht auf seine dem Vaterlande erwiesenen Dienste diesen Spruch wieder auf. Doch ward der jähzornige junge Mann, um nicht ganz unbestraft zu bleiben, zu einer beschimpfenden, sonst nur über Kriegsgefangene verhängten Strafe verurtheilt: er mußte mit entblößtem Haupte unter einem quer über den Weg gehaltenen Stabe, der ein Joch vorstellen sollte, hindurchgehen.

Tullus Hostilius wandte sich nach dem glücklich beendigten albanischen Kriege gegen die Fidenaten und Vejenter. Mettus Fuffetius leistete ihm dabei mit dem albanischen Aufgebot als sein Unterthan die Heeresfolge, verbündete sich aber, um das römische Joch wieder abwerfen zu können, insgeheim mit den Feinden. In der Schlacht selbst wagte er seine verrätherische Absicht nur zur Hälfte auszuführen. Er zog sich beim Beginn derselben vom Schlachtfelde auf eine Anhöhe zurück, um je nach dem Ausgang des Kampfes sich für die Einen oder für die Anderen zu entscheiden. Die Römer geriethen darüber in

Schrecken und wären wahrscheinlich das Opfer der albanischen Treulosigkeit geworden, wenn nicht Tullus Hostilius sich schnell gefaßt und seinen Truppen zugerufen hätte, jener Rückzug der Albaner habe auf seinen Befehl Statt gefunden und sei in der Absicht, die Feinde zu umgehen geschehen. Als der Sieg sich für die Römer entschied, griff endlich auch Mettus Fuffetius, um seine Absicht zu bemänteln, die fliehenden Feinde an. Tullus Hostilius that, als wenn er sich dadurch hätte täuschen lassen; am folgenden Tage aber übte er ein furchtbares Strafgericht. Er rief beide Heere unbewaffnet zusammen, vorgeblich um den Lohn der Tapferkeit auszutheilen, trug jedoch Sorge, daß die Römer ihre Schwerter unter den Kleidern versteckt mitbrachten. Sobald die Truppen versammelt waren, ließ er die Albaner plötzlich umzingeln und verkündete ihnen hierauf, daß Alba Longa als ein Sitz der Verrätherei dem Erdboden gleich gemacht, Mettus Fuffetius zur Strafe dafür, daß er treulos und unentschlossen zwischen den Römern und ihren Feinden geschwankt habe, von vier Pferden nach entgegengesetzten Seiten hin auseinander gerissen, alle Albaner aber nach Rom versetzt werden sollten. So ward Alba Longa zerstört und seine Bewohner in die neue Stadt verpflanzt, wo man ihnen den cölischen Hügel zum Wohnsitz anwies.

Auch mit den Fidenaten, Vejentern und Sabinern führte Tullus Hostilius glückliche Kriege. Zuletzt wandte sich aber die Gunst des Schicksals von ihm und zwar weil er, wie die Sage hinzusetzt, die Götter durch die Vernachlässigung ihres Dienstes erzürnt hatte. Steinregen, Seuchen und andere Erscheinungen zeigten ihm den göttlichen Zorn an, und endlich überfiel ihn auch noch eine schwere Krankheit. Nun wandte er sich mit ängstlicher Sorgfalt den versäumten religiösen Pflichten zu, beging aber, als er eines Tages durch geheimnißvolle Ceremonieen den Himmelsgott Jupiter beschwören wollte, dabei ein Versehen und ward von dem erzürnten Gotte mit Weib und Kindern durch einen Blitzstrahl getödtet.

Zu seinem Nachfolger ward Ancus Marcius, ein Tochtersohn des Numa Pompilius, ernannt. Von ihm rühmt die Sage, daß er im Geiste seines Großvaters den unter Tullus Hostilius vernachlässigten Dienst der Götter von neuem zu Ansehen gebracht habe. Seine Regierung war aber nicht, wie die Numa's, eine durchaus friedliche, sondern er gehörte vielmehr auch zu den durch Kriegsthaten und Eroberungen ausgezeichneten Königen. Unter ihm waren es hauptsächlich die Latiner, mit welchen Rom Krieg zu führen hatte. Die Römer waren nämlich durch die Unterwerfung der Stadt Alba, die an der Spitze des latinischen Städtebundes gestanden hatte, so sehr erstarkt, daß sie, obgleich sie selbst nicht zu dem latinischen Städte-

bündnisse gehörten, doch auf den Vorrang unter den Städten von Latium Anspruch machten. Ancus Marcius besiegte das Heer der Latiner, eroberte einige ihrer Städte und führte die Bewohner derselben nach Rom, wo sie auf dem aventinischen Hügel angesiedelt wurden. Auch andere Städte, wie das früher von Alba Longa, später von Veji unterstützte Fidenä, wurden von ihm erobert. Veji erlitt ebenfalls einige Niederlagen und mußte den Römern das Land um die Mündung der Tiber abtreten. Ancus Marcius legte daselbst Ostia, den Hafen von Rom, an. Außerdem faßten die Römer unter seiner Regierung zuerst auf der rechten, der etrurischen Seite der Tiber festen Fuß; Ancus Marcius baute nämlich die erste Brücke über den Fluß und befestigte den jenseit der Tiber gelegenen Hügel Janiculum.

6. Tarquinius der Aeltere.

Mit Ancus Marcius Tode, welcher 617 v. Chr. gesetzt wird, nahm der Wechsel der Herrschaft, welcher seither zwischen den eigentlichen Römern und der mit ihnen vereinigten sabinischen Gemeinde bestanden hatte, ein Ende und ein Etrusker gelangte auf den Thron. Dieser neue König hieß Lucius Tarquinius und führt in der Geschichte den Beinamen Priscus, d. i. der Aeltere. Die Sage läßt ihn in der etruskischen Stadt Tarquinii geboren sein, väterlicher Seits aber von einem vornehmen, nach Etrurien ausgewanderten korinthischen Geschlechte abstammen: wahrscheinlich weil um jene Zeit griechische Sprache, Cultur und Sitte sich unter den Etruskern sehr verbreiteten. Tarquin's Vater, Demaratus, welcher dem vornehmen Geschlechte der Bakchiaden zu Korinth angehörte, wurde der Sage nach durch Cypselus zur Auswanderung genöthigt und begab sich mit großen Schätzen und mit einem Gefolge, in welchem sich auch mehrere korinthische Maler und Bildhauer befanden, nach Tarquinii. Hier heirathete er eine Etruskerin aus der Adelskaste und erhielt von ihr zwei Söhne, Aruns und Lukumo. Diese erzog er so, daß sie zugleich etruskische und griechische Bildung erhielten. Nach seinem Tode ging sein großer Reichthum ganz auf den jüngeren Sohn Lukumo über, da der ältere früh starb. Lukumo wanderte von Tarquinii nach Rom aus, weil ihm seiner fremden Abkunft wegen der Weg zur Herrschaft im tuscischen Lande versperrt war und weil sein mit wahrsagendem Geiste begabtes Weib, Tanaquil, erkannt hatte, daß er bei den Römern zu hohen Ehren gelangen werde. Er fand in Rom, wo er seinen etruskischen Namen Lukumo in den römischen Lucius verwandelte und sich nach seiner Geburtsstadt den Namen Tarquinius gab, eine sehr gute Aufnahme und gewann durch seinen Reichthum und sein kluges, gewandtes Wesen Alle so sehr für sich, daß er von Ancus

Marcius zum Vormund seiner minderjährigen Söhne, gleich nach des Königs Tode aber vom Senate zu dessen Nachfolger ernannt wurde.

Auch dieser halb griechische, halb etruskische König führte nach den Erzählungen mehrere glücklichen Kriege mit den Latinern, Etruskern und Sabinern und erhob die Römer zu noch größerem Ansehen, als sie unter Ancus Marcius gehabt hatten. Noch viel wichtiger aber war sein Einfluß auf die inneren Einrichtungen der Stadt Rom und ihrer Bewohner. Das Meiste, was in dieser Beziehung von ihm erzählt wird, weist auf etruskische Einflüsse. Namentlich erinnern die Beschreibungen seiner Bauwerke theils an die philistinischen Gräben, theils an die Reste etruskischer Stadtmauern. Er ließ die sogenannten Cloaken oder Wassergewölbe erbauen, durch welche das Forum und einige andere Gegenden der Stadt trocken gelegt wurden und die das spätere Rom als Riesenwerke anstaunte. Er umgab die Stadt mit einer Mauer von Quadersteinen. Er ließ ferner auf der Spitze des capitolinischen Hügels eine große Fläche ebenen und legte auf ihr den Grund zu einem ungeheuren Tempel, den jedoch erst der zweite seiner Nachfolger vollendete. Auch ließ er zuerst das Forum oder das zwischen dem palatinischen und quirinalischen Berge gelegene Thal zu einem Markte und Versammlungsorte der Bürgerschaft einrichten. Endlich erbaute er den Circus maximus oder das zu großen öffentlichen Wettspielen bestimmte Gebäude. Diese Spiele waren ebenfalls eine etruskische Sitte, die in Rom eingeführt ward und können ihrer Beziehung und Wirkung nach durchaus nicht mit denen der Griechen verglichen werden: bei den Griechen waren nämlich die öffentlichen Kampfspiele nicht allein die beliebteste Volksbelustigung, sondern auch eine der wichtigsten Angelegenheiten der Nation und der in ihnen errungene Sieg galt für die höchste Ehre; die italischen Völker dagegen sahen nur das Wagen- und Pferderennen als ein dem freien Mann anstehendes Wettspiel an und überließen die eigentlichen Wettkämpfe gedungenen Leuten von geringer Herkunft, welche daraus ein besonderes Geschäft machten. Solche Kämpfe und die mit den öffentlichen Spielen verbundenen Prachtaufzüge mit anzusehen, war für die italischen Völker zwar eine ebenso große Freude, als für die Griechen, aber sie haben, zum Unterschiede von diesen, dem Gegenstande ihrer Schaulust niemals Achtung und Ehre gewährt. Gerade so verhielt es sich mit den theatralischen Darstellungen. Diese Verschiedenheit beider Nationen hing auf eine ganz natürliche Weise mit der verschiedenen Natur und Einrichtung ihres bürgerlichen Lebens zusammen: Priesterherrschaft, Leibeigenschaft und andere an Kastenwesen erinnernde Verhältnisse, welche einen schroffen Unterschied der Stände und ihrer Rechte zur Folge haben, erhielten sich bei den Italikern sehr lange,

während sie bei den Griechen schon in uralter Zeit verschwanden; bei jenen hatten daher auch die Volksvergnügungen einen aristokratischen Charakter, während sie bei diesen von Anfang an eine dem Zweck der Gesammtheit dienende Sache waren, bei welcher alle Theilnehmer, mochten sie nun bloße Zuschauer oder Mitspielende sein, als gleich berechtigte Glieder Einer Nation auftraten.

Daß Bauwerke, wie Tarquinius Priscus sie errichtete, gleich denen der Etrusker nicht ohne den Frohndienst des gemeinen Volkes ausgeführt werden konnten, versteht sich von selbst. Tarquin's Regierung muß daher auch für die unteren Klassen der Römer drückend gewesen sein, wie dies die überlieferte Erzählung auch andeutet. Wodurch dieselbe sich sonst noch in Bezug auf innere Angelegenheiten auszeichnete, ist nicht recht klar. Tarquinius soll unter Anderem, wegen der vermehrten Bevölkerung der Stadt, die Zahl der zum Eintritt in den Senat oder zur Regierung berechtigten Familien um 100 vermehrt und ebenso auch die Zahl der Senatoren bis auf 300 erhöht haben. Er erhob also 100 plebejische Familien zu patricischen. Auch die Ritter, welche erst um jene Zeit als ein zwischen den Patriciern und Plebejern aufkommender Mittelstand eine Bedeutung erlangten, soll er vermehrt und neu organisirt haben. Ueber die Kriege, welche unter Tarquinius Priscus geführt wurden, weichen die Berichte der alten Schriftsteller von einander ab; im Allgemeinen scheint nur so viel gewiß zu sein, daß auch dieser König die römische Macht auf Kosten latinischer, samnitischer und etruskischer Städte erweitert hat.

Tarquinius starb nach der romantischen Darstellung der Sage eines gewaltsamen Todes. Als er 80 Jahre alt war, verschworen sich die Söhne des Ancus Marcius gegen ihn, weil sie ihn als einen Usurpator haßten und zugleich überzeugt waren, daß er, wenn er länger lebe, die Regierung gewiß seiner eigenen Familie zu erhalten wissen werde. Zwei von ihnen gedungene Mörder, welche als Holzhauer verkleidet waren und deshalb, ohne Verdacht zu erregen, Beile tragen konnten, fingen eines Tages vor dem königlichen Palaste zum Schein einen Streit an und ließen den König ersuchen, diesen zu schlichten. Als sie vor ihn gelassen waren, ersahen sie sich einen günstigen Augenblick, um ihn zu erschlagen.

7. Servius Tullius.

Die Söhne des Ancius Marcius erreichten ihren Zweck nicht, weil, wie die Sage berichtet, die Königin Tanaquil beim plötzlichen Tode Tarquin's die Geistesgegenwart nicht verlor. Sie ließ nämlich schnell die Thore des Palastes verschließen und dem zahlreich zusammenströmenden Volke verkünden, daß Tarquinius nicht getödtet, sondern nur

verwundet sei und bis zu seiner Genesung seinem Eidam, Servius Tullius, die Leitung der Regierung übertragen habe. Die Anstifter des Mordes entflohen hierauf aus Rom; Servius Tullius aber herrschte eine Zeitlang in Tarquin's Namen, dann behauptete er sich mit Gewalt im Besitze des Thrones, bis er es zuletzt dahin brachte, daß das gesammte Volk durch freie Wahl ihn als König anerkannte. Es war also theils eigenes Verdienst, theils der Wille seines Vorgängers, was den sechsten König der Römer auf den Thron brachte und im Besitze desselben erhielt.

Des Servius Tullius Herkunft und Jugendgeschichte ist mehr noch als die ganze Geschichte der Königszeit in Dunkel gehüllt; denn was die Sage hierüber berichtet, ist so beschaffen, daß man nichts davon als wahr annehmen kann. Eine vornehme Latinerin oder Etruskerin, heißt es, gerieth in römische Kriegsgefangenschaft, ward Sklavin im königlichen Palaste und gebar als solche unter wunderbaren Erscheinungen einen Knaben, welchem man den Namen Servius Tullius gab. Andere Erscheinungen von ungewöhnlicher Art zeigten während der Kindheit desselben zu wiederholten Malen seinen angeborenen Beruf zu hohen Dingen an; so soll z. B. einst, als er schlief, ein feuriger Glanz sein Haupt umstrahlt haben. Tanaquil, welche sich auf die Wahrsagekunst verstand, hielt wegen dieser Anzeichen den Servius Tullius schon als kleines Kind hoch und ließ ihn gleich ihren eigenen Söhnen königlich erziehen. Auch Tarquinius gewann ihn sehr lieb, zumal da Servius Tullius als Jüngling sich durch Tapferkeit und Gewandtheit vor allen seinen Altersgenossen auszeichnete. Der König gab ihm zuletzt nicht allein seine Tochter Tarquinia zur Gemahlin, sondern ließ ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens an der Regierung Theil nehmen.

Kriegerische Unternehmungen bildeten nur den weniger wichtigen Theil der Thaten, durch welche Servius Tullius sich für alle Zeiten zum gepriesensten und berühmtesten König der Römer gemacht hat. Jedoch wird ihm eine zwiefache bedeutende Erweiterung der römischen Macht zugeschrieben. Er soll nämlich die etruskische Stadt Veji oder nach einer anderen Angabe sogar die ganze etruskische Nation in einem 20jährigen Kriege besiegt und zur Anerkennung des Vorrangs der Römer gezwungen haben. Außerdem wußte er auch das Volk der Latiner auf eine schlaue Weise unter römischen Einfluß zu bringen und Rom gewissermaßen zum Haupte des latinischen Bundes zu machen. Dieser hatte nämlich seither seine Versammlungen im Gebiete von Alba Longa, an einer der Göttin Ferentina geweihten Quelle gehalten; Servius Tullius schloß aber ein Bündniß mit den Latinern, kraft dessen ein gemeinschaftlicher Tempel der Diana auf

dem, unter Ancus Marcius mit Latinern bevölkerten aventinischen Hügel errichtet ward. Obgleich nun die latinischen Bundestage auch ferner noch an der früheren heiligen Stelle gehalten wurden, so war doch durch die Gründung jenes Tempels der Anfang zur Hegemonie von Rom über die gesammte latinische Nation gemacht.

Die größte Bedeutung erhielt jedoch Servius Tullius durch die Gesetze und Einrichtungen, welche er in Rom einführte. Er verschaffte während seiner Regierung ebenso den latinischen und griechischen Sitten Eingang, wie Tarquinius die etruskischen befördert hatte. Von der Zeit seiner Regierung an faßten Religion und Geistes-Cultur der Griechen in Rom immer mehr Wurzeln, ganz besonders aber wurde seitdem der griechische Grundsatz herrschend, daß man die alten ererbten Verfassungen durch positive Verordnungen den veränderten Verhältnissen der Zeit und der veränderten Mischung des Volkes gemäß einrichten müsse. Die Regierung des Servius Tullius ist also der Anfang einer ganz neuen Zeit und mit ihrem Beginne endigt die eigentliche Urzeit der Römer, weil seitdem Entwickelung und Bürgerfreiheit an die Stelle des starren Adelswesens und der mit ihm verbundenen Unfreiheit des Volkes traten. In den römischen Ueberlieferungen wird daher Servius Tullius ebenso als der eigentliche Urheber und Stifter der späteren bürgerlichen Verfassung Roms dargestellt, wie Numa Pompilius in der Sage als der Gründer und Ordner des alt-römischen Cultus erscheint. Jedoch hat man, gerade weil Servius Tullius in dieser Hinsicht so berühmt war, viele Einrichtungen der späteren Zeit auf ihn übertragen, und es ist bei der Beschaffenheit der römischen Geschichtswerke unmöglich, hierin Neues und Altes bestimmt zu unterscheiden und so die Verhältnisse jener Zeit mit Sicherheit zu ermitteln.

Die wichtigste Verfassungsänderung, die sich an den Namen des Servius Tullius anknüpft, war die Eintheilung der Bürger nach dem Vermögen. In Folge dieser Veränderung ward in Rom ebenso, wie durch eine ähnliche Maaßregel Solon's in Athen, die Macht der älteren Aristokratie gebrochen und für das Staatswesen ein ganz neuer, bis dahin völlig unbekannter Grund gelegt. Servius Tullius bereitete dadurch die Errichtung der Republik auf eine vortreffliche Weise vor, wenn anders diese Maaßregel und die damit verbundenen anderen Einrichtungen ihm mit Recht zugeschrieben werden. Er begann damit, daß er dem Plebs oder dem freien Bürgerstand, welcher nach und nach in Rom entstanden war, eine bestimmte Ordnung und Einrichtung gab: er theilte denselben nach Bezirken in Abtheilungen oder Zünfte ein, über deren Zahl die Nachrichten nicht übereinstimmen. Diese Bezirke oder Zünfte, welche Tribus hießen, umfaßten also blos

Plebejer, während die schon früher vorhandene, dem Romulus zugeschriebene Eintheilung in Tribus und Curien nur die Patricier in sich begriff. Die Plebejer zerfielen also von jetzt an in eine Anzahl von Corporationen oder Zünften, deren jede ihren besonderen Vorsteher, **Tribun** genannt, hatte, und das römische Volk bestand seitdem aus zwei Hauptklassen, den Patriciern oder Geschlechtern und den Plebejern oder Gemeinen. Erst in späterer Zeit wurde die Eintheilung in Tribus auf die ganze Nation übertragen und umfaßte also dann sowohl die Patricier als die Plebejer.

Servius Tullius machte auch eine Eintheilung des ganzen römischen Volkes. Bei dieser nahm er auf den Ständeunterschied gar keine Rücksicht, sondern er gründete sie auf den Unterschied des Vermögens. Er theilte nämlich das ganze Volk in sechs Klassen ein und jede Klasse wieder in eine Anzahl **Centurien**. In die erste Klasse kamen alle Bürger, welche ein Vermögen von wenigstens 100,000 As (2300 Thaler oder 4000 Gulden) hatten; für die zweite war die geringste Summe des Vermögens 75,000 As, für die dritte 50,000, für die vierte 25,000, für die fünfte 12,500; die sechste aber begriff alle diejenigen in sich, welche ein noch geringeres oder gar kein Vermögen besaßen: indeß sind die bestimmten Summen sicher einer späteren Periode der römischen Entwickelung entnommen. Die Unterabtheilungen der Klassen oder die Centurien hatten den doppelten Zweck, daß das römische Volk nach ihnen zugleich als Heer in Compagnieen eingetheilt werden und als Bürgerschaft seinen verhältnißmäßigen Antheil an der Staatsverwaltung ausüben sollte. Ein wichtiger Punkt bei dieser Eintheilung war der Umstand, daß die einzelnen Klassen nicht in eine gleich große Zahl von Centurien zerfielen; denn darauf beruhte das eigentliche Wesen der dem Servius Tullius zugeschriebenen Verfassungs-Reform. Die erste Klasse bestand nämlich aus 80 Centurien schwerbewaffneten Fußvolks, außerdem war ihr aber noch der gleichfalls aus den reichsten Bürgern gebildete Ritterstand zugefügt, welchen Servius Tullius durch die Aufnahme reicher Plebejer vermehrt und in 18 Centurien eingetheilt hatte. Die zweite, dritte und vierte Klasse zerfielen jede in 20 Centurien Fußvolk; von diesen waren die der zweiten Klasse noch schwerbewaffnet, die der beiden anderen aber bildeten den Uebergang zu den leichten Truppen. Die fünfte Klasse bestand aus 30 Centurien Leichtbewaffneter zu Fuß. Die sechste Klasse bildete nur eine einzige Centurie, sie zerfiel aber in drei Abtheilungen, in die sogenannten Accensi, die Proletarier und die Capite-censi. Die **Accensi** (d. i. Zugezählten) oder Velati (d. i. die Eingehüllten oder nur mit dem Kriegsmantel Bekleideten) umfaßten die Besitzer von 1500—12,500 As, hatten keine Waffen und folgten

dem Heere als eine Art von Reserve, um an die Stelle der Gefallenen oder Verwundeten einzutreten und mit den Waffen derselben zu kämpfen. Die Proletarier waren die Besitzer eines Vermögens von 375 bis 1500 As und jener Name ward ihnen deswegen gegeben, weil er entweder diejenigen bedeutete, welche noch im Stande waren, eine Proles oder Nachkommenschaft aufzuziehen, oder diejenigen, welche dem Staate keinen anderen unmittelbaren Nutzen gewährten, als daß sie Kinder erzeugten und also die Zahl der Bürger vermehrten. Sie sollten nur im äußersten Nothfall zur Theilnahme am Kriege hinzugezogen werden, vom Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. an wurden sie aber in der Regel mit zum Kriegsdienste aufgeboten. Die Capite-censi endlich (d. i. die blos nach der Köpfezahl Geschätzten) begriffen alle Bürger in sich, deren Vermögen weniger als 375 As betrug; sie waren vom Kriegsdienste frei und wurden erst fast 200 Jahre später, als die Proletarier, in Folge einer wichtigen Umgestaltung des römischen Heerwesens, zu demselben gezogen. Wie die 18 Centurien des Ritterstandes der ersten Klasse beigegeben waren, so fügte Servius Tullius den vier ersten Klassen noch vier ohne Beziehung auf den Vermögensstand eingerichtete Centurien hinzu. Er bildete nämlich eine aus Zimmerleuten bestehende Centurie und je eine Centurie Waffenschmiede, Hornisten und Zinkenbläser und reihte diese an die Centurien der vier ersten Klassen an. Die Gesammtzahl aller Centurien betrug also 193 und diese waren so vertheilt, daß die erste Klasse mit den Rittern in Allem 98 Centurien, die zweite, dritte und vierte je 20, die fünfte 30, die sechste aber nur eine enthielt, wozu dann noch die vier Handwerker- und Musikanten-Centurien kamen.

Die Klassen-Eintheilung wurde durch die von Servius Tullius eingeführte, alle fünf Jahre Statt findende Schätzung oder Census immer wieder berichtigt. Dieser fünfjährige Zeitraum hieß ein Lustrum. Am Ende desselben kam jedes Mal das ganze Volk bewaffnet auf dem Mars-Felde, einem großen, im Nordwesten der Stadt liegenden freien Platze, zusammen und nach einem feierlichen Sühnopfer mußte hier jeder Bürger dem Könige sein bewegliches und unbewegliches Vermögen angeben. Auch außerdem versammelte sich die gesammte Bürgerschaft zuweilen daselbst, um den Antheil an der Staatsverwaltung auszuüben, welchen Servius Tullius ihr eingeräumt haben soll. Diese Volksversammlungen oder Comitien hießen Comitia centuriata, weil die Bürger centurienweise berathschlagten und abstimmten. Die Rechte dieser Comitien bestanden in der Wahl der höchsten Beamten, in der Entscheidung über Krieg und Frieden und in der Genehmigung oder Verwerfung der Gesetzesvorschläge des Senats. Die Bürger jeder einzelnen Centurie entschieden unter sich durch Stimmenmehrheit,

wie ihre Centurie stimmen solle: dann wurden die 193 Centurien-Stimmen gesammelt und nach der Majorität derselben entschieden. Neben den Centuriat-Comitien blieben die patricischen und plebejischen Versammlungen oder die Curien- und Tribus-Comitien bestehen, diese hatten aber als bloße Standes-Versammlungen eine viel geringere Bedeutung. Die Tribus-Comitien verhandelten nur ihre eigenen Standes-Angelegenheiten. Die Curiat-Comitien hatten dagegen größere und allgemeinere Rechte; denn unter ihrer Aufsicht standen nicht nur alle religiösen Sachen, zu welchen auch die Adoption und das Testamentswesen gerechnet wurden, sondern sie hatten auch den in den Centuriat-Comitien erwählten Magistraten das Imperium oder Militär-Commando feierlich zu ertheilen und übten also eine Art Bestätigungsrecht den von der allgemeinen Volksversammlung gemachten Wahlen gegenüber.

Faßt man die Art, wie die 193 Centurien unter die einzelnen Klassen vertheilt waren, genau ins Auge, so sieht man leicht, daß Servius Tullius, wenn er anders wirklich der Gründer dieser neuen Einrichtung war, ebenso wie Solon in Athen der bisherigen Alleinherrschaft des Adels eine Aristokratie der Reichen entgegensetzte; denn da die ganze letzte Klasse nur Eine Centurie bildete und also auch nur Eine Stimme abgab, die erste Klasse aber in Verbindung mit den achtzehn Ritter-Centurien mehr als die Hälfte aller Centurien und Stimmen in sich begriff, so hatte der reichere Theil der Bürgerschaft einen sehr überwiegenden Einfluß auf die Gesetzgebung, die Beamtenwahl und die auswärtigen Angelegenheiten. Uebrigens ist die Einführung der Centurien-Comitien nicht so zu verstehen, als wenn durch dieselbe die alte Aristokratie oder das Patriciat ihre Bedeutung verloren hätte. Im Gegentheil, die Patricier hatten, weil das Grundeigenthum damals noch größtentheils in ihren Händen war, auch in dieser neuen Verfassung das Uebergewicht; und Servius Tullius hat also nicht die Timokratie oder Geldherrschaft an die Stelle der Aristokratie oder Adelsherrschaft gesetzt, sondern nur wie Solon beide Staatsformen auf eine vortreffliche Weise mit einander verbunden. Freilich beruhte das fortdauernde Uebergewicht des Adels nicht mehr auf der Geburt selbst, sondern auf der Verbindung des Reichthums mit dem Geburtsadel und dies mußte sich bald ändern, da in einem freien Volke der Reichthum niemals bei einem besonderen Stande festgehalten werden kann. Endlich ist zur richtigen Beurtheilung der neuen Verfassungsveränderung noch das Eine hinzuzufügen, daß durch sie die Pflichten gegen den Staat mit den politischen Rechten in Verhältniß gebracht waren. Die militärischen Verpflichtungen und die Abgaben wurden nämlich ebenfalls centurienweise geleistet. Da nun die Zahl der

Bürger in jeder Centurie der ersten Klasse viel geringer sein mußte, als in denen der übrigen Klassen, so hatten die so sehr begünstigten Mitglieder der höchsten Klassen natürlich auch die meisten Steuern zu entrichten. Außerdem hatten sie als Schwerbewaffnete die Kosten für eine vollständige Ausrüstung zu tragen, weil in Rom jeder Bürger seine Waffen selbst stellen mußte. Auch bildeten sie den auf dem Schlachtfelde am meisten in Anspruch genommenen Theil des Heeres oder den eigentlichen Kern desselben, während die Bürger der letzten Klasse theils gar nicht, theils nur in geringem Grade am Kriege Theil nahmen. Der Staat selbst hatte den größten Vortheil davon, daß ebenso die kriegerischen Unternehmungen, wie die inneren Angelegenheiten dem gediegeneren und gebildeteren Theile seiner Bürger anvertraut waren, die Masse der Besitzlosen aber auf Beide nur einen sehr geringfügigen Einfluß ausübte. Endlich muß man noch hervorheben, daß die Centurien jeder Klasse in eine gleiche Zahl von Centurien der Jüngeren und der Aelteren zerfielen und daß die letzteren die Abstimmung begannen: ein Vorzug, den man dem Alter und der Erfahrung einräumte und der sich jederzeit als eine nützliche und verständige Maaßregel bewährte.

Servius Tullius, dem die späteren Römer die angeführte Verfassungsveränderung zuschrieben, hatte bei ihnen durch alle Zeiten hindurch etwa dasselbe Ansehen, wie Solon bei den späteren Athenern: er war in ihren Augen der große Gesetzgeber, welcher den Grund zu der bis in die Kaiserzeit hinein bestehenden Staatsverfassung gelegt hatte. Doch ist hierbei zu bemerken, daß das Verdienst des athenischen Gesetzgebers für uns sicherer und fester begründet ist, als das des Servius Tullius; denn während Solon's wichtige Reform über allem Zweifel steht, ist es dagegen, wegen der Beschaffenheit der Nachrichten über die frühere römische Geschichte, keineswegs ausgemacht, ob nicht vielleicht jene Aenderungen in der Form des römischen Staates nach und nach eingetreten sind und dem Servius Tullius von der Nachwelt nur deshalb zuschrieben wurden, weil er einen großen Theil derselben durchsetzte, oder weil unter seiner Regierung der allmälige Fortschritt der Römer zu einer freieren Verfassung sein Ziel erreichte. Ja, die ihm zugeschriebenen Einrichtungen sind so beschaffen, daß man sie sich im Grunde nicht wohl von einem republikanischen Zustande getrennt denken kann: denn sie heben die wesentlichen Bestandtheile der königlichen Macht fast ganz auf. Einige Schriftsteller haben sich dadurch sogar zu der Vermuthung bewegen lassen, daß Servius Tullius die Absicht gehabt habe, die Republik einzuführen. Sicherer bezeugt ist, daß er den esquilinischen Hügel und den Viminal noch zur Stadt zog und um die sieben Hügel, auf welchen die so rasch angewachsene Bevölkerung Roms

wohnte — den Aventinus, Cälius, Esquilinus, Viminalis, Quirinalis, Capitol und Palatinus — eine steinerne Mauer zog und zwar so, daß dieselbe unterhalb des Aventinus an der Tiber begann und in weitem Bogendann unterhalb der Tiberinsel zum Flusse zurückkehrte.

Die letzten Tage dieses Königs wurden durch Scenen der entsetzlichsten Art getrübt. Die Geschichten, welche uns von seinem Lebensende berichtet werden, sind so gräßlich, daß wir sie für unglaublich halten müßten, wenn uns nicht die italienischen Staaten des Mittelalters viele ähnlichen Beispiele lieferten. Servius Tullis hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, welche beide Tullia hießen. Diese vermählte er mit seinen beiden Schwägern, den Söhnen des Tarquinius Priscus, von welchen der ältere, Lucius Tarquinius, später den Beinamen Superbus erhielt, der jüngere aber Aruns Tarquinius hieß. Sowohl zwischen den beiden Töchtern, als auch zwischen den beiden Schwiegersöhnen des Servius Tullius bestand die größte Verschiedenheit des Temperaments und der Gesinnung und Servius Tullius hatte, wie die Erzählung berichtet, nicht die gleichartigen, sondern die entgegengesetzten Naturen mit einander verbunden, weil er hoffte, daß Eines das Andere im Zaume halten und der wilde Sinn durch die Einwirkung des ehelichen Zusammenlebens sich mildern würde. Der hartherzige, jedes Verbrechens fähige Lucius Tarquinius war mit der sanften und frommen älteren Tullia vermählt, der milde, redliche und schlichte Aruns Tarquinius aber mit der jüngeren Schwester derselben, einer von zügelloser Machtbegierde angetriebenen Frau. Die Letztere haßte ihren Gemahl und wünschte einst Königin zu werden, sie suchte sich also des Ersteren zu entledigen und ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie mit dem gleich ihr ungestümen und ehrgeizigen Lucius Tarquinius in Verbindung trat. Aruns und die ältere Tullia fielen durch die Hand des Bruders und der Schwester und diese vermählten sich hierauf mit einander. Dem Bruder- und Schwestermord fügten sie bald nachher ein noch schrecklicheres Verbrechen hinzu. Servius Tullius lebte für ihren herrschsüchtigen Sinn zu lange und sie mochten vielleicht außerdem auch befürchten, daß derselbe sich durch das, was geschehen, bewogen fühlen könnte, ihnen die Nachfolge in der Regierung zu erschweren. Sie beschlossen daher, auch den Vater aus der Welt zu schaffen und sich durch eine Verschwörung mit dem unzufriedenen Theile der Patricier den Weg zum Throne zu bahnen. Nachdem die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, erschien Tarquinius eines Tages mit den Insignien der königlichen Würde geschmückt im Senat, dessen Glieder zum größeren Theile mit ihm verschworen waren und ihn daher sogleich zum Herrscher ausriefen. Auf die Nachricht davon eilte Servius Tullius unerschrocken in das Raths-

gebäude. Kaum aber hatte er hier angefangen, seinen Eidam wegen des begangenen Hochverraths zur Rede zu stellen, als dieser auf den schwachen Greis lossprang und ihn die steinernen Stufen des Geländers hinabstürzte. Schwer verletzt, raffte sich der unglückliche König auf und ward von einigen Leuten aus dem Volke nach seinem Palaste geführt; noch ehe er aber denselben erreichte, wurde er von nachgeschickten Dienern Tarquin's erschlagen. Tullia war, sobald sie von dem glücklichen Erfolge der Sache im Senat Nachricht erhalten hatte, auf einem Wagen nach dem Rathsgebäude geeilt, um ihren Gemahl als König zu begrüßen. Bei ihrer Rückkehr fuhr sie zufälliger Weise durch dieselbe Straße, in welcher die Leiche ihres Vaters lag und als ihr Wagenlenker, um dieser auszuweichen, das Gespann zur Seite wenden wollte, befahl sie ihm, über die Leiche selbst zu fahren. Mit blutbespritztem Wagen und Gewand kam die unmenschliche Tochter nach Hause zurück. Auf diese gräßliche Weise endete nach der mit dichterischem Sinn ausgeführten Sage Servius Tullius sein Leben: auch der römische Königspalast, sagt der Geschichtschreiber Livius, der diese Erzählungen mit poetischem Gemüth erfaßt und wiedergegeben hat, war fruchtbar an Beispielen tragischen Frevels.

8. Tarquinius Superbus.

Wenn der eben erzählten Geschichte Wahrheit zu Grunde liegt, so gelangte der jüngere Tarquinius auf eine ähnliche Weise zur Regierung, wie die kleinen italienischen Tyrannen des Mittelalters sich gewöhnlich der Herrschaft ihrer Vaterstadt bemächtigten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er den Thron auch auf dieselbe Weise wie diese zu behaupten suchte, nämlich durch militärische Gewalt, durch Willkür und Grausamkeit. Die spätere römische Welt hat ihn deswegen mit dem Beinamen des Despoten (Superbus) gebrandmarkt. Ob jedoch alles, was von ihm erzählt wird, der Wahrheit gemäß ist, muß nicht allein dahin gestellt bleiben, sondern es ist auch nicht zu verkennen, daß seine ganze Geschichte, besonders aber die seiner Vertreibung, sehr abenteuerlich und unwahrscheinlich ist.

Tarquinius Superbus suchte, im Gegensatz gegen Servius Tullius, das Volk um den kaum erst ihm zugestandenen Antheil an der Regierung zu bringen und zur Knechtschaft herabzudrücken. Die den Plebejern gewährte Verfassung mit allen ihren Rechten, so gering diese auch waren, wurde von ihm sogleich aufgehoben, den Reicheren des plebejischen Standes willkürlich Steuern auferlegt und die Aermeren zum Frohndienst gezwungen. Tarquinius blieb aber in seinen Gewaltmaaßregeln nicht bei diesem Stande stehen, auch die Patricier hatten

den Druck seines despotischen Regiments zu erdulden. Er ließ den Senat auf eine kleine Zahl herabsinken, was ihm ohne Gewaltthätigkeiten leicht möglich war, weil die Senatoren von den Königen ernannt wurden; aber selbst die übrig bleibende geringere Zahl berief er nie zu Berathungen zusammen. Mit Hülfe einer Leibwache oder besoldeten Garde schützte er sich gegen den Zorn der Unzufriedenen und ließ viele vornehmen Patricier tödten oder verbannen. Wie er sich eine Garde geschaffen hatte, so bildete er sich auch einen geheimen Rath, befragte aber in keiner Angelegenheit den Senat oder das Volk, sondern berathschlagte nur mit seinen Freunden im Kabinet. Dabei war er für Jedermann nur sehr schwer zugänglich, begünstigte Ankläger und Ohrenbläser, ließ das Vermögen aller Verurtheilten einziehen und bediente sich desselben zur festeren Begründung seiner Gewaltherrschaft.

Auch die Bundesgenossen Roms suchte Tarquinius durch List und Gewalt sich ganz zu unterwerfen. Er wußte zu diesem Zwecke die Stellung, welche Rom unter den Städten des latinischen Bundes errungen hatte, sehr geschickt zu benutzen, indem er den seitherigen Einfluß der Römer auf den Bund in eine Art Oberherrschaft verwandelte. Turnus Herdonius, der angesehenste Mann von Aricia, welcher dies zu verhindern suchte und dem Tyrannen mit Erfolg entgegentrat, mußte sein patriotisches Streben mit dem Leben büßen: Tarquinius wußte durch eine gut eingeleitete falsche Anklage die Ariiner zu bewegen, daß sie ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilten. Während Tarquinius auf diese Weise in Latium ebenso, wie in Rom, gefährliche Gegner aus dem Wege räumen ließ, suchte er andererseits auch durch angeknüpfte politische und Familienverbindungen seinen Zweck zu erreichen. Namentlich war ihm der einflußreiche Tusculaner Octavius Mamilius, dem er seine Tochter zur Ehe gab, sehr behülflich. Tarquinius brachte die Latiner wirklich zu der gewünschten Unterwerfung: es ward nämlich unter ihm die in allen späteren Zeiten fortbestehende Einrichtung gemacht, daß das Oberhaupt des römischen Volkes bei dem jährlichen Bundesfeste auf dem Albaner Berge im Namen der Latiner das Opfer darbrachte, oder mit anderen Worten auf eine feierliche Weise das gewaltsam erworbene Vorrecht Roms als ein durch die Götter und ihren Dienst geheiligtes Herkommen zu erkennen gab. Selbst die römischen Legionen oder Regimenter wurden seitdem nicht nur aus Römern, sondern auch aus den Bundestruppen der Latiner zusammengesetzt. Uebrigens war die Erlangung der Oberherrschaft über die Latiner für Tarquinius nicht so schwer, als es auf den ersten Blick hin scheinen dürfte; denn es geht aus den Erzählungen von den fortwährend glücklichen Kriegen der vorigen Könige, namentlich aber aus dem, was von Servius Tullius Eroberungen berichtet wird,

deutlich hervor, daß Roms Macht unter seinen letzten Königen sehr bedeutend war und daß die viel geringere Macht, welche der römische Staat unmittelbar nach der Vertreibung seiner Könige besaß, nicht zum Maßstab der Beurtheilung für die vorhergehende Zeit dienen darf.

Nachdem Tarquinius sich die Oberherrschaft über die Latiner verschafft hatte, trat er als Eroberer auf, um seine Macht noch mehr zu vergrößern. Zuerst besiegte er die Volsker, besetzte ihr Land, legte in demselben zur Behauptung seines Besitzes einige Colonieen an und schleppte viele Gefangene, sowie eine unermeßliche Menge Geld als Beute mit nach Rom. Hierauf wandte er sich gegen die latinische Stadt Gabii, weil dieselbe sich weigerte, den Beschluß der Bundesversammlung anzuerkennen, welcher die Latiner unter die Oberherrschaft des römischen Königs beugte. Mehrere Jahre lang bot Tarquinius vergebens Alles auf, um sich der gut befestigten Stadt zu bemächtigen; endlich fiel sie durch Verrath in seine Hände. Die Art, wie dies der Sage zufolge geschehen sein soll, ist abenteuerlich und märchenartig. Tarquin's Sohn Sextus Tarquinius erschien nämlich im Einverständnisse mit seinem Vater vor dem Thor von Gabii und bat um Aufnahme, indem er vorgab, sein Vater habe ihn wegen eines geringen Vergehens auf eine schmähliche Art mißhandeln lassen. Da er sich gut zu verstellen wußte und die Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte, als Zeichen der Mißhandlung vorwies, so schenkten die Gabiner ihm Glauben. Bald wußte er sich bei ihnen großes Ansehen zu verschaffen, indem er an der Spitze kleiner Schaaren öfters sehr glückliche Ausfälle machte; denn sein Vater gab ihm, nach zuvor getroffener Abrede, die von ihm angegriffenen römischen Truppen preis. Da auf diese Weise das Glück den jungen Ueberläufer unablässig zu begünstigen schien, so stieg das Vertrauen zu ihm von Tag zu Tage höher. Man vertraute ihm immer größere Schaaren an und zuletzt machte man ihn zum Oberbefehlshaber. Sextus Tarquinius hatte jedoch kaum die gewünschte Stellung erlangt, als er die Unmöglichkeit erkannte, einen Theil der Truppen Gabii's für seinen Plan zu gewinnen und so den Römern die Thore der Stadt zu öffnen. In dieser Verlegenheit wandte er sich durch einen Boten fragend an seinen Vater. Dieser, welcher dem Boten nicht recht traute, führte denselben in einen Garten, schlug vor seinen Augen die höchsten Mohnköpfe ab und entließ ihn dann ohne Antwort. Sextus verstand den Wink seines Vaters: er ließ unter allerlei Vorwänden die angesehensten Bürger von Gabii tödten oder verbannen, verschaffte sich mit ihrem eingezogenen Vermögen einen großen Anhang im Pöbel, bemächtigte sich dadurch der Alleinherrschaft und übergab dann die Stadt den Römern. Diese

Erzählung gibt die Art, wie Sagen von einem Volke auf das andere übertragen werden, zu klar zu erkennen, als daß wir nicht auf ihre Quelle hinweisen sollten. Sie ist offenbar aus zwei unter den Griechen häufig erzählten und von ihnen zu den Römern gebrachten Geschichten zusammengesetzt. Die eine ist die früher mitgetheilte Erzählung von der Art, wie Zopyrus dem Perser-König Darius Hystaspis zum Besitze von Babylon verhalf, die andere erkennen wir in dem, was Herodot von Periander, dem Beherrscher von Korinth berichtet, der einst einen ihm befreundeten milesischen Tyrannen um die beste Art, seine Herrschaft zu befestigen, befragen ließ. Dieser aber riß statt einer Antwort in Gegenwart des Boten die höchsten Aehren eines Saatfeldes aus und warf sie weg.

Andere Kriege Tarquin's werden auf eine weniger fabelhafte Weise erzählt. Daß er in seinen Eroberungsversuchen Glück hatte, große Schätze erbeutete und sich eine weit ausgedehnte und bedeutende Macht erwarb, kann nicht bezweifelt werden, wenn auch die in den Ueberlieferungen enthaltene Versicherung, die Zahl seiner Truppen habe sich bei einzelnen Gelegenheiten bis auf 70,000 Mann belaufen, so wie andere Angaben über seine Kriege nicht für buchstäblich wahr gehalten werden können. Ganz der gewöhnlichen Art und Weise gewaltthätiger und erobernder Könige angemessen ist das, was von seiner Errichtung riesenhafter Gebäude und von seiner Gründung neuer Städte erzählt wird. Seine Colonieen hatten schon den Zweck, welchen die Römer bei ihren späteren Städtegründungen stets verfolgten und den die Sage sogar schon dem Romulus zuschreibt. Sie waren nicht, wie die der Griechen, neue selbstständige Staaten, die sich gleichs anfangs vom Mutterstaate trennten, sondern sie blieben stets in Abhängigkeit von Rom. Sie wurden aus einem doppelten Grunde angelegt, nämlich sowohl um als feste Punkte im Lande eines unterworfenen Volkes den Eroberern den Besitz desselben zu sichern, als auch um den überflüssigen Theil der Bevölkerung von Rom zu versorgen und unschädlich zu machen.

Von Tarquin's Bauwerken war der capitolinische Tempel das großartigste. Schon der ältere Tarquinius hatte den Grund zu demselben gelegt und gewiß war unter Servius Tullius daran fortgebaut worden; Tarquinius Superbus aber vollendete das ungeheure Gebäude, indem er dabei das gemeine Volk zu Frohnden anhielt und die großen Kosten des Werkes mit dem Gelde seiner reichen Kriegsbeute bestritt. Daß dieser Tempel und überhaupt die Gebäude sowohl des älteren als des jüngeren Tarquinius ganz im etruskischen Styl gemacht waren und daß bei ihrer Errichtung auch etruskische Künstler gebraucht wurden, ist ausgemacht. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß der capitolinische Tempel, der aus drei besonderen Räumen oder Cellen bestand, von

dem die mittlere dem Jupiter, die beiden andern der Juno und der Minerva geweiht waren, für den griechischen Cultus bestimmt war, der zu jener Zeit sich über Italien verbreitet hatte. Eine genauere Beschreibung des Tempels ist uns nicht überliefert worden: wir wissen nur, daß im Giebelfeld der mittleren Celle ein thönernes Bild des Jupiter angebracht war.

Trotz der großen Macht Tarquin's und trotz des Glanzes seiner Herrschaft konnte er sich doch nicht auf dem Throne behaupten, sondern fiel dem allgemeinen Hasse seiner römischen Unterthanen zum Opfer. Die von ihm eingeführte militärische Despotie war nicht blos den patricischen Geschlechtern, die um ihren ganzen Einfluß gekommen waren und dem durch Frohnarbeiten und beständige Kriege gequälten Volke verhaßt, sondern sogar auch einem großen Theil der königlichen Familie selbst: das Letztere deshalb, weil in einer auf die bewaffnete Macht gestützten Monarchie Alle außer dem Herrscher und seinen Werkzeugen ohne Bedeutung sind und bleiben. Wie sehr aber Tarquinius durch Willkür und Druck Alles gegen sich aufgebracht hatte, geht unter Anderm daraus hervor, daß sich in allen benachbarten Städten, die dem Despoten noch nicht unterworfen waren, römische Flüchtlinge befanden, daß er seinen letzten Kriegszug nur in der Absicht, das durch Frohnarbeiten erbitterte Volk durch Beute zu trösten, unternommen haben soll, und daß er, wenn es seine tyrannischen Zwecke galt, sogar seine eigenen Verwandten nicht verschonte. Er tödtete z. B. seinen Schwager, um dessen ansehnliches Vermögen zu erhalten, und ließ auch den einen Sohn desselben ermorden. In Betreff des andern Sohnes, Lucius Junius Brutus, welcher nicht nur am Leben gelassen wurde, sondern bald nachher auch im Heere und am Hofe seines Oheims die bedeutendste Stellung erhielt, hat die Sage sich eines zufälligen Umstandes bedient, um seine Geschichte interessanter zu machen. Weil nämlich das Wort Brutus soviel als dumm oder geistesschwach bedeutet, so erzählte man, jener Neffe Tarquin's habe beim Tode seines Vaters nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, sein Leben gerettet und deshalb den Beinamen Brutus erhalten. Die Sache widerlegt sich selbst schon durch den einfachen Umstand, daß Tarquinius einen Mann, den er für blödsinnig hielt, doch unmöglich zu einem der ersten Beamten seines Reiches gemacht haben würde; Brutus hatte aber beim Sturze Tarquin's den Oberbefehl über die Reiterei und gehörte zu dem geheimen Rathe des Königs.

Die Vertreibung des Tarquinius und seiner Söhne ging von einem Nebenzweige der königlichen Familie aus. Sein Schwestersohn Brutus machte nämlich mit Lucius Tarquinius Collatinus, dem Großneffen des Tarquinius Priscus, mit mehreren Verwandten der

Gattin desselben und mit einer Faction des Adels eine Verschwörung gegen ihn und wartete eine günstige Gelegenheit ab, den Despoten zu verjagen. Diese Gelegenheit zeigte sich, als der König, um die gut befestigte Stadt Ardea zu belagern, sich mit dem Heere auf längere Zeit entfernte und deshalb den Brutus zu seinem Stellvertreter in Rom ernannte. Die nächste Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung aber ward durch die abscheuliche Rohheit eines Sohnes Tarquin's, Sextus, gegeben, die zwar von der Sage romantisch ausgeschmückt worden ist, allen denen aber nicht unglaublich vorkommen wird, welche die Geschichte der kleinen Herrscher Italiens im Mittelalter kennen, und an die Gewalt der Leidenschaft eines Cäsar Borgia und Ezzelino, sowie an den übermüthigen Trotz denken, den diese beiden Männer nicht Ein Mal, sondern unzählige Male gezeigt haben. Sextus bricht, von wilder Lust getrieben, eines Tages insgeheim aus dem Lager nach dem Städtchen Collatia auf, wo sein Vetter Lucius Tarquinius Collatinus Statthalter oder Lehensfürst war und beim Abzug in den Krieg seine schöne und treffliche Gattin Lucretia zurückgelassen hatte. Alle Pflichten der Gastfreundschaft, der Ehre und der Blutsverwandtschaft mit Füßen tretend, überwältigt Sextus die schöne Lucretia durch die Drohung, daß er, wenn sie sich nicht seinem Begehren füge, sie ermorden, einen erwürgten Knecht neben ihre Leiche legen und so ihr Andenken bei dem geliebten Gemahl und in den Augen der ganzen Welt schänden werde. Nachdem er auf diese Weise seinen Zweck erreicht hatte, kehrte er in das Lager zurück. Die entehrte Lucretia aber gab sich selbst den Tod. Spätere Geschichtschreiber, welche die Geschichte hauptsächlich nur als ein Mittel zur Belebung des Patriotismus ansahen, haben diesen Vorfall weiter ausgesponnen und aus ihm eine schöne dramatische Scene gemacht. Sie haben die Schandthat des Sextus Tarquinius, welche der Geschichte des römischen Volkes nur als eine bloße Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung angehört, zum Theil sogar als die eigentliche Ursache der Vertreibung der Tarquinier hingestellt. Lucretia berief, heißt es, ihren Gemahl und ihren Vater zu sich; diese erschienen begleitet von Brutus, von Publius Valerius Publicola, einem Verwandten ihres Hauses und von anderen vornehmen Römern. In Trauerkleider gehüllt erzählte ihnen Lucretia, was geschehen, erklärte zugleich ihren festen Entschluß, die Schande nicht zu überleben, forderte die Anwesenden zur Rache gegen Sextus Tarquinius auf, nahm dann zärtlich von Vater und Gemahl Abschied und durchbohrte sich mit einem Dolche. Brutus, welcher jetzt die Maske des Blödsinns ablegte, hob den blutigen Dolch auf und seiner Aufforderung folgend schworen Alle über der Leiche der Lucretia, Rache zu nehmen an Sextus und seinem ganzen Geschlechte und nicht zu dulden, daß jemals wieder ein Tar-

quinier in Rom herrsche. Man trug sogleich die Leiche der Lucretia auf den Marktplatz von Collatia und bewog die Bürger dieser Stadt mit leichter Mühe, daß sie von Tarquinius abfielen und sich dem Brutus zur Befreiung von Rom anschlossen. Die Leiche wurde hierauf nach Rom gebracht und dort sogleich das Volk zusammengerufen. Alle Bürger waren aufs heftigste ergrimmt und beschlossen einstimmig die Vertreibung der Tarquinier, sowie die Abschaffung der Königswürde und die Errichtung einer Republik. Der König, der auf die Nachricht von diesen Begebenheiten sogleich nach Rom eilte, fand die Thore der Stadt schon verschlossen, alle Bürger aber bewaffnet und zur Vertheidigung der Freiheit bereit. Er kehrte daher in sein Lager bei Ardea zurück, traf aber hier auch das Heer im vollen Aufstande; denn Brutus war zu derselben Zeit, als Tarquinius sich nach Rom begeben hatte, in das Lager geeilt und hatte die Soldaten zu dem einstimmigen Beschluß bewogen, dem Despoten den Gehorsam aufzukündigen. Als daher Tarquinius sich dem Lager näherte, wurde er mit Drohungen zurückgewiesen. Er begab sich mit den Seinigen nach der etruskischen Stadt Cäre.

Dies berichtet die Sage über die Vertreibung der Tarquinier. Gewiß ist, daß drei Männer, Brutus, Collatinus und Valerius Publicola, an der Spitze der patricischen Verschwörung standen und das Ganze leiteten. Ebenso gewiß ist es, daß zwei von ihnen, Brutus und Valerius, das begonnene Unternehmen trotz großer Schwierigkeiten durchzuführen verstanden, während der dritte, Collatinus, sich der Aufgabe nicht gewachsen zeigte. Die Einrichtung der neuen Verfassung und die Art, wie Brutus und Valerius die Stadt Rom und ihre kaum erst errungene Freiheit gegen Tarquin's Verbündete schützten und vertheidigten, stehen mit den Begebenheiten des nächsten Zeitraums in der engsten Verbindung, ihre Darstellung gehört daher in den folgenden Abschnitt. Uebrigens fand die Vertreibung Tarquin's, welche von den späteren Römern jährlich am 24. Februar durch ein besonderes Fest gefeiert wurde, im Jahre 510 vor unserer Zeitrechnung Statt, und die Königsherrschaft hatte also der gewöhnlichen Rechnung nach 245 Jahre bestanden.

VI. Geschichte der ersten Zeit der römischen Republik.

1. Die beiden ersten Jahre der Republik.

Die Quellen, aus welchen die späteren Römer die Geschichte der ersten Zeiten ihrer Republik schöpften, waren, wie die der vorher-

gehenden Periode, immer noch mündliche Sagen und vielleicht Heldenlieder, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt waren. Die Erzählungen von diesen Zeiten geben daher ebenso wenig, wie die Sagen von der Königszeit, einen festen Boden der Geschichte, wohl aber können sie dazu dienen, die Art und Weise, wie Rom sich zum höchsten Gipfel der Macht erhob, ahnen zu lassen und die allmälige Entwickelung der römischen Verfassung ihren Hauptzügen nach kennen zu lehren.

Diese mit Recht bewunderte Verfassung ward, wie die englische, mit Blut und Kampf errungen und nicht auf einmal fertig hingestellt oder gegeben, sondern wie alles, was die Natur selbst Großes erzeugt, erst nach und nach ausgebildet. Der Anfang der römischen Republik ist sogar eher ein Rückschritt, als ein Fortschritt zu nennen. Die Vertreibung der Könige war nämlich das Werk einer mit einem Nebenzweige des königlichen Hauses verbundenen aristokratischen Partei gewesen. Diese suchte an die Stelle der seitherigen monarchischen Form eine strenge Adelsherrschaft zu setzen und gewissermaßen die alte Kasten-Regierung der Patricier wieder herzustellen. Natürlicher Weise konnte das Letztere nicht in vollem Maße geschehen, sondern die römischen Patricier mußten, um sich gegen die Angriffe der vertriebenen Königsfamilie behaupten zu können, ebenso, wie die englischen Barone, das Volk in ihr Interesse ziehen und zu diesem Zwecke den Plebejern gewisse Rechte einräumen. Sie gewährten dem Volke nicht mehr, als durchaus nöthig war, so daß die Verfassungsveränderung doch zunächst nur den Patriciern wesentlich zu Statten kam. Die monarchische Verwaltung ward in eine patricische, die erbliche Regierung in eine Herrschaft von zwei jährlich neu gewählten Regenten verwandelt; der Vortheil des Volkes aber beschränkte sich darauf, daß die Volksversammlungen nach Centurien wieder hergestellt wurden und daß die Leiter der Revolution ebenso, wie die Männer, die am Ende des vorigen Jahrhunderts den französischen Staat stürzten, den großen Haufen durch die Theilung des den Gestürzten gehörenden Eigenthums an die neue Verfassung zu knüpfen suchten. Die sämmtlichen Güter der Tarquinischen Familie wurden eingezogen und unter die Plebejer vertheilt; nur ein Theil derselben ward für Staatseigenthum erklärt, dem Gotte Mars geweiht und unter dem Namen des Mars-Feldes zum Hauptversammlungsplatze des römischen Volkes, so oft es außerhalb des Mauerrings zusammentrat, bestimmt. Freilich mußte die neue patricisch-republikanische Verfassung, dem natürlichen Gange der Dinge nach, früher oder später die Folge haben, daß auch plebejische Familien nach und nach an den Rechten der Aristokratie Antheil erhielten, und daß endlich die Staatsform sogar in eine Demokratie sich verwandelte.

Die königliche Gewalt wurde nicht sowohl abgeschafft, als vielmehr nur umgestaltet. Sie ward nämlich in die Hände von zwei Männern gelegt und diesen immer nur für die Dauer eines einzigen Jahres anvertraut. Diese Häupter des Staats wurden jährlich in einer Centurien-Versammlung erwählt. Sie hatten die meisten Abzeichen der königlichen Würde, namentlich die mit den Ruthenbündeln und Beilen ihnen voranschreitenden 12 Lictoren, welche beiden Regenten gemeinschaftlich waren und zwischen ihnen alle Monate wechselten. Diese Regenten führten den Namen Consuln, den man gewöhnlich von dem Consultiren des Senats oder von der durch die Consuln an denselben gerichteten Aufforderung zum Berathen und Abstimmen herleitet, der aber wahrscheinlich nur die Bedeutung hat, die beiden Consuln als Kollegen, als die zwei Obersten, welche gemeinsam regieren, zu bezeichnen. Die Consuln besaßen dieselbe Macht, wie die seitherigen Könige, konnten aber, wegen der Theilung und kurzen Dauer ihrer Gewalt, der Freiheit der Bürger nicht gefährlich werden, ohne daß hiedurch die Energie des Regiments gelähmt worden wäre. Der Senat bildete, wie unter den Königen, die höchste berathende und Verwaltungsbehörde. Er ward gleich anfangs durch Ergänzung aus dem plebejischen Theile der Ritterschaft wieder auf die Zahl von 300 Mitgliedern gebracht.

Die beiden ersten Consuln waren Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus. Der Letztere erweckte, wie es heißt, als Angehöriger der Tarquinischen Familie Verdacht und ward durch seinen Collegen bald bewogen, abzudanken und freiwillig aus Rom auszuwandern. An seine Stelle wurde Publius Valerius erwählt, dem man nachher, wegen der von ihm zu Gunsten der Plebejer getroffenen Maaßregeln, den Beinamen Publicola, d. i. Volksfreund, ertheilte. Unmittelbar nach diesem Amtswechsel bildete sich zu Rom eine Verschwörung. Ein Theil der angesehensten Bürger war der streng monarchischen Form mehr gewogen, als der neuen republikanischen und unterhielt mit dem vertriebenen König eine geheime Verbindung. Namentlich gehörten viele jungen Leute aus den ersten Häusern zu den Anhängern des Königthums. Diese verschworen sich gegen die neue Staatsform. Unter den Verschworenen befanden sich sogar die beiden Söhne des Brutus. Die Sache wurde bald verrathen und alle Theilnehmer wurden gefänglich eingezogen. Die Consuln hatten die Verschworenen zu richten, weil sie in der ersten Zeit der Republik die Criminalgerichtsbarkeit besaßen, welche später nur von der Volksversammlung geübt ward. Sie sprachen über die Verschworenen das Todesurtheil aus und ließen dasselbe sogleich vollziehen. Die späteren Redner und Geschichtschreiber des römischen Volks haben

von dem Umstand, daß unter den Theilnehmern auch zwei Söhne des einen Consuls sich befunden haben sollen, häufig zur Belebung des Patriotismus Gebrauch gemacht und deshalb die Scene der Hinrichtung auf eine recht ergreifende Weise dargestellt und ausgemalt. Die angesehensten Jünglinge wurden — so heißt es in den späteren römischen Schriften — vor den beiden Consuln mit dem Beile hingerichtet und die ganze zuschauende Volksmenge war dabei von nichts so sehr ergriffen, als von dem Anblick der beiden Söhne des Brutus, welche vor den Augen und auf Befehl ihres Vaters den Tod empfingen. Denn mit patriotischer Strenge befahl Brutus die Vollziehung der Strafe und ungebeugt sah er das Blut der Seinen fließen.

Der König Tarquinius suchte, nachdem die zu seinen Gunsten gemachte Verschwörung mißglückt war, mit Hülfe seiner auswärtigen Verbindungen die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen. Er bewog durch seinen Einfluß die Städte Veji und Tarquinii, ihn durch ein Heer zu unterstützen. Dieser Krieg hat zu ähnlichen Sagen Veranlassung gegeben, wie diejenigen, welche wir bei Gelegenheit der messenischen Kriege kennen gelernt haben. Die Hauptschlacht ward an dem auf der Grenze von Latium und Etrurien gelegenen Walde Arsia geliefert. Brutus und Valerius führten gemeinschaftlich das Heer der Römer an, der König Tarquinius und sein Sohn Aruns befehligten die Truppen der Feinde. Gleich beim Beginn der Schlacht erblickte der Letztere den Brutus, den eigentlichen Urheber der Vertreibung des Tarquinischen Hauses. Er eilte, nach der ganz theatralischen Ausschmückung, die man den Erzählungen vom Kriege mit Tarquinius gegeben hat, spornstreichs auf ihn los, Brutus ritt dem gehaßten Gegner mit gleicher Wuth entgegen und es entspann sich ein hitziger Zweikampf, welcher damit endigte, daß beide sich mit ihren Lanzen durchbohrten und sterbend von ihren Rossen herabsanken. Der Kampf der beiden Heere selbst blieb unentschieden; die Römer siegten auf dem rechten, ihre Feinde auf dem linken Flügel. In der darauf folgenden Nacht aber rief ein Gott aus dem Walde dem unbesiegten Theile der Feinde mit lauter Stimme zu, daß die Römer Sieger seien, da Ein etruskischer Mann mehr auf dem Schlachtfelde liege, und hierauf ergriffen auch diejenigen, welche am Tage vorher ihren Gegnern kräftig widerstanden hatten, die Flucht.

Wie die Sage von diesem Kriege, so gehören auch die Erzählungen von den nachfolgenden Begebenheiten zu denen, welche den späteren Römern die Geschichte ihrer Vorfahren so anziehend machten. Valerius kam nach seiner Rückkehr aus dem Kriege bald in den Verdacht, daß er nach der königlichen Würde strebe, weil er das Volk nicht sogleich zur Besetzung der durch Brutus Tod erledigten Stelle zu-

sammenrief und weil er auf der Spitze eines Hügels sich einen festen Palast erbaute. Er ließ hierauf das angefangene Gebäude sogleich wieder abtragen und am Fuße des Hügels aufführen, und widerlegte das über seine Absichten entstandene Gerücht zur allgemeinen Ueberraschung dadurch, daß er eine Volksversammlung hielt und in derselben zwei Gesetzesvorschläge in demokratischem Sinne machte, welche sogleich angenommen wurden. Diese Gesetze, welche dem römischen Gebrauche gemäß nach dem Namen dessen, der sie beantragt hatte, die Valerischen genannt wurden, erklärten jeden, der nach dem Throne strebe oder ohne Ernennung durch das Volk ein öffentliches Amt bekleide, des Todes schuldig, und gewährten jedem wegen eines Criminalverbrechens verurtheilten Plebejer das wichtige Recht, an die Tribus-Comitien zu appelliren. Erst nachdem Valerius auf diese Weise sich gerechtfertigt hatte, berief er die Centurien zusammen, um einen neuen Consul an Brutus Stelle erwählen zu lassen. Als das Jahr zu Ende war, wurde er selbst zum zweiten Male zum Consul ernannt.

2. Der Krieg mit Porsenna und Tarquin's Ende.

Unterdessen hatte der vertriebene Tarquinius den mächtigen König der etruskischen Stadt Clusium, Porsenna, zum Kriege gegen Rom zu bewegen gewußt. Auch die Erzählungen von diesem Kriege sind durchaus fabelhaft; dagegen geht aber aus Allem mit Gewißheit hervor, daß der Staat Clusium und sein fürstliches Oberhaupt damals vor allen anderen etruskischen Städten eine besonders große Macht besessen haben. Dies wird nicht allein in den Sagen ausdrücklich ausgesprochen, sondern auch die überlieferten Beschreibungen von Porsenna's Bauwerken beweisen es. Die damalige Macht der Clusiner hing wahrscheinlich mit dem kurz vorher Statt gehabten Eindringen der Gallier in Oberitalien zusammen. Nach der gewöhnlichen Erzählung nämlich waren zur Zeit des älteren Tarquinius gallische Schaaren über die Alpen gezogen und hatten sich in Oberitalien niedergelassen, welches seitdem zum größeren Theile einer der Wohnsitze des gallischen Völkerzweiges blieb. Sie hatten damals die Städte und Staaten der nördlichsten der drei etruskischen Conföderationen vernichtet und sich nach und nach bis an den Fuß der Apenninen ausgebreitet. Die flüchtigen Etrusker konnten natürlich nur bei ihren Brüdern im eigentlichen Etrurien Schutz und Zuflucht suchen; hier war aber von allen 12 Städten des mittleren etruskischen Bundes Clusium durch seine Lage am besten geeignet, den vertriebenen Landsleuten Schutz zu gewähren. Dadurch ward diese Stadt eines Theils viel bevölkerter und mächtiger, als sie vorher gewesen war, und anderen Theils bedurfte sie, um den vordringenden Galliern widerstehen zu können, der Leitung

eines kriegerischen und entschlossenen Fürsten. So erklärt sich auf ganz natürliche Weise die Macht und das Ansehen sowohl des Clusinischen Staats, als auch seines damaligen Beherrschers Porsenna.

Dieser zog mit seinem Heere gegen Rom, bemächtigte sich der diesseits der Tiber gelegenen Anhöhen des Janikulum und drängte die römischen Truppen in die Stadt zurück. Rom wäre damals verloren gewesen, wenn nicht drei heldenmüthige Jünglinge, von welchen Horatius Cocles am berühmtesten geworden ist, ihre Vaterstadt gerettet hätten. Diese stellten sich am Zugang zur Tiber-Brücke auf, um die den fliehenden Römern nachsetzenden Feinde so lange aufzuhalten, bis ein Theil der Brücke abgebrochen war. Ehe die letzten Balken hinweggenommen wurden, retteten sich die beiden Anderen über dieselben; Horatius Cocles aber hielt noch eine kleine Zeit gegen die Feinde aus, dann sprang er in den Fluß hinab und schwamm, unter einem Hagel von Pfeilen, glücklich ans jenseitige Ufer. Durch Horatius Cocles Heldenthat war die Stadt zwar gerettet, allein Porsenna schloß sie enge ein und hemmte die Zufuhr von Lebensmitteln, um die Römer durch Hunger zu besiegen. Es entstand bald eine große Noth in Rom und alle Anstrengungen der bedrängten Römer scheiterten an der Uebermacht des Feindes. Ein heldenmüthiger Jüngling suchte mit Gefahr des eigenen Lebens die bedrohte Vaterstadt zu retten. Dieser junge Mann war Cajus Mucius, mit dem Beinamen Scävola d. i. Linkhand, welchen er wegen seiner Heldenthat erhielt. Mit Erlaubniß der Consuln und des Senats begab er sich verkleidet in das Lager der Feinde, um den Porsenna zu tödten. Niemand erkannte ihn dort. Er ging in das königliche Zelt, in welchem Porsenna gerade mit seinem Geheimschreiber arbeitete, zu seinem Unglücke aber verwechselte er beide Personen mit einander und durchbohrte den Letzteren, den er seiner glänzenderen Kleidung wegen für den König hielt. Er ward auf der Stelle ergriffen, verlor aber den Muth so wenig, daß er vielmehr, als Porsenna ihm mit dem Feuertode drohte, sogleich freiwillig seine rechte Hand in ein nahe stehendes Kohlenfeuer hielt und verbrennen ließ, um den Feinden zu zeigen, wie wenig er sich vor dem Tode fürchte. Von Bewunderung hingerissen, schenkte Porsenna ihm die Freiheit, Scävola aber machte ihm zum Danke dafür die Mittheilung, daß zugleich mit ihm 300 junge Römer sich zu der That verschworen hätten, die ihm selbst mißlungen sei. Dies erschreckte den König Porsenna so sehr, daß er den Römern Unterhandlungen anbot und bald nachher Frieden mit ihnen schloß. Die Friedensbedingungen, welche Porsenna vorschrieb, waren sehr hart: die Römer mußten nicht nur einen Theil ihres Gebiets abtreten, sondern auch alle Waffen abliefern, ja sogar den König von Clusium

als ihren Oberherrn anerkennen und ihm 10 Jünglinge und ebenso viele Jungfrauen aus den ersten Familien als Geiseln übergeben. Dagegen ließ Porsenna aus bloßer Großmuth die Sache des Tarquinius fallen, um deretwillen er doch den ganzen Zug unternommen hatte; dies ist freilich mehr, als man begreifen und aus dem gewöhnlichen Gange der Dinge erklären kann, allein wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Berichte aus jener Zeit nicht Geschichte, sondern poetische Volkssagen und zum Theil sogar spät und von ungeschickten Händen zurechtgemachte Erzählungen sind. Diese Sagen geben uns, zum Schlusse der Geschichte des Clusinischen Krieges, noch ein drittes Beispiel von römischem Muthe und Patriotismus an. Die 10 Jungfrauen nämlich, welche sich als Geiseln in Porsenna's Hand befanden, entrannen unter der Anführung der Clölia, der muthigsten von ihnen, schwammen über die Tiber und gelangten glücklich in ihre Vaterstadt zurück. Hier aber gaben der Senat und die Consuln durch strenges Festhalten am geschlossenen Vertrage auch ihrerseits ein Beispiel des den Römer ehrenden Sinnes. Sie lieferten die Entflohenen wieder an Porsenna aus, der ihnen jedoch aus Achtung gegen ihren Heldenmuth die Freiheit schenkte.

Ein unglücklicher Krieg, welchen Porsenna gleich nach seinem Abzuge gegen die latinische Stadt Aricia unternahm, brachte ihn bald um die über das römische Volk errungenen Vortheile und vernichtete Clusium's Uebermacht. Die Römer dagegen erhielten um jene Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs von streitbarer Mannschaft; denn nicht nur nahmen viele Etrusker, welche bei Porsenna's Niederlage vor Aricia entkommen waren, ihre Zuflucht nach Rom und blieben daselbst, sondern es wanderte auch damals einer der vornehmsten sabinischen Patricier, Attius Clausus, der mit seinen Landsleuten in Zwist gerathen war, nebst seinen 5000 Clienten nach Rom aus. Er trat hier mit allen Rechten eines Patriciers in die Bürgerschaft ein, änderte seinen Namen in Appius Claudius und ward der Stammvater eines berühmten Geschlechts, welches in der römischen Geschichte eine große Rolle spielte und sich zu allen Zeiten durch seinen hochstrebenden Sinn und seinen Adelstolz auszeichnete.

Der König Tarquinius wandte sich, als Porsenna ihn aufgegeben hatte, nach der latinischen Stadt Tusculum, wo sein Schwiegersohn Octavius Mamilius Herrscher war, und erhielt nicht allein von den Tusculanern, sondern auch von allen übrigen Staaten des latinischen Bundes Hülfe. Doch geht aus allem, was von diesem Kriege der Römer mit den Latinern erzählt wird, deutlich hervor, daß es den Letzteren weniger darum galt, den vertriebenen König wieder nach Rom zurückzuführen, als vielmehr dieser Stadt die Hegemonie im

latinischen Bunde streitig zu machen. Eine Schlacht, welche nach einigen anderen Gefechten am See Regillus geliefert wurde (496 v. Chr.), entschied den Streit: die Römer blieben Sieger, schlossen aber einige Jahre später einen Frieden, in welchem statt der früheren Abhängigkeit der Latiner ein Verhältniß der Gleichheit zwischen ihrem und dem römischen Staate hergestellt wurde. Beide Theile gelobten einander auf ewige Zeiten, sich weder gegenseitig zu bekriegen, noch auch einer des anderen Feinde durch sein Gebiet ziehen zu lassen. Sie vereinigten sich, gemeinschaftliche Kriege unter wechselndem Oberbefehle zu führen, die gemachte Beute zu gleichen Loosen zu vertheilen und bei Schuldklagen dem Gerichte des Ortes, an welchem der Schuldner wohne, die Entscheidung zuzugestehen. Der von den Latinern aufgegebene König Tarquinius zog sich nach der griechischen Colonie Kumä in Campanien zurück, wo er bald darauf starb.

So steht von allen diesen ausführlichen Erzählungen nur das Eine fest, daß in Folge der großen Umwälzung, welche das Königthum zu Rom entwurzelte, der junge Freistaat mit Mühe seine Unabhängigkeit gegen die ihn umgebenden Feinde aufrecht hielt und an äußerer Macht schwächer war, als in den Zeiten seiner letzten Könige.

3. Innere Geschichte Roms von der Aufrichtung der Republik bis zur Einsetzung der Volkstribunen.

Schon in der ersten Zeit der Republik beginnen die inneren Bewegungen, durch welche die Verfassung des römischen Staats sich unter hartnäckigen Kämpfen nach und nach ausbildete. Der Streit zwischen den Plebejern und Patriciern betraf jedoch anfangs nicht die Verfassung selbst, sondern nur die Handhabung der Gesetze und besonders der Schuldgesetze. Als dieser Zwist zum ersten Male ausbrach, half sich der Senat, wie es heißt, durch die Ernennung eines Dictators. Die Dictatur war latinischen Ursprungs. Auch bei den Latinern ward nämlich, wie bei den Etruskern, einer aus dem Adel auf kürzere oder längere Zeit an die Spitze des Staats gestellt, so oft man bei bedenklichen Umständen das Bedürfniß der königlichen Gewalt empfand. Der auf diese Weise vorübergehend zum König Ernannte führte bei den Latinern den Namen Dictator. In den früheren Zeiten der römischen Republik befand man sich zuweilen in der gleichen Lage und erwählte dann ebenfalls einen mit königlicher Gewalt bekleideten Gebieter oder Ordner des Staats, der ebendenselben Namen führte, aber nicht länger als höchstens sechs Monate die ihm übergebene Macht behalten durfte. Auch in den griechischen Republiken geschah dies zuweilen; der Ernannte hatte dort den Namen Aesymnet, und Pittakus von Mytilene kann als das berühmteste Beispiel eines solchen Herr-

schers auf bestimmte Zeit angeführt werden. Uebrigens wurde in Rom der Dictator anfangs vom Senat, späterhin von den Consuln ernannt und zwar in der Regel aus den Consularen, d. h. aus der Zahl der Männer, welche schon einmal Consuln gewesen waren. Der Dictator hatte als Hauptzeichen seiner Würde und Macht 24 Lictoren als Ehrenwache: so viele als beide Consuln zusammen, deren getheilte Macht er auf kurze Zeit wieder in die Einheit seines Imperiums d. h. seiner dictatorischen Vollgewalt sammelte. Der Nächste nach ihm war der Magister equitum, d. h. der Anführer der Ritter, etwa wie in Griechenland bei dem aetolischen Staatenbunde. Derselbe wurde anfangs vom Senat, in späterer Zeit aber vom Volke oder vom Dictator selbst ernannt. Daß er nicht blos General oder Anführer der Reiter war, ist ausgemacht; worin aber seine einzelnen Befugnisse bestanden, ist unbekannt.

Der erste Dictator, Titus Lartius, wurde etwa 10 Jahre nach der Vertreibung Tarquin's gewählt, als die durch Schulden gedrückte große Masse der Plebejer sich weigerte, gegen die mit Tarquinius verbündeten Latiner ins Feld zu rücken. Die Furcht vor der unumschränkten Gewalt, mit der er bekleidet war, beugte sogleich den aufrührerischen Sinn der Plebejer, und ohne Widersetzlichkeit folgte daher die aufgebotene Bürgermacht dem Dictator in den Krieg. Weil aber das eigentliche Uebel dadurch nicht gehoben worden war, so brach die Unzufriedenheit des Volkes bald von neuem und immer wieder aus. Der Grund des Uebels lag in folgenden Verhältnissen. Die patricischen Familien besaßen nicht nur einen großen Wohlstand, sondern sie erhöhten denselben auch fortwährend dadurch, daß ihre Clienten für sie arbeiteten und daß sie die dem Staate gehörenden Ländereien — Ackergebiet, das in siegreichen Kriegen dem Feinde entrissen war — ausschließlich benutzten oder auch geradezu als ihr Eigenthum ansahen. Ihnen schadeten also auch die beständigen Kriege nicht im mindesten; im Gegentheil, der Kriegsdienst war für sie und ihre Clienten, wie in den Zeiten des Ritterthums für den christlichen Adel und seine Leute, eine angenehme Beschäftigung, ein Spiel, welches der noch rohen Kraft und Leidenschaft entsprach. Ganz anders verhielt es sich mit den Plebejern. Diese versäumten, so lange sie im Felde waren, die Besorgung ihrer Aecker, sie entbehrten also während des Krieges des zu ihrem Unterhalt nöthigen Einkommens und mußten doch, da der Kriegsdienst eine ohne Entgelt zu leistende Pflicht war, sowohl von dem Ihrigen zehren, als auch die Grundsteuer zu zahlen fortfahren und wurden im besten Fall durch einigen Antheil an der Kriegsbeute, wenn solche gemacht ward, entschädigt. Verschuldung war für die ärmeren Plebejer die nothwendige Folge dieser Verhältnisse.

Dies mußte aber in jenen Zeiten besonders drückend sein, weil die Stadt Rom und ihr kleines Gebiet weder erheblichen Handel noch Bergwerke hatte, ein verarmter Einwohner also, bei dem Mangel an edeln Metallen, baares Geld nur unter den härtesten Bedingungen aufnehmen konnte. Der Zinsfuß betrug wenigstens zwölf vom Hundert, in den früheren Zeiten mußte sogar Zins vom Zins gegeben werden, und, was das Allerdrückendste war, die Schuldgesetze waren sehr hart und wurden, weil die Richter den Familien der Gläubiger angehörten, ihrer ganzen Strenge nach in Ausführung gebracht. Der Schuldner verfiel, wenn er nicht bezahlen konnte, nicht nur mit seinem gesammten Eigenthum, sondern auch mit seiner Person dem Gläubiger, oder mit anderen Worten, der Letztere nahm die Habe des Schuldners und ihn selbst als Unterpfand in Besitz, führte ihn gefesselt in seine Wohnung und hielt ihn zum Frohndienste an, während die Familie desselben dem Elend preisgegeben war. Ein solcher mit seiner Person verpfändeter Bürger hieß in der Sprache der Römer ein Nexus. Er war bis zur Bezahlung des Gläubigers dessen Leibeigener, blieb aber während dieser Zeit doch im Besitze seiner bürgerlichen Rechte. Konnte der Gläubiger sich auf diese Weise nicht bezahlt machen, so ward der Schuldner ihm durch richterlichen Spruch als sein wirklicher Knecht zugesprochen oder addicirt und verlor dadurch einen Theil seines Bürgerrechts.

Die meisten Häuser der Patricier waren in Folge dieser drückenden Verhältnisse und Gesetze wahre Schuldthürme und sehr viele Plebejer schmachteten, mit Ketten beladen und zu harter Arbeit gezwungen, in denselben. Dies mußte den plebejischen Theil des römischen Volkes von Zeit zu Zeit zu Versuchen treiben, ihre verzweifelte Lage mit Gewalt zu ändern. Die reicheren Plebejer und eingewanderte Adelige aus anderen Städten, welche von den Patriciern meistens ebenso behandelt wurden, wie der Landadel von den venetianischen Nobili, bedienten sich des unzufriedenen oder empörten Haufens, um Rechte zu erlangen, welche diesem wenig nützten, den nicht-patricischen reichen Familien aber nach und nach einen Platz neben dem ursprünglichen römischen Adel verschafften. Auf diese Weise erhielt die streng aristokratische Verfassung der Römer allmälig demokratische Zusätze, und es bildete sich neben dem ursprünglichen Patriciat ein ganz neuer Adel, welcher jenem immer mehr Rechte zu entreißen wußte. Dies gibt der inneren Geschichte Roms in den ersten Jahrhunderten nach der Vertreibung der Könige ihren eigentlichen Charakter. Man darf aber, um denselben richtig zu erkennen und vollständig aufzufassen, dabei den Umstand nicht übersehen, daß Rom im Gegensatz gegen andere Staaten jener Zeit mehrmals ansehnliche Bruchtheile verwandter Völkerschaften

in sich aufnahm und die Sitten derselben mit den Seinigen innig verschmolz. Bei jeder Eroberung blieb nur der dritte Theil des eroberten Gebiets Eigenthum der seitherigen Einwohner, die beiden anderen Drittel wurden zur einen Hälfte Staats-Domäne, zur anderen aber einer Anzahl Römer übergeben, welche als Colonisten dahin auswanderten und auch nach verändertem Wohnsitz römische Bürger blieben. Schon dies mußte das Eindringen fremder Elemente in das römische Wesen befördern. Da aber außerdem auch unter den Königen ganze Stadtgemeinden und Stämme geradezu, wenn auch nicht nach Rom versetzt, so doch dem römischen Staatsganzen einverleibt wurden, so ward dadurch nicht allein das Aneignen fremder Sitten sehr gefördert, sondern auch der Stand der Plebejer stark vermehrt und mit fremden Familien gemischt, die demselben ein größeres Selbstgefühl verliehen und seine Kraft erhöhten. Vermuthlich lag hierin eine der Haupt-Ursachen jener allmäligen Veränderung in der Verfassung, da die ärmeren Plebejer, welche der Schuldenlast und ihres Druckes wegen die erste Veranlassung dazu gaben, für sich allein die Sache schwerlich durchgesetzt haben würden.

Nach der Beendigung des latinischen Kriegs erhielt das Volk die erwartete Milderung des bestehenden Schuldgesetzes nicht. Die Schuldner wurden vielmehr mit der früheren Härte behandelt, und als die Unzufriedenheit des getäuschten Volkes wieder zum Ausbruch kam, suchte man dasselbe durch unaufhörliche Kriege zu beschäftigen und zu zerstreuen. So oft einer dieser Kriege mit den Volskern, Sabinern oder Aurunkern geendigt war, entstanden von neuem Unruhen. Diese wurden zuletzt immer gefährlicher, die Behörden erfuhren immer mehr Widerstand und die Gährung ward aufs höchste gesteigert, als (495 v. Chr.) einer der beiden Consuln, Appius Claudius, dem Ungestüm des Volkes den seiner Familie eigenthümlichen stolzen Trotz entgegensetzte, während der Andere, Publius Servilius, sich der Sache der Unterdrückten mit dem größten Nachdruck annahm. Es kam zu einem förmlichen Aufruhr in der Stadt und nur mit großer Mühe vermochte der Senat den Sturm dadurch zu beschwören, daß er den Consul Servilius zu einem Kriege mit den Volskern ausrücken ließ und für die Dauer dieses Krieges die Lage der Schuldner erleichterte. Im nächsten Jahre verweigerte das Volk von neuem den Kriegsdienst, der Senat sah sich genöthigt, einen Dictator zu ernennen und dieser, Marcus Valerius, besänftigte das Volk durch Versprechungen. Als jedoch Valerius nach glücklich beendigtem Kriege wieder nach Rom zurückgekehrt war, konnte er nicht Wort halten, weil die Patricier nicht nachgaben; es brach daher eine förmliche Empörung aus. Die Plebejer im Heere kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern

trennten sich von den Patriciern und beschlossen, an einem anderen Orte für sich allein eine Gemeinde zu bilden. Sie erwählten aus ihrer Mitte den Lucius Sicinius zu ihrem Anführer und ließen sich 3000 Schritte vor der Stadt jenseits des Anioflusses, welcher eine Stunde oberhalb Rom in die Tiber fällt, auf einer Anhöhe nieder, welche später den Namen des heiligen Berges führte (494 v. Chr.). Sie waren entschlossen, sich hier eine Stadt zu gründen und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Es ward von ihnen eine Art von Verfassung, wenn auch nur eine militärische oder tumultuarische, eingerichtet, gerade wie dies von den süddeutschen Bauern in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts und von den thüringischen und münster'schen Wiedertäufern geschah, wiewohl die Plebejer nicht roh waren, wie die Ersteren, und nicht fanatisch und sich selbst überlassen, wie die Letzteren; denn es befanden sich unter ihnen sehr reiche Leute und selbst Adelige, nur keine römischen, und es fehlte ihnen nicht an Landeigenthum. Es lag also in dieser Secession der Plebs eine ernstliche Gefahr für das Gemeinwesen.

Die Patricier bequemten sich, um diese Trennung zu beseitigen, zu einigen Zugeständnissen. Die Sage berichtet, die Plebejer hätten sich erst auf das vernünftige Zureden einiger gemäßigteren Patricier zur Rückkehr nach Rom verstanden. Sie kleidet dies in eine Erzählung ein, welche zugleich eine moralische Belehrung gewähren soll. Menenius Agrippa nämlich, ein beim Volke beliebter Patricier, bewog, wie es heißt, die Plebejer dadurch zur Rückkehr, daß er ihnen die Fabel erzählte: es hätten sich einst die verschiedenen Theile des menschlichen Leibes gegen den Magen verschworen, weil derselbe Alles allein verzehre, die Folge davon sei aber das Absterben des ganzen Körpers gewesen. Genug, es kam nacheinigen Unterhandlungen zu einem Vertrage und die Plebejer verließen ihr befestigtes Lager auf dem Berge, welcher von ihnen damals dem Gotte Jupiter geweiht wurde und daher seinen neuen Namen des Heiligen erhielt. Was man in Rücksicht auf den Hauptpunkt, die Schulden, bestimmt, wissen wir nicht; wahrscheinlich wurde das seitherige Schuldrecht beibehalten, die Schuld-Contracte der Unvermögenden aber aufgehoben und den eingekerkerten Schuldnern die Freiheit gegeben. Viel wichtiger war, daß die Plebejer einen größeren Einfluß auf das Staatswesen erhielten, als sie seither gehabt hatten. Man gab ihnen nämlich das Recht, durch besondere aus ihrer Mitte erwählte Beamte, Volkstribunen genannt, gegen jeden Mißbrauch der patricischen Gewalt sich zu schützen. Diese Volkstribunen, deren Zahl anfangs wahrscheinlich zwei betrug und nach und nach bis auf zehn stieg, wurden für unverletzlich erklärt und jeder, welcher Hand an sie legte, war geächtet. Sie hatten dem Senate und den Consuln

gegenüber zunächst nur die Befugniß, die Rechte der einzelnen Plebejer zu wahren. Sie wohnten aber, weil man sie vermöge ihrer Unverletzlichkeit daran nicht hindern konnte, den Sitzungen des Senats bei, wo sie zwar weder an der Berathung noch an der Abstimmung Theil nahmen, aber jeden gefaßten Beschluß durch das Wort Veto (d. h. ich verbiete es) unwirksam machen konnten, da ihnen das Recht zustand, jeden Plebejer zu schützen, der dem gefaßten Beschlusse den Gehorsam verweigerte. Sie hatten ferner das wichtige Recht, die Tribut-Comitien zu berufen, oder mit andern Worten solche Volksversammlungen zu halten, in denen ohne Rücksicht auf Geburt oder Vermögen blos nach Köpfen gestimmt wurde und folglich die Masse des Volks das Uebergewicht hatte. Die Volkstribunen konnten endlich auch das Aufgebot der Plebejer zum Kriegsdienst und die Erhebung einer Kriegssteuer hindern; denn da sie selbst unverletzlich waren und jeden Einzelnen in Schutz nehmen durften, so konnten der Senat und die Consuln eine von den Tribunen selbst ausgehende thätliche Widersetzung der Plebejer nicht, wie früher, durch Ergreifung und Bestrafung der Leiter derselben unterdrücken.

Die eigentliche Macht und Bedeutung des Volkstribunats entwickelte sich erst nach und nach; sie ward aber so groß, daß seit der Einsetzung desselben die ganze innere Geschichte Roms sich hauptsächlich um den Kampf der plebejischen Volkstribunen gegen die patricischen Konsuln dreht. Dies wird besser verstanden werden, wenn man folgende wesentlichen Punkte und Verhältnisse beachtet. Die Volkssouverainetät war in Rom und in allen älteren italischen Staaten ebenso Grundsatz, wie bei den alten Griechen, der Uebergang vom Monarchischen zum Republikanischen hatte daher in beiden Völkern ohne völlige Umwälzung gemacht werden können. Diese Volkssouverainetät war aber in Rom, wie in Sparta, nur eine scheinbare. Die gesetzgebende Gewalt war unter den Königen bei dem Ausschusse der Patricier oder desjenigen Standes gewesen, der sich allein als die eigentliche Nation ansah. Am Ende der königlichen Zeit erhielt zwar die gesammte Bürgerschaft die Gesetzgebung, die letzte Entscheidung in Criminalangelegenheiten und die Wahl der Obrigkeiten; allein die Ausübung dieser Rechte war dadurch sehr beschränkt, daß man nach Curien oder nach Centurien abstimmte. In den Curiat-Comitien entschieden nämlich die Patricier und ihre Clienten, in den Centuriat-Comitien aber hatte der Reichthum die Stimmenmehrheit. Außerdem konnten beide Versammlungen ohne den Senat nicht gehalten werden, in beiden führte eine senatorische Magistratsperson den Vorsitz, beide waren in der Gewalt des Augurs d. h. eines patricischen Priesters, der aus den heiligen Zeichen die Gunst oder Ungunst der Götter ermittelte, also jeden Beschluß hemmen konnte.

Die große Masse der Plebejer, die ohnehin an militärischen Gehorsam gewöhnt war, hatte also fast gar keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung und keine entscheidende Stimme in Fragen der Gesetzgebung. Dies änderte sich, als die Plebejer in den Volkstribunen ebenso für sich eine Art Obrigkeit erhielten, wie sie der Adel in den beiden Consuln hatte. Die Tribut-Comitien, welche durch diese plebejischen Beamten zusammengerufen werden konnten, beschäftigten sich zwar anfangs nur mit plebejischen Angelegenheiten, nach und nach dehnten sie aber ihre Gewalt mehr aus; sie bestanden ferner lange Zeit hindurch nur aus Plebejern und waren schon bei der Gründung des Tribunats dadurch unabhängig, daß sie ohne Auspicien, also ohne priesterlich-patrieischen Einfluß gehalten wurden.

Zu gleicher Zeit mit dem Tribunat oder doch bald nachher ward noch eine andere plebejische Magistratur eingeführt, oder vielmehr es wurde neben den Volkstribunen, welche Repräsentanten, Schützer und Leiter der Plebejer waren, eine besondere verwaltende Behörde der Plebs geschaffen. Dies waren die sogenannten plebejischen Aedilen. Sie hatten eine Art von polizeilicher Gewalt, überwachten den Marktverkauf und dienten den Tribunen als untergeordnete Gehülfen.

4. Coriolanus.

Mit der Einführung des Tribunats war der erste Schritt zur Vernichtung der alten Adelsvorrechte gethan, die Plebejer wurden durch diese wichtige Veränderung eine Macht im Staate. Die angeseheneren Familien unter ihnen, welche keinen Anspruch an das Consulat hatten und nicht in den Senat aufgenommen wurden, begannen seitdem einen förmlichen Kampf zur Erlangung dieser Rechte und gewannen dadurch, daß sie dem Uebergewichte der Patrieier den Einfluß der Volkstribunen entgegensetzten, einen Sieg nach dem andern. So ward in den folgenden Zeiten die alte Aristokratie nach und nach aus dem Besitze der Gewalt verdrängt. Schon drei Jahre nach der Errichtung des Tribunats machten die Plebejer ihre richterliche Befugniß gegen solche, welche dem Vertrag vom heiligen Berge zuwiderhandelten, mit Nachdruck geltend (491 v. Chr.). Dies geschah, als ein junger Patricier, Cajus Marcius Coriolanus, sich der Noth des Volkes bedienen wollte, um demselben die errungenen Vorrechte wieder zu entziehen.

Dieser mißglückte Versuch Coriolan's hat außer seinem Einfluß auf die raschere Entwickelung des seit der Entstehung des Tribunats begonnenen Streites zwischen dem Volke und denen, die im Besitz der Vorrechte waren, noch eine besondere große Bedeutung durch die Art, wie die Nachkommen, besonders die späteren Staatsmänner und Geschicht-

schreiber der Römer, sich der Geschichte Coriolan's bedienten, um das, was sie Tugend der Vorfahren nannten, anschaulich darzustellen und den Patriotismus des Volkes anzuregen. Coriolan's Thaten und das Verhalten des Volkes und der Patricier gegen ihn galten nämlich als ein glänzendes Beispiel von alt-römischer Gesinnung und wahrem Muthe. Die Art, wie damals, nach dieser Auffassung der Geschichte Coriolan's, beide streitenden Theile des römischen Volkes gleich fest, gleich kräftig, gleich patriotisch ihre Rechte forderten oder vertheidigten, ward als eine Lehre der Väter für die Enkel von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Cajus Marcius hatte sich im Kampfe mit den Volskern sehr ausgezeichnet und namentlich Corioli, die Hauptstadt derselben, in die Gewalt der Römer gebracht. Man gab ihm dafür den Beinamen Coriolanus. Bald nachher stellte er sich an die Spitze der strengeren Partei unter den Patriciern, um eine Reaction zu Stande zu bringen, deren nächstes Ziel die Wiederbeseitigung des Tribunats war. Zu diesem Zweck ward auf Coriolan's Rath sogar Theuerung und Hungersnoth benutzt. Er selbst ging dabei so weit, daß er, als auf Veranlassung des Senats Getreide aufgekauft und nach Rom gebracht worden war, alles aufbot, um zu verhindern, daß dasselbe an irgend einen anderen Bürger als die Patricier und ihre Clienten abgegeben werde. Das Volk, welches damals einige sehr entschiedene Männer zu Tribunen hatte, war dadurch aufs höchste entrüstet und die Tribunen forderten Coriolan vor die Tribut-Comitien, um vor denselben gerichtet zu werden, da nach dem Vertrag vom heiligen Berge und nach altitalischem Recht, wer den Vertrag verletzt hatte, von dem geschädigten Theile zur Verantwortung gezogen ward. Er weigerte sich diesem Gebote zu gehorchen und verhöhnte trotzig die Drohungen der Tribunen; als aber die Stimmung des Volkes immer bedenklicher wurde, war der gegen ihn heranahende Sturm nicht länger zu beschwören. Vergebens boten seine Anhänger in den Tribut-Comitien Bitten und Vorstellungen auf, vergebens erinnerten sie an seine großen Verdienste: die Mehrzahl des Volkes erklärte ihn für schuldig und er mußte in die Verbannung gehen.

Coriolan begab sich, von Rache glühend, nach Antium zu seinem Gastfreunde, dem König der Volsker, bot demselben seine Dienste gegen die Römer an und ward mit offenen Armen aufgenommen. Der folgende Theil der Geschichte Coriolan's erscheint in der Sage zwar ebenfalls als eine belehrende Erzählung für das römische Volk und seine Jugend, hat aber offenbar einen ganz anderen Zweck, als der vorhergehende. Wie in diesem dem Volke und Senat ihr gegenseitiges Verhältniß dramatisch vorgestellt werden sollte, so wurden in der Sage von Coriolan's Verbindung mit den Volskern der römischen Jugend

die Pflichten des Bürgers und des Menschen auf eine rührende Weise eingeschärft. Coriolan erschien nach diesen Erzählungen an der Spitze eines volskischen Heeres im Felde, unterwarf sich alle mit Rom verbündeten latinischen Städte und griff dann Rom selbst an. Er schlug ganz nahe bei der Stadt sein Lager auf und verwüstete die Ländereien der Plebejer, während er die der Patricier verschonte. In Rom herrschten Mißtrauen und Zwietracht: der Senat konnte kein Heer gegen Coriolan zusammenbringen, weil die Plebejer glaubten, man werde sie, wenn sie aus der Stadt ausrückten, ihrem Todfeinde überliefern. Als endlich die Stadt unrettbar verloren schien, entschlossen sich beide Theile der Nation, den Weg der Verhandlung einzuschlagen. Coriolan's Verbannung ward durch einen Beschluß der Curien und der Tribus widerrufen und einige der angesehensten Bürger begaben sich in das feindliche Lager, um ihn im Namen des Volkes zur Versöhnung und zur Rückkehr einzuladen. Coriolan willigte nur unter der Bedingung ein, daß den Volskern alle ihnen früher entrissenen Städte zurückgegeben und alle aus Rom verbannten Bürger wieder aufgenommen würden. Er gestattete den Römern eine Bedenkzeit von 33 Tagen. Diese verlief, ohne daß man sich zur Annahme jener Bedingungen, namentlich der höchst gefährlichen, der Wiederaufnahme aller Geächteten, hätte verstehen können, und eine neue Gesandtschaft, welche aus den zehn vornehmsten Senatoren bestand, wurde von Coriolan schnöde zurückgewiesen. Ebenso unbeugsam zeigte er sich, als man am folgenden Tage alle Priester der Stadt an ihn schickte, um durch die Heiligkeit der Religion seinen harten Sinn zu erweichen.

Roms Freiheit und Macht schienen jetzt unwiederbringlich verloren zu sein; da traten die Frauen als Retterinnen der Stadt auf. Die edelsten Matronen begaben sich in das feindliche Lager, von Coriolan's Mutter Veturia, seiner Gemahlin Volumnia und seinen Kindern begleitet. Was der Stolze den Gesandten der Vaterstadt und ihren flehenden Priestern verweigert hatte, das vermochte er nicht länger zu versagen, als Mutter, Gemahlin und Kinder sich vor ihm auf die Kniee warfen und ihn bei allem, was für sein Herz einen Werth hatte, um Schonung für seine Mitbürger anflehten. „Mutter", sagte er nachgebend unter Thränen, „so erhalte denn statt meiner die Vaterstadt; Rom ist gerettet, aber dein Sohn verloren!" Am andern Morgen hob Coriolan die Belagerung der Stadt Rom auf, nachdem er einen Frieden geschlossen hatte, vermöge dessen zwar von den früher gemachten Bedingungen etwas nachgelassen wurde, die Volsker aber doch einen Theil des eroberten Landes behielten. Ueber die letzten Schicksale Coriolan's haben sich zwei verschiedene Sagen gebildet, die jedoch darin einander ähnlich sind, daß sie, wie die ganze Erzählung von Coriolan, eine

politisch-moralische Beziehung enthalten und ihn eine poetische Strafe erleiden lassen. Nach der einen lebte er bis ins hohe Greisenalter geehrt unter den Volskern, klagte aber oft, daß erst der Greis fühlen könne, wie herb das Leben in der Fremde sei. Nach der andern Sage hätte Coriolan, als die Frauen ihn zur Beendigung des Krieges bewogen, den Vortheil seiner neuen Landsleute dem der Römer aufgeopfert und sei dafür entweder von den erzürnten Volskern umgebracht worden, oder wie Themistokles, im Zwiespalte seiner Pflichten und Empfindungen durch Selbstmord aus dem Leben geschieden.

5. Innere Geschichte Roms von Coriolan's Tod bis auf das Decemvirat.

Die Patricier hatten beim Streite Coriolan's, alles Widerstrebens ungeachtet, dem Volke die Geltendmachung der im Jahre 494 erzwungenen Rechte zulassen müssen; sie konnten aus dem Ausgange dieses Kampfes erkennen, was ihnen noch weiter bevorstehe. Bald brachen zwischen den beiden Ständen von neuem heftige Zwistigkeiten aus, die eine Vermehrung der plebejischen Rechte zur Folge hatten. Diese neuen Bewegungen betrafen den Antheil der Plebejer an den im Kriege gemachten Eroberungen. Es ward nämlich von den Ländereien einer überwundenen Völkerschaft stets ein Drittel für Eigenthum des römischen Staates erklärt, die auf diese Weise erworbenen Staats-Domänen kamen aber nur den Patriciern zu Statten; denn da die Beamten, welche die eroberten Länder zur Benutzung auszutheilen hatten, Patricier waren, so konnten sich die patricischen Familien diese Domänen oder doch die Nutznießung derselben mit leichter Mühe zueignen; sie brachten daher alle diese Ländereien entweder unmittelbar an sich, oder gaben wenigstens nur einen geringen Zehnten von denselben und verstanden es, Eigenthum und Pachtgut so miteinander zu verbinden und zu verwechseln, daß die Unterscheidung zwischen Beiden sehr schwer und die Einnahme des Staats von seinen Domänen sehr gering war; sie bezogen sich dabei auf die rechtlichen Verhältnisse der Zeit, wo die Patricier allein den Staat gebildet und seine Kriege ausgefochten hatten: Verhältnisse, die seit der Verfassungsreform des Servius Tullius nicht mehr zutrafen. Das römische Volk ward auf diese Weise um die Vortheile seiner unaufhörlichen Kriege betrogen und die Plebejer nahmen blos an den Lasten derselben Theil. Was war daher natürlicher, als daß die Gewalt, welche die Plebejer durch die Errichtung des Tribunats erhalten hatten, hauptsächlich zur Aenderung dieser Mißverhältnisse angewendet wurde? Indessen waren die Tribunen nicht die Ersten, welche diese Ungerechtigkeit zu heben suchten, sondern einer aus der Mitte der Patricier brachte die Sache zuerst in Anregung.

Dieser Patricier war Spurius Cassius Viscellinus, ein Mann, der schon zweimal Consul gewesen war, und in seinem zweiten Consulat den oben erwähnten Friedensvertrag mit den Latinern geschlossen hatte. Außerdem hatte er sich, wenn anders diese Erzählung gegründet ist, um die Plebejer bereits sehr verdient gemacht, weil er sich einst nach einer Hungersnoth, wiewohl vergebens, große Mühe gegeben hatte, daß dem Volke der Kaufpreis für das damals empfangene Getreide zurückgegeben werde. In seinem dritten Consulate (486 v. Chr.) nun schlug Cassius das erste sogenannte agrarische oder Acker-Gesetz vor, d. h. er machte den Antrag, daß auch die Plebejer Antheil an der Benutzung der Staats-Domänen erhalten sollten. Sein Vorschlag erschütterte die Republik nicht nur während seines eigenen Consulats, sondern derselbe ward auch später öfters wiederholt und veranlaßte jedes Mal gefährliche Unruhen, welche bis zum Untergang der Republik einen Hauptgegenstand der römischen Geschichte bilden. Der Senat, erbittert über einen Consul, der das patricische Interesse schändlich zu verrathen schien, suchte ihn durch das Volk selbst zu verderben. Er entzog ihm die Gunst dadurch, daß er den Plebejern einen Theil der Staats-Domänen zur Benutzung zu überlassen versprach und den Bemühungen des Consuls den Schein zu geben suchte, als wenn dieser sich des Volkes bedienen wolle, um zur königlichen Herrschaft zu gelangen. Die Plebejer ließen sich um so leichter täuschen, da ihnen Cassius als ein ehrgeiziger Mann bekannt war. Sie mißtrauten demselben und thaten, als der den Patriciern so gefährliche Mann vor den Curiat-Comitien des Hochverraths angeklagt wurde, nichts zu seiner Rettung. So blieb Spurius Cassius der Rache seiner Standesgenossen überlassen. Diese verurtheilten ihn zum Tode, er ward schmählich hingerichtet und sein Haus unter Verwünschungen niedergerissen.

Nach Cassius traurigem Tode wußten die Patricier, unter welchen damals besonders die Familie der Fabier mit Nachdruck auftrat, die von jenem angeregte Sache durch Schrecken, Kabalen und Kriege zu beseitigen. Endlich aber (im Jahre 473 v. Chr.) trat der Tribun Genucius mit der Forderung auf, daß alle die, welche seit Cassius Consuln gewesen wären, dem Volke wegen der Nicht-Erfüllung jenes vom Senate gegebenen Versprechens verantwortlich sein müßten. Er beschied zunächst die Consuln des vorhergehenden Jahres vor das Gericht des Volkes. Die Patricier boten Alles auf, um dies zu hintertreiben; aber ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk kam wirklich zur Anhörung und Entscheidung der Anklage zusammen und die beiden Consuln wären gewiß verurtheilt worden, wenn man nicht in der Nacht vorher den Tribun Genucius ermordet und das bereits versammelte Volk durch die plötzliche Meldung von seinem Tode in Schrecken

gesetzt hätte. Die Sache ward indessen durch die Ermordung des Vertheidigers der Volksrechte nur noch ärger gemacht; denn sie war dadurch blos für den Augenblick beseitigt und mußte, wenn sie früher oder später wieder zur Sprache kam, dem natürlichen Gange der Dinge nach dann von Seiten der Plebejer nur um so nachdrücklicher betrieben werden.

In demselben Jahre, in welchem Genucius ermordet worden war, erhob sich an seiner Stelle ein Mann, welcher ein ebenso entschiedener Feind der Patricier war, aber mehr vom Glücke begünstigt wurde, als sein Vorgänger. Publilius Volero, der in früheren Kriegen schon Hauptmann gewesen war, wurde bei einem neuen Aufgebot durch die Consuln in die Reihen der gemeinen Soldaten eingetheilt. Er weigerte sich zu gehorchen, die Consuln befahlen hierauf einem ihrer Lictoren, ihn in gefängliche Haft zu nehmen, Volero widersetzte sich, rief seine in großer Zahl bei dieser Scene anwesenden Mitbürger um Hülfe an und ward von diesen so kräftig unterstützt, daß nicht allein die Lictoren die Flucht ergreifen mußten, sondern auch die Consuln sich genöthigt sahen, von dem Forum in das Rathsgebäude zu fliehen. Die Verständigeren unter den Patriciern fanden es bedenklich, Gewalt zu gebrauchen und bewogen daher den Senat, den ganzen Vorfall als ungeschehen zu betrachten. Wenige Wochen nachher ward Volero zum Volkstribunen für das nächste Jahr ernannt.

Als Tribun arbeitete Volero, der nachher auch noch für ein weiteres Jahr wieder erwählt wurde, weder für seine eigene Angelegenheit, noch wiederholte er den Antrag des Genucius, sondern er strebte nach Erweiterung der plebejischen Rechte überhaupt. Er trug darauf an, daß die Volkstribunen und plebejischen Aedilen nicht mehr in den Comitien der Centurien, sondern in denen der Tribus gewählt werden sollten, oder mit anderen Worten, er suchte die Wahl jener beiden Beamten des Volks dem Einfluß der Reichen und des Adels zu entziehen. Die Tribunen und Aedilen waren früher ebenso, wie die übrigen Beamten, in den Centurien-Versammlungen erwählt und von den ganz patricischen Curien-Versammlungen bestätigt worden. In den Ersteren hatten die Reichen, in den Letzteren der Adel alle Gewalt; beide Comitien konnten außerdem nur zufolge eines Senatsbeschlusses durch die Consuln berufen werden, hatten einen der Consuln zum Präsidenten und durften nicht eröffnet werden, ohne daß zuvor die Auspicien gehalten worden waren, d. h. die ganz vom Senat abhängenden Ceremonieen, durch welche man vorgeblich den Willen der Götter erforschte. In den Tribut-Comitien dagegen entschieden blos Plebejer über die vorgetragenen Gegenstände und es bedurfte für dieselben weder der Auspicien, noch der Erlaubniß des Senats, noch der Bestätigung durch die Curien. Volero blieb nicht bei diesem Vorschlag allein stehen, sondern beantragte

außerdem noch, daß die Tribut=Comitien das Recht erhalten sollten, nicht blos über plebejische Angelegenheiten, sondern auch über alle anderen das öffentliche Wesen betreffenden Gegenstände zu berathschlagen und Beschlüsse zu fassen.

Volero's Anträge gingen, trotz aller Gegenbemühungen des Senats, durch und es begann damit die Reihe der Veränderungen, durch welche die aristokratische Verfassung Roms nach und nach gänzlich umgestaltet wurde. Die Plebejer, deren Repräsentanten und Leiter durch Volero's Gesetze jedem Einfluß des Adels entzogen waren, durften nun alle Staatsangelegenheiten zum Gegenstande ihrer Berathungen machen. Freilich hatten die von ihnen in den Tribut=Comitien gefaßten Beschlüsse oder, wie dieselben in der römischen Sprache hießen, die Plebiscite nicht die Kraft von Gesetzen, und bedurften, um diese zu erlangen, erst der Bestätigung des Senats und der Curien; allein das Recht, über alle Staatsangelegenheiten mit einander zu berathen, war für die Plebejer jener Zeit eben so wichtig oder vielmehr noch weit wichtiger und folgenreicher, als etwa die Preßfreiheit oder das Versammlungsrecht für die Bürger der constitutionellen Staaten unserer Zeit ist. Die Bahn war gebrochen und den Tribunen eine so große Macht in die Hände gegeben, daß sich die Vorrechte der Patricier auf die Dauer nicht mehr behaupten ließen.

Als die Plebejer auf diese Weise sich einen festen Boden im Staate erkämpft und den Weg zu den wichtigsten Rechten gebahnt hatten, suchten sie zunächst die Schranken hinwegzuräumen, die noch aus den schroffen Standesgegensätzen der ältesten Zeit herrührten und die Entwickelung des römischen Staats hemmten. Bis dahin war die Kenntniß der Gesetze, nach welchen die Gerechtigkeit gehandhabt wurde, ein Privilegium der Patricier geblieben, denen sie durch mündliche Ueberlieferungen und durch Ceremonieenbücher mitgetheilt wurden, während man sie vor dem ganzen übrigen Volke geheim hielt. Dieser Schleier mußte weggezogen werden. Auch die Gewalt, welche die Consuln als oberste Richter besaßen, war allzu groß. Sie mußte daher ebenfalls gebrochen werden. Endlich durfte man auch das uralte Verbot ehelicher Verbindungen zwischen Plebejern und Patriciern nicht länger bestehen lassen, wenn die letzten Spuren des alten Patricierstaats aus Rom verschwinden sollten. Um alles dies zu erreichen, war eine umfassende, geschriebene Gesetzgebung oder mit anderen Worten die Abfassung einer Art von Constitution nöthig.

Den Vorschlag dazu that im Jahre 462 v. Chr. der Tribun Terentillus Arsa. Der Staat gerieth dadurch auf einige Jahre in die heftigste Gährnng. Anfangs gelang es den Patriciern zwar, die Sache zu hintertreiben; allein im folgenden Jahre trat das ganze Collegium

der Tribunen aufs neue mit jenem Vorschlage auf, und dieser wurde nachher so unablässig und mit so großer Hartnäckigkeit wiederholt, daß man endlich (454 v. Chr.) nicht länger widerstehen konnte. Am meisten von allen Patriciern hatte der tapfere T. Quinctius Cincinnatus, das Musterbild eines kräftigen, mäßigen, arbeitsamen aristokratischen Römers von altem Schrot und Korn, sowie sein Sohn Käso Quinctius dem Begehren der Plebejer Widerstand zu leisten gesucht. Unter der Leitung dieser beiden Männer boten die Patricier Recht und Gewalt gegen den Ungestüm der Tribunen auf, nahmen die sogenannten sibyllinischen Bücher oder die alten, im capitolinischen Tempel aufbewahrten Orakel aus der Königszeit zu Hülfe, warnten auf den vorgeblichen Rath der Götter vor Unruhen, und begannen einen Krieg mit den Volskern und Aequern. Alles war vergeblich, die Tribunen beschieden sogar den Käso Quinctius, dem sie ein übermüthiges Gebahren gegen die ganze Plebs und rohe Thätlichkeiten gegen einzelne Plebejer vorwarfen, vor das Gericht der Tribut-Comitien, um wegen seines Verfahrens Rede zu stehen. Weder die Bitten seines Vaters, noch seine eigenen und die seiner Standesgenossen konnten ihn retten, so daß er für besser hielt, den Ausgang seines Processes nicht abzuwarten, sondern aus der Stadt zu fliehen. Da er gleich anfangs, um nicht verhaftet zu werden, Bürgen hatte stellen müssen, so wurden diese zur Zahlung des gesetzlichen Bürgschaftsgeldes verurtheilt. Käso's Vater entschädigte sie, verarmte aber dadurch so sehr, daß er nur ein einziges Gütchen von geringem Umfang übrig behielt. Auf diesem lebte Cincinnatus nun eine Zeitlang in Zurückgezogenheit, und trieb nach altrömischer Weise an der Spitze seiner Clienten den Ackerbau, während sein Sohn in Verbindung mit andern Flüchtlingen einen Ueberfall auf Rom versuchte und dabei das Leben verlor. Cincinnatus ward von seinen ländlichen Beschäftigungen bald wieder nach Rom gerufen, um das Consulat zu übernehmen. Als Consul wandte er vergebens alle seine Kräfte an, um den drohenden Sturm gegen die patricische Herrscherstellung zu beschwören. Im nächsten Jahr erging es seinen Nachfolgern ebenso und diese erlitten noch dazu von den Aequern eine Niederlage. Der Senat nahm nun seine Zuflucht zur Dictatur, und bekleidete den alten Cincinnatus, der sich wieder auf sein Gut zurückgezogen hatte, mit dieser Würde. Die Sage gibt bei dieser Gelegenheit ein schönes Gemälde von dem Charakter des altrömischen Lebens, indem sie berichtet, daß die Gesandten des Senats, welche dem Cincinnatus seine Ernennung anzeigen sollten, ihn auf dem Felde angetroffen hätten, wie er den Pflug mit eigener Hand lenkte. Uebrigens ist diese Angabe nicht wörtlich zu nehmen; denn es versteht sich wohl von selbst, daß ein Mann, der einen ganzen Staat zu leiten vermochte

und also alle Geschäfte desselben übersehen mußte, unmöglich jede einzelne Arbeit auf seinen Gütern beachten oder gar selbst sein Feld beackern konnte. Cincinnatus empfing, wie die poetische Tradition weiter hinzufügt, die Boten des Senats erst, nachdem er sein Arbeitskleid mit der Toga oder dem Staatskleide der Römer vertauscht hatte, in einer feierlichen Audienz. Er übernahm das übertragene Amt sogleich, stellte sich als Dictator an die Spitze des römischen Heeres, schlug die Aequer und legte nach 16 Tagen die Dictatur wieder nieder.

Das unablässig fortgesetzte Widerstreben der Patricier fruchtete so wenig, daß sie vielmehr sogar gerade während des heftigsten Kampfes gegen die von den Tribunen geforderte Constitution (457 v. Chr.) diesen die Verdoppelung ihrer Zahl zugestehen mußten, wodurch nicht allein die Beschützung jedes einzelnen Plebejers erleichtert ward, sondern namentlich auch das Collegium der Tribunen selbst an Ansehen und Kraft gewann. Schon ein Jahr nachher wurden außerdem den Plebejern die auf dem aventinischen Hügel gelegenen Staats-Domänen als Bauplätze überlassen, und zu gleicher Zeit ward ihnen das Recht gewährt, daß alle Plebiscite von dem Senat berathen werden mußten und die Tribunen dieselben dabei vertheidigen durften. Endlich gaben die Patricier der Forderung einer allgemeinen, für beide Stände verbindlichen Gesetzgebung, einer genauen Festsetzung und geschriebenen Fixirung des römischen Landrechts, nach (454 v. Chr.). Es wurden hierauf, wie erzählt wird, drei Senatoren nach Athen gesandt, um zum Behufe der Herstellung derselben die dortige Verfassung kennen zu lernen. Als diese nach zwei Jahren zurückgekehrt waren, ward die Sache selbst endlich ausgeführt.

6. Das Decemvirat.

Eine aus 10 Patriciern bestehende Commission, die Decemvirn oder Zehnmänner genannt, wurde mit der neuen Gesetzgebung, welche übrigens weniger Neues schaffen, als das geltende Recht genau begränzen und bestimmen sollte, beauftragt (451 v. Chr.). Diesen Gesetzgebern ward zugleich auch die ganze Leitung und Regierung des Staats übertragen, was der Natur der Sache nach geschehen mußte und auch bei den Gesetzgebungen griechischer Staaten immer geschah. Die Decemvirn mußten, um ihre Aufgabe genügend lösen zu können, dem Einflusse jeder höheren oder auch selbst nur gleichen Gewalt entzogen sein. Es ward ihnen daher für die Zeit ihres Geschäftes eine unumschränkte Macht eingeräumt und jede andere Gewalt, sogar die der Tribunen, aufgehoben. Die den Decemvirn übertragene Regierungsgewalt ward unter ihnen so vertheilt, daß abwechselnd alle 10 Tage ein anderer die Leitung des Staats und die 12 Lictoren als das Zeichen

derselben erhielt. Die Tribunen hatten anfangs verlangt, daß die eine Hälfte der Decemvirn aus den Plebejern gewählt werden sollte, nach einigem Streite aber ward den Patriciern allein diese Würde eingeräumt.

Die Jahre der Decemviralregierung waren eine Zeit tiefer Bewegung im Volke, die uns aber in ihren Einzelnheiten nur verworren überliefert ist. Das Haupt-Ergebniß der neuen Gesetzgebung war die Vereinigung der noch immer fast wie zwei Kasten neben einander stehenden Theile der römischen Nation. Dies wurde hauptsächlich dadurch bewirkt, daß die Eintheilung der Bürger nach ihren Wohnbezirken auch auf die Patricier und ihre Clienten ausgedehnt ward. Die Gesammtheit der Tribus, deren Zahl später allmälig bis auf 35 erhöht wurde, umfaßte also seit dem Decemvirat ebenso, wie die Centurien, das ganze römische Volk. Ferner traten in Folge der Gesetzgebung der Decemvirn die Tribut-Comitien als gesetzgebende Versammlung an der Stelle der Centuriat-Comitien in den Vordergrund, und da in jenen ohne vorher vorgenommene Auspicien und ohne Rücksicht auf Reichthum und Geburt blos nach Köpfen abgestimmt wurde, so erhielt der römische Staat durch diese Aenderung eine entschieden demokratische Grundlage. Dadurch hörte das Kasten-Wesen auf, oder, wie man es auch ansehen kann, erst von dieser Zeit an bestand Rom nicht mehr aus zwei an einander gefügten Staaten, sondern aus einer einzigen Nation. Es können daher auch die römischen Einrichtungen erst seit dieser Veränderung mit denen der Athener und anderer demokratischen Staaten Griechenlands verglichen werden, während der vorhergehende Zustand dem Wesentlichen nach nur an die früheste Zeit der Griechen erinnert. Das Clientel-Verhältniß blieb zwar bestehen, allein es hörte seit dem Decemvirat nach und nach auf, ein Vasallenthum oder eine Leibeigenschaft zu sein und ging in das Verhältniß des bloßen Schutzes und der Vertheidigung des Geringen und Armen durch den Vornehmen und Reichen über. Das ebenfalls in dem alten Kastengeiste begründete Verbot der Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern wurde zwar durch die neue Gesetzgebung ausdrücklich wiederholt, aber schon sechs Jahre später aufgehoben.

Nach der Staatsverfassung, welche theils durch das Decemvirat geschaffen, theils unmittelbar nachher eingeführt wurde, wurden die Tribut-Comitien die eigentliche gesetzgebende Versammlung des römischen Staats. Diese hatten außerdem die Tribunen, die Aedilen, sowie die später erst eingeführten Quästoren oder Schatzbeamten, kurz alle Magistrate des zweiten Ranges zu erwählen und behielten auch einen Theil der richterlichen Gewalt. Die Centurien-Versammlung dagegen erwählte die Consuln und die anderen später hinzukommenden höheren Beamten, sie entschied über Krieg und Frieden und als höchstes

Kriminalgericht und Appellationsinstanz über alle peinlichen Verbrechen. Die Curien-Versammlungen hatten zwar auch fernerhin das Imperium oder Militär-Commando an die erwählten höheren Beamten zu ertheilen und die von den Centuriat-Comitien gefaßten Beschlüsse zu bestätigen, dies war aber von dieser Zeit an nur noch eine leere Form, so daß man später sogar statt der 30 Curien meistens nur 30 Lictoren, welche dieselben repräsentiren, versammelte, um dieser Form Genüge zu leisten.

Die große Macht, welche die Tribut-Comitien erhielten, wäre vielleicht in eine Pöbelherrschaft ausgeartet, wenn man nicht durch einen geschickten Kunstgriff in Rom ebenso, wie Solon in Athen gethan hatte, den ganz armen, ungebildeten und müßigen Theil des Volkes in den Tribus-Versammlungen unschädlich zu machen gewußt hätte, ohne ihn seiner Rechte zu berauben oder ihm durchaus jeden Einfluß auf das Staatswesen zu versagen. Die Tribus wurden nämlich in städtische und ländliche eingetheilt, also in solche, deren Mitglieder der Mehrzahl nach gewerbtreibend waren, und in solche, welche meist Güterbesitzer enthielten; die Zahl der Ersteren betrug nicht mehr als vier, während die der Letzteren in den nächsten zwei Jahrhunderten bis auf 31 vermehrt wurde, und in jene versetzte man von Zeit zu Zeit, ohne Rücksicht auf die Wohnbezirke, den ganzen Haufen der Unbegüterten, welcher in diesen sich fand. Man hatte in Folge dieser Maaßregel in den Tribut-Comitien nur vier von den 35 Stimmen als bedenkliche zu fürchten und kannte also die Seite, von welcher her Gefahr drohte, ebenso gut, wie man jetzt in England genau die Orte kennt, an denen bei den Parlaments-Wahlen ein Einfluß des Pöbels zu besorgen ist. Ebenso klug benahm man sich später, als ganzen Städten oder Völkerschaften Italiens das Stimmrecht ertheilt wurde: man vermehrte nämlich um ihretwillen nicht die Zahl der Tribus, sondern man warf sie in gewisse einzelne Tribus, in welchen ihre Stimmen sich verloren.

Der Senat erlitt durch das Decemvirat selbst keine Aenderung, sondern behielt seine seitherige Macht und Stellung. Diese ward überhaupt nie auf einmal bedeutend vermehrt oder vermindert, sondern sie änderte sich im Laufe der Zeit allmälig und in Uebereinstimmung mit dem Gange der Dinge überhaupt. Die Mitglieder des Senats waren seit der Vertreibung der Könige durch die Consuln ernannt worden; als aber einige Jahre nach dem Decemvirat die neue Magistratur der Censoren eingesetzt ward, übertrug man diesen das Recht, den Senat zu ergänzen. Da auch Plebejer in den Senat gelangen konnten, so war derselbe nicht mehr, wie in älterer Zeit, ein Ausschuß der Patricier-Kaste. Freilich wählte nie das Volk selbst die Senatoren, allein es hatte doch

einen Einfluß auf die Ergänzung des Senats; denn es ernannte die Censoren, diesen war es zur Pflicht gemacht, nur die Vorzüglichsten aus der Bürgerschaft aufzunehmen, und außerdem ward schon früh der Gebrauch eingeführt, daß alle diejenigen, welche zum Amte eines Quästors, das als die erste Stufe zu den höheren Magistraturen galt, erwählt worden waren, nach dem Ablauf ihres Amtsjahres in die Reihe der Senatoren eintraten. In der ersten Zeit der Republik, als die Macht des Senats am größten war, hatte er das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, verordnete die Aushebung des Heeres, erkannte über die Nothwendigkeit, einen Dictator zu ernennen, schrieb Steuern aus, verwaltete die Staats-Domänen, verfügte über dieselben und gab oder entzog dem Heere die Kriegsbeute. Selbst in der späteren Zeit behielt der Senat, obgleich unter der Oberhoheit des Volkes, die Aufsicht über die Religion und den Gottesdienst, die Ertheilung der Statthalterschaften in den Provinzen und des Oberbefehls im Kriege, die Bewahrung und Anwendung der öffentlichen Gelder, die Gerichtsbarkeit über Italien, die Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten, die Aufnahme und Zulassung von fremden und die Ernennung von römischen Gesandten; er bestimmte ferner die Zeit der Volksversammlungen und bereitete alle Angelegenheiten vor, welche in denselben verhandelt wurden. Endlich durfte der Senat auch in gefährlichen Zeiten den höheren Beamten vorübergehend eine unbegränzte Macht ertheilen.

In dem Vorhergehenden sind die wichtigsten Veränderungen angegeben, welche das römische Staatswesen durch das Decemvirat oder in Folge desselben erfuhr. Die einzelnen von den Decemvirn nach dem bisherigen Gewohnheitsrechte festgestellten Gesetze dagegen, welche das Privatrecht betrafen, sind kein Gegenstand der Weltgeschichte, sondern gehören der speciellen Rechtsgeschichte der Römer an. Wir wenden uns daher zu der Geschichte der Decemvirn selbst. Im ersten Jahre ihres Amtes benahmen sich diese 10 Männer so vortrefflich, daß man mit ihrer Verwaltung allgemein zufrieden war. Auch brachten sie die Gesetzgebung fast ganz zu Stande; am Ende des Jahres behaupteten sie aber, daß die von ihnen entworfenen Gesetze, um vollständig zu sein, noch um eine Anzahl weiterer vermehrt werden müßten und daß also eine Verlängerung des Decemvirats nöthig sei. Dieser Antrag fand keine Schwierigkeit. Unter dem Vorsitze des Appius Claudius, welcher die Seele des Collegs der Decemvirn gewesen war, wählte die Centurien-Versammlung von neuem 10 Männer und zwar zur einen Hälfte aus den Patriciern, zur anderen, was eine sehr bedeutungsvolle Neuerung war, aus den Plebejern. Unter den Ersteren befand sich Appius Claudius selbst. Die Gesetze, welche die neuen Decemvirn den früheren hinzufügten, wurden mit diesen in späterer

Zeit auf 12 Tafeln eingegraben; daher kommt es, daß man alle zusammen gewöhnlich die Gesetze der 12 Tafeln nennt.

Appius Claudius, dessen neue Collegen ganz und gar mit ihm einverstanden und zum Theil sogar seine bloßen Creaturen waren, hatte ganz andere Dinge im Auge, als die Vervollständigung der Gesetze: eine von Appius Claudius geleitete Oligarchie sollte die Regierungsform des römischen Staates werden. Dieses Streben gab sich gleich von Anfang an in dem Auftreten und Benehmen der neuen Gewalthaber zu erkennen. Jeder der 10 Männer erschien beständig nur mit einer Begleitung von 12 Lictoren und diese trugen, wie einst zur Zeit der Könige, in ihren Fasces oder Stäbe-Bündeln eine Axt, obgleich im zweiten Jahr der Republik auf Valerius Publicola's Vorschlag den Consuln verboten worden war, dieses furchtbare Zeichen der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod in der Stadt selbst vor sich hertragen zu lassen. Außerdem ward von den neuen Decemvirn gleich im Anfang ihrer Herrschaft das einzige Mittel aufgehoben, durch welches der Bürger sich seither gegen den Mißbrauch der unbeschränkten Gewalt der Decemvirn hatte schützen können: es wurde nämlich nicht gestattet, daß man, wie im vorhergehenden Jahre, von dem Ausspruch eines Decemvirn an seine Collegen appelliren könne. Der Bürger wurde also, während man keine Art von Bedrückung und Gewaltmaaßregeln scheute, jedes Schutzes beraubt und das Decemvirat des zweiten Jahres ward völlig despotisch. Am Ende ihres Amtsjahres aber behielten die Decemvirn, ohne sich wieder wählen zu lassen, eigenmächtig ihre Regierungsgewalt bei und waren also seitdem Tyrannen in jedem Sinne des Wortes.

Lange konnte eine ungesetzmäßige Regierung, die immer mehr in eine Schreckensherrschaft ausartete und doch zu ihrer Vertheidigung keine bewaffnete Macht besaß, sich unmöglich halten. Sie wurde noch in demselben Jahre durch die beiden Heere gestürzt, welche die Zehnmänner bei einem Angriff der Aequer und Sabiner hatten ausheben müssen. Die von einigen der Decemvirn befehligten und mit übergroßer Strenge behandelten Truppen waren in allen Kämpfen unglücklich. Als nun die Gewaltherrscher gar den Sicinius Dentatus, den einzigen Mann, der die Ehre der römischen Waffen durch außerordentliche Tapferkeit gerettet hatte und eine Zierde des plebejischen Standes war, dem er angehörte, wegen seiner Freimüthigkeit auf eine schändliche Weise ermorden ließen, steigerte sich der Unmuth der Soldaten aufs höchste. Während so im Lager jeden Augenblick ein Aufruhr auszubrechen drohte, beging Appius Claudius, welcher in der Stadt zurückgeblieben war, einen noch schlimmeren Frevel, als die Ermordung des Sicinius gewesen war. Virginia, eine ausgezeichnet

schöne Jungfrau, reizte seine Begierden. Sie war die Tochter des Virginius, eines tapferen Officiers, und die Verlobte des Icilius, der sich früher als Volkstribun große Verdienste erworben hatte. Ihr Vater hatte sie, als er mit dem Heere auszog, einem nahen Anverwandten übergeben. Um sich ihrer zu bemächtigen, ersann Appius Claudius eine schändliche Kabale. Einer seiner Clienten mußte vor seinem Richterstuhle mit der Behauptung auftreten, Virginia sei eine ihm zugehörige Sklavin. Appius Claudius sprach sie seinem Clienten zu und Virginia würde sogleich in das Haus desselben abgeführt worden sein, wenn nicht ihr Bräutigam Alles aufgeboten hätte, um sie zu retten. Die bedenkliche Stimmung des von diesem aufgereizten Volkes nöthigte den wollüstigen Tyrannen, seinen Spruch dahin abzuändern, daß Virginia ihren Verwandten einstweilen zurückgegeben und die Ankunft des Vaters, der sich im Lager beim Heere befand, bis zum nächsten Tage abgewartet werden solle. Er ließ sogleich durch einen Boten seine Collegen bitten, Virginius an der Rückkehr nach Rom zu hindern; noch ehe aber jener im Lager erschien, hatte dieser bereits Kenntniß von der Sache erhalten und war nach Rom geeilt. Appius Claudius suchte sich jetzt auf eine andere Weise zu helfen: er ließ falsche Zeugen vor seinem Richterstuhle auftreten und trotz aller Bemühungen des Virginius und seiner Verwandten wurde das unglückliche Mädchen dem Clienten des Tyrannen als Sklavin zugesprochen. Vergebens rief der verzweifelnde Vater das zahlreich versammelte Volk um Schutz und Hülfe an; Appius Claudius gebot seinen Lictoren, Gewalt zu gebrauchen. Die Menge ließ sich schrecken, Virginius aber faßte den Entschluß, seine Tochter, die er nicht mehr retten konnte, durch den Tod vor der Schande zu bewahren. Er bat den Tyrannen um die Erlaubniß, noch einige Worte mit ihr sprechen zu dürfen, ehe sie ihm für immer entrissen würde, führte sie dann an eine nahe stehende Fleischerbude, ergriff hier ein Messer und durchbohrte sie.

Mit Entsetzen sah das Volk die unglückliche Virginia durch die Hand ihres eigenen Vaters sterben. Von Virginius und Icilius zur Rache aufgerufen, stürzte die Menge auf die Lictoren des Wütherichs los und dieser sah sich genöthigt, in einen Tempel zu fliehen. Der von einem seiner Collegen zusammengerufene Senat sprach sich gegen die Empörung aus. Diese wäre daher gewiß wieder unterdrückt worden, wenn nicht Virginius und Icilius sich schnell zu den beiden Heeren begeben und dieselben zu gewinnen gewußt hätten. Von ihnen geführt, zogen Beide gegen Rom und besetzten den aventinischen Hügel. Nun stand das römische Volk wieder, in zwei feindliche Hälften geschieden, gegen einander in Waffen. Der Senat schickte eine Botschaft an die beiden vereinigten Heere ab, diese wiesen aber die Gesandten des

Senats zurück und erklärten, sie würden keine anderen Senatoren zur Unterhandlung vor sich lassen, als die beiden Männer, welche seither allein der unrechtmäßigen Gewalt der Zehnmänner sich zu widersetzen gewagt hätten. Diese waren Lucius Valerius Potitus, ein Enkel des Valerius Publicola, und Marcus Horatus Barbatus. Jedes der beiden Heere wählte sich hierauf eine aus 10 Tribunen bestehende, leitende Behörde und zog dann unter Anführung derselben vom Aventinus auf den heiligen Berg. Die Patricier beschlossen anfangs, aller Drohungen ungeachtet, die Decemvirn zu schützen, Valerius und Horatius weigerten sich aber, Unterhändler zwischen Volk und Senat zu sein, so lange die unrechtmäßige Gewalt fortdauere. Erst als das Volk Anstalten zu einer förmlichen Trennung von Rom machte, gaben die Patricier nach und gestanden die Aufhebung des Decemvirats zu. Das Heer kehrte hierauf nach dem aventinischen Hügel zurück und erwählte hier unter dem Vorsitz des Pontifex maximus oder Oberpriesters 10 Volkstribunen, unter welchen sich auch Virginius und Icilius befanden. Diese Tribunen unterhandelten mit dem Senat und auf ihren Antrag wurde die alte Verfassung wieder hergestellt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß inskünftige die Entscheidungen der Tribut-Comitien vollkommen gesetzliche Kraft haben sollten.

Valerius und Horatius, welche nach der Aufhebung des Decemvirats zu Consuln erwählt wurden, ließen diese Bedingung und einige andere für die Plebejer wichtigen Bestimmungen durch die Volksversammlungen zu förmlichen Gesetzen machen. Nach diesen sogenannten zweiten Valerischen Gesetzen waren die Beschlüsse der Tribut-Versammlungen für alle Theile des römischen Volks bindend; außerdem ward aber noch verfügt, daß kein Beamter mehr eingesetzt werden solle, von dessen Geboten keine Berufung an das Volk Statt finden könne, und daß jeder, der ein solches Amt einsetze, sich des Todes schuldig mache und in die Acht verfalle. Appius Claudius und derjenige seiner Collegen, der sich am meisten zu seinem Werkzeuge hergegeben hatte, wurden vor das Gericht der Volksversammlung gestellt. Beide entleibten sich im Gefängniß. Die übrigen wurden aus Rom verbannt (449 v. Chr.).

An dieser so ausführlichen, in alle Einzelnheiten so genau eingehenden Erzählung mag Manches der Sage angehören, die sich in Zeiten, wo noch keine gewissenhafte und kritische Geschichtschreibung Wahres und Falsches sonderte, leicht an jedes bedeutende geschichtliche Ereigniß knüpft und seinen wirklichen Zusammenhang verdeckt und unkenntlich machte. Soviel aber ist gewiß, daß die Decemviratgesetzgebung mit einem entscheidenden Siege der Plebejer endigte. Neben den Tribunen hatten sie den weiteren Rechtsschutz, der in einer geschriebenen

unverrückbaren Gesetzgebung liegt, an welche die Magistrate gebunden waren und die Tribut-Comitien waren aufs Neue in ihren gesetzgeberischen Rechten anerkannt.

V. Vom Ende des Decemvirats bis auf die völlige Gleichstellung der Patricier und Plebejer.

1. Innere Angelegenheiten bis zum gallischen Krieg.

Durch die Gesetzgebung der zwölf Tafeln und die wenige Jahre nachher durch ein Gesetz des C. Canulegis (445 v. Chr.) gewährte Erlaubniß der Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern war die schroff sich entgegenstehende Schranke gebrochen, durch welche das römische Volk seither in zwei Stände geschieden gewesen war. Die Herbeiführung einer vollkommenen staatsbürgerlichen Gleichheit Beider war nun nicht mehr abzuwehren, und sie trat, wiewohl nicht ohne einen weiteren hartnäckigen Kampf in der nächsten Zeit, nach und nach ein. Die Plebejer und ihre Tribunen wußten, ohne Blutvergießen und ohne eigentliche Gewaltthätigkeit, den Patriciern ein Vorrecht nach dem anderen zu entreißen, sie gingen auf der einmal eröffneten Bahn Schritt vor Schritt weiter, bis endlich, ungeachtet die alten Volksabtheilungen und zum Theil auch ihre Rechte beibehalten wurden, eine ganz neue Staatsform fertig dastand. Diese Umgestaltung der Verfassung hing übrigens mit dem persönlichen Charakter der Tribunen ebenso zusammen, wie die Entwickelung der athenischen Demokratie mit dem eines Klisthenes, Perikles und anderer Staatsmänner. Nur war in der älteren Zeit der römischen Republik der Ehrgeiz aller Tribunen und die Triebfeder ihrer Handlungen sehr verschieden von dem, was die Tribunen der späteren Zeit leitete. Die Letzteren arbeiteten nur für sich, die Ersteren aber für ihren Stand. Darin liegt auch der Grund, warum in jener früheren Zeit, nachdem man einmal die Vorrechte der Patricier-Kaste vernichtet und das Recht der freien Abstimmung über allgemein verbindende Gesetze erlangt hatte, vom Volke selbst keine heftigen Bewegungen mehr ausgingen, sondern nur noch solche Unruhen, die von jedem republikanischen Verfassungsleben unzertrennlich sind. Es bildete sich nämlich aus den reicheren plebejischen Familien eine neue Aristokratie und diese hatte ein gemeinschaftliches Standes-Interesse, durch welches sie einerseits zur Erkämpfung weiterer Rechte angetrieben, andererseits aber auch, wie wir sehen werden,

bewirkt ward, daß die römische Verfassung, trotz aller scheinbaren demokratischen Gleichheit, ein sehr stark ausgesprochenes aristokratisches Gepräge beibehielt.

Die erste Stufe, auf welcher diese plebejische Aristokratie zur Gleichberechtigung mit dem alten Adel emporstieg, war die Veränderung der Form des Consulats. In demselben Jahre nämlich, in welchem die Plebejer die Aufhebung des Verbots der Ehe zwischen den beiden Ständen durchsetzten (445 v. Chr.), drangen sie mit solchem Nachdruck auf die Zulassung zum Consulate, daß die Patricier nicht länger widerstehen konnten und deshalb auf Mittel dachten, wenigstens die Form und den Schein zu retten, um unter günstigeren Umständen auch die Sache wieder erlangen zu können. Es wurde daher festgesetzt, daß in den Centuriat-Comitien fürs nächste Jahr statt der beiden Consuln sechs Militärtribunen mit consularischer Gewalt gewählt werden und beide Stände zu dieser Würde berechtigt sein sollten. In den nächsten 80 Jahren wurden nun bald solche Militärtribunen, bald Consuln ernannt, je nachdem die Umstände für die Plebejer günstig oder ungünstig waren. Die Zahl der consularischen Militärtribunen war schwankend und betrug drei, vier, sechs oder acht; auch wurden sie keineswegs immer zur Hälfte aus den Plebejern gewählt, sondern die Patricier wußten es sogar oft zu bewirken, daß die Militärtribunen eines Jahres insgesammt ihrem Stande angehörten und nur zwei Mal bildeten Plebejer die Mehrzahl derselben. Die Patricier suchten also auf jede Weise ihre Vorrechte zu behaupten, allein alle ihre Bemühungen blieben am Ende doch erfolglos: sobald die Plebejer einmal, selbst ohne wirklich Consuln zu werden, zur höchsten Würde im Staate zugelassen worden waren, mußten sie im natürlichen Entwickelungsgang der Verhältnisse zuletzt auch zum Consulat selbst gelangen.

Die Patricier, welche dies voraussahen, halfen sich damit, daß sie dem Consulate von Zeit zu Zeit einen Theil seiner Machtbefugnisse entzogen und daraus neue, nur ihnen zugängliche Aemter bildeten. Sie schufen zuerst die Censur oder das Amt der Censoren (443 v. Chr.). Dieses Amt vereinigte, dem von den Sabinern herkommenden Gebrauche gemäß, die Aufsicht über die Sitten der Bürger mit der Militär-Disciplin, der Besteuerung und der eigentlichen Administration. Der wichtigste Theil des Censor-Amtes war die Schätzung der Bürger, weil diese nicht allein mit dem ganzen Finanzwesen des Staats zusammenhing, sondern auch mit der bürgerlich-militärischen Eintheilung nach Centurien und dem darauf beruhenden Antheil eines jeden Bürgers an der Staatsleitung. Die Verbindung dieses wichtigen Geschäfts der Censoren mit der Sittenaufsicht erklärt sich leicht daraus, daß in einem republikanischen Staate, in welchem das Staatswesen

noch nicht, wie bei uns, eine Art von Mechanismus geworden war und auf bestimmten Formen und geschriebenen Gesetzen beruhte, die Erhaltung der alten Religion und Sitte eine Hauptstütze des Ganzen war. Man muß daher auch bei der den Censoren obliegenden Aufsicht über die Sitten weniger an unseren Begriff von Moral denken, als vielmehr an dasjenige, was wir Nationalcharakter, altherkömmliche Sitte und ererbte Vorstellungen von den Verhältnissen und Pflichten des Privatlebens nennen. Uebrigens ward die Errichtung der Censur nicht blos durch den Streit um die Standesvorrechte veranlaßt, sondern der Gang der Dinge selbst mußte die Römer darauf führen. Da nämlich jene Streitigkeiten die ganze Aufmerksamkeit der Consuln in Anspruch nahmen, so waren diese öfters nicht im Stande gewesen, die so wichtige Zählung und Schätzung des Volkes oder den sogenannten Census vorzunehmen. Außerdem wurden die Consuln aber auch durch die größeren Verwickelungen im Staatsleben, sowie durch die beständigen Kriege immer mehr beschäftigt. Es war daher natürlich, daß man den Census und alle mit demselben verbundenen Geschäfte vom Consulate trennte und daraus ein neues Amt bildete; und die Errichtung desselben beweist ebenso, wie die ganze Entwickelungsgeschichte des römischen Staats, daß man in Rom stets darauf bedacht war, die Staatseinrichtungen den veränderten Umständen anzupassen. Ebenso natürlich war es, daß man dieses wichtige Amt nur solchen Männern übertrug, welche bereits einmal das Consulat verwaltet hatten und daß dasselbe also anfangs blos den Patriciern zugänglich war.

Die Censoren, welche ebenso wie die Consuln zwei an Zahl waren, wurden gleich diesen in den Centuriat-Comitien erwählt und zwar nur alle fünf Jahre, weil dies die Zeit war, innerhalb deren immer Ein Census gehalten werden mußte. Anfangs blieben sie auch fünf Jahre hintereinander im Amte. Dies konnte aber die republikanische Eifersucht nicht lange zugeben: schon neun Jahre nach der Errichtung der Censur wurde das Gesetz erlassen, daß die Censoren ihr Amt nur 18 Monate lang bekleiden durften. Uebrigens wurden später nicht gerade alle fünf Jahre neue Censoren gewählt, und oft ließ man auch nicht einmal fünf Jahre verfließen, ehe man neue ernannte. Die Censoren erledigten gleich nach dem Antritt ihres Amtes ihr Hauptgeschäft, indem sie auf dem Mars-Felde die Schätzung des römischen Volks und die damit verbundene Heerschau über die Bürgermacht vornahmen. Alle Bürger erschienen bewaffnet und einer nach dem anderen gab vor den Censoren sein Vermögen an, worauf er, je nachdem sein Wohlstand seit dem letzten Census zu- oder abgenommen hatte, von neuem in das Steuerregister eingetragen, in die bestimmte Vermögensklasse eingewiesen wurde. Jeder mußte Namen, Alter und Wohnung,

sowie Namen und Alter seiner Frau, die Zahl seiner Kinder, seiner Sklaven, seiner Güter und seines Viehstandes angeben. Alles dies mußte er mit einem Eide bekräftigen, und wenn eine seiner Angaben sich als falsch erwies, so wurde er mit Einziehung seiner Güter und mit dem Verluste der Freiheit bestraft. Wer sich gar nicht stellte, verlor das Bürgerrecht. Aus den gemachten Angaben bildeten die Censoren das Steuerregister und die Verzeichnisse der Bürger jeder Klasse, Centurie und Tribus. Außer dem Census hatten die Censoren auch die Verwaltung und Verpachtung der Staats-Domänen, sowie die Oberaufsicht über die Herstellung von Heerstraßen und Wasserleitungen und über das öffentliche Bauwesen überhaupt.

Die Sorge für die Erhaltung der alten Sitte und Gesinnung gab den Censoren eine Macht und ein Ansehen, welche um so größer waren, je weniger die Würde ihres Amtes, gleich der des Consulats, eines militärischen Commandos und äußerer in die Augen fallender Abzeichen zu bedürfen schien. Sie prüften den äußeren Lebenswandel und den Ruf jedes Einzelnen und hatten das Recht, über alle Klassen der Bürger Ehrenstrafen zu verhängen, deren Zweck die Ausrottung aller derjenigen Vergehungen und Gewohnheiten war, die das Familien- und Staatsleben beeinträchtigten. Sie konnten einen Unwürdigen aus dem Senate ausstoßen, jedoch nur für die Dauer von fünf Jahren, da die nachfolgenden Censoren den Ausgestoßenen wieder unter die Senatoren aufnehmen durften. Ebenso konnten die Censoren einen Ritter vom Ritterstande ausschließen, indem sie ihm bei der Musterung befahlen, sein Pferd zu verkaufen. Wollten sie einen Bürger bestrafen, der weder zu den Rittern noch zu den Senatoren gehörte, so versetzten sie ihn aus einer vornehmeren Tribus in eine geringere. Die sogenannten ländlichen Tribus galten nämlich für angesehener, weil sie den wohlhabenden und gebildeten Theil der Nation enthielten, während die vier städtischen aus den Vermögenslosen und Freigelassenen bestanden. Ein Bürger der letzteren Klasse wurde dadurch bestraft, daß die Censoren ihn aus dem Verzeichniß der Tribus und Centurien ganz ausstrichen, was den Verlust des activen Bürgerrechts und eine willkürliche Besteuerung zur Folge hatte. Solche Bürger hießen Aerarier oder Cäriten. Auch für sie galt dasselbe, was vorher von der Bestrafung der Senatoren und Ritter gesagt worden ist: sie konnten nach fünf Jahren durch die neuen Censoren wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt werden. Uebrigens wurde durch die Censur in Rom die alte Sitte und Strenge lange Zeit mit eben dem Glücke bewacht, als dies in neueren Zeiten in Genf fast drei Jahrhunderte hindurch geschah, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Römern blos von einer bürgerlichen Aufsicht die Rede war, in Genf

dagegen ein rein geistliches Gericht bestand, welches die eigentliche Religion und Moralität, sowie das häusliche Leben im alten Zustande zu erhalten suchte. So lange jene Aufsicht der Censoren sich mit den äußeren Verhältnissen des Staats vertrug, entsprach sie ihrem ursprünglichen Zwecke. Sobald dies aber nicht mehr der Fall war, betrachtete das Volk die Sittenaufsicht nur als Nebensache des Censor-Amts und die Censoren selbst, welche in früherer Zeit meist tadellose und erprobte Männer waren, bedienten sich seitdem ihrer Macht in persönlichem oder im Parteiinteresse.

Bald nach der Einführung der Censur trat in Rom ein Ereigniß ein, welches zwar keine bedeutenden Folgen hatte, aber doch insofern von Wichtigkeit ist, als es deutlich zeigt, wie sehr die Patricier es sich angelegen sein ließen, auf jede Weise den aufstrebenden Ehrgeiz des neuen plebejischen Adels zurückzuschrecken. Als im Jahr 440 v. Chr. bei einer Hungersnoth viele ärmere Bürger großen Mangel litten, nahm sich ein reicher Privatmann, der plebejische Ritter Spurius Mälius, seiner Mitbürger an. Er ließ Getreide in Etrurien aufkaufen und theils unentgeltlich, theils zu niedrigen Preisen an die Armen vertheilen. Dies verschaffte ihm einen großen Anhang im Volke, erregte aber zugleich auch Eifersucht und Argwohn bei den Patriciern. Es verbreitete sich, entweder durch diese veranlaßt oder zufälliger Weise, das Gerücht, Mälius strebe nach der königlichen Herrschaft, habe aus diesem Grunde sich durch seine Getreide-Austheilung die Gunst des großen Haufens zu erwerben gesucht und halte in seinem Hause viele Waffen verborgen. Der Senat ernannte den hochbejahrten Cincinnatus zum Dictator, und als Mälius vor dessen Richterstuhl auf das Forum geschleppt, hier aber vom Volke befreit ward, stürzte sich der Magister equitum, Servilius Ahala, unter die Menge und stieß den Angeklagten vor den Augen des Volkes nieder. Hierauf ließ der Dictator das Haus des Mälius als Wohnung eines Hochverräthers niederreißen.

Alle solche Maaßregeln konnten nur vorübergehend wirken. Die einmal begonnene Herstellung der politischen Gleichberechtigung der Patricier und der Plebejer, das heißt der Sache nach des allmälig sich bildenden plebejischen Adels mit dem alten patricischen, ging ihren Gang fort, und die vornehmen plebejischen Familien wußten den Patriciern immer mehr Vorrechte zu entreißen. Der nächste Schritt zur völligen Gleichheit der Stände war die Zulassung der Plebejer zur Quästur oder zu derjenigen Magistratur, von welcher man unmittelbar zu den höheren Aemtern des Staats gelangte. Die Quästoren waren die Aufseher und Verwalter der Staatskasse, führten über Einnahme und Ausgabe Rechnung, besorgten den Verkauf der Kriegsbeute,

und repräsentirten den Senat bei fremden Gesandten, deren gastliche Aufnahme und Verpflegung sie aus der Staatskasse bestritten und für welche sie die gebräuchlichen Geschenke beschaffen ließen. Ihr Geschäft war natürlich sehr weitläufig und mit vielen mechanischen Arbeiten verbunden, weswegen sie ebenso, wie andere Beamten, ganze Bureaux von Schreibern und Rechnern hatten. Auch mußte ihre amtliche Thätigkeit mit jeder Vergrößerung des Staates an Umfang zunehmen und immer verwickelter werden. Daher kommt es denn, daß ihre Zahl, welche ursprünglich nur zwei betrug, nach und nach bis auf zwanzig, ja zu Cäsar's Zeit sogar bis auf vierzig vermehrt ward. Früher waren die Quästoren immer von den Consuln ernannt worden und mithin bloße Unterbeamte derselben gewesen. Schon zwei Jahre nach der Abschaffung des Decemvirats aber hatte man die consularische Gewalt dadurch geschwächt, daß man die Quästur für eine von den Consuln unabhängige und gleich den anderen Aemtern vom Volke jährlich zu vergebende Würde erklärte. Zwanzig bis dreißig Jahre später (421 v. Chr.), als die Zahl der Quästoren auf vier erhöht wurde, setzten die Plebejer den Beschluß durch, daß dieses Amt auch von Leuten ihres Standes bekleidet werden dürfe.

2. Aeußere Angelegenheiten bis auf den Krieg mit Veji.

Eine der wichtigsten Folgen der durch das Decemvirat und die Valerisch-Horazischen Gesetze bewirkten Veränderung im Staatswesen war die schnelle Vergrößerung des römischen Staates nach außen und die auffallend starke Vermehrung seiner inneren Kraft. Die zunehmende Macht des plebejischen Adels und der dadurch zwischen ihm und den Patriciern entstehende Wetteifer trugen vorzugsweise zur Entwickelung des patriotischen Muthes der Römer und zum Gedeihen ihrer auswärtigen Unternehmungen bei. Den Rang, welchen vorher die Geburt allein gegeben hatte, konnte seit jener Aenderung der einzelne Patricier sich nur durch Tapferkeit, Mäßigkeit, Ausdauer, Rechtlichkeit und Klugheit erwerben und sichern; alle diese Tugenden aber wurden durch Kriege entwickelt und genährt, welche von Plebejern und Patriciern in gleich hohem Grade gewünscht wurden: von Beiden, weil sie durch kriegerische Verdienste allein größeres Ansehen erhalten konnten, von diesen insbesondere aber auch darum, weil sie nur durch Kriege sich Ruhe vor den Tribunen und dem von diesen aufgereizten Volke verschaffen und sich im erblichen Besitz des Anrechts auf die Ehrenstellen des Staats behaupten konnten. Dies machte den Senat jener Zeiten so ehrwürdig, die Anführer der Heere so wachsam und thätig, und erfüllte die plebejischen Familien mit so regem Eifer, sich doppelt um den Staat verdient zu machen, um diejenigen, die im Besitze der Macht

waren, aus den Ehrenstellen zu verdrängen, und zu erwerben und zu sparen, um ihnen an Vermögen gleichzukommen.

So hing also die erobernde Richtung, welche das römische Volk von dieser Zeit an immer entschiedener einschlug, und die dasselbe zuletzt zur Weltherrschaft führte, enge mit jenen Zwistigkeiten und Kämpfen zusammen, durch welche Roms Verfassung sich entwickelte. Beides wirkte fortan zusammen, um die Römer zugleich zu jener inneren Kraft und jener äußeren Macht zu führen, welche Beide ein Gegenstand der Bewunderung für die Nachwelt geworden sind. Diese doppelte Thätigkeit des römischen Volkes hat der Geschichte seiner früheren Jahrhunderte ihren eigentlichen Reiz und ihren vorherrschenden Charakter gegeben. Beide Stände waren einig und suchten einander durch kriegerische Verdienste zu überbieten, so oft ein auswärtiger Feind den Staat bedrohte, und diesem war die durch den ewigen inneren Streit nicht, wie man erwarten sollte, gelähmte, sondern vielmehr gesteigerte Kraft stets furchtbar; sobald aber der Krieg zu Ende war, begann die innere Bewegung, der Kampf der Parteien wieder, dieser hielt dann auch mitten im Frieden alle Bürger wach und thätig und erlaubte keinem, sich auf dem Polster der Weichlichkeit zu betten.

Dieser Geist des römischen Volkes und seines damaligen Lebens gewährte auch den gemachten Eroberungen eine größere Sicherheit und Festigkeit, als sie durch irgend eine Art von äußeren Vertheidigungsmitteln hätten erhalten können. Doch fehlte es auch an diesen nicht. Dies zeigte sich besonders in der Einrichtung der römischen Colonieen, deren Beginn bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht. Während bei den Griechen die Pflanzstädte gleich bei der Gründung von der Mutterstadt sich völlig trennten und mit einer gewissen Vorliebe die entlegensten Gegenden aufsuchten, blieben dagegen die zu einer Ansiedelung ausgesandten römischen Bürger fortwährend ein Theil des Staats und der Bürgerschaft von Rom, und die Römer legten daher auch erst in späteren Zeiten und bei ganz veränderten Verhältnissen Colonieen außerhalb Italiens an. Auf diese Weise vermehrte sich mit der Zunahme des römischen Gebiets die Zahl der römischen Bürger, ohne daß die Bevölkerung der Stadt Rom übermäßig schnell vergrößert ward. Die römischen Colonieen hatten außerdem auch noch eine große militärische Bedeutung. Sie waren nämlich das Mittel, durch welches man sich den Besitz der gemachten Eroberungen auf eine leichte und wirksame Weise sicherte. Sie dienten nicht blos, wie unsere Festungen, zur Vertheidigung des Reichs gegen äußere Feinde, sondern sie waren auch militärische Posten, durch welche die Unterworfenen in Abhängigkeit erhalten wurden. Die Bewohner derselben, welche als römische Bürger mit dem Mutterstaate in der innigsten Verbindung



blieben, waren wie alle Römer Soldaten und Bürger zugleich, sie wurden außerdem schon durch ihr eigenes Interesse zur Unterdrückung jeder Bewegung unter den Besiegten angetrieben und erforderten nicht, wie unsere Besatzungstruppen, Unterhaltungskosten von Seiten des Staats, da sie außer den Gütern, die man bei der Gründung der Colonie ihnen angewiesen hatte und von deren Bebauung sie lebten, nichts erhielten.

Ebendieselbe Klugheit, welche die Römer bei der Aussendung ihrer Colonieen leitete, ebenderselbe politische Tact, mit dem sie Alles den Umständen anzupassen verstanden, zeigt sich auch in der Einrichtung und stufenmäßigen Entwickelung ihres Heerwesens. Es scheint uns jedoch besser, diese Letztere erst später anzudeuten, um die Darstellung der allmäligen Bildung der römischen Staatsverfassung nicht mehr, als nöthig ist, zu unterbrechen. Wir geben daher auch nur einen kurzen Bericht über die Kriege, welche Rom nach dem Sturze des Decemvirats bis zur Eroberung von Veji führte. Im Jahre 493 hatten die Römer ein enges Bündniß mit den Latinern geschlossen, dem im Jahre 486 ein ähnliches mit dem Volke der Herniker folgte. Dieser Waffenbund war gegen die Angriffe der Aequer, der Sabiner und der Volsker gerichtet, von welchen die drei verbündeten Völker gleichmäßig bedroht und mit häufigen Plünderungszügen heimgesucht wurden. Seit der wachsenden Einigung im Innern in Folge der Decemviralgesetzgebung aber ging der Angriff an die Römer und ihre Bundesgenossen über: die Sabiner, wie die Aequer und Volsker wurden durch entscheidende Niederlagen überwältigt und gegen das Ende des fünften Jahrhunderts vor Christo reichte das Gebiet der Römer im Osten bereits über die Mitte von Italien hinaus bis an die Ostgrenze des sabinischen Landes und bis an den Fucinischen See oder den Lago di Celano. Dagegen lag die nördliche Grenze des römischen Staates der Stadt Rom noch sehr nahe; hier hemmten die etruskischen Städte Fidenä, Falerii und Veji die Fortschritte der römischen Waffen und gegen sie wandte sich deshalb nach der Besiegung der Aequer und Volsker zunächst die Kriegslust der Römer.

3. Der letzte Krieg gegen Veji.

Der Krieg mit Veji, welcher zuerst begonnen wurde, hat eine dreifache Bedeutung. Seine glückliche Beendigung machte den Römern zuerst Etrurien und den Norden von Italien zugänglich; die Erzählungen von demselben gehörten zu den wichtigsten Sagen der späteren Römer, erfüllten dieselben mit Enthusiasmus für ihre Nationalgeschichte und sind dadurch, obgleich sie sehr ausgeschmückt wurden, für die Nachwelt der wirklichen Geschichte gleich geworden; im vejischen

Kriege endlich hat der römische Senat zum ersten Male die Kunst verstanden, das Interesse der regierenden Klasse, Krieg und Eroberung, mit dem Interesse der Regierten, Friede und Brod, zu verbinden, und da auf dieser Kunst zum Theil die nachherige Größe Roms beruhte, so hat dies den vejentischen Krieg, obgleich er mit einer bloßen einzelnen Stadt geführt ward, ganz besonders folgenreich gemacht.

Früher hatte Rom auch den etruskischen Städten gegenüber ebenso, wie in Latium, ein hohes Ansehen behauptet. Dieses hatten die Römer später verloren und das der Stadt Rom ganz nahe gelegene Veji bildete ein, die Erweiterung des römischen Gebiets hemmendes Bollwerk, weil es ungeheure Mauern hatte und durch dieselben, wie durch eine günstige natürliche Lage gegen jeden Angriff geschützt war, welcher ohne Kriegsmaschinen und ohne eine, nur stehenden oder bezahlten Heeren mögliche langjährige Belagerung unternommen wurde. Immer wieder sich erneuernde Kriege zwischen Veji und Rom waren unvermeidlich. Veji war aber ein im Sinken begriffener, Rom dagegen ein neu gebildeter jugendlich kräftiger Staat, der sich immer mehr erhob und wegen seiner inneren Kraft und seiner kriegerischen Richtung zu den Völkern Italiens in demselben Verhältniß stand, wie Sparta zu den griechischen, nur mit dem Unterschied, daß es nicht, wie dieses, sich eine lange Zeit hindurch defensiv verhielt, sondern gleich von Anfang an angreifend und erobernd auftrat. Zum Unglück für die Stadt Veji waren außerdem noch zu derselben Zeit, als Rom nach und nach völlig in einen militärisch aristokratischen Staat umgewandelt ward, von den drei etruskischen Staatenbünden, von welchen sie als verwandten Mächten eine kräftige Hülfe hätten erwarten können, zwei bereits untergegangen, der dritte aber gerade damals nicht im Stande, den Vejentern gegen den gemeinschaftlichen Feind beizustehen. Der lombardische Bund der Etrusker nämlich war schon längst den gallischen Horden, der campanische aber kurz vorher den Samniten erlegen, und als die Römer Veji angriffen, waren ebendieselben Barbaren auch in das eigentliche Etrurien entweder bereits eingebrochen oder drohten doch jeden Tag einzubrechen.

Beim Beginn des letzten Kriegs mit Veji hatte Rom die oben angedeutete Maaßregel ergriffen, welche unter den damaligen Umständen seine Kriegsmacht zur furchtbarsten des ganzen westlichen Europas machen mußte. Es ward nämlich damals (405 v. Chr.) zuerst ein allgemeiner Sold für das ganze am Kriege theilnehmende Fußvolk eingeführt, während früher unter den Königen nur die Garden derselben besoldet worden waren, nachher aber das Heer entweder gar nicht oder nur theilweise und vorübergehend eine Löhnung meist in Form von Antheilen an der Kriegsbeute oder in einzelnen Fällen von Anweisung

eroberter Ländereien erhalten hatte. Die Reiterei, welche nicht sehr stark war und blos aus den vermögenden Bürgerklassen genommen wurde, erhielt erst in viel späterer Zeit regelmäßigen Sold. Diese wichtige Maaßregel, durch welche die römische Bürgermacht in den Sold des Staates genommen wurde, gab derselben ein noch größeres Uebergewicht über die Heere der übrigen italischen Staaten, als sie schon früher durch den in der römischen Republik herrschenden Geist erhalten hatte; denn der Römer konnte jetzt, ohne Nachtheil für sein Gewerbe und seine häuslichen Angelegenheiten, öfter und auf längere Zeit in den Krieg ziehen und das Heer war namentlich, worauf bei einem Kriege mit Veji Alles ankam, in den Stand gesetzt, selbst den Winter über im Felde zu bleiben und diese Stadt ganze Jahre hindurch umzingelt zu halten.

Der letzte Krieg mit Veji währte zehn Jahre (von 405 bis 396 v. Chr.) und ist in militärischer Hinsicht besonders dadurch merkwürdig, daß in demselben die Römer zum ersten Male eine förmliche Belagerung größerer Art unternahmen. Die Vejenter zogen sich nämlich, weil sie im offenen Felde den Römern nicht gewachsen waren, hinter ihre Riesenmauern zurück und wurden dort, wie es heißt, zehn Jahre hindurch ohne Unterbrechung belagert. Diese langjährige Dauer der Belagerung ist, wie alles, was sonst noch von den einzelnen Begebenheiten des letzten Krieges mit Veji erzählt wird, eine Ausschmückung der überlieferten Sage, die man nicht auf ihren historischen Gehalt zurückzuführen vermag. Ueberhaupt ist diese Belagerung in den Chroniken der Römer gerade ebenso behandelt worden, wie die messenischen Kriege in den Geschichtsbüchern der Griechen und es ist hier wie dort unmöglich, die Sage ihres poetischen Gewandes zu entkleiden. Ja, die römischen Erzählungen von der Eroberung und Zerstörung von Veji erinnern sogar aufs lebendigste an die epischen Darstellungen des trojanischen Krieges und vielleicht dürfte man die Annahme einer zehnjährigen Dauer der Belagerung und manche Einzelnheit derselben geradezu daraus erklären, daß in den Augen der Nachkommen Veji als das römische Troja angesehen und die Zerstörung desselben mit der von Troja verglichen wurde.

Im dritten Jahr des Krieges begannen die Römer die eigentliche Belagerung, sie warfen rings um die Stadt einen Damm auf, der durch hölzerne Wände gegen das Zerfallen geschützt ward; von diesem aus wurden die Mauern der Stadt und die auf ihnen stehenden Feinde angegriffen. Als der Herbst kam und die Angriffe noch nichts gefruchtet hatten, beschlossen die Römer zum ersten Male in ihrer Geschichte, auch den Winter über im Felde zu bleiben. Ein glücklicher Ausfall, den die Vejenter machten, vereitelte jedoch bald alle Anstalten der

Römer: die Belagerer wurden zurückgeschlagen, das Holzwerk ihres Dammes verbrannt und dieser selbst dem Erdboden gleich gemacht. Das Glück der Vejenter ermunterte die benachbarten Capenaten und Falisker, die Bewohner von Falerii, auch ihrerseits die Waffen zu ergreifen und ihren Landsleuten Hülfe zu leisten. Dadurch ward einige Jahre hindurch der Wiederbeginn der Belagerung unmöglich gemacht. Die Römer führten den Krieg mit abwechselndem Glücke, bis sie endlich im Anfang des letzten Jahres desselben durch die Capenaten und Falisker eine blutige Niederlage erlitten, welche eine schlimme Wendung herbeizuführen drohte. Dies bewog den Senat, die größten Anstrengungen zur Beendigung des Krieges zu machen und die Leitung desselben einem Dictator zu übertragen. Der Patricier Marcus Furius Camillus, der schon vorher mehrmals ein Commando gehabt hatte, wurde dazu ernannt.

Das glückliche Ende des Krieges, welches Camillus zu Stande brachte, wird von der Sage auf mannigfache Weise poetisch ausgeschmückt. Namentlich hat man ein Wasserbauwerk, welches um jene Zeit ausgeführt ward, mit der Geschichte des vejentischen Krieges in Verbindung gebracht, um für Veji ebenso, wie für Troja, einen Schicksalsspruch zu erfinden. Der albanische See im Lande Latium nämlich ward in jener Zeit mit einem Abzugsstollen versehen, durch welchen die nahen fruchtbaren Niederungen bewässert werden konnten und zugleich dem Uebertreten des Sees vorgebeugt und die ganze Umgegend vor Ueberschwemmung bewahrt wurde. Dieses Werk ward in der Sage auf folgende Weise mit dem vejentischen Kriege in Zusammenhang gebracht. Die Römer wurden, wie es heißt, gegen das Ende des Krieges durch das plötzliche und außerordentlich starke Anschwellen des Albaner Sees, welcher über die ihn umgebende Bergwand floß, sehr beunruhigt, weil sie nach ihren Religionsbegriffen alle ungewöhnlichen Naturerscheinungen für Vorzeichen dessen, was nach dem Willen der Götter geschehen sollte, ansahen. Sie ließen also das delphische Orakel durch Gesandte befragen und erfuhren sowohl von diesem, als auch von einem gefangenen etruskischen Zeichendeuter, es sei von Alters her durch das Schicksal bestimmt, daß Veji nicht erobert werden könne, während der Albaner See seine Ufer überströme, daß aber Rom untergehen werde, sobald die Gewässer des Sees das Meer erreichten. Man begann also schnell das felsige Becken desselben zu durchbohren, damit der See nicht länger überfließe und das durch den Kanal herausgeleitete Wasser in der Niederung sich vertheile. So ward der Spruch des Schicksals zu Gunsten der Römer erfüllt.

Camillus schlug, sobald er das Commando des römischen Heeres übernommen hatte, zuerst die Capenaten und Falisker in einer ent-

scheidenden Schlacht und begann dann eine neue Belagerung der Stadt Veji. Nachdem rings Schanzen aufgeworfen waren, ließ Camillus einen Minengang graben, der in die Burg von Veji geleitet wurde und dort bis gerade unter den Juno-Tempel führte. Als der Gang bis auf den Durchstich des äußersten Endes fertig war, begab sich Camillus mit einem kleinen Theil des Heeres in denselben, die Uebrigen aber ließ er einen allgemeinen Sturm auf die Mauern der Stadt machen. Die Vejenter, welche von dem unterirdischen Gange nichts gemerkt hatten, begaben sich insgesammt auf die Mauern, nur ihr König blieb mit den Priestern zurück, um im Tempel der Juno den Göttern zu opfern und ihren Beschluß zu erforschen. Die Römer vernahmen unter dem Boden den Spruch der Priester, daß dasjenige Volk siegen würde, dessen Bürger der Göttin das so eben erschlagene Opferthier darbringen würden. Da brachen sie sogleich hervor, erschlugen die Anwesenden und opferten der Göttin. Dann besetzten sie Burg und Stadt und öffneten ihren Landsleuten die Thore. Plündernd und mordend durchzogen die Sieger die Stadt. Sie machten eine unermeßliche Beute und mit nie gesehenem Pompe feierte Camillus bei der Rückkehr nach Rom einen Triumph; allein er fuhr dabei auf einem Viergespann von weißen Rossen, wie nur Jupiter und der Sonnengott zu fahren pflegten. Er beleidigte dadurch beide Gottheiten und mußte bald nachher, wie einst Agamemnon, zur Sühne für die untergegangene Stadt großes Unglück erleiden. Wie auf diese Weise durch die Eroberung von Veji das Machtgebiet von Rom vermehrt ward, so bereicherte andererseits die Beute einer alten und sehr wohlhabenden Stadt das römische Volk. Was aber das Wichtigste war, das Gebiet der Römer ward durch die Besitznahme einer der fruchtbarsten Gegenden von Italien vermehrt und das Hauptbollwerk, welches sie seither gehindert hatte, sich Etrurien zu unterwerfen, war jetzt hinweggeräumt. Auch die Capenaten und Falisker wurden gleich nach Vejis Fall unter das römische Joch gebeugt.

Camillus hatte vor der Eroberung von Veji dem delphischen Gotte den zehnten Theil der Beute gelobt, dies aber damals dem Heere nicht verkündigt. Als nach der Heimkehr der Soldaten von den Priestern erklärt wurde, jeder müsse bei Strafe des göttlichen Zornes ein Zehntel der von ihm gemachten Beute abliefern, waren die Meisten nicht mehr im Besitze derselben und zürnten dem Feldherrn, dessen Stillschweigen eine so schwere Schuld auf ihre Häupter geladen hatte. Gleich nachher trat Camillus als entschiedener Aristokrat mit großer Heftigkeit gegen die Plebejer und ihre Tribunen auf. Da er nun vermittelst der gemachten Beute sein Haus prachtvoll verziert hatte und man in Rom damals an große Pracht noch nicht gewöhnt war, so benutzten dies die Tri-

bunen, um ihn ins Verderben zu stürzen. Sie klagten ihn vor dem Volke an, daß er einen beträchtlichen Theil der dem Staate gehörenden Beute von Veji unterschlagen habe. Camillus war zu stolz, um das verhaßte Volk als seinen Richter anzuerkennen und zog lieber freiwillig in die Verbannung. Als er scheidend durch das Thor seiner Vaterstadt ging, bat er mit rachgierigem Sinne die Götter, sie möchten der undankbaren Stadt seine Abwesenheit recht bald fühlbar machen.

4. Der erste gallische Krieg der Römer.

Zur Unterwerfung von ganz Italien, zu der die Römer durch die Besiegung der Vejenter den ersten Schritt gethan hatten, war ihnen sogar das bald nachher bis nach Rom selbst vordringende Volk der Gallier behülflich. Dieses drohte zwar anfangs dem römischen Staat verderblich zu werden, allein Rom ging zuletzt nicht allein siegreich aus dem Kampfe mit ihm hervor, sondern erweiterte auch durch denselben seine Macht, und glänzte bald als die Retterin und das Haupt von Italien gegen die Barbaren. Gallische Schaaren waren, wie oben angegeben worden ist, schon zur Zeit der römischen Könige in Oberitalien eingebrochen; sie hatten damals den etruskischen Staatenbund in der Polandschaft vernichtet und waren hierauf allmälig weiter nach Süden vorgerückt. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, bald nachdem die Samniten sich die campanisch-etruskische Conföderation unterworfen hatten, waren gallische Schaaren über die Apenninen gegangen, um auch im eigentlichen Etrurien festen Fuß zu fassen. Im Jahr 391 v. Chr. griffen sie unter Brennus Anführung die Stadt Clusium an und diese wandte sich nach Rom um Hülfe.

Die Römer schickten drei Gesandte, welche der mächtigen Familie der Fabier angehörten, nach Clusium, um den Galliern Vorstellungen zu machen. Diese ließen sich auf nichts ein, sondern verlangten, daß die Clusiner ihnen einen Theil ihres Gebietes abtreten sollten, indem sie, wie man ihnen in den Mund legt, den Fabiern erklärten, ihr Recht bestehe in ihren Waffen und tapferen Männern gehöre die Welt. Der Krieg ward also fortgesetzt und die römischen Gesandten, wird erzählt, waren so unbesonnen, bei einem Ausfall der Clusiner am Kampfe Theil zu nehmen; einer derselben erschlug sogar bei dieser Gelegenheit einen gallischen Anführer. Brennus schickte hierauf einige seiner Krieger nach Rom und forderte die Auslieferung der Gesandten, welche so gröblich gegen das Völkerrecht gesündigt hatten. Der römische Senat überließ die Sache dem Volke und dieses verweigerte den Galliern nicht allein die verlangte Genugthuung, sondern ernannte auch die drei Fabier zu Militärtribunen mit consularischer Gewalt. Auf diese Nachricht setzte sich Brennus sogleich gegen Rom in Marsch.

Zum Unglück für die Römer befand sich damals der einzige Mann, der, wie sich später zeigte, im Stande war, mit Glück gegen die Gallier zu kämpfen, nicht in Rom, sondern in der rutulischen Stadt Ardea, wohin er sich bei seiner freiwilligen Verbannung zurückgezogen hatte. Die drei Fabier und ihre Collegen im Militärtribunat führten den heranziehenden Galliern ein Heer von 45,000 oder nach andern Angaben von nur 24,000 Mann entgegen und lieferten ihnen am Flusse oder Bache Allia eine Schlacht (390 v. Chr.). Die Römer erlitten eine solche Niederlage, daß der überlebende Rest ihres Heeres nicht einmal nach Rom zurückkehren konnte, sondern sich nach dem verlassenen Veji retten mußte. Der Tag der Schlacht am Allia galt seitdem den Römern als ein Unglückstag.

Die Militärtribunen hatten in ihrer unbesonnenen Hitze ebenso wenig daran gedacht, Maaßregeln zur Beschützung der Stadt zu treffen, als sie für den Fall einer Niederlage sich den Rückzug gedeckt hatten. Rom war nicht einmal mit Lebensmitteln versorgt worden, um eine Belagerung aushalten zu können. Die Stadt wäre daher gleich nach der Schlacht eine Beute der rohen Gallier geworden, wenn diese sich nicht der Plünderungslust und Trunksucht überlassen hätten. So verging ein ganzer Tag, ohne daß Brennus etwas zur Benutzung seines Sieges unternehmen konnte. Dadurch wurde die Existenz der römischen Nation gerettet. An eine Vertheidigung der ihrer streitbaren Mannschaft beraubten Stadt war freilich nicht zu denken, vielmehr beeilte sich der größte Theil der Einwohner, nach benachbarten Orten zu entfliehen; man gewann aber noch die Zeit, das Capitol mit den Wehrhaftesten zu besetzen und mit dem Nothwendigsten zu versehen. Die Gallier fanden, als sie nach Rom kamen, die Thore unbesetzt und die Stadt menschenleer; nur achtzig angesehene Greise hatten, wie die Sage hinzufügt, den Untergang ihrer Vaterstadt nicht überleben wollen und saßen auf dem Forum. Diese wurden von den Barbaren niedergemetzelt, die Stadt selbst geplündert und bis auf einige wenige Häuser eingeäschert. Das Capitol bestürmten die Gallier mehrmals vergebens. Ein Theil von ihnen blieb daher in Rom, um die Besatzung des Capitols durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, während die Uebrigen plündernd Streifzüge durch Latium machten.

Unterdessen hatten sich viele der flüchtigen Römer, Etrusker und sonstige Bewohner der von dem gallischen Ungewitter heimgesuchten Gegenden innerhalb der Mauern des verlassenen Veji gesammelt und den Römer Cädicius an ihre Spitze gestellt. Eine andere Schaar war nach Ardea geflohen und machte von hier aus, in Verbindung mit den Bürgern dieser Stadt und unter Camillus Führung, Angriffe auf die umherstreifenden gallischen Raubhorden. Cädicius und Camillus

trugen im Kampfe mit einzelnen Streifparteien stets den Sieg davon und das Vertrauen der Römer in ihren Muth und ihre Waffen wurde dadurch immer mehr gestärkt. Diejenigen Gallier, welche das Capitol eingeschlossen hielten, suchten indessen mit den Belagerten über eine Geldsumme einig zu werden, für welche sie sich zum Abzug verstehen wollten. Die beiden römischen Schaaren aber, welche mit den umherstreifenden Landsleuten derselben kämpften, setzten ihr Vertrauen auf Camillus und ersuchten ihn, unter dem Namen eines Dictators das Commando zu übernehmen und sie gegen die Gallier in Rom zu führen.

Bis dahin ist alles, was von dem gallischen Kriege berichtet wird, dem natürlichen Zusammenhang der Dinge gemäß und nicht unwahrscheinlich; von diesem Punkte an aber gleichen die Erzählungen weniger einer wahren oder wahrscheinlichen Geschichte, als vielmehr einem epischen Gedicht, das zur Verherrlichung der Helden der Vorzeit und zur Verdeckung einer Zeit nationaler Demüthigung gedichtet ward. Die Wahrheit aus denselben zu ermitteln, ist unmöglich. Camillus wollte nach diesen Erzählungen die Dictatur ohne Erlaubniß des Senats nicht annehmen. Es ward daher beschlossen, von den auf dem Capitol befindlichen Senatoren — denn nur in Rom selbst konnte der Dictator bestimmt und gewählt werden — ihre Zustimmung einzuholen. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, übernahm das gefährliche Wagniß, das von Feinden umlagerte Capitol heimlich zu ersteigen und von dort einen Senatsbeschluß zurückzubringen. Er schwamm über die Tiber, erkletterte den Berg an derjenigen Stelle, welche der tarpejische Felsen hieß und gelangte mit dem gewünschten Beschlusse glücklich wieder zum Heere zurück. Am folgenden Morgen bemerkten die Gallier die Spuren des Hinaufgekletterten und suchten nun das Capitol an derselben Stelle zu ersteigen. Sie kletterten Nachts in tiefer Stille hinan und einer von ihnen hatte bereits die Höhe des Felsens erklommen, als die der Juno geweihten Gänse des capitolinischen Tempels durch das Geräusch erschreckt wurden und zu schreien begannen. Ihr Geschrei erweckte den Consularen Marcus Manlius, dessen Haus auf dem Capitol lag und welcher daher den Beinamen Capitolinus führte. Schnell herbeieilend stieß er die heraufgeklommenen Gallier nieder, andere der Römer eilten herbei, und durch seine rasche Tapferkeit wurden also die Römer in demselben Augenblick, als ihre Burg bereits erstiegen war, vor dem verhängnißvollen Ueberfall bewahrt.

Wenn in der That die Gunst des Geschickes und der Heldenmuth eines Römers auf eine so wunderbare Art zusammen wirkten, um die Stadt, die zur Weltherrschaft berufen war, zu retten, so ist auch der nachfolgende letzte Auftritt in diesem Drama nicht so unglaublich, als man sonst annehmen muß. Die Gallier, welche durch Hunger, durch

eine ausbrechende Seuche und durch die römischen Truppen außerhalb der Stadt hart bedrängt wurden und überdies noch die Nachricht von einem Einfalle der Veneter in ihr Land erhielten, beschlossen, aus Rom abzuziehen. Die Römer des Capitols litten aber ebenfalls durch den Mangel an Lebensmitteln große Noth, und Camillus hatte die in Latium zerstreuten Römer nicht schnell genug sammeln und gegen die Stadt führen können. Es kam daher zwischen den Belagerern und Belagerten zu Unterhandlungen über eine Summe Geld, mit welcher der Abzug der Ersteren erkauft werden sollte. Man vereinigte sich dahin, daß den Galliern tausend Pfund Gold gegeben werden sollten. Dieses ward von Sulpicius, einem der damaligen Militärtribunen, dem König Brennus auf dem Forum übergeben; die Gallier gebrauchten aber beim Wiegen desselben falsches Gewicht und als Sulpicius dagegen protestirte, warf Brennus noch sein gewaltiges Schwert sammt dem Wehrgehenk in die Schaale, indem er den Römern die Worte: „Wehe den Besiegten!" zurief. In diesem Augenblick erschien nach der Sage Camillus, der gerade in derselben Stunde mit seinem Heere an den Thoren der Stadt angelangt war. Er erklärte als Dictator den ohne seine Zustimmung geschlossenen Vertrag für ungültig und wies den gallischen König mit den Worten ab, der Römer erkaufe nicht mit Gold, sondern mit dem Schwerte seine Freiheit. Nun kam es zu einem Kampfe in den Straßen von Rom. Die Gallier wurden aus der Stadt geworfen, am folgenden Tage auf ihrer Flucht eingeholt und größtentheils getödtet. Es ist einleuchtend, daß diese Erzählung erfunden ist, um den spätern Weltherrschern die peinliche Erinnerung zu ersparen, daß es einen Augenblick in der Geschichte Roms gab, wo die ruhmreiche Stadt sich mit Gold ihre Unabhängigkeit zurückkaufen mußte.

Ueber den Wiederaufbau der niedergebrannten Stadt entstand Zwietracht unter den Römern. Ein großer Theil des Volkes wollte Rom nicht wieder hergestellt haben, sondern in das leere Veji ziehen; allein Camillus und die Mehrzahl der Patricier wußten zu verhindern, daß die neue Macht unter einem verschollenen Namen ersticke. Sie benutzten auf eine kluge Weise den Aberglauben des Volkes zu diesem patriotischen Zwecke. Ein bei der Abstimmung des Senats zufällig gehörtes günstiges Wort ward für eine glückliche Vorbedeutung, für einen Ausspruch des göttlichen Willens erklärt und das Volk gab sich hierauf zufrieden. Die Stadt ward in der kurzen Zeit eines Jahres eilfertig und ohne Rücksicht auf Schönheit und Bequemlichkeit wieder aufgebaut, und die Uebereilung, mit welcher dies geschah, war später bis auf den großen Brand unter Nero's Regierung an den vielen engen und krummen Straßen zu erkennen.

---

5. Von der Wiederherstellung der Stadt Rom bis auf Licinius Stolo's Gesetzesvorschläge.

Rom hatte, noch ehe es aus seinen Trümmern ganz wieder emporgestiegen war, mit einigen benachbarten Städten, welche von ihm abfielen, Krieg zu führen. Unmittelbar nachher suchten auch die Latiner, Volsker und Herniker aus der damaligen Schwäche des römischen Staats Nutzen zu ziehen und das Band zu lösen, durch welches sie an denselben gefesselt waren. Sie wurden bald wieder durch Camillus und einige andere Anführer unterworfen, der Kampf mit äußeren Feinden hob das Selbstvertrauen und den Muth des Volkes, und Rom, das seine große Eroberung des südlichen Etruriens festhielt, stand bald wieder wie neugeboren und in verjüngter Kraft da.

Auch die bald nach der Vertreibung der Gallier wieder ausbrechenden Verfassungsstreitigkeiten hemmten die Entwickelung der römischen Macht nicht. Die damaligen Zwistigkeiten wurden nicht, wie beim Sturze der Decemvirn, durch Mißbrauch der Gewalt oder, wie früher so oft, durch das Streben der vornehmeren Plebejer nach Gleichstellung mit den Patriciern veranlaßt, sondern durch die Noth, die in Folge des gallischen Krieges eingetreten war. Die unvermeidliche Erhöhung der Abgaben, die Wiederherstellung der zerstörten Wohnungen, die Sorge für die verödeten Felder und die Anschaffung des eingebüßten Arbeitsgeräthes und Viehstandes hatten den größten Theil des Volkes in Schulden gestürzt; der Wuchergeist reicher Patricier und Plebejer suchte aus dieser Noth Vortheil zu ziehen und die Schuldner hatten von neuem die ganze Strenge und Härte der römischen Schuldgesetze zu erdulden. Manlius Capitolinus, der Retter des Capitols, nahm sich der Unglücklichen an. Er kaufte viele, welche Schulden halber eingekerkert waren, durch unverzinsliche Darlehen los und verwendete, wie berichtet wird, sein ganzes Vermögen zu diesem Zwecke. Er ging sogar noch weiter und suchte zu bewirken, daß zum Behuf einer Schuldentilgung ein Theil der Staats-Domänen verkauft werde. Manlius ward auf diese Weise der Abgott des Volkes und der Schrecken aller Reichen und Vornehmen. Diese schrieben ihm hochverrätherische Pläne zu und ruhten nicht eher, als bis er in gefängliche Haft gebracht wurde; aber das Volk zwang durch seine drohende Haltung den Senat, ihn wieder freizugeben.

Manlius wurde dadurch nur um so gefährlicher für den plebejischen und patricischen Adel und soll, wie ihm vorgeworfen ward, seitdem auch wirklich revolutionäre Gedanken gehegt und nach der Königswürde gestrebt haben. Die Patricier und die reicheren Plebejer beschuldigten ihn des Hochverraths und die Volkstribunen klagten ihn

vor den Centuriat-Comitien förmlich an. Manlius hätte sich, wie Camillus, der gerechten oder ungerechten Strafe, die ihm bevorstand, durch freiwillige Verbannung entziehen können, er trotzte aber seinen Feinden und blieb. Er rief vor den Centurien die 400 Bürger, denen er durch Bezahlung ihrer Schulden die Freiheit wiedergegeben hatte, als Fürsprecher auf, er wies auf das von ihm gerettete Capitol, auf die Narben seiner Brust, auf die im Kriege erhaltenen Ehrengeschenke, auf die erbeuteten Waffen besiegter Feinde als Zeichen seines Patriotismus hin und brachte es wirklich dahin, daß das Volk seine Verurtheilung verweigerte. Er ward entweder wirklich freigesprochen, oder die Tribunen schoben unter einem Vorwande die Entscheidung auf und ließen die Centurien unverrichteter Sache aus einander gehen. Aber dies half ihm nichts. Einige Tage nachher ward entweder eine zweite Centurien-Versammlung unter Umständen gehalten, die für Manlius Feinde günstig waren, oder, was wahrscheinlicher ist, diese klagten den gehaßten Mann vor den Comitien der Curien an. Genug, Manlius wurde zum Tode verurtheilt und, der für das Verbrechen eines gewaltsamen revolutionären Angriffs auf die Verfassung vorgeschriebenen Bestimmung gemäß, vom tarpejischen Felsen herabgestürzt, seine Wohnung aber dem Erdboden gleich gemacht (383 v. Chr.).

Ob die gegen Manlius vorgebrachte Beschuldigung wahr gewesen sei oder nicht, läßt sich nicht ermitteln. Nach einer anderen Erzählung hätte er sogar in seiner Wohnung auf dem Capitol hochverrätherische Versammlungen gehalten, sich mit seinem Anhang des Capitols bemächtigt und sich also eines offenen Aufruhrs gegen die Republik schuldig gemacht. Er war das letzte Opfer, welches in dem langen Ständekampfe fiel.

6. Die Licinischen Gesetze und ihre nächsten Folgen.

Wenige Jahre nach Manlius Untergang ward der alte Streit zwischen Patriciern und Plebejern wieder in Anregung gebracht und völlig zu Gunsten der Letzteren entschieden. Die Menge, deren Sinn zu allen Zeiten der Erkenntniß wahrer Größe verschlossen ist, hat auch in der Geschichte dieses Kampfes die Triebfedern schwacher und gemeiner Naturen dem Manne angedichtet, der die Seele des Streites in seinem letzten und entscheidenden Stadium war. Cajus Licinius Stolo, ein vornehmer Plebejer, war mit der jüngeren Fabia, einer Tochter des Patriciers Marcus Fabius Ambustus, vermählt, deren ältere Schwester die Gattin des Patriciers Servius Sulpicius war. Als einst, heißt es, die Erstere ihre Schwester besuchte, deren Mann gerade consularischer Militärtribun war, ward ihre weibliche Eitelkeit durch den Glanz der höchsten Würde verletzt, den sie im Hause der Schwester

sah. Sie soll deshalb ihren Mann zum Streben nach eben demselben Glanze angetrieben und nicht eher geruht haben, als bis er ihr versprach, die Schwester durch die Erlangung der noch höheren Würde des Consulats zu verdunkeln.

Lassen wir diese Einkleidung der Geschichte auf sich beruhen und bleiben wir bei der Thatsache stehen, daß Licinius Stolo ein mit einer Patricierin vermählter angesehener Plebejer war, alle zum Consulat erforderlichen Eigenschaften besaß und in der Volksgunst so fest stand, daß er, sobald ihm nur der Zutritt zum Consulat rechtlich möglich war, in seiner Bewerbung um dasselbe glücklich sein mußte. Ein solcher Mann mußte es doppelt hart empfinden, daß den Plebejern die erste Würde im Staat noch immer versagt war. Er beschloß in Verbindung mit einem anderen Plebejer, Lucius Sextius Lateranus, die Aufhebung dieses Privilegiums und noch einiger anderen Vorrechte der Patricier zu bewirken, verschaffte sich und seinem Freunde (376 v. Chr.) das Volkstribunat und ward unsterblich durch den langjährigen unausgesetzten gesetzlichen Kampf, in welchem er endlich den vollständigsten Sieg davon trug. Zehn Jahre hinter einander wurden die beiden Männer immer wieder zu Tribunen erwählt und arbeiteten mit unermüdlichem Eifer auf das vorgesteckte Ziel hin, obgleich die Patricier und in der ersten Zeit sogar auch acht von ihren eigenen Collegen den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Von beiden Theilen ward in diesem Kampfe alles erschöpft, was die römische Verfassung zu thun erlaubte, wenn zwischen Senat und Volk ein Zwist entstand: Licinius und sein Genosse hinderten vier Jahre lang die Erwählung von Consuln und Militärtribunen, konnten aber in dieser ganzen Zeit, wegen des Widerspruchs ihrer Collegen, ihren Zweck dennoch nicht erreichen. Als endlich alle Volkstribunen einig waren, half sich der Senat damit, daß er den Camillus zum Dictator ernannte und durch einen Krieg der Nothwendigkeit des Nachgebens auszuweichen suchte; allein die ausdauernde Entschlossenheit der Volkstribunen verhinderte den Krieg und zwang den Dictator bald wieder abzudanken. Hierauf wurde Publius Manlius und nach ihm noch einmal Camillus zum Dictator ernannt; aber nichts beugte den Muth der Volkstribunen, die diesmal selbst entschlossen und von der allgemeinen entschlossenen Gesinnung ihrer Standesgenossen getragen waren. Der Senat mußte endlich nothgedrungen nachgeben und die Licinisch-sextischen Vorschläge wurden zu Gesetzen erhoben (366 v. Chr.).

Diese Gesetze waren drei an der Zahl. Durch das Erste ward allen Schuldnern eine Zeit von drei Jahren und eine dreifache Frist zur Abtragung ihrer Schulden gewährt und vorgeschrieben und außerdem verordnet, daß der ganze Betrag der bereits bezahlten Zinsen vom

Kapitale abgezogen werden solle. Da die Zinsen damals wenigstens zwölf vom Hundert betrugen und baares Geld immer nur auf kurze Zeit verliehen zu werden pflegte, so war diese Verfügung für den geringen Haufen ungemein vortheilhaft und vielleicht durch die Noth entschuldigt. Das zweite Licinische Gesetz verordnete, daß alle Bürger an der Benutzung der Staats-Domänen Antheil haben, keiner aber mehr als 500 Morgen erhalten sollte. Durch diese Verfügung erhielt man Land zur Ausstattung armer Bürger zur Verfügung und zugleich wurden Viele aus der Mittelklasse in den Stand gesetzt, Land zu pachten, von welchem sie zwar eine Abgabe zu entrichten hatten, dessen Bebauung es ihnen aber möglich machte, ihre Familien zu höherem Wohlstande zu erheben. Das dritte Gesetz endlich bestimmte, daß hinfort nicht mehr Militärtribunen, sondern wieder Consuln erwählt würden und zwar sollte immer der Eine der beiden Jahresconsuln dem Stande der Plebejer entnommen sein: eine Vergünstigung, welche freilich zunächst nur der ersten Klasse der Plebejer, den Reichen, Angesehenen und Fähigen unter ihnen, zu Statten kam. Schon im nächsten Jahr nach der Annahme der Licinischen Gesetzvorschläge war ein Plebejer, ein Mitkämpfer für die Volksrechte, Lucius Sextius Lateranus, Consul.

Die Patricier suchten zu retten, was sich retten ließ. Sie setzten durch, daß die oberrichterliche Macht und die höhere Polizei vom Consulate getrennt und daraus zwei neue Aemter gemacht wurden, welche nur den Patriciern zugänglich sein sollten. So entstanden (366 v. Chr.) die **Prätur** und die patricische oder **curulische Aedilität**, die beiden dem Consulat am nächsten stehenden Aemter, die nach späterer Anschauung jeder verwaltet haben mußte, ehe er daran denken konnte, sich um das Consulat zu bewerben. Die Einführung der Prätur ist eigentlich so anzusehen, daß statt zweier Consuln künftig drei gewählt werden sollten. Deshalb erhielt auch der Prätor in der ersten Zeit als Zeichen seiner Würde ebenso sechs Lictoren, wie die beiden Consuln zusammen deren zwölf hatten. Er sollte gleichsam der College derselben sein, ward wie sie in den Centuriat-Comitien und unter denselben Auspicien gewählt und war in Abwesenheit der Consuln ihr Stellvertreter. Obgleich die Leitung des Civilrechts den Amtskreis des Prätors bildete, so ward dieselbe doch auch nachher noch als etwas im Consulat ursprünglich Enthaltenes und ihm Verbleibendes angesehen, so daß die Consuln später zuweilen sogar Aussprüche des Prätors in Folge einer an sie ergangenen Appellation reformirten.

Die Errichtung der Prätur wurde zwar nicht unmittelbar durch die Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit, sondern durch den Streit der Patricier und Plebejer veranlaßt; sie hätte aber, selbst wenn man die

Stellen absichtlich dem Bedürfnisse der Zeit gemäß hätte vermehren wollen, in keine passendere Zeit fallen können. Die Trennung des Gerichtswesens von der Verwaltung war nämlich sowohl wegen der vermehrten Bevölkerung, als auch wegen der fortgeschrittenen Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse zeitgemäß und nothwendig. Ebenso änderten die Römer auch die Grundsätze, nach welchen die Processe entschieden wurden, stets den Umständen gemäß. Der Prätor machte nämlich beim Antritt seines Amtes die Ansichten und Grundsätze bekannt, nach welchen er die Rechtspflege ausübte, und durch die jährlichen Edicte der Prätoren setzten sich nach und nach gewisse bleibende Normen fest. So wurden die positiven Gesetze ohne auffallende Veränderungen gewissermaßen wissenschaftlich den Fortschritten und dem Bedürfniß der Zeit angepaßt. Freilich gewährte man dadurch der Willkür einen großen Spielraum, aber dagegen wurden auch, in Folge der den Prätoren zustehenden Gewalt, die Justiz zu ordnen, die Langsamkeit und das Mechanische, welches bei einer für immer feststehenden Einrichtung leicht einreißt, fern gehalten und jener rasche Gang der Geschäfte möglich gemacht, der das ganze römische Staatswesen auszeichnet. Uebrigens ward die Zahl der Prätoren nach und nach vermehrt: statt eines einzigen Prätors wurden vom Jahre 242 v. Chr. an zwei, seit 227 v. Chr. vier, später sechs und zuletzt zehn ernannt.

Dieselbe Erkenntniß des Zeitbedürfnisses, derselbe Tact in der Art und Weise, ihm Genüge zu leisten, zeigt sich in der Errichtung der curulischen Aedilität. Die zunehmende Bevölkerung hatte das Bedürfniß einer kräftigen Polizei fühlbar gemacht, man schuf daher durch die Einführung der curulischen Aedilen eine Ober-Polizeibehörde. Die Römer handelten dabei ebenso klug und zeitgemäß, wie vor einigen Jahrzehnten das englische Parlament, als es, ungeachtet der großen Eifersucht der Nation auf polizeilichen Einfluß der Regierung, doch den Staatssecretär des Innern nach und nach an die Spitze der Polizei der Hauptstadt gelangen ließ, um Einheit in dieselbe zu bringen. Die erste Veranlassung zur Errichtung der curulischen Aedilität hing übrigens, wie bei der Prätur, mit der erkannten Nothwendigkeit dieses Amtes und mit seinem eigentlichen Zweck nicht zusammen. Die plebejischen Aedilen hatten sich geweigert, gewisse öffentliche Spiele, welche der Senat beschlossen hatte, anzuordnen, man ernannte daher einige Patricier zu Aedilen, um dies auszuführen, und behielt dann das neue Amt bei. Die Aedilen hatten seitdem die verschiedenen Spiele zu leiten, welche von Staatswegen gehalten wurden. Später ward es gebräuchlich, daß sie dieselben auf ihre eigenen Kosten veranstalteten, weil dies ein vortreffliches Mittel war, sich beliebt zu machen und sich dadurch

den Weg zu den höheren Aemtern, der Prätur und dem Consulat zu bahnen. Daß sie sich durch den dabei gemachten Aufwand oft zu Grunde richteten, war ein Mißbrauch, wie in England der aus ebenderselben Quelle herrührende ungeheure Aufwand bei den Parlaments-Wahlen. Außer den Spielen hatten die curulischen Aedilen noch manche anderen Obliegenheiten. Alle öffentlichen Gebäude, sowie die Wasserleitungen und Straßen standen während der dritthalb Jahre jedes Lustrums, in welchem es keine Censoren gab, unter ihrer Aufsicht. Sie hatten hierüber den Censoren Bericht abzustatten und leiteten auch wohl nach den von diesen getroffenen Bestimmungen den Bau von Landstraßen, Wasserleitungen, Säulenhallen, Tempeln u. s. w. Ferner führten sie die Aufsicht über das ganze Marktwesen, über öffentliche Vergnügungsorte, über Wirthshäuser, sowie über Alles, was die Reinlichkeit und Ordnung auf Straßen und Plätzen anging. In welchem Verhältniß ihr Amt zu dem der plebejischen Aedilen stand, wie sich beide in ihren polizeilichen Amtskreis theilten, ist nicht möglich anzugeben; wohl aber wissen wir, daß es immer zwei plebejische und zwei curulische Aedilen gab.

Außer den beiden neugeschaffenen Aemtern blieben auch die Censur und das Priesterthum den Patriciern zunächst noch vorbehalten. Dies währte jedoch nur kurze Zeit, der erste Schritt, der mit Annahme der licinischen Rogation geschehen, zog bald die anderen nach sich. Schon gleich nach der Errichtung der curulischen Aedilität nahmen die Plebejer an derselben Theil; 28 Jahre nach ihrer Gelangung zum Consulat mußte man ihnen auch den Zutritt zur Censur (338 v. Chr.), zwei Jahre später die Theilnahme an der Prätur gestatten, und nicht ganz vier Jahrzehnte nachher wurden auch die Priesterstellen den Plebejern zugänglich (300 v. Chr.).

In jene Zeit fällt die Sage von der Selbstaufopferung des Marcus Curtius, welche für die römische Geschichte selbst durchaus keine Bedeutung hat und die wir daher blos deshalb anführen, weil häufig Bezug auf sie genommen wird. Ein Erdbeben hatte auf dem Forum einen großen Spalt gerissen und die Priester erklärten, daß dieser sich nicht eher schließen werde, als bis man das den Römern Werthvollste hineinwerfe, daß aber dadurch auch die ewige Dauer des Staates werde gesichert werden. Da erbot sich Marcus Curtius, ein junger Patricier, sich zum Wohle seines Vaterlandes in den Abgrund zu stürzen, da Rom nichts Kostbareres besitzen könne, als die Tapferkeit und den Patriotismus seiner Bürger. Nach einer feierlichen Weihe ritt er im Schmucke seiner Waffen auf das Forum und stürzte sich vor den Augen des Volkes in den Abgrund, der sich darauf sogleich von selbst schloß.



VI. Geschichte Roms
von der Gleichstellung der Patricier und Plebejer bis zum Beginn der punischen Kriege.

1. Ueber den Charakter des römischen Lebens zu jener Zeit im Allgemeinen.

Seitdem durch die Gleichstellung der beiden Stände die letzten Reste des alten Kasten-Wesens vertilgt worden waren und der vornehmere und fähigere Theil der Plebejer an der Leitung des Staates Theil nahm, trat ein neuer Adel dem alten Patriciat zur Seite, das, wenn es auch nicht all seine Vorrechte ungeschmälert sich erhalten hatte, doch fortdauerte. Diese neue Aristokratie, die man zum Unterschied von der früheren patricischen die senatorische nennen kann, bildete sich theils aus den alten patricischen Familien, theils aus den Familien der Männer, die sich durch Verdienste emporgeschwungen hatten. Der neue Adel bestand also nicht mehr wie früher aus einer ewig unveränderlichen Kaste, sondern aus dem sich immer wieder neu verjüngenden Kern der verdientesten Männer und ihrer Nachkommen. Er hatte daher auch die Volksstimme durchaus für sich. Dieser Adel, der an der Seite des alten Patricieradels emporkam und sich mit diesem zum Theil verschmolz, war es eigentlich, der Rom groß und mächtig machte; denn die meisten von denen, deren Namen in den Annalen der Römer verewigt sind, waren Plebejer, die sich im Kriege empor arbeiteten, und es war unmöglich, anders als durch großes Verdienst durchzudringen, da die neue Aristokratie eben so streng, als die alte, jeden neu Emporstrebenden fern zu halten suchte.

Das alte und streng abgeschlossene Adelswesen ward also in Rom nicht durch den gewerbthätigen Theil der Bürgerschaft verdrängt, sondern durch eine neue Art von Aristokratie, welche an die Stelle der alten trat. Dies mußte, in Verbindung mit der von Anfang an vorherrschenden kriegerischen Richtung, dem römischen Wesen einen eigenthümlichen Charakter geben. Durch Handel und Industrie konnte man sich in Rom nur geringe, durch rein geistige und wissenschaftliche Bemühungen gar keine Auszeichnung erwerben, die ganze Einrichtung des Staates war vielmehr nur auf Ackerbau, auf strenge Ordnung des bürgerlichen Rechts und auf Krieg berechnet. Es darf uns daher auch nicht auffallen, daß die Jahrbücher der römischen Geschichte neben den inneren Zwistigkeiten unaufhörlich von auswärtigen Kriegen reden, und daß namentlich die Zeit, welche auf die endlich durchgesetzte Ein-

führung gleicher Rechte im Staate folgte, ebenso wie die erste Hälfte des christlichen Mittelalters eine ritterliche Zeit war. Sie beginnt ihrer ersten Entstehung nach im Grunde schon mit der Herstellung der Republik, erhielt aber ihre höchste Entwickelung erst anderthalb Jahrhunderte nachher und dauerte dann als eigentliches Heldenzeitalter der Römer bis zum zweiten punischen Kriege oder bis gegen den Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hin fort. Ehe wir diese Zeit des römischen Mittelalters in ihrem Verlaufe darstellen, ist es nöthig, auf den Zustand und die Verhältnisse des Lebens im Allgemeinen einen Blick zu werfen und das römische Kriegswesen zu schildern, zumal da der eigentliche National-Charakter der Römer in dieser Periode am reinsten und kräftigsten entwickelt war.

Der römische Staat hatte nach der Vertreibung der Könige den Charakter der strengsten erblichen Aristokratie angenommen, und die Tugend der ausgezeichneten Männer war damals nichts Anderes, als dieser allgemeine Charakter, der sich in einzelnen hervorragenden Erscheinungen offenbarte. Eine Anzahl patricischer Güterbesitzer, die man etwa mit dem Adel der schottischen Hochlande im 16. und 17. Jahrhundert vergleichen kann, bildete den Kern des Staates und setzte ihren Stolz nicht in Reichthum und Glanz, sondern in die Menge und Anhänglichkeit ihrer Clienten. Die Könige hatten den etruskischen Glanz gesucht, die patricische Aristokratie der Republik dagegen setzte diesem Streben die Einfalt und Einfachheit des Lebens entgegen und wußte sehr verständig den Haß des Königthums auf den Contrast der Sitten der königlichen und republikanischen Zeit zu gründen. Dasselbe geschah in neuerer Zeit von den französischen Reformirten unter Calvin's und Beza's Einfluß und ward durch sie in den Republiken von Genf und Holland Staatsgrundsatz, zu einer Zeit, wo bei der Verwaltung der Kirche ebenfalls die republikanische Verfassung an die Stelle der monarchischen getreten war. Der Erfolg ist in beiden Fällen derselbe gewesen, nur daß Rom sich dabei auch nach Außen hin vergrößerte, diejenigen Staaten aber, welche dem strengen Calvinismus huldigten, blos an innerer Kraft und an Reichthum gewannen.

Als die altadelige Aristokratie nach und nach neuen Geschlechtern Platz machte, blieb dieser Grundsatz oder vielmehr diese Gewohnheit einer spartanischen Strenge des Lebens und der Zucht bestehen, weil der Charakter des römischen Staats völlig militärisch war, das ganze Wesen der Nation auf Krieg, Landbau und einfachen Lebensverhältnissen beruhte und nur Vaterlandsliebe, Muth und Kriegsthaten für Verdienste galten und ein Ansehen gewährten. Rom ging auch in Betreff der Sitten auf der einmal betretenen Bahn fort. Je mehr sich ihr Gemeinwesen zu einem ganz neuen Staate gestaltete, je mehr es eine

durchaus kriegerische Stellung annahm, desto mehr siegten die samnitischen Sitten über die etruskischen und latinischen, welche zur Zeit der Könige vorgewaltet hatten. Während früher, wie die großartigen Gebäude der Tarquinier zeigen, die Künste und ein gewisser Luxus in Rom Eingang gefunden hatten, ward dagegen in den ersten Zeiten der Republik das Leben immer einfacher, schlichter und rauher. Dies war namentlich in der Zeit von dem Einbruch der Gallier an bis zum Beginn der punischen Kriege der Fall. In Folge der Zerstörung der Stadt und der ewigen Kriege verarmte und erstarkte damals das römische Volk zu gleicher Zeit und ward in seinem äußeren Leben auf die einfachsten Verhältnisse und auf ein rauhes kriegerisches Wesen zurückgeführt.

Die Römer besaßen damals weder Bergwerke, noch hätten sie viel Industrie und Handel, sie waren also von Haus aus armes Volk. Man macht sich jedoch von der Armuth der Römer dieser Zeit gewöhnlich eine zu idyllische Vorstellung und nimmt Anekdoten, wie die von Cincinnatus und die später anzuführenden Geschichten von Curius Dentatus, Fabricius und Regulus allzu wörtlich. Dies geht schon aus der Volkseintheilung des Servius Tullius hervor, wenn auch dessen Vermögensansätze aus späterer Zeit stammen, und wird überdies auch durch einzelne Züge des Privatlebens widerlegt, die uns aus den früheren Zeiten überliefert worden sind. Industrie, Handel und einen gewissen Grad von Luxus hatte Rom auch damals schon. Die Bauwerke eines Tarquinius und die großen Straßenbauten, welche nachher unter Appius Claudius und Anderer Leitung gemacht wurden, setzen eine sehr große Zahl von geschickten Gewerbsleuten voraus. Wir erfahren außerdem, daß schon in den ersten Zeiten der Republik römische Frauen Purpurgewänder mit einem Goldsaume trugen, und in den zwölf Tafeln findet sich ein Gesetz gegen den herrschenden Luxus, goldenen Schmuck mit den Todten zu verbrennen. Ferner kommt schon 40 Jahre vor der Verbrennung Roms durch die Gallier der Gebrauch vor, einen goldenen Kranz als Ehrenzeichen der Tapferkeit zu geben, und die Römer haben also noch früher, als die Griechen, Preise von Gold an die Sieger vertheilt, obgleich die Letzteren Goldbergwerke besaßen und sowohl deshalb, als auch wegen der Nähe des Orients und wegen ihres frühen Handels viel reicher an Gold waren. Auch Handel trieb Rom schon früh, nur konnte derselbe freilich noch nicht sehr bedeutend sein, da die kriegerische Richtung des Staates alle Vornehmen und Reichen dieser Beschäftigung abgeneigt machte, die Thätigkeit der Uebrigen aber vorzugsweise vom Landbau in Anspruch genommen ward. Der handeltreibende Theil des römischen Volkes bestand daher auch fast nur aus Nichtrömern, die im römischen Gebiet

angesiedelt waren, nämlich aus Latinern und Etruskern. Uebrigens zeigt sich die Bedeutung, welche der römische Staat schon in sehr frühen Zeiten auf den Handel legte, namentlich darin, daß bereits im ersten Jahr der Republik ein Handelsvertrag mit Karthago geschlossen ward und daß dies in den folgenden zwei Jahrhunderten noch zwei oder dreimal geschah.

Die laufenden Staatseinnahmen bestanden aus der Grund- und Vermögenssteuer der Bürger, aus Zöllen, aus den Abgaben von Staats-Domänen, die an Privatleute abgetreten worden waren, und aus dem Pachtgelde von den Ländereien, welche Staatseigenthum blieben und als Aecker oder Weideland verpachtet wurden. Zu diesen regelmäßigen Einnahmen kam noch als eine außerordentliche die Kriegsbeute hinzu. Die Ausgaben des Staates waren in Rom von Anfang an bedeutender, als in Griechenland. In den griechischen Staaten waren die Verwaltungskosten mäßig, mit der einzigen Ausnahme, daß in Athen die Bürger für ihre Anwesenheit in der Volksversammlung und in den Gerichten entschädigt und die Prytanen auf öffentliche Kosten gespeist wurden. In Rom dagegen wurden die Beamten zwar ebenfalls nicht besoldet, sie wurden aber auf Staatskosten mit allem Nöthigen ausgerüstet und konnten sich, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf Unkosten Anderer bereichern. Außerdem hatte Rom wegen der beständigen Kriege und wegen der fortwährenden Erweiterung seiner Herrschaft, welche im Anfang wenig eintrug, große Ausgaben zu machen. Dadurch wurden zahlreiche Unterbeamte, Apparitoren genannt, nöthig, welche alle vom Staat bezahlt wurden, und die, da sie von den eigentlichen Staatsbeamten nach Belieben gewählt wurden und daher größtentheils mit diesen jedes Jahr wechselten, zum Theil eilen mußten, sich zu bereichern, ehe ihr Patron wieder abtrat, zum Theil aber den Vortheil ihrer Stelle mit diesem theilten. Auch von der Kriegsbeute floß Vieles den Magistrats-Personen zu. Schon die Vorwürfe, die man dem Camillus wegen der Ausschmückung seines Hauses mit Kostbarkeiten von der Beute Veji's machte, beweisen, daß schon damals diese Art von Bereicherung nicht ganz unerhört war und daß die Uneigennützigkeit, welche man von einigen anderen römischen Helden rühmt, selbst für jene Zeit als eine Ausnahme anzusehen ist.

Sehr viel ward in den früheren Zeiten auf Werke, die zum allgemeinen Nutzen dienten, verwendet, namentlich auf Wasserleitungen, Abzugsgräben und Heerstraßen. Diese Hauptdenkmale der römischen Größe, welche mehr Bewunderung verdienen, als alle aegyptischen Prachtgebäude und alle indischen Felsentempel, zeichneten sich ebenso sehr durch den Nutzen aus, den sie leisteten, als durch den ungeheuren

Aufwand, den sie erfordert haben müssen. Die Römer übertrafen hierin selbst das griechische Volk. „Die Römer", sagt ein griechischer Schriftsteller, „haben mit klugem, verständigem Sinne zu den natürlichen Vortheilen, welche die Lage ihrer Stadt gewährt, noch andere hinzugefügt. Der Grieche glaubt bei Städte-Anlagen Alles gethan zu haben, wenn er eine fruchtbare Gegend und einen guten Hafen ausfindig gemacht und dann seine Stadt mit schönen Gebäuden geschmückt und mit tüchtigen Festungswerken versehen hat; der Römer dagegen denkt bei seinen Städten mehr auf das, was der Grieche verabsäumt: er pflastert die Straßen, er legt Wasserleitungen an und baut Kanäle, durch welche der Unrath weggeführt wird. Auch die Landstraßen bauen die Römer ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten so dauerhaft und zweckmäßig, daß sie zu diesem Zweck selbst ganze Hügel abtragen und Abgründe mit Erde ausfüllen."

Die Landstraßen und Wasserleitungen der Römer müssen besonders hervorgehoben und besprochen werden, weil in der Zeit, bis zu welcher wir die römische Geschichte geführt haben, das Muster gegeben ward, nach welchem man diese beiden Arten öffentlicher Bauwerke bis in die spätesten Zeiten der Römer ausführte. Im Jahr 312 v. Chr. ward durch Appius Claudius, einen fürstlichen Patricier, die berühmteste römische Landstraße angelegt. Diese Straße, welche nach ihrem Erbauer die Appische genannt wurde, führte von Rom nach der campanischen Stadt Capua, ward aber in späterer Zeit verlängert und einerseits bis an die sicilische Meerenge, andererseits bis nach Brundusium oder Brindisi, dem gewöhnlichen Ueberfahrtsorte nach Griechenland, fortgesetzt. Die Einkünfte des Staats hatten sich zu Appius Claudius Zeit durch große Eroberungen bedeutend vermehrt und gewährten die erforderlichen Mittel, um sowohl diese kostspielige Straße, als auch eine ungeheure Wasserleitung zu erbauen. Appius Claudius leitete die Ausführung dieser beiden riesenhaften Werke. Da dieselben der Stadt nicht zur Last fielen, ihren Bewohnern vielmehr Gelegenheit sich zu bereichern gaben, so verpflichtete er sich durch diese beiden Unternehmungen seine Mitbürger in hohem Grade; er that aber dadurch zugleich auch den Italikern Roms Größe kund und sicherte sich selbst die Unsterblichkeit. Die Appische Straße ward so gebaut, daß sie durch alle Zeiten hindurch unübertroffen geblieben ist und mehr als alle anderen Heerstraßen die römische Größe beweist. Die noch vorhandenen Reste derselben geben ein Werk zu erkennen, welches die ungeheuren Mauern der alten etruskischen Städte weit hinter sich zurückließ, weil es eben so solid als diese war und doch über einen noch viel größeren Raum hin sich erstreckte. Sie war so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen konnten. Ihre Unterlage bestand

aus gebrochenen Steinen, welche vier bis fünf Fuß im Gevierte hatten und nicht gelegt, sondern fest gemauert waren. Diese Steine wurden nach Lineal und Winkelmaaß gehauen und so genau zusammengefügt, daß man kaum die Fugen bemerkte. Sie bildeten also einen sehr festen Quaderdamm. Dieser wurde mit Kies überschüttet und von Strecke zu Strecke mit Meilenzeigern, mit Häusern zum Einkehren und mit Steinen, die zum Aufsteigen aufs Pferd dienten, versehen. Zu seinen beiden Seiten erhoben sich nach und nach überall Grabmäler, welche von den alten Römern ebenso, wie andere Denkmale, an den Landstraßen angelegt wurden, von diesen das Einförmige unserer Kunststraßen fern hielten, dem Reisenden Belehrung und Unterhaltung gewährten und ihn mit Bewunderung gegen die Hauptstadt des großen römischen Bundesreichs erfüllten. Uebrigens wurden zu Appius Claudius Zeit die Landstraßen noch vom Staate selbst, durch die Censoren, Aedilen und die ihnen untergebenen Beamten besorgt; später dagegen verpachtete man die Ausführung eines solchen Baues meistens ganz an Unternehmer, bediente sich aber dabei doch auch der Soldaten und der zum Frohndienst gezwungenen Provinzbewohner. Das andere große Bauwerk, welches Appius Claudius ausführte, war die älteste Wasserleitung der Römer. Vor Appius Claudius hatte man sich zu Rom mit einigen Quellen und Brunnen und sogar mit dem unreinen Wasser der Tiber begnügt. Die Appische Wasserleitung aber führte Quellwasser aus einer Entfernung von mehr als drei Stunden nach Rom. Sie war ein zusammenhängendes, starkes Mauerwerk, welches, mit Ausnahme einer kleinen aus Bogen bestehenden Strecke, unter der Erde fortlief.

Zu Rom war, wie das Beispiel dieser Bauwerke zeigt, in den älteren Zeiten Alles auf den Staat und seine Größe, nichts auf den Glanz des Privatlebens gerichtet; das aus der Kriegsbeute und den Abgaben der Unterworfenen eingenommene baare Geld ward zu öffentlichen Anlagen verwendet, die einen bestimmten Zweck hatten und einen allgemeinen Nutzen gewährten. Solche Werke erforderten natürlich sehr bedeutende Summen. So sehr daher auch die Erzählungen von der Armuth und Einfachheit der angesehenen römischen Familien früherer Zeit übertrieben sein mögen, so sind sie doch im Wesentlichen nicht unwahrscheinlich. Sie würden dies wegen der Berichte über den Wucher der Patricier gegen die Plebejer doppelt sein, wenn wir nicht wüßten, daß die Römer zwar erst zu Pyrrhus Zeit eigene Münzen prägten, vorher aber sich des etruskischen, latinischen und griechischen Geldes bedienten. Die Sitten und die Lebensweise waren höchst einfach. Einen starken Gegensatz gegen jene öffentlichen Gebäude bildeten die Privathäuser, die nach den Angaben römischer Schriftsteller bis

auf Pyrrhus Zeit entweder ganz von Holz oder doch wenigstens mit Holz gedeckt waren. Diese Einfachheit ward durch die ganze Einrichtung des römischen Lebens lange Zeit erhalten und sogar die ewigen Kriege trugen viel dazu bei. Die Römer waren nämlich fast beständig in Kriege verwickelt, jeder Bürger war Soldat, der Senat und alle höheren Beamten bestanden aus verdienten Officieren, die Sitten des Lagers erhielten also gleich anfangs das Uebergewicht über den Luxus, der in der letzten Zeit der Könige herrschend zu werden begonnen hatte, das allgewaltige Beispiel des ersten Standes aber wirkte auf die niederen Stände wohlthätig zurück. Nur das weibliche Geschlecht kannte und übte einigen Luxus im Privatleben, das männliche dagegen ward in den gallischen und samnitischen Kriegen, welche bald nach Licinius Stolo's Zeit eine ganze Generation hindurch geführt wurden, noch strenger und rauher. Der Landbau und der Kriegsdienst bildeten die Hauptgeschäfte des Römers und waren die einzigen ehrenvollen Arten von Thätigkeit. Der Letztere war den Römern dasselbe, was den Völkern des Mittelalters die Jagd war, ein zur Gewohnheit gewordenes Spiel, ein Vergnügen, ein auf dem Herkommen der ganzen Lebenseinrichtung und dem herrschenden Geiste beruhendes, wie durch die eigenthümlichen Verhältnisse, in welche der Staat von Anfang an gestellt war, hervorgerufenes Bedürfniß. Die Jagd selbst konnte in dem stark bevölkerten und angebauten Gebiete des römischen Staates nur wenig getrieben werden und ward daher auch selten zur Leidenschaft, wie sie es bei den Völkern des Nordens war. Patriotismus und Ruhmbegierde machten jedem Römer nach der Beendigung eines Krieges einen neuen Feldzug wünschenswerth. Auch die durch die Kriege sich mehrende Zahl von Sklaven wirkte in der früheren Zeit nicht wesentlich nachtheilig auf den Geist und die Sitten des römischen Volkes ein. Der Sklave stand nämlich damals in einem ganz anderen Verhältniß zu seinem Herrn, als später, weil er meistens nur zum Ackerbau verwendet wurde und dieses Geschäft in Gemeinschaft mit dem Herrn und seiner Familie trieb. Außerdem standen aber auch die Völker, mit welchen die Römer damals Krieg führten, ihnen sehr nahe und dies mußte der Sklaverei einen viel milderen Charakter geben: Römer und Italiker betrachteten sich im Grunde als Ein Volk, ihre Sitten waren nicht wesentlich von einander verschieden und viele Kriegsgefangenen wurden entweder freiwillig losgegeben oder von ihren Freunden und Verwandten losgekauft.

Das Familienleben war in Rom weit edler und reiner, als in Griechenland. Es trug den altsabinischen oder samnitischen Charakter, war ländlich, sittsam und mäßig. Die vornehmen Römer wohnten, mit Ausnahme der Senatoren, früher meistens auf dem Lande, sie

begaben sich nur vorübergehend in die Stadt und kehrten zurück, sobald ihre Geschäfte vollbracht waren. Bei dem Vater oder in seiner Nähe wohnten seine Kinder und die diesen fast gleich gestellten Clienten. Er war nicht blos das Haupt, sondern auch der Herr und Richter seiner Familie und der Staat bekümmerte sich nicht um das, was im Inneren der Familie geschah. Der Vater konnte, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, seine neugeborenen Kinder aussetzen, er durfte sich das ganze Eigenthum der Söhne zueignen, ja, er konnte sie sogar dreimal hintereinander als Sklaven verkaufen und war Herr über Leben und Tod derselben. Ein solches Recht scheint auf den ersten Blick hin eine schreckliche Tyrannei mit sich zu führen; bekanntlich ist aber das Naturgefühl mächtiger und wenn es genährt wird, besser und wohlthätiger, als jedes Recht und jeder Schutz durch Gesetze. Obgleich zuweilen Beispiele vom Mißbrauch der väterlichen Gewalt vorkamen, so waren sie doch selten und die Familienregierung gewährte in den früheren Zeiten den Vortheil, daß man leicht Gerichtshof und Gesetzbuch entbehren konnte. Die Gattin des Römers hatte, weil Sklavinnen die Hausarbeit verrichteten, mit vielen häuslichen Geschäften nichts zu thun, welche bei uns der Hausfrau obliegen. Sie war nicht, wie die griechische Frau, vom bürgerlichen Verkehr und vom Staatsleben ganz getrennt und auf das Haus und die Familie beschränkt; sie blieb auch nicht von der Bildung des männlichen Geschlechts ausgeschlossen, die sich bei den Griechen nur eine Hetäre oder Buhlerin aneignen durfte, und die Geschichte der römischen Cultur zeigt daher auch, zum Unterschied von der griechischen Bildung, einen bedeutenden Einfluß der Frauen auf die Entwickelung der Nation. Kurz, die römische Hausfrau hatte eine ehrenvolle und geachtete Stellung, sie war gebildet, sie nahm am geselligen Leben der Männer Antheil und eine Ehescheidung blieb, obgleich sie für den Mann sehr leicht zu bewerkstelligen war, in der älteren Zeit etwas Unerhörtes.

Die Munterkeit und Lust des Lebens, die wir bei den Griechen gefunden haben, darf man bei dem ernsten, derben, vorzugsweise auf das Nützliche und Praktische bedachten Volke der Römer nicht erwarten; dafür war dasselbe aber auch von jener genialen Leichtfertigkeit frei, die man bei den Griechen überall gewahr wird und die sich selbst unter den Spartanern in der Ausgelassenheit der Weiber und in dem losen Charakter der Eheverbindungen zeigte. Die eigentlich nationalen Lustbarkeiten der Römer waren Pferderennen und Kriegsspiele; Beide stammen, wie es scheint, aus den ältesten Zeiten her, alles dagegen, was auf Kunst und Gewandtheit beruhte, war ihnen ursprünglich fremd. Von den Etruskern, die sich gern an den anstößigen Bewegungen und Geberden der Mimen und Tänzer belustigten, nahmen die Römer diese

Art von Unterhaltung an, sowie wahrscheinlich auch die Gladiatorenspiele, die ihnen jedoch in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, noch unbekannt waren. Die Letzteren paßten freilich zu dem rauhen Charakter des römischen Volkes vortrefflich, sie wurden daher auch, nachdem sie einmal in Rom Eingang gefunden hatten, bald in Verbindung mit grausamen Thierhetzen die Lieblingsunterhaltung des Volkes; doch behauptete sich sowohl hierin, wie auch bei den Tänzen und den später eingeführten theatralischen Darstellungen, der ursprüngliche Charakter der Nation in so fern, als jeder, der sich öffentlich zur Schau gab, verachtet war und blieb. Die Musik der Römer war eine lärmende oder lustige und ward im Laufe der Zeit nur wenig veredelt. Diejenigen Opferfeierlichkeiten, bei denen man Musik anwandte, wurden stets unter lärmendem Schreien und mit stampfendem Tanzen und Springen begangen; auch der beim Trinken übliche Gesang und das einheimische Flötenspiel wurden nie, wie die Musik der Griechen, vervollkommnet. Dagegen zeigt sich bei den Römern schon in der älteren Zeit die niedrigste Art des Luxus, das Vergnügen und der Aufwand der Tafel, und begann schon so früh herrschend zu werden, daß man schon in dem Zeitraum, bis zu welchem wir in unserer Darstellung gelangt sind, sich genöthigt sah, Verordnungen dagegen zu machen.

2. Das Kriegswesen der Römer.

Die Einrichtung der römischen Kriegsmacht gründete sich ursprünglich ebenso, wie die spartanische und die macedonische Phalanx, auf nationale Sitten und Verhältnisse; allein auch im Kriegswesen zeigt sich der Charakter, welcher einzig und allein die Römer vor allen anderen Völkern des Alterthums groß gemacht hat. Dieser Charakter bestand in der dem römischen Volk gewissermaßen angeborenen Geschicklichkeit, eines Theils die nationalen Sitten und Einrichtungen möglichst lange festzuhalten, anderen Theils aber mit denselben jede bessere fremde Einrichtung so innig zu verschmelzen, daß in Folge davon Rom bis nach dem zweiten punischen Krieg immer dasselbe blieb und doch immer mit der fortschreitenden Zeit fortschritt. Dies zeigt sich in allen Theilen des Kriegswesens und die Vervollkommnung desselben durch fremde Einrichtungen ist um so merkwürdiger, als die Bewaffnung und Eintheilung des Heeres ursprünglich mit der ganzen Volksordnung, der Regierung und Besteuerung zusammenhing.

Das römische Heer der früheren Zeit war ein Bild samnitischer Gleichheit mit samnitischer Aristokratie verbunden. Außer dem Consul oder commandirenden General hatten nur seine Legaten oder Adjutanten und die Kriegstribunen oder Obersten einen bleibenden militärischen Rang und waren also Offiziere in unserem Sinne des



Worts; alle anderen Offiziere, vom Major an abwärts, erhielten ihre Stelle und ihren Rang nur für einen einzigen Feldzug, und es kam bis nach dem zweiten punischen Kriege nicht selten vor, daß ein Mann, der in dem einen Jahr als Centurio oder Hauptmann gedient hatte, im nächsten als Unterlieutenant gebraucht ward. In der Regel wurden freilich auch bei diesen Offizieren ihr Dienstalter und ihre früheren Verdienste zur Richtschnur genommen und später trat ein förmliches Avancement oder regelmäßiges Fortrücken im Rang ein; allein die Ernennung der Officiere vom Major an abwärts war und blieb Sache des Consuls, welcher sie seinerseits häufig dem Kriegstribunen oder Obersten überließ und weder der Senat noch die Volksversammlung kümmerte sich um dieselbe. Die Legaten oder Flügel-Adjutanten wurden vom Consul ernannt und vom Senat bestätigt. Auch die Ernennung der Kriegstribunen war ursprünglich dem Consul überlassen gewesen, seit dem Jahre 311 v. Chr. aber wurden dieselben theils von der Volksversammlung, theils vom Consul ernannt. Diese Obersten waren die wichtigsten Officiere des römischen Heeres und wurden daher aus den angesehensten Männern erwählt; sehr viele von ihnen waren bereits Volkstribunen, Aedilen, Prätoren oder Consuln gewesen und alle saßen entweder schon im Senat, oder wurden doch, nach ihrer Rückkehr aus dem Felde, sofern sie ihre Stellung mit Ehren ausgefüllt hatten, durch die Censoren in denselben aufgenommen.

Jeder römische Bürger war Soldat und blieb 16—20 Jahre dienstpflichtig. Die Bürger von Rom bildeten also gewissermaßen ein stehendes Heer, wenn sie auch nicht gerade, wie in den späteren Zeiten, immer im wirklichen Dienste waren. Der Kriegsdienst galt für eine Ehre, bei der Aushebung wurden daher nur die Tüchtigsten genommen, jeder Verbrecher oder Ehrlose aber verschmäht. Das Heer war in Legionen eingetheilt. Die Stärke einer Legion wechselte im Laufe der Zeit; im Allgemeinen kann man 3000 Mann als die Zahl der Mannschaft einer Legion in der ältesten und 4200—6000 für die späteren Zeiten annehmen. Die Stärke der römischen Kriegsmacht in der Periode, bis zu welcher wir seither die Geschichte geführt haben, kann man daraus ermessen, daß um das Jahr 350 v. Chr. das Heer, ohne die latinischen Truppen, aus zehn Legionen bestand, deren jede 4200 Mann Fußvolk und 300 Reiter enthielt. Diese für jene Zeit ungeheure Macht ward aber durch ihren Geist und ihre innere Kraft noch um das Doppelte verstärkt; denn es waren lauter Leute, die für die Sache ihres Landes als für ihre eigene ins Feld zogen, und von welchen die meisten gemeinen Soldaten jeden Augenblick Officiers-Dienste verrichten, manche auch Generale sein konnten. Die Vorzüge

eines Soldatenheeres und eines Bürgerheeres waren, wie die folgende Geschichte überall darthun wird, auf eine seltene Weise in dem römischen Heere vereinigt.

In der ältesten Zeit war die Legion, welche damals 3000 Mann betrug, aus je 1000 Mann von jeder der drei alten patricischen Tribus, der Ramnes, Tities und Luceres, zusammengesetzt und diese zerfielen wieder in je 100 Mann. Daher kommen die Namen Tribun d. h. ursprünglich Vorsteher einer Tribus und Centurio, d. h. Vorsteher einer Hundertschaft. Nachher stimmte die Einrichtung der Legion genau mit der dem Servius Tullius zugeschriebenen Volkseintheilung, die vielleicht ursprünglich hauptsächlich einen militärischen Zweck hatte, überein. Später erlitt die Eintheilung der Legion und die Art ihrer Aufstellung in der Schlacht manche Veränderungen, welche einzeln anzugeben hier zu weit führen würde. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die hauptsächlich aus schwerbewaffnetem Fußvolk bestehende Legion ihrer ursprünglichen Einrichtung nach mit der macedonischen Phalanx zu vergleichen war, später aber aus drei Hauptmassen von schwerbewaffnetem Fußvolk bestand, welche die Hastaten, die Principes und die Triarier hießen, und nach der Reihenfolge, in der sie hier genannt sind, drei Treffen bildeten. Die Darstellung der Art und Weise, wie diesen die Leichtbewaffneten und die Reiterei angefügt waren, wie die Legion zu verschiedenen Zeiten in Cohorten, Manipeln und Centurien eingetheilt ward und wie sich danach der Rang der einzelnen Theile und ihrer Offiziere bestimmte, gehört nicht in die allgemeine Geschichte, sondern in die besondere Wissenschaft der Kriegsgeschichte. Für die Zwecke jener genügt die Bemerkung, daß die Römer durch ihre längeren Schilde eine größere Bedeckung des Körpers und durch ihr Pilum oder den zugleich zum Stoßen und zum Werfen eingerichteten Speer eine bessere Hauptwaffe hatten, als die griechisch-macedonischen Truppen; daß ferner die Phalanx der Letzteren nur schwer beweglich und alle Soldaten derselben auf gleiche Weise bewaffnet und eingeübt waren, die römische Legion aber sich leicht theilen und wieder verbinden ließ, weil jeder Manipel und jede Cohorte für sich allein ein Ganzes bildete und einzeln gebraucht werden konnte; daß endlich die Römer ihr Kriegswesen stets den Umständen und Verhältnissen anpaßten, dessen ungeachtet aber bei der Ausbildung desselben ihrem nationalen Wesen getreu blieben. Dies betrifft ebensowohl die Eintheilung der Truppen und die Zahl der Mannschaft einer Legion, als die Waffen, die Marschordnung und die Aufstellung in der Schlacht. So oft man auf einen neuen Feind traf oder in Feindesland auf einem ungewohnten Boden zu kämpfen hatte, paßte man das Kriegswesen bis auf die einzelnen Waffen herab den veränderten Ver-

hältnissen an, oder entlehnte von dem Feinde das, was ihm eine Ueberlegenheit gewährte.

Auch die Einrichtung des Lagers der Römer, ihre Belagerungskunst, ihre Disciplinargesetze und die Veränderungen des Soldes sind kein Gegenstand der Darstellung für die Weltgeschichte. Nur über den Letzteren und über das römische Genie-Wesen ist eine allgemeine Bemerkung nöthig. Die Art, wie bei den Römern Soldaten und Officiere besoldet wurden, zeigt, daß bei ihnen durchaus dasselbe Verhältniß des Gemeinen zum Officier und des Fußgängers zum Reiter Statt fand, welches wir in den früheren Bürgerheeren der Athener und Spartaner und in den Heeren unserer Ritterzeit wahrnehmen. Der Centurio oder Hauptmann erhielt nur das Doppelte, der Tribun nur das Vierfache des Soldes der Gemeinen; ein gemeiner Reiter aber bekam drei Viertheile der Besoldung des Tribunen, oder ein Drittel mehr, als die des Centurio betrug und der Römer sah also seinen Reiter recht eigentlich als Ritter an. Das Genie-Wesen verbesserten die Römer, als sie mit den Griechen bekannt geworden waren und die Fortschritte derselben in der Mathematik und Kriegswissenschaft kennen gelernt hatten; allein sie selbst hatten schon vorher wissenschaftliche Grundsätze auf die Kriegskunst angewendet und es ist eine bloße Anekdote, wenn ein Schriftsteller des späteren Alterthums behauptet, ihre Einrichtung und Befestigung des Lagers rühre erst aus der Zeit des Krieges mit Pyrrhus her, in welchem sie einst ein griechisches Lager eroberten: wenngleich dies richtig ist, daß jener Zusammenstoß mit einem der ersten Generale aus der Schule Alexander's des Großen für die Entwicklung ihres Kriegswesens von großer Wichtigkeit war. Sie hatten sogar schon früh eine Art von Ingenieurs in ihren Heeren, welche das Aufschlagen des Lagers besorgten und bei Belagerungen thätig waren. Diese bildeten in jedem Heere zwei Centurien, sie wurden von ausgewählten Officieren geleitet und wenn ihre Beschäftigung vielleicht auch nicht eine streng wissenschaftliche war, sondern blos eine Kunst des Feldmessens genannt werden kann, so ist doch so viel gewiß, daß man es in dieser Kunst und in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse des Krieges schon früh ziemlich weit gebracht hatte.

3. Kriege mit den Galliern in Oberitalien.

Die ersten Kriege des Heldenzeitalters der Römer wurden mit den gallischen Völkerschaften geführt, welche in Oberitalien angesiedelt waren und von dort unaufhörliche Streifzüge nach Etrurien und Latium, ja sogar bis nach Campanien und Apulien machten. In diesen Kriegen traten die vornehmsten jener Helden auf, welche von den späteren Römern ebenso als Muster der Tapferkeit und ritterlichen

Gesinnung betrachtet wurden, wie von den christlichen Völkern des Mittelalters und der neueren Zeit ein Arthur, Roland, Cid, Tankred, Gottfried von Bouillon und Andere. Auch sind die Sagen von jenen römischen Helden ebenso im Alterthum, wie die Erzählungen von den genannten christlichen Helden im Mittelalter, ein Lieblingsgegenstand der Nachkommen und ihrer Poesie geworden. Beide Heldenzeitalter haben außerdem noch darin eine Aehnlichkeit mit einander, daß die späteren Römer die Helden ihrer Ritterzeit ebenso als die Grundsäulen ihrer Weltherrschaft ansahen, wie den christlichen Völkern die ihrigen als die Stützen ihrer Religion und Cultur galten.

Der vorherrschende Charakter der römischen Heldenzeit beruhte auf dem oben angedeuteten Wettkampf der beiden Stände der Nation. Dieses wetteifernde Streben der Patricier und Plebejer mußte um so größer sein, da der alte Adel in gewisser Hinsicht noch immer vom Volke vorgezogen wurde und ein Plebejer sich also ausgezeichnete Verdienste erwerben mußte, wenn er emporkommen wollte. Das Volk pflegt nie der Geburt seine Huldigung zu versagen, wenn sie von Verdiensten und Herablassung begleitet ist und überdies wird in allen Republiken, die nicht auf Gewerbe und Handel beruhen und also nicht vorzugsweise den Reichthum ehren, die Dankbarkeit gegen verdiente Männer viel seltener aus den Augen gesetzt, als in den Staaten, in welchen das Geld den Rang gibt. Andererseits konnten und durften aber auch die Patricier hinter dieser ihrer Stellung in der Achtung ihrer Mitbürger nicht zurückbleiben. Die Geschichte jener Zeit bietet uns daher eine ganze Reihe rauher militärischer Charaktere dar, die aber zugleich durch patriotische Gesinnung, Einfachheit und Uneigennützigkeit sich auszeichneten und von welchen manche für alle folgenden Zeiten zum Sprichwort geworden sind. Die berühmtesten dieser Männer waren: der Dictator Camillus, Titus Manlius Torquatus, Marcus Valerius Corvus, Quintus Fabius Maximus Rullianus und sein Sohn Fabius Maximus Gurges, Publius Decius Mus und sein gleichnamiger Sohn und Enkel, die beiden Lucius Papirius Cursor, Quintus Publilius Philo, Manius Curius Dentatus und Cajus Fabricius Luscinus.

Die gallischen Raubzüge, welche einen fortwährenden Krieg der Römer und Gallier veranlaßten, begannen etwa dreißig Jahre nach der Zerstörung Roms und dauerten zwölf Jahre lang (von 360 bis 348 v. Chr.). In den Anfang desselben verlegt die römische Heldensage einen jener Kämpfe, welche an die Erzählungen von Roland erinnern und die Vergleichung jener Zeit und der daran geknüpften römischen Sagen mit der Blüthezeit des christlichen Ritterthums und seinen poetischen Darstellungen rechtfertigen. Titus Manlius

Torquatus nahm es als Jüngling mit einem gallischen Riesen auf, welcher die römischen Helden höhnend zum Zweikampf aufgefordert hatte. Im Angesichte beider Heere trat er muthig dem übermäßig großen und starken Barbaren entgegen, bestand den Kampf, tödtete seinen furchtbaren Gegner und schmückte sich mit der goldenen Halskette, welche dieser getragen. Er erhielt davon für sich und seine Nachkommen den Ehrennamen Torquatus von dem Worte Torques d. i. Halskette. Einige Jahre nachher erfocht Cajus Sulpicius Longus einen glänzenden Sieg über ein gallisches Heer. In einem späteren Feldzug erschlug auch Marcus Valerius Corvus einen gallischen Helden im Zweikampf und erhielt den Beinamen Corvus d. i. Rabe, weil ein Rabe sich auf seinen Helm gesetzt und ihm mit seinem Flügelschlage beigestanden hatte.

4. Der erste Samniten-Krieg.

In Oberitalien hatten die Gallier längst die Blüthe früherer Zeiten vernichtet und auch die kleinen Staaten, welche zwischen ihren dortigen Wohnsitzen und der Tiber lagen, waren durch ihre unaufhörlichen Streifzüge zum Theil verwüstet worden. In Unteritalien wütheten bald Griechen gegen Griechen, bald machten daselbst die rohen Lukaner verheerende Züge; auch hatten die dortigen Staaten oft mit den Syrakusanern und den Karthagern zu kämpfen. Mittelitalien dagegen behauptete damals seinen alten Glanz und seine alte Würde durch die Fruchtbarkeit Campaniens, durch den noch übrigen Rest der nach und nach verschwindenden Betriebsamkeit der Latiner, durch den Handel der Etrusker, besonders aber durch das als Staat von Kriegern und fleißigen, kräftigen Landleuten fortwährend zunehmende Rom. Neben dem jugendlich aufstrebenden Volke der Römer stand der Kern der großen samnitischen Nation noch in der alten Kraft und Unverdorbenheit da. Durch Unteritalien und einen Theil von Mittelitalien verbreitet, bildete die samnitische Nation eine große Zahl von Völkerschaften, von welchen jedoch manche bereits verwildert oder verweichlicht waren. Zu den Letzteren gehörten namentlich die rohen und raubsüchtigen Lukaner und die Bewohner von Campanien, welche von Samnium aus dieses Land erobert hatten, aber durch das Klima und die üppige Fruchtbarkeit ihrer neuen Heimath der alten Kraft und Sitte ihres Stammes entfremdet worden waren. Im Innern der Halbinsel dagegen, auf den Höhen und in den Thälern des rauhen Gebirgslandes, erfreute sich das Volk der eigentlichen Samniten noch des Glückes, welches das Ackerbau- und Hirtenleben, die alte samnitische Verfassung und die angestammten Sitten ihnen seit uralter Zeit gewährt hatten. Dieses tapfere, rüstige Bergvolk gerieth jetzt mit den Römern in einen Kampf,

der mit einigen Unterbrechungen fünfzig Jahre lang währte, und die Oberhoheit der Letzteren auch über diesen kräftigsten Theil der Bevölkerung von Italien ausdehnte. An Volkszahl und Ausdehnung des Gebietes waren die Samniten den Römern überlegen, an kriegerischem Sinn und an Muth ihnen wenigstens gleich, und wenn es in Kriegen hierauf allein ankäme, so würden jene gewiß den Sieg davon getragen und die Herrschaft in Italien errungen haben. Allein den Völkern des samnitischen Stammes fehlte es von jeher an einem Bande, durch welches alle fest mit einander verbunden worden wären; die zwischen ihnen eingetretene Ungleichheit der Sitte und des Wesens erschwerte im Laufe der Zeit eine solche Vereinigung noch mehr, und selbst die eigentlichen Samniten bildeten nicht, wie die Römer, einen einzigen Staat, sondern nur eine Eidgenossenschaft unabhängiger Cantone. Außerdem hatten aber die Römer noch einen besonderen Vortheil vor ihnen voraus, der ihnen mehr als alles Andere das Uebergewicht über die Samniten verschaffte: Rom hatte nämlich durch die seitherigen Verfassungskämpfe und die daraus hervorgegangenen Verhältnisse ein inneres Leben und eine Form erhalten, durch welche alle Kräfte in einem Grade belebt und in Thätigkeit gesetzt wurden, wie bei keinem anderen Volke von Italien. Sie besaßen für ihre Macht einen festen Mittelpunkt in Rom, der gebietenden Hauptstadt eines ansehnlichen Bundesreichs, während den Samniten jeder solcher einheitliche Mittelpunkt fehlte.

Die Veranlassung zu dem Kriege der Römer mit den Samniten ward von den damaligen Gebietern des Landes Campanien gegeben. Fast gerade hundert Jahre zuvor hatten samnitische Schaaren die Stadt Capua und einen großen Theil des Landes Campanien den alten oskischen Einwohnern und ihren Herren, den Etruskern, entrissen. Diese Samniten bildeten, wie im Mittelalter die dort angesiedelten Normannen, nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung, waren aber die Gebieter des Landes, führten gleich jenen ein ritterliches Leben und entarteten bald auf doppelte Weise: eines Theils stürzte die im heißen und fruchtbaren Campanien von jeher einheimische Ueppigkeit sie in Schlaffheit und Schwelgerei, anderes Theils verwilderten sie durch Kriegsdienste, die sie aus Rauflust und Habgier bei den Griechen und Karthagern auf Sicilien nahmen. Sie wurden daher bald ihren Brüdern im gebirgigen Samnium völlig entfremdet, zumal da sie von Anfang an durch kein staatliches Band mit ihnen vereinigt geblieben waren. Sie geriethen mit denselben endlich sogar in Zwist, als die Samniten sich nach Campanien hin ausbreiteten und die an der Grenze von Samnium wohnenden alten ausonischen Stämme zu unterwerfen suchten. Die Sidiciner, eine dieser kleinen Völkerschaften, riefen die

campanischen Samniten in Capua zu Hülfe. Diese gewährten ihnen ihre Unterstützung, wandten sich aber zugleich nach Rom, um durch das Bündniß mit einem mächtigen Staate Schutz gegen die überlegene Kraft und die Eroberungslust ihrer Brüder aus dem Gebirge zu erhalten. Die Römer, welche nicht lange vorher mit den Samniten ein Bündniß geschlossen hatten, scheuten sich, mit einem Volke, das im Kriege mit ihren eigenen Verbündeten begriffen war, einen Bund einzugehen. Sie versprachen daher den Campanern die gewünschte Hülfe nur unter der Bedingung, daß dieselben, wenigstens der Form nach, sich unter die römische Botmäßigkeit stellten und dadurch den Römern das Recht und die Pflicht gäben, sich ihrer anzunehmen. Die Campaner willigten in diese Forderung, und erklärten sich in einer förmlichen Vertragsurkunde für Unterthanen der Römer. Nun forderte man von Rom aus die Samniten auf, einen Staat, der sich dem römischen Volke zum Eigenthum übergeben habe, nicht weiter zu bekriegen. Die Samniten wiesen natürlich nicht allein diese Forderung zurück, sondern erkärten auch den mit den Campanern geschlossenen Vertrag für einen Friedensbruch. Hierauf zogen die beiden römischen Consuln Marcus Valerius Corvus und Aulus Cornelius Cossus, jeder an der Spitze eines Heeres, nach Campanien.

So begann 343 v. Chr. der erste Samnitenkrieg, welcher drei Jahre lang dauerte. Valerius Corvus brachte den Samniten bald eine Niederlage bei, sein College aber machte einen großen Fehler, stürzte dadurch sein Heer in die größte Gefahr und wurde nur durch den Heldenmuth eines seiner Kiegstribunen vor dem Untergang bewahrt. Er hatte sich nämlich tief in das Gebirge hinein locken lassen und ward hier in einem Thale von den Feinden eingeschlossen. Nur der Rückzug blieb ihm offen, aber auch dieser war nicht ohne den Verlust des größten Theils der Truppen möglich, weil die Samniten rings herum die Höhen besetzt hatten. In dieser Verlegenheit bot sich Publius Decius Mus der Aeltere zum Opfer an. Er besetzte mit 1600 Mann eine Höhe, die über dem Feinde lag, um von dort aus die Hauptmacht der Samniten so lange zu beschäftigen, bis der Consul aus dem Thale entkommen wäre. Decius hielt den Kampf mit der überlegenen Macht der Samniten bis zum Abend aus, schlug sich dann in der Nacht durch die Feinde durch, erreichte das gerettete Heer seiner Landsleute und bewog den Consul, die Samniten, welche auf nichts weniger als einen Angriff gefaßt waren, sogleich anzugreifen. Diese wurden hierauf in einem förmlichen Treffen geschlagen und Decius hatte also das Verdienst, nicht blos das römische Heer vor dem Untergang bewahrt, sondern ihm zu gleicher Zeit auch einen Sieg verschafft zu haben. Er erhielt dafür vom Senat und Volk die

glänzendsten Ehrengeschenke und sein Name strahlte seitdem durch alle römischen Zeiten hindurch in der Volksgeschichte und in Liedern neben einem Seävola, Cincinnatus, Manlius, Capitolinus, Camillus und anderen Helden. Bald nachher erfocht Valerius Corvus bei Suessula einen so vollständigen Sieg, daß sein großer Ruhm sich hauptsächlich auf diese Schlacht gründete: er eroberte das Lager der Samniten, tödtete oder zerstreute ihr ganzes Heer und soll nicht weniger als 40,000 Schilde von Gebliebenen oder Entflohenen erbeutet haben.

So ehrenvoll für Valerius und für die Römer die seither gelieferten Schlachten waren, so waren doch die Samniten bei weitem nicht völlig besiegt; im Gegentheil, sie erschienen im nächsten Jahre ebenso mächtig als vorher und zeigten damals, wie zu allen Zeiten eine felsenfeste Ausdauer. Der Krieg wäre daher wohl noch viele Jahre lang fortgesetzt worden, wenn nicht die drohende Stellung, welche die Latiner annahmen, und die durch die harten Schuldgesetze veranlaßte Empörung eines Theiles der römischen Truppen die Römer zum Frieden gedrängt hätte. Der zum Dictator erwählte Valerius Corvus dämpfte diese Empörung auf eine schonende und geschickte Weise; mit den Samniten aber ward, nachdem der Krieg noch eine kurze Zeit fortgesetzt worden war, ein Vertrag geschlossen, in welchem dieselben sich zwar eine Buße an Geld und Getreide auflegen ließen, dagegen aber keinen Zollbreit Landes verloren. Ja, sie erhielten sogar das Recht, sich die Sidiciner zu unterwerfen, obgleich die Römer den Krieg zunächst nur in der Absicht, sie daran zu hindern, begonnen hatten und diese Sache für sie von Wichtigkeit war, weil die Landschaft der Sidiciner Campanien von Latium trennte.

5. Der lateinische Krieg und die staatsbürgerliche Stellung der unterworfenen italischen Völker.

Als Rom die Sidiciner ihrem Schicksale überließ, setzten die Latiner, welche als römische Bundesgenossen am samnitischen Kriege Antheil genommen hatten, denselben für sich allein fort, um die Samniten von ihrer Nähe fern zu halten. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit den Sidicinern, Campanern, Volskern und Aurunkern. Dies hätte sie nothwendiger Weise mit Rom entzweien müssen, wenn sie auch nicht vorher schon an die Auflösung eines Bundes gedacht hätten, welcher für sie je länger je mehr ein Verhältniß vollständiger Abhängigkeit begründete. Fast zu derselben Zeit, als sie sich mit den genannten Völkern verbanden, schickten sie eine Gesandtschaft nach Rom und ließen dem Senat erklären: das bisherige Verhältniß zwischen Rom und Latium müsse dahin abgeändert werden, daß Beide einen wirklichen Föderativ-Staat bildeten, in welchem die Hälfte der Senatoren und

der Beamten aus Latinern bestehe; Rom dürfe also nur die Hauptstadt von Latium sein, statt wie bisher unter Form eines Bundeshauptes das ganze Land allein zu beherrschen.

Einen solchen Gedanken ertrug der römische Stolz nicht, die Waffen mußten entscheiden. Es wurden also zwei Heere unter den Consuln Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus dem Aelteren nach Campanien geschickt, wo die latinischen Truppen und ihre Verbündeten bereits gegen die Samniten zu Felde lagen. Die Letzteren vereinigten sich, wie es scheint, sogleich mit den Römern. Am Fuße des Vesuv kam es zu einer entscheidenden Schlacht (340 v. Chr.). Diese Schlacht hat mehr, als irgend eine andere, die Macht der Römer begründet und den Schrecken ihres Namens über die Völker Italiens verbreitet. Die Römer haben daher auch die beiden Consuln, welche damals an ihrer Spitze standen, vorzugsweise gepriesen, und in ihren Volkserzählungen von den Helden der Vorzeit das Andenken derselben verherrlicht. Beide wurden später als unübertroffene Beispiele aufopfernder Vaterlandsliebe und als Muster römischer Strenge und Kriegszucht aufgestellt und die Geschichte ihrer Thaten diente den Rednern und Schriftstellern der folgenden Zeit als ein mächtiges Mittel, die Gemüther zu entflammen. Wenn die Ueberlieferungen denkwürdiger Ereignisse Jahrhunderte hindurch solchen Zwecken gedient haben, so vermag keine Kritik das Wahre in ihnen ausfindig zu machen und die historische Darstellung kann sie daher nicht anders auffassen und berichten, als in der ihnen auf diese Weise gegebenen Form und Ausschmückung.

Nach diesen Erzählungen hatte der Consul Manlius Torquatus, derselbe Mann, der schon in seiner Jugend einen riesigen gallischen Ritter in rühmlichem Zweikampf erschlagen haben soll, einige Tage vor der Schlacht bei Todesstrafe jeden Einzelkampf mit dem Feinde verbieten lassen. Als aber ein feindlicher Befehlshaber, der an der Spitze einer Streifwache mit Manlius Torquatus Sohne zusammentraf, diesen spottend zum Zweikampf herausforderte, konnte der muthige junge Mann der Versuchung nicht widerstehen; er nahm die Herausforderung des Latiners an und tödtete seinen Gegner. Triumphirend zog der Sieger in das Lager zurück, sein Vater ließ aber mit rücksichtsloser Strenge die gedrohte Strafe an ihm vollziehen und brachte so dem blinden Gehorsam des Heeres, ohne welchen Roms militärische Größe nicht bestehen konnte, den eigenen Sohn zum Opfer. Wie auf diese Weise Manlius Torquatus durch die Hinrichtung seines Sohnes den Römern ein Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe gab, so erwarb sich Decius Mus denselben Ruhm durch einen freiwilligen Tod. Beiden Consuln ward, wie es heißt, durch ein Traumgesicht zu gleicher Zeit der Schicksalsspruch verkündet, daß in der bevorstehenden Schlacht

von der einen Seite das Heer, von der andern aber einer der Anführer den Göttern der Unterwelt zum Opfer fallen müßte. Um diesen Spruch zu Gunsten der Römer zu wenden, gelobten sie einander, daß derjenige von ihnen, dessen Schaaren in der Schlacht zuerst wanken würden, sich sogleich jenen Göttern weihen wolle. Die Schlacht hatte noch nicht lange begonnen, als der von Decius befehligte Flügel zu weichen begann. Sogleich erfüllte Decius sein Versprechen: er ließ sich vom Oberpriester die Formel der Todesweihe vorsprechen, legte dann schnell das vorgeschriebene Gewand an, stellte sich auf ein Schwert, verhüllte sein Haupt, und rief laut die ihm vorgesagten Worte aus, durch welche er sich und zugleich die Legionen der Feinde als Sühnopfer den Todesgöttern weihte. Dann stürzte er sich in die dichtesten Reihen der Latiner und sank bald von Geschossen durchbohrt nieder. Solche Todesweihen kamen ebensowohl bei den Römern, als bei den Etruskern vor, und scheinen aus dem Gebrauche der Menschenopfer entstanden zu sein, der auch bei den keltischen Völkern, den Phöniciern und Karthagern herrschte; er war in Italien schon früh dem überwiegenden Einflusse griechischer Lebensansichten gewichen. Es lag der That des Decius die auch im alten Judenthum herrschende Idee eines Sühnopfers zu Grunde, vermöge deren man das Vornehmste oder das Beste und Reinste den Göttern darbrachte, um dadurch Heil und Rettung für die Anderen zu erhalten. Die Schlacht ward gewonnen und war, wie fast alle Schlachten, in welchen Römer fochten, sehr blutig, weil das Meiste mit dem Schwerte und durch Kämpfe von Mann gegen Mann vollbracht ward: von den Latinern soll nicht einmal der vierte Theil des Heeres entkommen sein.

Die Latiner erholten sich bald von dem erlittenen Schlage und wagten bei Trifanum noch einmal eine Schlacht, wurden aber wieder besiegt. Ihre Macht war jetzt vernichtet und der latinische Bund löste sich in Folge davon auf. Einzelne latinische und campanische Städte unterwarfen sich den Römern sogleich, andere aber leisteten ihnen noch eine Zeitlang Widerstand. So dauerte der Krieg noch zwei Jahre lang fort, bis endlich alle besiegt waren. Der römische Senat verhängte über die latinischen und campanischen Staaten ein sehr verschiedenes Schicksal: die Bürger des einen Staates mußten auswandern und ihr Gebiet ward an römische Colonisten ausgetheilt, die von anderen dagegen wurden mit den Letzteren verschmolzen, noch andere Städte erhielten das römische Bürgerrecht mit größerer oder geringerer Beschränkung, einigen wenigen aber gab man dasselbe vollständig. So ward das Interesse der Latiner und Campaner durch die Verschiedenheit der ihnen gewährten Rechte getheilt. Die Herstellung des alten Latinerbundes und der Unabhängigkeit Latiums wurde für immer

unmöglich gemacht, indem die Römer die latinischen Landtage verboten, jede politische Verbindung der einzelnen Städte unter einander aufhoben, so daß sie nur durch ihr gemeinsames Verhältniß zu Rom sich berührten, — und einen großen Theil des Landes als römische Staats-Domäne einzogen oder unter römische Colonisten vertheilten.

Von dieser Zeit an standen Latiums Kräfte ganz und gar im Dienste der Römer. Zwar wurden die latinischen Truppen, welche vorher in den Legionen der Römer selbst gedient hatten, von diesen getrennt und als besondere Abtheilungen dem Heere beigegeben, allein sie erschienen dadurch nicht als eine selbstständige Macht, sondern als die Truppen von Unterthanen, weil man sie nicht mehr in größeren Truppenkorps, wie die Legionen waren, zusammenstellte, sondern sie nur kleinere Abtheilungen, Cohorten, bilden ließ. Von dem Augenblick an, wo Latium unterworfen worden war, galt es den Kampf um die Herrschaft Italiens. Damit die Darstellung dieses Kampfes, welcher zugleich mit den Samniten, den Griechen von Unteritalien, den Etruskern und den Galliern in Oberitalien geführt ward, keine Unterbrechung erleide, ist es am passendsten, hier die Verhältnisse anzudeuten, in welche die einzelnen Völker Italiens nach ihrer Unterwerfung unter die Römer traten.

Die Völker der alten Welt haben, zum Unterschied von denen der neueren Zeit, unterworfene Staaten nur in sehr seltenen Fällen zu gleichberechtigten Gliedern ihres Staates erhoben. Die Römer insbesondere haben, bis in ihre Kaiserzeit hinein, außerdem noch einen Unterschied zwischen den unterworfenen Völkern Italiens und denen anderer Länder gemacht. Die Letzteren waren und blieben Unterworfene, die Italiker aber erhielten eine gewisse Selbstständigkeit und Freiheit. Deshalb ward aber bei der Benennung der eroberten Theile des Reiches der Unterschied gemacht, daß nur die außerhalb Italiens liegenden Theile **Provinzen** hießen, die eigentlich italischen Stadtgebiete und Landschaften aber nie mit diesem Namen belegt wurden. Die Bürger des römischen Staates zerfielen daher, als derselbe weltherrschend geworden war, in drei Theile, in die Provinzialen, die Italiker und die eigentliche römische Bürgerschaft; in der Zeit, bis zu welcher unsere Darstellung gelangt ist, haben wir zunächst zwischen römischen Vollbürgern und Bundesgenossen zu unterscheiden. Zwischen dem Meere und dem Apennin von Formiä im Süden bis Cäre im Norden bildeten die römischen Vollbürgergemeinden ein ziemlich zusammenhängendes Gebiet; vereinzelte solche Gemeinden fanden sich in ganz Italien.

Unter den Bundesgenossen treten uns zunächst die **Bundesgenossen latinischen Rechts** entgegen. Diese wurden anfangs den

römischen Bürgern fast gleich gestellt; sie waren von manchen Lasten frei, welche andere italische Völker unter römischer Herrschaft zu tragen hatten; sie lebten nach eigenen Gesetzen und unter ihren eigenen Beamten, welche von ihnen selbst gewählt wurden; diese Beamten wurden durch ihr Amt römische Bürger; die in Rom zufällig anwesenden Latiner konnten von dem Ehrenrechte Gebrauch machen, in einer durch das Loos ausgemachten Tribus in den Comitien mitzustimmen; sie konnten sich frei in Rom niederlassen, und wer von diesen einen leiblichen Sohn in der Heimath zurückließ, konnte sofort römischer Bürger werden. Diese Vortheile, die man unter dem Namen des Jus Latinum (des latinischen Rechts) zusammenfaßte, waren übrigens nicht allen latinischen Städten eingeräumt worden, und diejenigen, welche sie besaßen, standen in anderen wesentlichen Dingen hinter den Römern zurück: sie hatten z. B. über ihre Kinder nicht dieselbe Gewalt, wie ein Römer, sie konnten von keinem Römer adoptirt werden und keine vollgültige Ehe mit einer Römerin schließen, sie mußten sich als Soldaten mit Ruthen züchtigen lassen, während es in späteren Zeiten aufs strengste verboten war, einen römischen Soldaten anders als mit dem Stock zu schlagen, ein Ehrenunterschied gleich demjenigen, welcher früher bei unseren Truppen zwischen dem Stock und der Fuchtel bestand. Wie groß aber auch die Rechte der Latiner sein mochten, der römische Senat wußte dieselben nach und nach auf unmerkliche Weise zu schmälern, und diesen Rechten stand als gewichtige Gegenleistung die Kriegsdienstpflichtigkeit gegenüber, welche die Latiner schwerer drückte als die Römer, da sie keinen Antheil an der Berathung über Krieg und Frieden hatten, wohl aber einem Staate, der fast nie Frieden hatte, zu allen seinen Kriegen Truppen liefern mußten. Dies war um so härter für sie, da sie zwar alle Anstrengungen und Gefahren, nicht aber die Ehre des Kriegsdienstes mit den Römern theilten; denn der Sieg wurde immer nur den römischen Abtheilungen des Heeres zugeschrieben, obgleich die Latiner ebenso wie diese bewaffnet und ebenso tapfer waren, auch in manchen Kriegen die Römer an Zahl oft um das Doppelte und Dreifache übertrafen.

Die übrigen italischen Völker, also die Bundesgenossen nicht latinischen Rechts, erhielten größtentheils noch weniger Rechte, als die Latiner, wurden aber ebenfalls gleich diesen durch die Verschiedenheit ihrer Gesetze und Einrichtungen von einander getrennt. Das Maaß ihrer Rechte bestimmte der besondere Bundesvertrag, den sie mit Rom hatten schließen müssen oder schließen wollen: einige von ihnen unterwarfen sich freiwillig, andere wurden gewaltsam mit oder ohne Capitulation unter das römische Joch gebeugt, wodurch also schon von Anfang an eine große Verschiedenheit der Rechte zwischen ihnen

entstand. Viele aber versuchten später das Joch wieder abzuwerfen und mußten dann ihre Rechte als ein Geschenk der Römer ansehen. Diese waren jedoch klug genug, den meisten italischen Völkerschaften möglichst viele Vortheile einzuräumen, da es ihnen hauptsächlich nur darum zu thun war, daß sich dieselben in die Militärordnung des römischen Reiches fügten. Einige, wie die Sabiner, erhielten das römische Bürgerrecht, andere, z. B. ein Theil der Umbrer, schlossen als Bundesgenossen einen auf fast völlig gleichen Bedingungen beruhenden Vertrag mit Rom, noch andere wurden auf die mannigfaltigste Weise in ihren Rechten beschränkt, manche endlich, wie die Bruttier und Lukaner, mußten sich so demüthigende Verhältnisse gefallen lassen, daß sie z. B. in den römischen Heeren nicht den Soldaten zugezählt, sondern zum Gebrauche als Postboten oder Büttel und zu anderen schmählichen Knechtsdiensten verwendet wurden. So wurden also die italischen Völker durch eine mannigfaltige Anordnung ihrer inneren Angelegenheiten und ihres Verhältnisses zu Rom von einander getrennt und zugleich auf eine sehr kluge Weise römische Einrichtungen und Gesetze ihnen nicht gewaltsam aufgedrungen, sondern zwischen das Fremde geschickt eingeschoben. Man hat die vertragsmäßige Stellung dieser italischen aber nicht latinischen Bundesgenossen zu den Römern mit dem Namen des Jus Italicum oder des italischen Rechtes bezeichnet; da aber die Verträge je nach den Umständen, unter denen sie geschlossen wurden, unter einander sehr verschieden waren, so begreift jener Name kein bestimmtes Rechtsverhältniß in sich, sondern umfaßt sehr verschiedene Rechtsstellungen. Im Allgemeinen versteht man unter den sogenannten Bundesgenossen des italischen Rechts solche Staaten, welche am römischen Bürgerrechte keinen Theil hatten und den Römern im Kriege durch Truppen und Geld beistehen mußten, dagegen aber keine Grundsteuer entrichteten und nicht, wie später die eroberten Länder außerhalb Italiens oder die sogenannten Provinzen, von römischen Statthaltern beherrscht wurden, sondern ihre eigenen Gesetze und selbstgewählte Beamten hatten. Solche Völker hatten also scheinbar eine ganz unabhängige Verwaltung, der Wirklichkeit nach aber ließ ihnen die Herrscherstellung Roms nur geringen Spielraum. Der römische Senat erließ nämlich oft harte Befehle an sie, welche die Ortsobrigkeiten ebenso strenge ausführen mußten, als sie nur ein römischer Statthalter hätte ausführen können; römische Große, welche durch ihr Land reisten, erlaubten sich alles Mögliche, und kein Staat durfte es wagen, ihnen entgegenzutreten, theils weil solche Männer an und für sich selbst ihnen viel schaden konnten, theils weil alle diese Staaten bei ihren Streitigkeiten im Innern oder mit ihren Nachbarn den römischen Senat und die von ihm ernannten Schiedsrichter als entscheidende

Oberbehörde anerkennen mußten. Auch die durch das sogenannte italische Recht gewährte Steuerfreiheit stand in keinem Verhältniß zu dem, was die Staaten bei ihrer Unterwerfung unter die Römer einbüßten. Die Letzteren unterließen es nämlich nie, einen Theil des Landes der Besiegten einzuziehen, um ihn entweder als römische Staats-Domäne zu verpachten oder an römische Colonisten zu vertheilen; sie konnten also auch den italischen Völkern leicht Steuerfreiheit gewähren, weil sie bei den meisten auf diese Weise die Steuer schon für ewige Zeiten vorausgenommen hatten. In Betreff der Stellung im römischen Heere wurden, wie bereits angedeutet worden ist, manche italischen Völker viel härter behandelt, als die Latiner, anderen dagegen gab man auch Vorzüge vor diesen. Im bürgerlichen Rechte dagegen, in den Besitz- und Erwerbsverhältnissen, hatten alle Italiker gewisse Rechte mit den römischen Vollbürgern gemein.

Welche Stellung die griechischen Städte in Unteritalien nach ihrer Besiegung durch die Römer erhielten, wird unten bei der Darstellung ihrer Unterwerfung angegeben werden. Hier aber ist zum Schlusse noch das Verhältniß derjenigen italischen Städte zu bezeichnen, welche die Namen Municipien, Präfecturen oder Colonieen trugen. Die Municipien waren Städte, welche von der Grundsteuer befreit waren, ihre eigene selbstständige Verwaltung hatten und das römische Bürgerrecht entweder ganz oder mit gewissen Beschränkungen besaßen. Präfecturen dagegen hießen diejenigen Städte, in welchen entweder blos die Rechtspflege oder auch die ganze Verwaltung durch einen von Rom ernannten Präfecten geleitet wurde; im ersten Falle standen sie, abgesehen von der Beschränkung ihrer Jurisdiction, den Municipien ganz gleich, im zweiten aber ermangelten sie aller Selbstständigkeit und hatten dieselbe Stellung, wie die späteren Provinzen der Römer. Sowie schon dies einen Unterschied in der Behandlung der unterworfenen italischen Städte zu erkennen gibt, so zeigt sich derselbe sogar auch bei den Municipien allein. Man sollte meinen, daß diese Städte, welche das römische Bürgerrecht und eine selbstständige Verwaltung erhielten, einander fast gleich gewesen wären und dadurch die Möglichkeit gehabt hätten, sich für einen gemeinschaftlichen Zweck mit einander zu verbinden; allein dies war durchaus nicht der Fall. Der römische Senat und das von ihm geleitete Volk hatten auch in den Municipien eine ungemein große Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Interessen zu erzeugen verstanden. Nicht alle besaßen das volle römische Bürgerrecht; während nämlich die Bürger des einen Municipiums den römischen Volksversammlungen beiwohnen, in denselben mitstimmen und sich sogar um die römischen Ehrenstellen bewerben durften, genossen die Bürger eines anderen diese höheren politischen Rechte in Rom gar

nicht, sondern mußten sich mit einem größeren oder geringeren Antheile an den Privatrechten der römischen Bürger begnügen. Ferner hatten manche Municipien die römischen Gesetze und Verwaltungsformen ganz oder zum Theil angenommen, andere aber ihre alten Gesetze und Einrichtungen völlig beibehalten. Die meisten richteten jedoch ihre Verfassungen nach der römischen ein. Ihre Bürger waren, wie die Römer, in Stände geschieden: Duumvirn (d. i. Zweimänner) standen, gleich den römischen Consuln, an der Spitze der Verwaltung und es gab außerdem Censoren, Aedilen, Quästoren und Volkstribunen, sowie einen Senat und eine Volksversammlung.

Die Colonieen, deren es in Italien vor dem Beginne der punischen Kriege 30 oder nach einer anderen Angabe 53 gab, standen zu dem römischen Staate ebenfalls in einem Verhältnisse, das nicht klüger hätte ausgedacht werden können. Sie zerfielen in zwei Klassen, in römische und latinische, oder mit anderen Worten, ihre Einwohner bestanden entweder aus römischen Vollbürgern oder aus Latinern, die unter römischer Anführung in ihnen angesiedelt worden waren. Alle Colonieen, welche die Römer in Italien gründeten, waren, zum Unterschied von den griechischen, nicht neu erbaute, sondern ältere Städte, welche ihren seitherigen Einwohnern entrissen worden waren. Sie hatten dieselbe Verfassung, wie die meisten Municipien, d. h. sie wurden von einem Senat und einer Volksversammlung, von Duumvirn, Censoren, Volkstribunen regiert und bildeten also ein kleines Rom. Von ihren Großen befand sich immer einer oder der andere im römischen Senat und nahm sich daselbst ihrer Angelegenheiten an. Die Colonisten von römischer Abkunft hatten das römische Bürgerrecht, genossen auch den wichtigsten Theil desselben, das Recht, in der römischen Volksversammlung mitzustimmen, jedoch nicht etwa durch Vertretung, sondern nur, wenn sie es persönlich in Rom ausübten. Ebenso trat jeder römische Colonist, der nach Rom zurückkehrte, sogleich wieder in den vollen Genuß seines Bürgerrechts ein. Uebrigens mußten die Colonieen für das bei ihrer Gründung ihnen gegebene Land Steuern entrichten und am Kriegsdienste Theil nehmen. Sie hatten also alle Lasten der römischen Bürgerschaft mitzutragen, besaßen die meisten Ehrenrechte derselben, und warden auf diese Weise zugleich an die Hauptstadt gefesselt und in Abhängigheit von derselben erhalten. Eine besondere Stellung unter den römischen Colonieen in Italien hatten die sogenannten See-Colonieen, zu welchen unter Andern Ostia an der Tiber-Mündung gehörte. Diese See-Colonieen waren Ansiedelungen in Seestädten, deren Bürger vom Dienste im römischen Heere völlig befreit waren, dagegen aber als Hafenbesatzungen und auf der Flotte dienen mußten.

6. Der zweite Samniten-Krieg.

Anderthalb Jahrzehnte nach der Beendigung des ersten Krieges zwischen den Römern und Samniten erhoben beide Völker schon wieder die Waffen gegen einander und es brach ein viel hartnäckigerer Kampf aus, welcher 22 Jahre währte. Die Samniten konnten trotz aller ihrer Tapferkeit und Ausdauer unmöglich über die Römer siegen; denn es fehlte ihnen an Einheit, Consequenz und Planmäßigkeit im Verfahren, und sie konnten außerdem ihren Verbündeten nicht trauen; die Römer dagegen wurden von einem Senat geleitet, der sich immer gleich blieb und folgerecht einen und denselben Gang ging und ihre Bundesgenossen, deren Truppen überdies von römischen Officieren commandirt wurden, folgten ihren Weisungen unbedingt. Uebrigens ist der zweite Samniten-Krieg besonders deshalb wichtig, weil die Römer durch den langwierigen und gefährlichen Kampf mit dem tapfersten Volke Italiens ihre militärische Erfahrung und Gewandtheit mehr als durch irgend einen der vorhergehenden Kriege vervollkommneten. Den Verlauf desselben im Einzelnen anzugeben, würde dem Zwecke einer welthistorischen Uebersicht der Begebenheiten zuwiderlaufen; wir deuten daher nur die wichtigsten Ereignisse und die Art und Weise an, wie die römische Macht auch in diesem Kriege voranschritt und fester gegründet ward.

Die Gründung einer römischen Colonie, welche offenbar ein Vorwerk gegen die Samniten sein sollte, und ein Zwist der Römer mit der den Samniten verbündeten Stadt Paläopolis in Campanien gaben die Veranlassung zum Ausbruch des Krieges (326 v. Chr.). Paläopolis, das heutige Neapel, ward gleich anfangs erobert und war die erste griechische Stadt in Unter-Italien, die sich den Römern unterwarf. Die Samniten aber schienen den Römern so gefährliche Feinde zu sein, daß sie den Krieg mit ihnen nicht auf die gewöhnliche Weise begannen, sondern ihnen ihren erfahrensten General als Dictator entgegenstellten (325 v. Chr.). Dies war Lucius Papirius Cursor, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn des römischen Heldenzeitalters. Papirius Cursor fand nöthig, vorsichtig zu Werke zu gehen. Er gab deshalb, als er einst auf kurze Zeit nach Rom zurückkehren mußte, seinem Magister equitum, Quintus Fabius Maximus Rullianus, den Befehl, sich während seiner Abwesenheit unter keiner Bedingung in einen Kampf einzulassen. Dieser konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, lieferte den Samniten ein Treffen und erfocht einen glänzenden Sieg. Papirius Cursor wollte, wie einst Manlius Torquatus, den Ungehorsam seines Untergebenen nach der ganzen Strenge der römischen Kriegsgesetze bestrafen, ward aber durch die Stimmung des

Heeres und durch die Bitten des Senats und Volks in Rom genöthigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Er selbst erfocht hierauf einen Sieg, der die Samniten zu Friedensanerbietungen bewog. Papirius hielt für rathsam, sich mit der Anerkennung der römischen Ueberlegenheit genügen zu lassen, weil er ein kräftiges Volk nicht zum Aeußersten treiben wollte. Er erkannte außerdem, daß die senatorischen Familien, besonders die jüngeren Männer derselben aus diesem gefährlichen Kriege ein Mittel zur Erlangung von Ruhm machen wollten und fand sich als einsichtsvoller, gerader und rechtlicher Mann dadurch um so mehr in seinem Entschlusse bestärkt. Er erklärte sich zum Frieden bereit, wenn die Samniten eine Art Bußgeld zahlen wollten; diese gewannen durch des Dictators Mäßigung volles Zutrauen zu ihm und überließen ihm die Festsetzung der Bedingungen, allein der römische Senat war nicht zum Frieden zu bewegen und gewährte nur einen Waffenstillstand auf ein Jahr.

Gleich nach dem Ablauf des Waffenstillstandes begann der Krieg von neuem und ward von Quintus Fabius Maximus Rullianus, der zum Consul ernannt worden war, mit so großem Glücke geführt, daß die Samniten noch einmal um Frieden baten. Der Senat stellte aber zu harte Forderungen und trieb dadurch die Samniten zu einem Kampfe der Verzweiflung und zu einer Ausdauer, die unsere höchste Bewunderung erweckt. An die Spitze ihres Heeres stellten sie den C. Pontius, den Sohn des gleich ihm durch griechische Wissenschaft und Philosophie gebildeten Herennius, einen Mann, welcher Klugheit und List mit persönlicher Tapferkeit und mit dem Blicke eines wahren Feldherrn vereinigte. Dieser rächte im fünften Jahre des Krieges (321 v. Chr.) die Zurückweisung der samnitischen Friedensanerbietungen auf die glänzendste Weise. Er täuschte nämlich durch ein ausgestreutes falsches Gerücht die beiden römischen Consuln Titus Veturius und Spurius Posthumius über den Ort, wo sich die Hauptmacht der Samniten befand. Diese trauten jenem Gerüchte und gingen in die ihnen gelegte Schlinge; sie rückten nämlich in das Innere der Gebirge und zogen hier unbesorgt in ein Thal, welches an seinem Anfang und Ende Engpässe hatte, die man nach einer nahe liegenden samnitischen Stadt die caudinischen Pässe nannte. Dahin hatte Pontius sie locken wollen, um die ganze römische Kriegsmacht mit Einem Schlage zu vernichten. Als die Römer in jenes Thal gekommen waren, sahen sie sich zu ihrem größten Schrecken von der Hauptmacht der Samniten eingeschlossen, welche sie in einer weit entlegenen Gegend beschäftigt geglaubt hatten. Sie konnten sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen und wurden von oben herab durch die überall in großer Zahl hervorbrechenden Feinde bedrängt. In dieser rettungslosen Lage sahen sich die beiden

Consuln mit ihrem zwischen 40- und 50,000 Mann starken Heere zur Unterwerfung genöthigt.

Die Samniten waren in Verlegenheit, wie sie den errungenen Vortheil gebrauchen sollten. Alle Geschichtschreiber der Römer haben diesen Umstand und die damals zwischen Pontius und den Römern geführten Unterhandlungen benutzt, um ihre eigenen Ansichten über das Verhältniß beider Völker zu einander den römischen Unterhändlern oder dem Vater des Pontius, der von seinem Sohne als Rathgeber herbeigerufen ward, in den Mund zu legen. Von dem Letzteren, welcher hochbejahrt in dem benachbarten Caudium lebte, wird erzählt, er habe seinem Sohne den Rath gegeben, die gefangenen Römer entweder alle zusammenzuhauen oder ungekränkt zu entlassen. Wie es sich auch mit dieser Anekdote verhalten mag, Pontius that keines von Beiden, sondern wählte vielmehr von allen Auswegen, die er hätte nehmen können, gerade den schlechtesten. Er schloß mit den römischen Consuln einen Vertrag, der von der Noth erpreßt war und deswegen nicht gehalten werden konnte, und unterwarf das gefangene Heer einem Schimpfe, der die Römer zur größten Kraftanstrengung treiben mußte, um ihre verletzte Ehre wieder herzustellen. Durch diesen Vertrag ward den Römern die Verpflichtung auferlegt, das ganze samnitische Gebiet zu räumen, die in demselben angelegten Colonieen zurückzuziehen und mit den Samniten als einem unabhängigen Volke fortan in Frieden zu leben. Die gefangenen Truppen wurden hierauf von Pontius entlassen, nachdem sie ihm ihre Waffen und Pferde abgeliefert hatten, und insgesammt durch ein aus drei Pfählen gebildetes Joch gegangen waren. Nur 600 Ritter mußten als Geiseln des geschlossenen Vertrags in samnitischer Gefangenschaft bleiben.

Die Nachricht von dem in den caudinischen Pässen erlittenen Unglück und die Rückkehr eines völlig besiegten und durch jenen altitalischen Kriegsbrauch der Entlassung unter dem Joche schwer gedemüthigten Heeres verbreiteten in Rom einen ähnlichen Schrecken, wie die Niederlage am Flusse Allia. Die ganze Stadt war in Trauer, alle Geschäfte wurden eingestellt, die Consuln mußten ihr Amt niederlegen und ein Dictator wurde an ihrer Stelle mit der Leitung der Angelegenheiten beauftragt. Zugleich beschloß aber der Senat, den Vertrag nicht als einen Staatsvertrag anzuerkennen, weil derselbe seiner Form nach für die Römer nicht bindend war; denn er war ohne einen Fecialis geschlossen worden oder ohne einen jener Priester, welche bei jedem Tractat die nach dem römischen Staatsrecht erforderlichen religiösen Ceremonieen zu besorgen hatten. Daran hielt sich der römische Senat, um den Vertrag verwerfen zu können; er erklärte, daß durch denselben der Staat nicht gebunden sei, und lieferte die-

jenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Samniten aus, damit sie sich an diese halten könnten. Der Consul Posthumius selbst, welcher vorzugsweise an dem erlittenen Unglück schuld war, soll zuerst diesen Vorschlag gemacht haben. Er und seine Collegen wurden zugleich mit den übrigen Unterzeichnern und Bürgen des Vertrags gefesselt nach Caudium geschleppt und dem samnitischen Feldherrn übergeben, der sie jedoch sogleich wieder zurückschickte. Der Senat erreichte durch dieses Verfahren seinen Zweck, den Muth des durch die erlittene Beschimpfung niedergebeugten Heeres zu entflammen. Posthumius aber trug, wie die Sage berichtet, Sorge, daß das Geschehene dem Volke nicht als Eidbruch erschien, und so bei der bevorstehenden Erneuerung des Kampfes die Gemüther nicht in Angst setzte. Als er nämlich von dem römischen Fecialis den Samniten ausgeliefert wurde, erklärte er, er sei jetzt kein Römer mehr, sondern ein samnitischer Sklave, stieß hierauf den Fecialis mit dem Fuße und beleidigte so als Samnite die geheiligte Person eines römischen Gesandten und Priesters. So kindisch das ganze Märchen auch scheinen mag, so führen es die römischen Geschichtschreiber doch an, um zu beweisen, daß man einen scheinbar gerechten Grund gehabt habe, den Krieg von neuem zu beginnen. Wenn wir den Versicherungen derselben Geschichtschreiber trauen dürfen, so ward die Ehre der Römer schon im nächsten Jahre nach der bei Caudium erlittenen Schmach auf die glänzendste Weise wieder hergestellt. Von den beiden Consuln, Quintus Publilius Philo und Lucius Papirius Cursor, brachte der Erstere den Samniten in der Nähe der caudinischen Päße eine blutige Niederlage bei; der Andere aber eroberte die apulische Stadt Luceria, bemächtigte sich der in dieselbe gebrachten römischen Geiseln und Waffen, schlug vor den Mauern Lucerias ein samnitisches Heer und vergalt den caudinischen Schimpf der Römer dadurch, daß er die gefangene Besatzung dieser Stadt, bei welcher sich auch Pontius befand, ebenfalls unter das Joch schickte: eine Erzählung, die freilich sehr einer Erfindung römischer Nationaleitelkeit gleicht.

Der Krieg dauerte nachher noch sechszehn Jahre fort, ohne daß die Samniten durch die vielen Niederlagen, die sie nach den römischen Geschichtschreibern erlitten haben sollen, niedergebeugt worden wären. Die Römer aber setzten sich damals jenseits der Apenninen im Lande Apulien fest. Die Berichte über die einzelnen Begebenheiten dieses blutigen Krieges sind jedenfalls übertrieben; denn wenn wirklich so viele Schlachten, als in den Schriften der Römer angegeben werden, Statt gefunden hätten, und in diesen, wie es heißt, jedesmal wenigstens 20-, oft sogar 30,000 Mann geblieben wären, so hätte der römische Senat, der doch sonst seine Vortheile stets trefflich zu benutzen ver-



stand, schwerlich den Samniten einen so günstigen Frieden gewährt. Es ward nämlich im Jahr 304 v. Chr. ein Friede geschlossen, durch welchen die Samniten zwar ihre frühere große Machtstellung aufgeben mußten, ihre eigentlichen Stammgebiete aber behielten.

Dieser Friede verschaffte den Römern, deren Senat mit immer gleicher Ruhe und Festigkeit sein Ziel verfolgte, die nöthige Muße, um andere Unternehmungen zu vollenden, die in diesem Kriege begonnen worden waren. Apulien war schon während des Krieges völlig unterworfen worden. Auch das in Campanien wohnende Völkchen der Ausonen, welches im Samniten-Kriege abfiel, wurde gleich wieder bezwungen; man begnügte sich aber damit nicht, sondern ein sehr großer Theil der Ausonen ward zusammengehauen und die Uebrigen zu Sklaven gemacht, so daß dieses Volk damals (314 v. Chr.) ganz und gar unterging. Auch mit den Etruskern hatte sich während des samnitischen Krieges ein neuer blutiger Kampf entsponnen. Diese hatten sich früher, wahrscheinlich wegen der öfteren Streifzüge der Gallier in ihr Land, lange ruhig verhalten; im 13. Jahre des Samniten-Krieges aber beschlossen sie, eine gemeinschaftliche Unternehmung zu machen, um aus der scheinbar bedenklichen Lage Roms Nutzen zu ziehen. Es dauerte jedoch nicht weniger als zwei Jahre, bis die verschiedenen etruskischen Staaten darüber einig werden konnten. Als endlich die etruskische Macht im Felde erschien, scheiterte sie bald an der römischen Kraft und ihrer eigenen Schwäche. Was hätte auch eine lockere Verbindung, wie sie unter den Etruskern allein möglich war, gegen einen Staat ausrichten können, der mit militärischer Einheit und aristokratischer Festigkeit ebenso seine Bundesgenossen wie seine Bürger und Unterthanen leitete! Die Etrusker begannen den Krieg durch einen Angriff auf die römische Colonie Sutrium. Eine Schlacht, welche der Consul Quintus Aemilius Barbula ihnen sogleich lieferte, blieb unentschieden. Die Etrusker belagerten hierauf Sutrium. Quintus Fabius Maximus Rullianus, einer der Consuln des nächsten Jahres (310 v. Chr.), welcher gegen sie geschickt wurde, ließ sich durch ihre überlegene Truppenzahl nicht schrecken; er drang vielmehr durch den dichten Ciminischen Bergwald, der damals die Grenze zwischen römischem und etrurischem Gebiet bildete, auf einem Wege, den vorher noch niemand betreten haben soll, in Etrurien ein, überfiel die verbündeten Etrusker und schlug nicht nur sie, sondern auch die Umbrer, welche sich mit ihnen vereinigt hatten. Die Römer sollen damals in einer einzigen Schlacht nicht weniger als 60,000 Feinde theils erschlagen, theils gefangen genommen haben. Wenn die Etrusker und Umbrer wirklich eine so furchtbare Niederlage erlitten haben, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß sie thöricht genug waren, ihren ganz

ungeübten Landsturm dem Kerne des römischen Heeres und den geschicktesten Offizieren und Generalen entgegenzustellen. Die Folgen waren vorauszusehen. Die Umbrer unterwarfen sich noch in demselben Jahre unter ungünstigen Bedingungen; der Bund der Etrusker aber zerfiel, wie dies nach erlittenen Niederlagen mit demselben immer der Fall war, und gegen das Ende des zweiten Samniten-Krieges schlossen die einzelnen Staaten Waffenstillstand mit Rom.

Auch die Herniker, die Aequer, die Marser und andere kleine Bergvölker hatten während des zweiten Samniten-Kriegs die Waffen gegen Rom erhoben. Sie wurden aber ebenfalls besiegt. Nach ihrer Unterwerfung wurden sie theils mit Freundlichkeit behandelt, um sie an Rom zu fesseln, theils sehr hart bestraft, um sie unschädlich zu machen.

7. Der dritte Samniten-Krieg.

Schon sechs Jahre nach dem Ende des zweiten Samniten-Krieges brach der dritte aus (298 v. Chr.). Der Anlaß dazu war in Lukanien gegeben. Die Samniten geriethen mit den Lukanern in Streit und waren im Kampfe mit denselben so glücklich, daß es um Lukaniens Selbstständigkeit geschehen zu sein schien. Dies konnte die römische Politik nicht zugeben. Rom nahm sich der Lukaner an, forderte von den Samniten die Räumung des bereits zur Hälfte eroberten Landes und schickte, als diese Forderung zurückgewiesen ward, ein Heer nach Lukanien. Der auf diese Art erneute Kampf drohte für die Römer um so schwieriger zu werden, da fast zu gleicher Zeit auch die Apuler sich empörten, und die Etrusker, Umbrer und Gallier von neuem die Waffen erhoben. Die drei ersteren Völker verbündeten sich mit den Samniten, die Gallier aber, welche früher schon öfters als Miethstruppen der Etrusker gegen die Römer gefochten hatten, scheinen damals aus eigener Bewegung den Krieg begonnen zu haben; denn die Römer hatten sich vor nicht langer Zeit in den umbrischen und etruskischen Apenninen festgesetzt und erschwerten dadurch den Galliern ihre gewohnten Raubzüge.

Die Verbindung der Samniten mit den Etruskern, Umbrern und Apulern war bei weitem nicht so gefährlich, als sie auf den ersten Blick erscheint, weil die Römer beim ersten Ausbruch des Krieges bereits Herren fast aller der Gebirgspässe waren, die aus dem Samniten-Lande in die Gebiete jener Völker führten. Dagegen war der Kampf mit den Samniten selbst der furchtbarste Krieg, den die erobernde Stadt bis dahin geführt hatte. Er nahm gleich anfangs einen entsetzlichen Charakter an. Die Römer begannen und endigten ihn mit Unmenschlichkeiten und planmäßigen Verwüstungen. Sie hausten in Samnium ebenso, wie die höllischen Colonnen der französischen Republik in der Vendee, und brannten daselbst ebenso ganze Reihen von Städten

und Dörfern nieder, wie am Ende des 17. Jahrhunderts die Truppen Ludwigs XIV. in der Pfalz. Uebrigens stand auch im dritten Samniten-Kriege der erfahrene Pontius an der Spitze der Samniten; neben ihm zeichnete sich besonders Gellius Egnatius als Feldherr aus.

Das entscheidende Jahr war das 295. vor Christi Geburt, obgleich der Krieg nachher noch einige Jahre fortwährte. Die Römer hatten für dieses Jahr ihre beiden großen Feldherren und Helden, Quintus Fabius Maximus Rullianus und Publius Decius Mus den Jüngeren, zu Consuln erwählt, weil der Krieg eine sehr bedenkliche Gestalt annahm. Die Samniten verheerten nämlich einerseits das Land Campanien und hatten andererseits jenseits der Apenninen, im nördlichen Umbrien, ihre Hauptmacht mit den Etruskern, Umbrern und Galliern vereinigt. Die beiden Consuln zogen daher bald nach dem Antritt ihres Amtes gegen das verbündete Heer der Feinde und trafen bei der umbrischen Stadt Sentinum mit demselben zusammen. In der Schlacht, welche hier geliefert ward, hatten die Samniten den Vortheil einer weit überlegenen Truppenzahl für sich; allein eine stille Zwietracht waltete zwischen ihnen und ihren Bundesgenossen, und zum Glück für Rom war kurz vorher das etruskische Heer durch die schrecklichen Verwüstungen, welche ein römisches Corps in Etrurien verübte, bewogen worden, nach Hause zurückzukehren, um ihr eigenes Land zu schützen. Die Schlacht war sehr blutig und der Sieg blieb lange zweifelhaft. Der eine Flügel des römischen Heeres, welchen Decius anführte, wurde sogar zurückgeworfen und gerieth so sehr ins Gedränge, daß Decius für nöthig hielt, das einst von seinem Vater gegebene Beispiel nachzuahmen und durch eine Todesweihe den gesunkenen Muth seiner Landsleute wieder aufzurichten. Er entriß durch seinen Tod dem Feind den bereits errungenen Sieg, da zu gleicher Zeit sein College Fabius vom anderen Flügel her Hülfe sandte. Die Samniten und ihre Verbündeten wurden völlig geschlagen und verloren 25,000 Mann an Todten und 8000 an Gefangenen, während von den Römern über 8000 fielen. Der große Verlust der Feinde und der Tod ihres ausgezeichnetsten Feldherrn Gellius Egnatius, der mit dem Kerne der samnitischen Kriegsmacht in der Schlacht fiel, löste den Bund der feindlichen Völker auf. Die Streifzüge der Gallier und der Krieg in Etrurien dauerten zwar, wie der Kampf in Samnium, noch mehrere Jahre lang fort, die Verbindung der Feinde aber war zerrissen und die etruskischen Städte erkauften sich bald einzeln den Frieden. Etrurien und Umbrien waren seitdem für immer gedemüthigt; einzelne Städte oder Cantone erhoben sich freilich auch nachher öfter gegen die gehaßten Oberherren, allein sie erleichterten dadurch den Römern nur die Anlegung von Colonieen und die völlige Unterdrückung des Landes.

Ganz anders verhielt es sich mit den Samniten. Demüthigen ließ sich dieses muthige, freie, seit uralter Zeit durch seine Verfassung und seine einfachen Sitten ausgezeichnete Volk nicht; es mußte völlig besiegt und zum Theil ausgerottet werden. Deshalb war der Krieg in Samnium während der letzten Jahre noch grausamer, als im Anfang. Lucius Papirius Cursor der Jüngere und Manius Curius Dentatus waren damals die wichtigsten Führer des römischen Heeres. Das Schicksal der Samniten war schon längst entschieden, als sie noch immer mit Heldenmuth ihre Heimath vertheidigten und durch einzelne Streifzüge, wie durch offene Schlachten das römische Joch von sich abzuwehren suchten. Sie blieben sogar trotz mehrerer Niederlagen ihren Feinden gewachsen und diese erreichten ihren Zweck nicht eher, als bis sie einen Ort und Canton nach dem andern verwüstet hatten. Der überlebende Theil des samnitischen Volkes ward unter verschiedenen Bedingungen der römischen Herrschaft unterworfen (290 v. Chr.). In der letzten Hauptschlacht, in welcher Quintus Fabius Maximus Gurges unter Mitwirkung seines berühmten Vaters Rullianus das römische Heer anführte, gerieth auch Pontius in die Gefangenschaft der Römer. Er ward, wie es heißt, nach Rom gebracht, dort in Ketten beim Triumphe des Siegers durch die Straßen geführt und dann enthauptet. Wenn dies wirklich wahr ist, so erkennt man auch darin, wie weit die Römer von jenem edleren ritterlichen Sinne entfernt waren, welcher uns allein mit einem Volke aussöhnen kann, das aus dem Kriege ein Handwerk macht.

8. Geschichte der Zeit zwischen dem dritten samnitischen und dem tarentinischen Krieg.

Mit der Besiegung der Samniten war der feste Grund zur Herrschaft der Römer über Italien gelegt. Die noch freien sabinischen Gemeinden, welche den Samniten Unterstützung gewährt hatten, wurden unmittelbar nach dem Kriege mit diesen unterworfen und erhielten das römische Bürgerrecht, jedoch ohne die Erlaubniß der Theilnahme an den Comitien, ohne Stimmrecht. Das Gebiet der Römer erstreckte sich seit der Zeit im Norden bis an die Grenzen der Gallier, im Süden bis zu einem Theile der griechischen Colonieen in Unteritalien. Mit beiden Völkern mußte es daher zunächst zum Kriege kommen. Er brach zuerst in Oberitalien aus.

Die Veranlassung zu diesem Kriege gab theils der Umstand, daß die Gallier durch die Nähe der militärischen Colonieen Roms an ihren gewohnten Raubzügen nach Mittelitalien gehindert waren, theils suchte die Mehrzahl der etruskischen Städte sich aus der halben Abhängigkeit zu erheben, in welche Rom sie gebracht hatte. Im Jahr 285

v. Chr. ergriffen die Volsinier die Waffen, um die den Römern sehr ergebene Stadt Arretium zu bezwingen, und einige benachbarten gallischen Stämme leisteten ihnen dabei Hülfe. Die Volsinier wurden durch ein römisches Heer unter Curius Dentatus besiegt. Dieser drang sodann in das Land der zunächst wohnenden gallischen Völkerschaft, welche den Namen der Senonen führte, nöthigte dieselbe zum Frieden und legte in ihrem Lande die Colonie Sena (das heutige Sinigaglia) als einen militärischen Festungspunkt an. Die Gründung dieser Colonie schreckte diejenigen gallischen Schaaren, welche zunächst im Norden von jenen sich niedergelassen hatten, die Boier. Sie verbanden sich daher bald nachher mit ihren Landsleuten, den Senonon, mit den Volsiniern und anderen etruskischen Städten zu einem Kriege gegen Rom. Ein gegen sie ausgeschicktes Heer erlitt eine völlige Niederlage, so daß von demselben nicht weniger als 13,000 Mann auf der Wahlstatt blieben (283 v. Chr.). Der Consul Publius Cornelius Dolabella rächte diese Niederlage durch einen verheerenden Zug in das Land der Senonen. Er verwüstete das ganze Gebiet derselben, ließ alle männlichen Einwohner tödten und schleppte die Weiber und Kinder in die Sklaverei. Aus dem Lande der Senonen marschirte dann Dolabella nach Etrurien, schlug hier die verbündeten Feinde in zwei Schlachten und zwang dadurch die aufständischen Etruskerstädte, um Frieden zu bitten. Dieser ward ihnen unter günstigen Bedingungen gewährt, weil die Römer damals einen gefährlichen Krieg in Unteritalien zu führen hatten, der alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Die Etrusker blieben der Form nach unabhängig; welche Verpflichtungen aber dagegen von ihnen übernommen wurden, ist unbekannt. Später, als die Römer wieder freie Hand hatten, wurden sie mit leichter Mühe völlig unterdrückt; denn gegen römische Kraft und römischen Geist konnte sich unmöglich ein Volk selbstständig erhalten, welches aller Einheit entbehrte und längst durch Schwelgerei verweichlicht war.

9. Der tarentinische Krieg und die völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien.

Die griechischen Colonieen in Unteritalien waren schon längst durch die Angriffe der syrakusanischen Herrscher einerseits und der räuberischen Lukaner und Bruttier andererseits in große Noth gebracht worden; sie hatten aber seither stets nur bei ihren Landsleuten im eigentlichen Griechenland, welche damals aus dem Kriege ein Gewerbe machten, Hülfe gesucht. Von den Tarentinern gerufen, war im Jahre 345 v. Chr. der König Archidamas III. von Sparta, der Sohn des berühmten Agesilaus, in Italien gelandet und hatte sieben Jahre lang mit den Lukanern Krieg geführt, bis er endlich in einer Schlacht seinen

Untergang fand. Nach seinem Tode hatten sich die Tarentiner an den epirotischen König Alexander I. gewandt; aber auch dieser Abenteurer war nach mehreren Kriegszügen im Kampfe mit den Lukanern gefallen (325 v. Chr.). Alexander soll sogar mit den Römern in Berührung gekommen sein, er soll nämlich die Samniten bekriegt und gegen diese ein Freundschaftsbündniß mit den Römern geschlossen haben, doch ist dies keineswegs gewiß. Zwanzig Jahre später versuchte ein dritter Abenteurer aus Griechenland sein Glück in Unteritalien. Der spartanische Königssohn Kleonymus nämlich folgte einer Einladung der von neuem durch die Lukaner bedrängten Tarentiner. Er brachte 5000 griechische Söldner mit, nahm in Italien noch andere Schaaren in seinen Dienst, vereinigte mit denselben die Truppen der Tarentiner und nöthigte die Lukaner durch seine Uebermacht bald zum Frieden. Aus Raubgier verband er sich unmittelbar darauf mit seinen seitherigen Gegnern zur Bekriegung der reichen griechischen Stadt Metapontum, bemächtigte sich derselben durch Arglist und schlug in ihr ebenso, wie Demetrius Poliorketes in Athen, den Sitz seiner tollen Lüste auf. Nachher unternahm er eine Raubfahrt nach der Insel Korcyra. Ein Jahr später kehrte er auf seine eigene Faust nach Unteritalien zurück, raubte und plünderte im Lande Messapien und eroberte sogar die Stadt Thurii, ward aber, wiewohl diese Nachricht nicht ganz zuverlässig ist, durch die zu Hülfe gerufenen Römer unter dem Consul Marcus Aemilius Paullus geschlagen und zum Abzuge gezwungen. Er wandte sich dann nach Oberitalien, landete in der Gegend des heutigen Venedig und verheerte dieselbe, ward aber von den Einwohnern auf seine Schiffe zurückgetrieben und begab sich hierauf wieder nach Griechenland.

Die Römer, welche durch Kleonymus Raubzug zuerst in das Land Messapien oder in den äußersten Südosten Italiens gelangt waren, wurden seit jener Zeit als die natürlichen Freunde der dortigen griechischen Colonieen angesehen, und einige von diesen nahmen sogar zu ihrem Schutze römische Besatzungen auf. Wären die griechischen Städte in Unteritalien unter sich einig und mit einander verbunden gewesen, so hätten sie der fremden Hülfe nicht bedurft; aber sie waren und blieben vereinzelt und lagen ewig mit einander in Streit, sie waren daher beständig den Räubereien der Bruttier und Lukaner ausgesetzt und wurden immer leicht die Beute dessen, der sie angriff oder der von ihnen zu Hülfe gerufen ward. Unter solchen Umständen kann es uns nicht wundern, daß die griechischen Colonieen in Unteritalien zur Zeit, als die Römer Samnium unterwarfen, zum Theil zerstört, zum Theil in Verfall gerathen waren. Die blühendste und mächtigste griechische Stadt in Unteritalien war damals Tarent, aber sie war

durch ihren Reichthum in große Sittenverderbniß gesunken und hatte, wie schon das öftere Hülfegesuch bei griechischen Fürsten zeigt, die Kraft, sich selbst zu vertheidigen, welche einem gesunden Staate wesentlich ist, großentheils verloren. Während des großen Kampfes zwischen den Römern und Samniten hatte sie sich im Ganzen neutral gehalten. Für ihre Unabhängigkeit war es das Vortheilhafteste, wenn die beiden mächtigsten Völker Italiens sich gegenseitig schwächten. Um so unheilvoller war es, daß diese Stadt jetzt, wo ganz Mittelitalien den Römern unterworfen worden war, mit denselben in einen Krieg gerieth, in welchem sie nothwendiger Weise unterliegen mußte.

Die Tarentiner sollen früher, zu einer uns unbekannten Zeit, einen Vertrag mit den Römern geschlossen haben, in welchem diese sich verpflichteten, mit ihren Kriegsschiffen nicht weiter östlich als bis zum Vorgebirge Lacinium (dem heutigen Capo della Colonna) oder mit anderen Worten nicht in den Busen von Tarent zu fahren. Obgleich diese Nachricht etwas unsicher ist, so gibt sie doch, was für die Beurtheilung des Verhältnisses der römischen Seemacht zur tarentinischen von Wichtigkeit ist, ausgedehntere Verbindungen der Römer zur See zu erkennen, als die römischen Schriftsteller selbst andeuten. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, die Tarentiner mußten jedenfalls für ihre Freiheit besorgt sein, als einige griechischen Städte in ihrer Nähe zum Schutze gegen die Lukaner und Bruttier sich römische Besatzungen erbaten, und es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß, wie berichtet wird, Tarent nach dem dritten Samniten-Kriege in Samnium und Lukanien feindliche Bewegungen gegen die Römer zu erregen suchte. Der auf diese Weise durch die Verhältnisse längst vorbereitete Krieg zwischen Tarent und Rom kam durch folgende Veranlassung zum Ausbruch. Zu den griechischen Städten, welche eine römische Besatzung aufgenommen hatten, gehörte auch das am tarentinischen Meerbusen gelegene Thurii. Zwischen dieser Stadt und Rom war aber keine andere Verbindung als zur See möglich, und diese ward durch eine römische Flotte von zehn Schiffen unterhalten. Die Tarentiner scheinen anfangs nichts gegen das Erscheinen römischer Schiffe in ihren Gewässern eingewendet zu haben; ihre Republik war aber in eine wilde Demokratie ausgeartet und die Stimmung des Volkes in der letzten Zeit gegen die Römer immer feindlicher geworden, es gelang daher einem Demagogen, seine Mitbürger zu einem Angriffe auf jene Schiffe zu bewegen. Die Tarentiner bemannten eines Tages, durch die aufreizenden Worte dieses Mannes hingerissen, eine kleine Flotte, überfielen die zehn römischen Schiffe, eroberten eines derselben, bohrten vier in den Grund und verjagten die übrigen aus dem tarentinischen Meerbusen. Die demokratische Regierung sandte dann Truppen

nach Thurii, diese drangen durch Unterstützung der Volkspartei dort ein und verjagten den Adel, auf dessen Betreiben früher die römische Besatzung aufgenommen worden war. Die Römer wurden unverletzt entlassen, der Adel aber verjagt und seine Güter unter das Volk vertheilt.

Rom bekam dadurch einen Vorwand, um auch Tarent, die reichste und mächtigste Stadt von Unteritalien, zu unterwerfen und schickte eine Gesandtschaft, an deren Spitze Lucius Posthumius stand, mit strengen, doch so viel wir sehen können, nicht ungerechtfertigten Forderungen an die Tarentiner. Der Senat verlangte von diesen unter Anderm, daß sie die vertriebenen Thurier wieder zurückführen, ihnen das Geraubte wieder verschaffen und diejenigen ihrer eigenen Mitbürger, welche an der Verletzung des Friedens schuld waren, den Römern ausliefern sollten. Die Obrigkeiten von Tarent wagten anfangs nicht, die römischen Gesandten in die Volksversammlung zu führen, weil sie das, was geschah, voraussahen. Als sie es endlich thaten, wurden die Gesandten von dem lärmenden Volke nicht zum Worte gelassen, und ein gemeiner Mensch erlaubte sich gegen sie sogar eine grobe Unanständigkeit, wobei die Mehrzahl der Anwesenden durch Händeklatschen und Gelächter ihren Beifall laut zu erkennen gab. Die Römer, dadurch tödtlich beleidigt, schickten hierauf ihren Consul Lucius Aemilius Barbula mit einem Heere in das tarentinische Gebiet (281 v. Chr.).

Die Verfassung von Tarent glich damals der athenischen zur Zeit eines Kleon oder Stratokles, die Sitten aber waren noch verdorbener, weil der Mittelstand, welcher überall den Kern und die Kraft der Staaten bildet, in Tarent an Zahl geringer war als in Athen, solche Menschen aber, wie die Lazzaroni, dort noch weit zahlreicher waren, als selbst im heutigen Neapel. Sowie daher schon früher ein Alexander und Kleonymus zum Schutze der Stadt nach Tarent gezogen worden waren, so wandten die bethörten und verweichlichten Tarentiner auch jetzt zu ihrer Rettung ein Mittel an, durch welches das Uebel nur vergrößert ward. Alle Vorstellungen der Verständigeren, daß man eine Gefahr nicht durch Herbeiziehen einer noch größeren von sich abwehren möge, scheiterten an der Weichlichkeit und Feigheit der Menge: es ward beschlossen, den epirotischen König Pyrrhus zu Hülfe zu rufen. Dieser geniale Abenteurer, den wir bereits in der Geschichte der Ereignisse nach Alexander's des Großen Tode kennen gelernt haben, nahm die Einladung ebenso unbesonnen an, als die Tarentiner sie gemacht hatten. Er ließ sich dabei durch die unverschämtesten Uebertreibungen der Gesandten täuschen. Diese erzählten ihm, daß Tarent sich mit den Messapiern, Lukanern und Samniten verbunden habe und so über eine Macht von 20,000 Reitern und 350,000 Fußgängern gebiete.

Wie hätten jene Völker eine so große Zahl von Reitern zu stellen, geschweige denn zu unterhalten vermocht! Und welche Thorheit war es, auf einen Landsturm von 350,000 Mann zu rechnen, da das ganze heutige Calabrien damals schwerlich über eine Million Einwohner hatte, zur Ausstellung einer solchen Macht aber vier bis fünf Millionen hätte haben müssen! Pyrrhus war aber kein Mann, der nach solchen Dingen fragte; er trieb das Kriegswesen als Handwerk oder Kunst und ließ sich durch seinen abenteuerlichen Geist leicht von einer Unternehmung zur anderen locken. Er versuchte damals gerade Macedonien wieder zu erobern, hatte aber allen Grund, an der Erreichung seiner Absicht zu verzweifeln und gab sie daher sogleich auf, als seine Gegner, Ptolemäus Keraunos, Antigonus Gonatas und Antiochus Soter, um seiner los zu werden, ihm ihre Unterstützung bei dem italischen Feldzuge anboten. Antiochus gab ihm Geld, Antigonus Schiffe zur Ueberfahrt, Ptolemäus aber lieh ihm 9000 Mann und eine Anzahl Kriegs-Elephanten.

Pyrrhus sandte 3000 Epiroten unter Milo voraus und schickte sogleich seinen Kanzler, den Thessalier Cineas, nach Tarent, einen Mann von ungemeiner Beredsamkeit und von großer Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, der zu den griechischen Hof-Philosophen aus der eleganten Schule jener Zeit gehörte. Er selbst kam mit einem Heere von 25,000 Mann, dazu 20 Kriegs-Elephanten, bald nach (281 v. Chr.). Als er in Tarent erschien, sah er sogleich, daß man ihm leere Versprechungen gemacht hatte. Er mußte sogar militärische Maaßregeln anwenden, um die Tarentiner zur Ergreifung der Waffen zu bringen, und das feige Volk verließ schaarenweise die Stadt, sobald er ernstlich Truppen auszuheben und diese einzuüben begann. Da die Tarentiner ihren eigenen commandirenden General auf Cineas Betreiben entlassen und ihre Burg den Truppen Milo's übergeben hatten, so waren sie ganz in der Gewalt des epirotischen Königs, zumal da sie alle Anträge des römischen Consuls Aemilius abgelehnt hatten und von diesem hart bedrängt wurden. Die Römer mußten zwar, als Pyrrhus erschien, den bereits eingeleiteten Angriff auf Tarent selbst wieder aufgeben, sie trafen aber Maaßregeln, um sowohl die Lukaner als die Samniten von der Theilnahme am Kriege abzuhalten.

Der epirotische König begann den Krieg mit der Verwüstung aller griechischen Gebiete, die sich nicht an ihn anschließen wollten. Den Römern aber, welche ein Heer unter dem Consul Publius Valerius Lävinus gegen ihn aussandten (280 v. Chr.), bot er in stolzer Sprache einen Vergleich auf die Bedingung hin an, daß sie ihm als Schiedsrichter die Entscheidung ihres Zwistes mit Tarent überließen. Lävinus beantwortete das Schreiben des Pyrrhus, in welchem dieser

auf seinen Ruhm, auf seine königliche Würde und auf die Unbesiegbarkeit griechischer Truppen pochte, in echt römischer Weise: er verbat sich die Einmischung eines Fremden in die italischen Angelegenheiten, verspottete die Drohungen des Pyrrhus als unverständige Prahlereien und verwies ihn an die Waffen als das einzige Mittel der Entscheidung, welches Rom anerkenne. Pyrrhus scheint wirklich die Römer für ein in der Kriegskunst ihm keineswegs ebenbürtiges Volk gehalten zu haben, weil er nicht wenig erstaunte, als er bald nachher ihre Bewaffnung, ihre Bewegungen und ihr Lager erblickte und keine Spur barbarischer Kriegführung wahrnahm. In der Nähe der Stadt Heraklea am Siris trafen die beiden Heere auf einander. Lävinus verlor die Schlacht und zwar, wie es heißt, wegen der Kriegs-Elephanten, welche damals zum ersten Male in einer römischen Schlacht erschienen, wahrscheinlicher aber aus dem Grunde, weil Pyrrhus eine zahlreiche und vortreffliche Reiterei hatte, die der Römer aber niemals ausgezeichnet gewesen ist. Doch hatte Pyrrhus seinen Sieg sehr theuer bezahlt; denn es waren von seinem Heer nicht weniger als 4000 Mann gefallen. Den in der Schlacht gefangen genommenen Römern trug er vergebens an, in seine Dienste zu treten.

Pyrrhus benutzte seinen Sieg vortrefflich. Er wußte die wankelmüthigen Griechen in allen von den Römern besetzten Städten, außer Rhegium, zur Vertreibung ihrer Besatzungen zu bewegen, vereinigte sich schnell mit den vor der Schlacht von Tarent abgeschnittenen Truppen der Lukaner und Samniten, zog die Bruttier an sich, marschirte dann über die Apenninen und erschien unerwartet in Campanien. Es fehlte ihm aber eine der Haupteigenschaften eines großen Feldherrn: er verstand es nicht, den Charakter der Völker, mit denen er zu thun hatte, und den Geist und Sinn der ihm entgegenstehenden Generale zu erkennen, er stand hierin unendlich weit hinter Hannibal zurück, welcher gerade dadurch unüberwindlich wurde, daß er seine Gegner stets auf den ersten Blick durchschaute. Wie wenig mußte Pyrrhus die Römer kennen, da er nach der Schlacht bei Heraklea sein Heer aus den gefangenen Römern und Latinern rekrutiren wollte, gerade als wenn er es mit griechischen Söldnern zu thun gehabt hätte! Er suchte ferner nach seiner Ankunft in Campanien die Städte Capua und Neapolis, welche damals innig mit Rom verbunden waren, zur Uebergabe zu bewegen, da er doch hätte wissen sollen, daß Beide keinen ärgeren Feind hatten, als die Samniten, deren Truppen mit ihm zogen. Was war bei dieser gänzlichen Unkenntniß der Verhältnisse und der Menschen natürlicher, als daß er Mühe und Arbeit verlor? Er drang bis nach Latium vor, näherte sich, um Rom zu schrecken, der Stadt bis auf etwa sieben deutsche Meilen, war aber nicht wenig überrascht, als er durch

das plötzliche Erscheinen eines römischen Heeres, das so eben noch in Etrurien beschäftigt gewesen war, sich zugleich von vorn und von hinten bedrängt sah. Er entschloß sich schnell zum Rückzug, marschirte durch Campanien nach Tarent und ließ sein Heer in den von ihm abhängigen Städten die Winterquartiere beziehen.

Ohne den Besitz einer ausreichenden Zahl fester Plätze und ohne einen einzigen zuverlässigen Verbündeten mußte Pyrrhus sich eines langwierigen und schwierigen Krieges gewärtig halten. Einen solchen aber mit einem Volke, wie er jetzt die Römer kennen gelernt hatte, zu führen, dazu hatte er seinem unruhigen und ungeduldigen Wesen nach keine Lust. Da es ihm außerdem bald auch an Geld mangeln mußte, so suchte er die Römer zum Frieden zu bewegen. Cineas, der zu diesem Zwecke nach Rom gesandt wurde, suchte den Senat vor Allem dadurch zu gewinnen, daß er als Preis des Friedens die unentgeltliche Freilassung der vielen Römer versprach, die sich in epirotischer Gefangenschaft befanden und also mit Sklaverei im Ausland bedroht waren. Er verlangte dagegen nichts Anderes, als was die Römer ohne Nachtheil gewähren konnten, die Anerkennung der Unabhängigkeit der mit Pyrrhus verbündeten italischen Staaten. Auch wußte Cineas, dessen Beredsamkeit ein alter Schriftsteller mit der des Demosthenes vergleicht, diese Forderung so annehmlich zu machen und überhaupt durch sein gewandtes Benehmen die Vornehmen Roms so sehr zu gewinnen, daß der Senat zu schwanken anfing und sich zum Frieden hinneigte. Dies war gegen einen Grundsatz, der im alten wie im neuen Rom immer geherrscht und den Römern immer Gewinn gebracht hat, gegen den Grundsatz nämlich, nie nachzugeben, am wenigsten nach einer verlorenen Schlacht. Daß dieser auch damals aufrecht erhalten wurde, verdankte Rom einem Manne aus derjenigen Familie, welche zu allen Zeiten durch ihre unbeugsame Festigkeit ausgezeichnet war, seither jeden Punkt des patricischen Rechts mit eiserner Hartnäckigkeit vertheidigt hatte und jetzt zum ersten und vielleicht zum einzigen Male populär ward. Der alte Appius Claudius, derselbe, welcher dreißig Jahre früher als Censor die berühmte Straße und Wasserleitung erbaut hatte, bewog den Senat zur Festhaltung an dem alten Princip der römischen Politik. Dieser Mann, der ein lebendiges Abbild des altrömischen Patricier-Geistes, seiner Härte, Festigkeit und Strenge genannt werden kann, ließ sich auf die Nachricht von dem beabsichtigten Friedensschluß mit Pyrrhus in den Senat tragen, den er wegen seiner Blindheit und seines hohen Alters schon längst nicht mehr besucht hatte. Die Rede, welche er hier hielt, war ganz im Geiste des römischen Stolzes abgefaßt und brachte die beabsichtigte Wirkung hervor: der Senat wies noch in der nämlichen Sitzung die Anerbietungen des epirotischen Königs

zurück. Wie dieses Auftreten des blinden Appius Claudius, so erinnert auch das Wort, welches Cineas bei seiner Rückkehr zu Pyrrhus gesprochen haben soll, an den stolzen Sinn und die Würde der damaligen Leiter des römischen Freistaats. Cineas, welcher bisher nur mit den Behörden griechischer Republiken in unmittelbarem Verkehr gewesen war, hatte in Rom einen Freistaat kennen gelernt, dessen Senat zu dem elenden Wesen und Treiben der griechischen Staatsmänner seiner Zeit den entschiedensten Gegensatz bildete. Von Bewunderung gegen einen solchen Staat erfüllt, soll er vor seinem König diesen Gegensatz mit den Worten bezeichnet haben: der römische Senat sei ihm wie eine Versammlung von Königen vorgekommen.

Die Auslösung der Gefangenen lag indessen den Römern so sehr am Herzen, daß sie wegen derselben drei angesehene Männer an Pyrrhus abordneten, die am besten geeignet waren, dem König von dem Charakter, den militärischen Tugenden und Erfahrungen römischer Feldherren einen hohen Begriff zu geben. Diese Gesandten waren Cajus Fabricius Luscinus, welcher kurz vor Pyrrhus Ankunft in Italien einen ruhmvollen Sieg über die Lukaner und die mit ihnen verbündete Stadt Thurii erfochten hatte, Quintus Aemilius Papus, der zu gleicher Zeit die Boier zum Frieden gezwungen hatte, und Publius Cornelius Dolabella, der Besieger und Vernichter der senonischen Gallier. Die Gesandtschaft dieser drei Männer ist durch die Erzählungen von der Festigkeit und dem Patriotismus des Fabricius verewigt worden. Pyrrhus versuchte nämlich an Fabricius, dem Haupte dieser Gesandtschaft, vergebens, was bei den griechischen Feldherren und selbst bei den griechischen Königen jener Zeit selten umsonst versucht ward. Er wollte diesen Mann, der keine andere Kostbarkeit als ein silbernes Salzfaß und eine silberne Opferschale besessen haben soll, durch Privatvortheile von der Sache seines Vaterlandes abziehen; aber vergebens. Fabricius wies sogar ein ihm von Pyrrhus auf die ehrenhafteste Weise angebotenes reiches Geschenk, welches dieser ein bloßes Zeichen seiner Hochachtung nannte, mit edlem Stolze zurück. Ein griechischer Anekdoten-Jäger erzählt, daß Pyrrhus hierauf die Geistesgegenwart dieses Mannes durch das plötzliche Erscheinen eines Elephanten auf die Probe gestellt, daß ihm aber Fabricius lächelnd bemerkt habe, so wenig ihn am Tage vorher sein Geld gereizt habe, ebenso wenig schrecke ihn jetzt sein Elephant. Diese Anekdote ist des Königs allzu unwürdig, als daß ihre Märchenhaftigkeit eines besonderen Beweises bedürfte: sie ist offenbar eine Erdichtung solcher Schriftsteller, denen die Geschichte nur für ein Mittel zu rhetorischen Zwecken und Theatereffekten gilt. Man muß sie daher auch ganz den Rhetoren und den Malern überlassen, welche sie oft zum

Gegenstand ihrer Darstellungen benutzt haben. Uebrigens erreichten die römischen Gesandten bei Pyrrhus ihren Zweck nicht.

Ueber die Fortsetzung des Krieges haben wir nur dürftige Nachrichten, doch wissen wir, daß bald nach jenen Verhandlungen eine zweite Schlacht zwischen Pyrrhus und den Römern bei der apulischen Stadt Asculum geliefert ward (279 v. Chr.). Die Römer erlitten unter dem Consul Publius Sulpicius und seinem Collegen Publius Decius Mus, dem Sohne und Enkel der beiden durch ihre Todesweihe berühmten Männer desselben Namens, eine Niederlage; Pyrrhus mußte aber seinen Sieg so theuer erkaufen, daß man ihm den Ausspruch in den Mund legen konnte: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!" Er hatte nicht weniger als 15,000 Mann und unter diesen seine besten Officiere eingebüßt. Da er weder von seinen Bundesgenossen kräftig unterstützt wurde, noch auch wegen des verheerenden Stromes gallischer Raubhorden, welcher damals sich über Griechenland hinwälzte, von dort her neue Truppen erhalten konnte, während die Römer ohne Mühe jede Lücke in ihrem Heere ergänzten: so suchte er nicht allein eine dritte Hauptschlacht zu vermeiden, sondern auch dem Kriege überhaupt auszuweichen. Sehr erwünscht kam ihm daher eine Einladung der Syrakusaner, nach Sicilien überzusetzen, um ihnen gegen die Karthager Hülfe zu leisten. Es scheint nicht, daß es vor seinem Abzug zu irgend einer Uebereinkunft zwischen ihm und den Römern kam; doch soll Pyrrhus damals alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen haben. Nach einer jener vielen Anekdoten, durch welche die Geschichte der Menschheit, der Unterhaltungslust müßiger Menschen zu Liebe, in allen Zeiten entstellt worden ist, wäre Pyrrhus zu dieser Großmuth durch folgenden Vorfall bewogen worden, der von den alten Geschichtschreibern in allen seinen einzelnen Theilen auf die widersprechendste Weise erzählt wird, und schon deshalb als eine Erdichtung oder höchstens doch als ein bloßes Gerücht angesehen und aus der Geschichte verbannt werden muß. Der Leibarzt des Königs oder ein anderer Mann aus seiner Umgebung machte, wie es heißt, dem Fabricius, der im Jahre des Abzugs der Epiroten aus Italien Consul war, das schriftliche Anerbieten, gegen eine Summe Geld seinen Herrn zu vergiften. Fabricius sandte den Brief sogleich an Pyrrhus, welcher zum Danke dafür die gefangenen Römer freigab. Dagegen scheint richtig und ist dem ritterlichen Sinn des Königs entsprechend, daß er seine Gefangenen über das Saturnalienfest entließ: die römische Regierung, wie es einem ehrenhaften Staate geziemt, sorgte dafür, daß sie sämmtlich wieder nach dem Feste in sein Lager zurückkehrten.

Pyrrhus ließ nur so viele Truppen zurück, als zur Vertheidigung der Burg von Tarent erforderlich waren und stellte dieselben unter

das Commando seines Generals Milo. Er blieb drei Jahre in Sicilien und die Römer benutzten die Zeit seiner Abwesenheit vortrefflich. Sie unterwarfen die Etrusker, welche sich während des Krieges mit Pyrrhus empört hatten, trieben die Samniten, Lukaner und Bruttier in die Enge und bemächtigten sich mehrerer griechischen Pflanzstädte. Die bedrängten Bundesgenossen des Pyrrhus ließen ihn bitten, zu ihrer Rettung wieder nach Italien zurückzukehren und er selbst war froh, einen guten Grund zum Abzuge aus Sicilien zu erhalten, wo er nach einigen glücklichen Unternehmungen in dieselbe Lage gekommen war, wie vorher in Italien. Als er im Jahre 275 v. Chr. wieder zu Tarent erschien, hatte er zwar noch ein Heer von 23,000 Mann, die Mehrzahl desselben bestand aber aus neu geworbenen Soldaten, weil der Kern seiner Truppen in den Schlachten der letzten fünf Jahre aufgerieben worden war. Die Römer schickten sogleich ihre beiden Consuln mit zwei Heeren aus; von diesen zog der eine, Manius Curius Dentatus, nach Samnium, der andere aber, Cornelius Lentulus, nach Lukanien. Pyrrhus, der seine Macht durch den kampffähigen Theil der Tarentiner verstärkt hatte, wandte sich gegen den Ersteren und ward bei Benevent völlig geschlagen. Er rettete nur einen kleinen Theil seines Heeres und da zu gleicher Zeit auch die Lukaner durch Lentulus eine Niederlage erlitten hatten, so konnte er sich in Italien unmöglich länger behaupten. Er eilte daher nach Griechenland zurück, wo er einige Jahre später bei einem neuen Abenteuer seinen Tod fand. In Tarent hatte er eine Besatzung unter Milo zurückgelassen. Diese mußte bald nach Pyrrhus Tode capituliren; sie erhielt freien Abzug und gab dafür die Tarentiner den Römern preis. Tarent verlor seine Flotte und mußte eine römische Besatzung aufnehmen.

Die Lukaner, Bruttier, Samniten und andere empörten Völker wurden bald nach Pyrrhus Abzug unterjocht. Auch die noch nicht unterworfenen griechischen Städte in Unteritalien mußten dem siegreichen Volke ihre Thore öffnen. Das Schicksal derselben war sehr verschieden: die meisten behielten zwar ihre alten Gesetze und Einrichtungen, weil die Römer zu allen Zeiten in die Verfassungen eroberter Städte nicht ohne die höchste Noth eingriffen; alle aber, selbst die am meisten begünstigten, mußten Tribut zahlen, ihre junge Mannschaft zu den Kriegen der Römer stellen, ohne weder die Ehre noch den Vortheil dieser Kriege mit den Römern theilen zu dürfen. Durch die Besiegung der griechischen Städte ward, gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. hin, die Unterjochung von Mittel- und Unteritalien vollendet. Für die Römer, welche seitdem über die ganze Halbinsel von der Südgrenze der Lombardei an bis zur Meerenge von Messina geboten, war dies der Anfang ihrer Weltherrschaft; für Ita-

lien aber beginnt mit der römischen Oberherrschaft der Untergang der Blüthe, welche seit langer Zeit über dieses Land verbreitet gewesen war. Der römische Senat benutzte von jetzt an Italiens Kräfte als seine eigenen, stieg mit Hülfe derselben empor und wuchs ins Ungeheure, während alle italischen Länder und Gegenden, selbst Latium nicht ausgenommen, ihres selbstständigen Lebens beraubt und dadurch, sowie durch die großen Menschenverluste der unaufhörlichen Kriege Roms erschöpft und verödet wurden. Aber auch die Römer erlitten durch die völlige Unterwerfung von Italien einen großen Nachtheil; sie begannen in Folge derselben von ihren seitherigen ländlichen und militärischen Sitten zu griechischer Ueppigkeit überzugehen.

Diese moralische Veränderung des römischen Volkes war sehr bedeutend und hatte ihren Grund darin, daß Rom durch die Unterwerfung von Unteritalien mit den Sitten der entarteten Griechen diesseits und jenseits des ionischen Meeres und der Meerenge von Sicilien in anhaltende Berührung kam. Die Völker, welche von den Römern seither besiegt worden waren, standen ihrem Grundcharakter nach denselben nahe und konnten ihnen daher durch ihre Unterwerfung keinen Schaden bringen. Die Etrusker, Latiner und Samniten waren ja Nationen, aus welchen das römische Volk selbst hervorgegangen war und deren Sitten und Einrichtungen die Grundlage des römischen Wesens bildeten. Außerdem wurden aber auch diese Völker, sowie die Campaner und andere kleineren Stämme nach ihrer Unterwerfung entweder in die römischen Heere aufgenommen und völlig zu Römern gemacht, oder sich selbst und ihrer eigenen Verwaltung überlassen. In dem einen Falle nahmen sie die militärisch-ländlichen Sitten der Römer an, im anderen blieben sie ohne Einfluß auf dieselben. Ganz anders aber geschah es bei der Unterwerfung von Unteritalien. Hier machten die Römer im Kampfe mit den griechischen Handelsstädten eine viel reichere Beute, als außer den Etruskern irgend eines der anderen italischen Völker ihnen seither hatte gewähren können. Sie erhielten ferner in den griechischen Kriegsgefangenen Sklaven, die von dem bereits so sehr entarteten Osten die Kunst gelernt hatten, sich als Diener der Lüste gefällig zu machen. Außerdem bestanden die Bewohner jener griechischen Städte, selbst die Klasse der Vornehmen nicht ausgenommen, aus einer Menge Gesindel, das sich an die herrschenden Familien Roms drängte und diesen Verderben brachte. Alles dies mußte einer Tugend, welche wie die der damaligen Römer nicht auf Grundsätzen, sondern auf Gewohnheit beruhte, in hohem Grade gefährlich sein. Und wie plötzlich trat diese schädliche Einwirkung und die dadurch hervorgerufene Aenderung in dem Geiste und den Sitten Roms ein! Innerhalb weniger Jahre wurden die Einwohner der reichen Handelsstädte beider Calabrien

nicht etwa blos unterworfen, sondern auch ausgeplündert, gebrandschatzt und unter dem Vorwande von wiederholt versuchten Empörungen als Sklaven hinweggeführt. Diese an Sinnenlust gewöhnten Griechen brachten ihre ausschweifenden Genüsse und die feine Lebenskunst des Ostens unter die Römer, welche sich so eben erst auf eine gewaltsame Art bereichert hatten und also auch schnell genießen wollten. Zu gleicher Zeit ward in Rom durch die Unterjochung der Lukaner und Bruttier unglücklicher Weise die Zahl von solchen Sklaven vermehrt, denen man ihrer Rohheit wegen mit Härte begegnen mußte und durch deren Behandlung man sich nach und nach an Grausamkeit gewöhnte.

Diese wenigen Winke zeigen, daß mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft über das untere Italien die seitherigen samnitisch-römischen Sitten einer großen Veränderung entgegen gingen. Von einigen Männern jener Zeit, wie von Manius Curius Dentatus und von dem unmittelbar nach demselben als Feldherr im ersten punischen Krieg ausgezeichneten Atilius Regulus erzählt jedoch die römische Volkssage noch Züge der Einfachheit und Mäßigkeit, wie sie früher von Cincinnatus und Fabricius gemeldet worden sind. Regulus soll nicht mehr als sieben Morgen Land besessen und einst den Senat um seine Abberufung vom Commando aus dem Grunde gebeten haben, weil sein Verwalter gestorben sei und die in Folge davon stockende Bebauung des kleinen Grundstücks seine Familie in Nahrungssorgen bringe. Von Curius Dentatus wird berichtet, daß, als einst die Samniten ihn um seine Fürsprache bitten ließen, die Gesandten derselben ihn am Heerde seines Landhauses angetroffen hätten, wo er auf einer Holzbank gesessen und aus hölzerner Schüssel Rüben gegessen habe, die er selbst sich in der Asche gebraten hätte. Die Sage fügt noch hinzu, Curius habe damals die angebotenen Ehrengeschenke der Samniten mit den Worten zurückgewiesen, es mache ihm weit mehr Freude, über reiche Leute zu gebieten, als selbst reich zu sein. Solche Erzählungen, welche freilich nicht als baare Wirklichkeit zu nehmen, und überdies im Munde der Nachkommen entstellt und durch rhetorische Schriftsteller mit übertriebenen Worten wiedererzählt worden sind, kommen in den folgenden Zeiten äußerst selten vor und können daher als Zeugnisse dienen, daß das römische Volk seit der völligen Unterwerfung von Italien seinen Charakter geändert hat. Zwar erhielten sich später die alten samnitischen Sitten auf dem Lande auch dann noch, als sie in der Stadt längst untergegangen waren, allein die einmal eingeschlagene neue Richtung des römischen Lebens konnte nie mehr rückgängig gemacht werden. Im Gegentheil, schon unmittelbar nachher untergruben die Kriege mit Karthago den römischen Stamm-Charakter in einem noch viel größeren Umfang. Während der nächsten dreißig Jahre nach der Unterwerfung Unter-

italiens verschaffte der Kampf mit den Karthagern den Römern eine große Flotte, ohne daß sie ein handelndes oder seefahrendes Volk waren. Sie plünderten ferner in diesem Kriege die karthagische Küste von Afrika, das reichste Land der damaligen Welt. Sie beraubten in den Karthagern ein Volk, das dem Handel oder der klugen Benutzung fremder erkünstelter Bedürfnisse seinen Wohlstand verdankte, sie brachten also auch aus der Beute dieses Volkes eine Menge Dinge nach Italien, die man früher dort nicht gekannt hatte. Die Zahl der Afrikaner, welche in einem einzigen Jahre dieses Krieges gefangen und nach Rom gebracht wurden, war dem fünften Theile der ganzen damaligen Bürgerschaft Roms gleich; wie großen Einfluß mußte schon dies allein auf die Sitten und Gewohnheiten der Stadt haben! Es waren Sklaven, die durch Sprache und Lebensweise den Römern ganz fremd und in ihrer Heimath an eine grausame Regierung gewöhnt waren; wie ganz anders mußte man mit ihnen umgehen, als mit den kriegsgefangenen Italikern, die seither allein die Sklaven der Römer gewesen waren! Dazu kam noch die Verwilderung, welche ein 23jähriger Krieg mit einem gehaßten, völlig fremden Feinde nothwendiger Weise nach sich ziehen mußte, sowie der Einfluß der Willkür, welche die in Feindes Land stehenden Soldaten und die nach den eroberten Städten Siciliens gesendeten Generale und Statthalter ausübten. Alles dies wirkte auf die damaligen römischen Truppen eine ganze Generation hindurch ebenso verderblich ein, wie die Uebermacht, welche Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und Italien erlangte, auf seine abgehärteten, bis dahin jeder Weichlichkeit, jedes Luxus spottenden Heere und ihre Anführer eingewirkt hat.

VII. Geschichte von Karthago und Sicilien bis zum ersten punischen Krieg.

1. Hauptmomente der früheren Geschichte von Karthago.

Die Karthager, das erste Volk außerhalb Italiens, mit welchem Rom Krieg führte, wohnten im Westen der Cyrenäer, da, wo jetzt der Barbaresken-Staat von Tunis liegt, sie beherrschten aber außerdem auch das heutige Land Tripolis und die Küste von Algerien. Karthago selbst lag am Golf von Tunis, bei dem heutigen Mersa und etwa drei deutsche Meilen nordwestlich von der Stadt Tunis. Es war eine phönicische Colonie, und ihre Einwohner führten deshalb bei den Römern auch den Namen der Pöner oder Punier. Fast 900 Jahre

vor Christo gegründet, hatte es sich durch Handel und Industrie nach und nach über alle anderen Colonieen der Phönicier emporgeschwungen und war die angesehenste und mächtigste Handelsstadt des Westens der alten Welt geworden. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hatte die Stadt Karthago nach römischen Berichten 700,000 Einwohner und einen Umfang von fünf deutschen Meilen, und die Zahl ihrer Pflanzstädte belief sich damals auf nicht weniger als 300. Zwar sind diese Angaben römischer Schriftsteller offenbar Uebertreibungen, welche aus der Absicht, den Sieg ihres Volkes über Karthago zu verherrlichen, hervorgingen; allein schon die Möglichkeit solcher Uebertreibungen zeigt unwidersprechlich, daß der Glanz der Stadt Karthago in der letzten Zeit ihrer Selbstständigkeit außerordentlich groß gewesen sein muß.

Karthago machte eine Ausnahme von allen Colonieen der Phönicier, weil es gleich anfangs in ein anderes Verhältniß zum Mutterlande trat, als die übrigen phönicischen Pflanzstädte. Diese waren weder selbstständige Handelsstaaten wie die Colonieen der Griechen, noch Festungen und Militärposten wie die der Römer, sondern sie bildeten bloße Factoreien an fremden Gestaden und gingen daher auch größtentheils mit dem Mutterland unter. Karthago aber ward von einem Nebenzweige der zu Tyrus regierenden Herrscherfamilie und in Folge eines in dieser ausgebrochenen Zwistes gegründet und erhielt dadurch schon bei seiner Entstehung eine weniger abhängige Stellung, als die der anderen Colonieen der Phönicier war. Es blieb zwar mit seiner Mutterstadt Tyrus immer in einer innigen Pietätsverbindung, ehrte den vornehmsten Tempel derselben als ihr Hauptheiligthum und schickte jedes Jahr Opfergaben dahin; allein es ward nach und nach in demselben Grade immer selbstständiger, in welchem es seine Herrschaft auf dem Meer erweiterte. Die Karthager verdankten dies drei besonders günstigen Umständen. Zuerst kamen ihnen nämlich alle die Verhältnisse des Orients zu Statten, welche den Phöniciern selbst verderblich waren: die Angriffe der assyrischen und babylonischen Könige bewogen eine Menge Tyrier zur Auswanderung nach Karthago und als die Städte Phöniciens von den Babyloniern, von den Assyrern und dann von den Persern unterjocht wurden, schlossen sich die im fernen Westen gegründeten Colonieen, welche bisher ihren Mutterstädten gehorcht hatten, den Karthagern an. Der zweite Umstand, welcher dazu beitrug, die Karthager zu einem herrschenden Volk zu machen, war ihr Verhältniß zu Italien: sie trieben von Anfang an mit diesem Lande Handel und mußten sich daher schon früh eine ansehnliche Kriegsmacht schaffen, um sowohl die tyrrhenischen Seeräuber im Zaum zu halten, als auch um den griechischen Handelsstädten in Sicilien und Unteritalien, ihren Nebenbuhlern, die Spitze bieten zu können.

Hierzu kam als dritter günstiger Umstand noch die Gründung vieler karthagischen Colonieen an fremden Gestaden und die Nothwendigkeit, in denselben Truppen zu halten, die man dann natürlich auch in dem afrikanischen Mutterland und zu allen Kriegen mit anderen Völkern gebrauchen konnte.

Zu diesen verschiedenen Vortheilen, welche in den allgemeinen Verhältnissen und dem Gange der Dinge gegründet waren, muß man endlich noch die große Fruchtbarkeit des karthagischen Landes und die treffliche Art, wie dasselbe bebaut wurde, hinzufügen. Das eigentliche Gebiet von Karthago oder das heutige Land Tunis erfreut sich eines Klimas, in welchem die Winterkälte selbst auf den Gebirgen so gering ist, daß die vornehmen Tunesen das zu ihren Luxus-Speisen nöthige Eis sich aus Sicilien kommen lassen müssen. Es ist ein von waldigen Verzweigungen des sogenannten Atlas-Gebirges durchzogenes Land, mit einer sandigen Küste, deren wellenförmiger Boden bei sorgfältiger Bewässerung höchst ergiebig ist; die meisten Thäler des Gebirges sind noch mehr für den Landbau geeignet; die Umgegend des alten Karthago aber ist, wie die der heutigen Stadt Tunis, einer der fruchtbarsten Landstriche der Erde. Die Karthager hatten ihr Land, besonders aber den in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt gelegenen Theil desselben so vortrefflich angebaut, daß der Letztere, wegen seiner zusammenhängenden gartenmäßigen Cultur und seiner großen Bevölkerung nur mit den reichsten Gegenden von Holland und der Lombardei oder mit der Umgegend von London und anderen durch die Fruchtbarkeit und sorgfältige Benutzung ihres Bodens ausgezeichneten Hauptstädten von Europa verglichen werden kann. In der nächsten Umgebung von Karthago bildete das Land, nach den uns überlieferten Beschreibungen, meilenweit gleichsam nur einen einzigen Garten, der überall aufs beste bewässert und angebaut und mit den schönsten Landhäusern bedeckt war. Obgleich wir nicht geneigt sind, der Versicherung eines römischen Schriftstellers, nach welcher die dortigen Felder eine 150fache Frucht getragen hätten, vollen Glauben zu schenken, so ist doch gewiß, daß die Karthager sich auf die Landwirthschaft vortrefflich verstanden haben. Sie betrieben dieselbe systematisch und wissenschaftlich und schon etwa 500 Jahre v. Chr. schrieb der Karthager Mago ein großes Werk über den Landbau, welches so ausgezeichnet war, daß 400 Jahre später der römische Senat, der sich sonst so wenig um die Wissenschaften zu bekümmern pflegte, dasselbe ins Lateinische übersetzen ließ.

Die Geschichte der Karthager theilt man am bequemsten in drei Abschnitte. Der erste umfaßt die ältere Zeit bis auf den Anfang der Kriege, welche Karthago mit den griechischen Colonieen auf Sicilien



führte, oder bis auf die Niederlage bei Himera im Jahre 480 v. Chr. Der zweite Abschnitt reicht von da bis auf die Zeit der Kriege mit den Römern und ist diejenige Periode, in welcher Karthago die höchste Blüthe seiner Macht und seiner Handelsgröße erreichte. Der dritte Abschnitt endlich umfaßt die Zeit der sogenannten punischen Kriege oder der drei Kriege mit Rom, in welchen Karthago zuletzt erlag. Ueber keine dieser drei Perioden besitzen wir authentische Quellen; denn alle Werke karthagischer Geschichtschreiber sind untergegangen, die griechischen und römischen Schriftsteller aber sprechen nur gelegentlich von Karthago und machen immer Rom oder das griechische Sicilien zum Mittelpunkt ihrer Darstellung, so daß wir die karthagische Geschichte nicht zusammenhängend und selbstständig, sondern nur in Beziehung auf die genannten Staaten und in Verbindung mit der Geschichte derselben behandeln können.

Anfangs war Karthago von den benachbarten afrikanischen Herrschern abhängig; die Geschichte der ersten Zeiten Karthagos dreht sich daher hauptsächlich um die Begründung seiner Selbstständigkeit. Die Karthager zahlten anfangs den Eingeborenen Tribut, dann ward derselbe verweigert, und es entstand daraus eine Reihe von Kriegen, in welchen die Karthager ihre Herrschaft auf Kosten der afrikanischen Nomaden-Stämme immer weiter ausbreiteten. Schon früh sandten sie Colonisten aus, welche die Hauptpunkte der Küste im Westen und Osten besetzten. Von dem Mutterstaate Tyrus wurden sie in Folge der bereits angegebenen Umstände immer unabhängiger, während sie zugleich durch neue Einwanderungen von dort und durch die Verbindung mit anderen phönicischen Pflanzstädten des Westens an Macht und Ansehen gewannen. 500 bis 600 Jahre v. Chr. begannen die Eroberungen und Niederlassungen der Karthager in den verschiedenen europäischen Gestadeländern des westlichen Mittelmeeres. Karthago unterwarf sich die Balearen, Malta und Elba, und legte auf Sardinien, Sicilien, Korsika und auf der Südküste von Spanien Colonieen an. Die Macht der Karthager stieg dadurch so sehr, daß sie, wenn anders diese Angabe zuverlässig ist, schon im ersten Jahre der römischen Republik mit den Römern einen Freundschaftsvertrag schlossen, in welchem beide Völker die Verkehrsverhältnisse von Italien und Afrika im Namen ihrer Bundesgenossen ordneten: wahrscheinlich freilich fällt dieser Vertrag erst in spätere Zeit (348 v. Chr.). Sogar Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika haben die Karthager in jenen Zeiten unternommen und sind dort bis in Gegenden vorgedrungen, die erst im 14. und 15. Jahrhundert wieder von europäischen Seefahrern erreicht worden sind. Die Kriege, welche sie in der ersten Periode ihrer Geschichte auf Sicilien, Sardinien und Korsika

führten, können hier ganz übergangen werden, weil sie keine welthistorische Bedeutung haben.

Am Ende des ersten Zeitraums stand Karthago als ein mächtiger, blühender Handelsstaat da. Die Häuptlinge der afrikanischen Nomaden-Stämme, welche einst seine Lehensherren gewesen waren, dienten ihm jetzt als Vasallen; wegen der Uneinigkeit, welche Karthago stets zwischen diesen Völkerschaften zu erhalten wußte, war an keine gefährliche Empörung derselben zu denken, dagegen leisteten sie im Krieg als treffliche Reiter gute Dienste und gewährten im Frieden den Vortheil, daß die fleißigen karthagischen Handelsleute bei ihnen ein sicheres Absatzgebiet für ihre Waaren hatten. Die vielen Colonieen, welche theils von Karthago selbst, theils von Phönicien aus an der Küste angelegt worden waren, vermittelten den Verkehr mit dem inneren Afrika und lieferten die bedeutendsten Beiträge zu den Staatseinnahmen. Von diesen Städten erhielt man auch die Elephanten, welche damals noch im nordwestlichen Afrika lebten und die man dort ebenso, wie in Indien, zu zähmen und zum Kriege abzurichten verstand. Außerdem hatte Karthago auch auf den italischen Inseln festen Fuß gefaßt und trieb mit den Bewohnern derselben, wie mit den Völkern des festen Landes von Italien einen einträglichen Handel. Es hatte ferner im westlichen Europa ausschließlich den afrikanischen Sklavenhandel und die Einfuhr von Goldstaub, Elfenbein und anderen Waaren des Inneren von Westafrika. Um das unternehmende Handelsvolk der Phokäer, das bei seiner Flucht aus Kleinasien sich zuerst auf Korsika angesiedelt hatte, in den italischen Gewässern nicht aufkommen zu lassen, verbündeten sich die Karthager mit den Etruskern und verjagten die Phokäer nach Massilia. Die griechischen Colonieen in Sicilien suchten zwar die Karthager von ihrer Insel und aus dem Besitze des Handels mit dem Inneren zu verdrängen, alle ihre Anstrengungen scheiterten aber an der Ueberlegenheit Karthagos und an ihrer eigenen Zwietracht; denn wenn auch die Karthager im Kampfe mit ihnen öfters den Kürzeren zogen, so gaben doch die Zwistigkeiten der Griechen unter einander und die häufigen Revolutionen in ihren Staaten ihren Feinden immer Gelegenheit, das Verlorene wieder zu erlangen.

In der zweiten Periode der karthagischen Geschichte war Sicilien der Mittelpunkt der Begebenheiten. Die Karthager, welche damals den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichten, strebten nach der Alleinherrschaft auf dieser fruchtbaren und reichen Insel und geriethen dadurch in einen hartnäckigen Kampf mit den dortigen Griechen, namentlich mit den Syrakusanern, welche dasselbe Ziel verfolgten. Da zu jener Zeit Rom die italischen Völker noch nicht unterjocht hatte, so würde Karthago sich gewiß nicht nur Sicilien, sondern auch alle Küsten

des Mittelmeers unterworfen haben, wenn nicht zugleich seine Verfassung und das Schicksal ihm dabei im Wege gestanden hätten. Karthagos Verfassung paßte zu auswärtigen Unternehmungen nicht, sie war nicht auf Kriege und Eroberungen berechnet, das Schicksal aber zeigte sich den Karthagern ebenso sehr abhold, wie es den Römern gewogen war; denn Karthago mußte, zum Unterschied von Rom, mit den Griechen gerade zu der Zeit kämpfen, wo diese in ihrer vollen Kraft dastanden, wo sie wegen der zugleich von Karthago und von Persien her drohenden Gefahren einig waren und vom eigentlichen Griechenland aus stets Hülfe erwarten konnten. Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände ließen die Karthager von ihrem Streben, Sicilien zu unterwerfen, nicht ab: ganze Heere, die sie nach Sicilien sandten, wurden vernichtet, aber sie sahen dieselben ebenso ruhig untergehen, wie sie so oft die Schätze ihrer Handels-Speculationen in den Schooß des Meeres sinken sahen, und schufen sich durch ihr Gold ebenso wieder neue Soldaten, wie sie den bei einer unglücklichen Speculation erlittenen Verlust durch den Gewinn einer glücklichen deckten. Die berühmte Niederlage, welche Karthago am Ende des ersten Zeitraumes seiner Geschichte (480 v. Chr.) unter Hamilkar bei Himera erlitt, kostete ihm sein ganzes Heer; denn von den 300,000 Mann, welche, wie angegeben wird, dort mit den Agrigentinern und Syrakusanern unter Gelo und Hiero I. kämpften, wurde die eine Hälfte getödtet, die andere gefangen genommen und zu Sklaven gemacht.

Nach diesem furchtbaren Schlage unternahmen die Karthager mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch keine größeren Unternehmungen auf sicilianischem Boden. Erst zur Zeit des peloponnesischen Krieges machten sie von neuem den Versuch, sich die griechischen Städte der Insel zu unterwerfen. Dieser Krieg kann aber erst weiter unten erzählt werden, da die Begebenheiten des zweiten und dritten Zeitraumes der karthagischen Geschichte nur in Verbindung mit der sicilischen und römischen Geschichte dargestellt werden können. Auch ist es zum Verständniß dieser Begebenheiten nöthig, einige Worte über den inneren Zustand Karthagos vorauszuschicken.

2. Staatsverfassung und Culturzustand von Karthago.

Die Karthager hatten aus Tyrus eine Verfassung mitgebracht, nach welcher ein König unter dem Beistande der Priester und der alten Geschlechter unbeschränkt gebot. Diese asiatische Staats-Einrichtung konnte auf die Dauer nicht genügen, da die Karthager ebenso, wie die griechischen Staaten, durch Betriebsamkeit zu größerem Wohlstand gelangten und sich denselben nur durch Thätigkeit zu erhalten vermochten. Außerdem hatten sie aber auch wegen ihrer Lage und ihres

Verkehrs beständig das Beispiel der griechischen Staaten vor Augen, welche im Gegensatz mit den Orientalen ihre Verfassungen stets den Umständen und Zeitbedürfnissen gemäß änderten. Sie befolgten dieses Beispiel und benutzten bei ihren Staats-Einrichtungen und Gesetzen die griechischen Erfindungen. Es ward daher in Karthago ebenso, wie in fast allen griechischen Staaten, die Königswürde schon früh abgeschafft und der Adel seiner hergebrachten Rechte beraubt. Da das Letztere nicht ohne das Volk geschehen konnte, so erhielt dieses auch in Karthago neue Rechte, welche zum Theil bedeutend waren. So entstand dort eine gemischte Verfassung, welche aus aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elementen zusammengesetzt war. Leider kennen wir dieselbe nur stückweise und nur aus den Angaben der Griechen und Römer, welche die Eigenthümlichkeiten fremder Völker meistens mit Befangenheit ansahen. Deshalb ist es uns nicht möglich, die karthagische Verfassung in allen ihren Theilen und Beziehungen zu beschreiben und mit Bestimmtheit zu beurtheilen. Wollten wir uns dabei auch, ohne Rücksicht auf die Ansichten der Griechen und Römer, an die überlieferten Ereignisse halten und aus denselben auf die Verfassung zurückschließen, so würde dies uns doch zu keiner sicheren Erkenntniß leiten, da das Beispiel der venetianischen Verfassung zur Genüge zeigt, wie schwer es ist, die künstliche Ordnung der Regierungsmaschine in einem weise geregelten Handelsstaate klar und richtig aufzufassen. Wir müssen uns daher mit einigen Andeutungen begnügen.

Ein Senat, dessen Mitgliederzahl unbekannt ist, eine andere Behörde, welche aus 100 Männern bestand und entweder ein Ausschuß des Senats war oder neben ihm waltete, und zwei Wahlkönige, von den Karthagern Suffeten d. h. Richter genannt, leiteten die Regierung und Verwaltung des Staats. Außerdem nahm auch eine Volksversammlung in Karthago ebenso, wie in den griechischen Staaten, an der Leitung der Dinge Theil. Wie weit die Befugnisse dieser verschiedenen Behörden gingen, ist nicht genau bekannt. Die Volksversammlung hatte höchst wahrscheinlich über Krieg und Frieden zu entscheiden, die vom Senat geschlossenen Bündnisse zu bestätigen und allgemeine Gesetze zu geben; außerdem wurde sie nur dann berufen, wenn die Suffeten mit dem Senat über irgend eine Sache nicht einig werden konnten. Uebrigens waren die Beschlüsse des Volkes unumstößlich und bedurften der Bestätigung des Senats nicht. Endlich ist noch zu bemerken, daß in Karthago ganz gegen die Sitte der Griechen, bei welchen selbst in Demokratieen nur Wenige in der Volksversammlung zu sprechen pflegten, jeder ohne Ausnahme frei gegen den Senat und die Suffeten reden durfte und gewöhnlich Viele von diesem Rechte Gebrauch machten. Dessen ungeachtet ging aus der karthagischen

Volksversammlung nie eine Pöbelherrschaft hervor und ihr Einfluß ward niemals gefährlich, während dies in den griechischen Staaten oft der Fall war, weil der Nationalcharakter beider Völker durchaus verschieden war. Die Karthager waren ein ernstes und finsteres Volk; sie waren hart gegen Untergebene, verzagt im Unglück, wüthend im Zorn und hartnäckig in den einmal gefaßten Beschlüssen. Bei einem solchen Volke hatten die Demagogen keineswegs ein leichtes Spiel und Schmeichler oder Witzmacher konnten bei ihm unmöglich einen solchen Eindruck hervorbringen, wie bei den Athenern; im Gegentheil, das karthagische Volk ließ sich nicht leicht aus der herkömmlichen Weise herausbringen, es war an Gehorsam gegen seine Obrigkeit gewöhnt und leistete ihn gern.

Ueber die Rechte des Senats und sein Verhältniß zu den Hundertmännern und den Suffeten sind wir ebenso in Ungewißheit, wie über die Volksversammlung. Wahrscheinlich waren die Hundertmänner zugleich das höchste Gericht und die verwaltende Behörde für die eigentliche Stadt; jedenfalls besaßen sie eine ungemein große Gewalt. Der Senat, dessen Mitglieder vermuthlich aus den ältesten und reichsten Familien und auf Lebenszeit gewählt waren, hatte in Gemeinschaft mit den Suffeten die laufenden Geschäfte zu besorgen und die eigentliche Verwaltung zu leiten. Auch hielt er die Vorberathung über neue Gesetze und ordnete alle auswärtigen Angelegenheiten. Die beiden Suffeten waren wahrscheinlich ebenfalls auf Lebenszeit erwählt. Sie wurden, wie sich dies in einem Handelsstaate gebührt, aus den reichsten Familien genommen, doch berücksichtigte man auch Geburt und guten Ruf. Sie waren, wie die Könige von Sparta und die römischen Consuln der früheren Zeit, die Leiter der Exekutive, sorgten für die Ausführung gefaßter Beschlüsse und erlassener Gesetze, können aber sonst mit jenen Beiden nicht wohl verglichen werden. Obgleich sie nämlich dem Senat untergeordnet waren, so hatten sie doch so viel Selbstständigkeit, daß bei Meinungs-Verschiedenheit zwischen ihnen und dem Senat das Volk zur Entscheidung zusammengerufen werden mußte. Außerdem war ihr Ansehen innerhalb der Stadt sehr groß und sie unterschieden sich dadurch sehr von den spartanischen Königen, deren Einfluß seit der Errichtung des Ephorats im Frieden nur dann bedeutend war, wenn sie ein großes persönliches Ansehen besaßen. Dagegen waren die Könige von Sparta geborene Feldherren und hatten im Kriege unbeschränkte Gewalt, die Suffeten führten aber nur dann das Commando, wenn sie durch einen besonderen Beschluß dafür ernannt wurden, und blieben auch im Felde von dem Senat abhängig, der ihnen etwa eine Kommission aus seiner Mitte beigab.

Ein anderer wichtiger Theil der karthagischen Regierung waren

diejenigen Behörden, welche von den Griechen **Pentarchieen** das ist Fünfherrschaften genannt wurden und aus fünf Männern zusammengesetzt waren. Ueber diese sind wir weit mehr im Unklaren, als über den Senat, die Suffeten und die Hundertmänner. Nur so viel ist gewiß, daß sie eine sehr bedeutende Stellung hatten, daß sie die Hundertmänner ernannten und sich selbst durch freie Wahl ergänzten. Ob ihre Amtsthätigkeit, wie man schon vermuthet hat, vorzugsweise in der Aufsicht über die Sitten bestand, muß dahin gestellt bleiben; doch erleidet es keinen Zweifel, daß die Karthager ebenso wie die Massilier mit weit größerer Strenge auf die Sittenzucht hielten, als die meisten griechischen Staaten, und daß die Pentarchen in dieser Hinsicht mit den römischen Censoren zu vergleichen waren. Auch konnte allerdings in einem Handelsstaate, der neben demokratischen Formen eine streng aristokratische Richtung hatte, und in welchem, wie in Venedig, eine kleine Zahl fürstlich begüterter Familien unter einander in beständigem eifersüchtigem Streite lebte, die Freiheit nur durch eine strenge Ausübung der hohen Polizei erhalten werden, zumal da Karthago überall von Feinden umgeben war. Die Pentarchen bildeten also vielleicht eine Art von Staats-Inquisition. In den letzten Zeiten Karthagos maaßten sie sich in Verbindung mit den Hundertmännern eine Macht an, vor welcher Senat und Volksversammlung sich beugen mußten. Sie walteten mit nicht geringerer Strenge, als die Staats-Inquisitoren von Venedig, ihre Strafen aber waren, wie man es in einem afrikanischen und von Phöniciern gegründeten Staate nicht anders erwarten kann, noch grausamer.

Auch die Stellung gegen die unterworfenen Völker war ganz dem zu vergleichen, was wir in dieser Hinsicht später in Venedig wiederfinden: das eigene Interesse war die Seele aller politischen Verhältnisse und Maaßregeln, und die Unterworfenen wurden daher mit so rücksichtslosem Eigennutz behandelt, daß man ihrer Treue niemals versichert sein konnte. Die Karthager traten in Folge davon auch, obgleich sie den Vorzug der Seeherrschaft voraus hatten, später doch mit sehr ungleichen Kräften gegen Rom in den Kampf, weil die Römer die ihnen untergebenen Völker mit ihrer Herrschaft bis zu einem gewissen Grade auszusöhnen verstanden.

Das **Kriegswesen** beruhte im karthagischen Staate hauptsächlich auf geworbenen Truppen; alle Bürger zu bewaffnen, wie es in Rom geschah, fiel dort niemanden ein. Die Heere der Karthager bestanden nur zu einem kleinen Theile aus Bürgern, sie waren beinahe ganz aus Söldnern und aus Truppen der unterworfenen Nationen zusammengesetzt. Numidier, Libyer, Mauren und andere afrikanischen Unterthanen, sowie später, als man in Spanien, in der Nähe von Gallien

und anderwärts Eroberungen gemacht hatte, Eingeborene dieser Länder bildeten in Verbindung mit campanischen und griechischen Söldnern ebensowohl das Landheer, als die Bemannung der Flotte. In Zeiten der Noth bewaffnete man sogar auch die Sklaven der Stadt. Daß solche Heere nur durch harte Strafen in ihrer Pflicht gehalten werden konnten, versteht sich von selbst. Sogar gegen die Führer, die doch karthagische Bürger waren, verfuhr man mit großer Strenge und Grausamkeit, weil man wohl einsah, daß Truppen dieser Art von einem ehrgeizigen Feldherrn leicht gewonnen und gegen die karthagische Aristokratie selbst gebraucht werden konnten. Uebrigens zeigt sich in der Anwendung griechischer Söldner eine merkwürdige Politik der Karthager. Man kannte die Ueberlegenheit der Griechen im Kriegswesen sehr wohl und benutzte daher die Tapferkeit und die Talente griechischer Officiere und Soldaten ebenso, wie man von diesem Volke manche Staats-Einrichtung entlehnte; aber man war vorsichtig genug, griechische Söldner und Generale nur im äußersten Nothfalle in Dienste zu nehmen und sie dann sobald als möglich wieder zu entlassen. Den besten Theil des ganzen karthagischen Heeres bildeten die Numidier, weil sie als leichtbewaffnete Reiter alle anderen Truppen dieser Art übertrafen und namentlich der römischen Reiterei weit überlegen waren. Auch die Söldner von den Balearen zeigten sich, obgleich sie meistens nur in geringer Zahl mitzogen, als vortreffliche Truppen; denn sie waren die besten Schleuderer der alten Welt und trugen mit ihrer nationalen Waffe, die das Ziel selten verfehlte, als plänkelnde Leichtbewaffnete und als Vortrab in manchen Treffen nicht wenig zur Entscheidung des Kampfes bei. Einen Hauptheil des Heeres bildeten stets auch die Kriegs-Elephanten, zu deren Abrichtung man in der Nähe der Hauptstadt eine besondere Anstalt hatte. Was die Seemacht der Karthager betrifft, so übertrafen sie durch die leichtere Bauart ihrer Schiffe und durch größere Gewandtheit in den Bewegungen sogar die Kriegsmarine der griechischen Seestaaten auf Sicilien. Karthago gehörte zu den Staaten des Alterthums, welche zuerst die Mathematik und Mechanik auf das Kriegswesen und die Schiffsbaukunst anwandten, und war im westlichen Theile des Mittelmeeres dasselbe, was Rhodus im Osten war.

Die Religion und die Sitten der Karthager waren und blieben orientalisch. Der Baal und Moloch ihrer Stammväter wurden von ihnen zu allen Zeiten auf eine ebenso schreckliche Weise verehrt, als einst von den rohen Kananitern, und die Regierung bediente sich des barbarischen Götzendienstes, um durch Aberglauben das Volk zu beherrschen. In den Zeiten der Noth oder zum Dank für errungene Siege wurden dem Hauptgotte der Karthager von Staatswegen die



schönsten Kinder der Stadt geopfert, sowie zuweilen auch auserlesene Kriegsgefangene. Ein strenges Gesetz verbot den Eltern der geopferten Kinder jedes Zeichen von Schmerz. Gegen das Jahr 300 v. Chr., als Agathokles von Syrakus die Stadt Karthago bedrohte, ließ der Senat auf diese Weise nicht weniger als 200 Kinder der vornehmsten Bürger umbringen. Wen könnte es bei einer mit so grausamen Opfern verbundenen Religion befremden, daß auch die Regierung der Karthager grausam und ihre Strafen barbarisch waren und daß der moralische Zustand dieses Volkes, trotz aller Sittenpolizei, stets ein niedriger blieb! Die Karthager waren besonders wegen ihrer Unredlichkeit verschrieen, und zwar bis zu dem Grade, daß der Ausdruck punische Treue bei den alten Römern sprichwörtlich gebraucht ward. Ebenso herrschten unter ihnen die gröbsten Unsittlichkeiten anderer Art und die unnatürlichsten Laster.

Eine große Bedeutung für die Entwicklung eigentlicher Wissenschaft konnte Karthago unmöglich erlangen; denn die ganze Richtung dieses Volkes war eine einseitig praktische und das bloße Handels-Interesse bildete die Seele ihres Staates und den Angelpunkt ihres Wesens und Treibens. Obgleich daher durch die Bekanntschaft mit den Griechen einige tiefere philosophische Bildung nach Karthago drang, so ward diese doch nur das Eigenthum weniger Einzelnen. Die Litteratur der Karthager blieb fast allein auf landwirthschaftliche, geographische und historische Werke beschränkt. Da diese insgesammt untergegangen sind, so können wir ihren Werth nicht beurtheilen; nur in Betreff der Ersteren ist uns bekannt, daß sie von denjenigen Römern, welche über Landwirthschaft geschrieben haben, allen ähnlichen Werken der Griechen vorgezogen wurden. In der Kunst leisteten die Karthager noch weit weniger, als in der Wissenschaft, ja, sie mußten sich sogar zu allen Zeiten für ihre künstlerischen Bedürfnisse griechischer Künstler bedienen.

3. Geschichte Siciliens und Karthagos von der Schlacht bei Himera bis auf Dionysius den Aelteren.

Von den griechischen Städten auf Sicilien verdient nur Syrakus eine besondere Stelle in der Weltgeschichte; denn diese Stadt theilte mit Karthago, Cyrene und Massilia den Verkehr des Westens und um sie dreht sich fast die ganze Geschichte der Griechen jener Insel. Unmittelbar nach der Zeit Hiero's I. und seines Bruders Thrasybul, bis zu welcher wir früher die wichtigsten Ereignisse der syrakusanischen Geschichte angegeben haben, bildeten innere Unruhen in den einzelnen Städten und beständige Fehden zwischen diesen den wichtigsten Theil der Begebenheiten auf Sicilien. Im peloponnesischen Kriege mischten sich die Athener zweimal (427 und 415 v. Chr.) in diese Streitigkeiten, und es ist

bereits früher angegeben worden, welchen Einfluß die beiden Züge der Athener nach Sicilien auf den Ausgang des peloponnesischen Krieges hatten. Nach dem traurigen Ende des zweiten Krieges der Athener auf Sicilien wandte sich dasselbe Segesta, welches vorher das athenische Volk gegen Selinus zu Hülfe gerufen hatte, nach Karthago. Die schlauen Karthager glaubten aus dem Umstand, daß die Griechen des Mutterlandes wegen des peloponnesischen Krieges ihren sicilischen Brüdern keine Unterstützung gewähren konnten, Nutzen ziehen zu müssen. Sie erboten sich daher, das Schiedsrichteramt zwischen Selinus und Segesta zu übernehmen. Als die Selinuntier im Vertrauen auf ihren Bund mit Syrakus dies ablehnten, schickten die Karthager zuerst eine Besatzung von 5800 Mann nach Segesta; im nächsten Jahre aber (409 v. Chr.) sandten sie ihren Suffeten **Hannibal**, Gisko's Sohn, mit einem Heere von wenigstens 100,000 Mann nach Sicilien. Dieses Heer, welchem dort noch unzähliges Gesindel zuströmte, hauste furchtbar. Selinus ward erobert und für seinen heldenmüthigen Widerstand mit unerhörter Grausamkeit bestraft: 16,000 Einwohner wurden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zusammengehauen, 5000 gefangen genommen und die Stadt selbst niedergebrannt. Die von Syrakus gesandte Hülfe kam zu spät. Ebenso erging es der Stadt Himera, bei welcher Karthago 71 Jahre früher unter Hannibal's Großvater Hamilkar die bekannte furchtbare Niederlage erlitten hatte; ja, Hannibal ließ sogar nach der Einnahme und Zerstörung dieser Stadt aus den Gefangenen 3000 Männer aussuchen und auf wahrhaft kannibalische Weise als Opfer für seinen Ahnen erwürgen. Auch Himera war von den Syrakusanern seinem Schicksal überlassen worden; denn ihr Feldherr **Diokles** war, als die Stadt dem Falle nahe zu sein schien, mit seiner Schaar nach Hause zurückgekehrt. Die Zerstörung zweier blühenden Städte war alles, was Hannibal auf diesem Zuge that; an eine eigentliche Eroberung dachte er nicht, sondern er schiffte sich, ohne etwas weiter unternommen zu haben, wieder nach Afrika ein.

Noch vor dem Verwüstungskriege der Karthager unter Hannibal waren im syrakusanischen Staate bedeutende Veränderungen vorgefallen. Es hatte nämlich, während der Belagerung der Stadt durch die Athener, das demokratische Prinzip dort so sehr das Uebergewicht erhalten, daß Diokles, welcher an der Spitze der Volkspartei stand, über seine von **Hermokrates** geleiteten Gegner den Sieg davon trug und eine Reform der Staatsverfassung durchsetzte (412 v. Chr.). Diokles war kein eigentlicher Demagog, und die Veränderungen, die er bewirkte, bestanden eigentlich nur in einer Wiederherstellung und Verbesserung der alten Gesetze und Einrichtungen. Neu war blos die Vorschrift, daß die obrigkeitlichen Aemter immer durch das Loos besetzt

werden sollten; dies verordnete er um des gemeinen Volkes willen. Sein Hauptzweck scheint die Unparteilichkeit der Rechtspflege und die Verhinderung der sittlichen Entartung gewesen zu sein. Seine Gesetze waren äußerst streng und die von ihm verordnete Aufsicht über die Sitten schärfer, als sie sich in einem Handelsstaat ausführen läßt. Die Einrichtungen des Diokles wurden auch von einigen anderen sicilischen Städten angenommen; in Syrakus selbst aber blieben sie, einige unwesentlichen Abänderungen abgerechnet, bis auf die Zeit der römischen Herrschaft bestehen, und Diokles ward von seinen Mitbürgern so sehr bewundert, daß sie ihm nach seinem Tode sogar einen Tempel errichteten, in welchem er als Heros verehrt ward. Dessen ungeachtet war er nicht im Stande gewesen, Ruhe und Frieden zu stiften. Sein Gegner Hermokrates, welcher zuerst als Admiral einer syrakusanischen Hülfsflotte nach Griechenland geschickt, dann aber abgesetzt und verbannt worden war, eilte nach Sicilien zurück, brachte durch seinen großen militärischen Ruf bald ein Heer zusammen, erbaute sich auf den Trümmern von Selinus einen festen Waffenplatz und suchte nach Diokles Tode mit Gewalt die Rückkehr in seine Vaterstadt zu erzwingen. Er bezahlte seinen Versuch mit dem Leben, und die Syrakusaner wurden auf diese Weise fast zu gleicher Zeit eines ausgezeichneten Feldherrn und eines kräftigen, besonnenen Staatsmannes beraubt, und zwar unter Umständen, die ihnen sowohl den Einen als den Anderen hätten unentbehrlich machen müssen.

Die Karthager schickten nämlich (407 v. Chr.) unter der Führung Hannibal's und seines Vetters Himilko, eines Sohnes Hanno's, ein neues Heer nach Sicilien. Der Angriff desselben ward zunächst auf die reiche und prächtige Stadt Agrigent gerichtet, welche damals in ihrer höchsten Blüthe stand. Agrigent nahm gegen den herannahenden Feind schnell den Spartaner Dexippus, der sich gerade in Gela, der Mutterstadt von Agrigent, aufhielt, mit 2300 Söldnern in seine Dienste, und gleich nach dem Anfang der Belagerung schickten auch die Städte Syrakus, Gela und Kamarina ein Hülfsheer. Alles dies half den Agrigentinern nichts, weil die Existenz der ungeheuren Volksmenge in ihrer Stadt von der Regelmäßigkeit der Zufuhren abhing und weil in ihrer eigenen Mitte sich Verräther befanden, welche begierig auf den Augenblick warteten, wo sie den drohenden Mangel an Lebensmitteln für ihre verrätherischen Absichten benutzen könnten. Als daher eine syrakusanische Transportflotte vom Feinde genommen wurde, erklärten die bestochenen Söldner, man könne sich den Winter hindurch nicht halten und zogen aus der Stadt ab; der größte Theil der Einwohner wanderte verzweifelnd zugleich mit ihnen aus. Die Stadt ward eine Beute der rohen karthagischen Truppen. Diese tödteten

alle zurückgebliebenen Einwohner, selbst diejenigen, die sich in die Tempel geflüchtet hatten, plünderten die Stadt und verwüsteten die Umgegend. Von den vielen Statuen und Gemälden, mit welchen die Stadt prangte, wurden die kostbarsten nach Karthago geschafft.

Das Schicksal Agrigents verbreitete einen solchen Schrecken über die ganze Insel, daß viele Sicilianer aus Furcht vor den Karthagern theils nach Italien, theils nach Syrakus flohen. Diese allgemeine Stimmung ward von zwei talentvollen Syrakusanern benutzt, um die Regierung ihrer Vaterstadt zu stürzen und sich zu Gebietern derselben aufzuwerfen. Beide waren als Feldherren und Staatsmänner gleich ausgezeichnet und erreichten daher unter den damaligen Umständen leicht ihren Zweck. Diese Männer waren der nachherige Tyrann Dionysius I. und sein Freund, der Geschichtschreiber Philistus. Sie traten als Volksfreunde auf, beschuldigten die den Agrigentinern zu Hülfe geschickten Führer des Heeres der Verrätherei und wußten bei dem leicht aufzuregenden großen Haufen Argwohn gegen die syrakusanischen Aristokraten zu erregen, denen sie ebenso, wie den Feldherren, Treulosigkeit und geheime verrätherische Unterhandlungen mit Karthago vorwarfen. Ihr Plan gelang vollkommen: das Volk ließ sich bewegen, die seitherigen Feldherren abzusetzen und an ihre Stelle neue zu ernennen, die nicht, wie der schlaue Dionysius es ausdrückte, mächtig und reich waren und deswegen die Menge verachteten. Unter den neuen Feldherren befand sich auch Dionysius, der seiner Herkunft nach der Hefe des Volkes angehörte, sich im Kriege mit den Karthagern bereits als einen tapferen Mann gezeigt hatte und in der Person seines treuen Freundes Philistus den besten Rathgeber besaß. Da Dionysius beim Volke schon vorher in großer Gunst gestanden hatte, so brauchte er, um zur bleibenden Alleinherrschaft zu gelangen, nur seinen Anhang unter den Bürgern zu verstärken und sich eine von ihm allein abhängende Schaar von Söldnern zu verschaffen. Das Erstere erreichte er dadurch, daß er das Volk zur Zurückberufung seiner verbannten Mitbürger bewog. Er brachte auf diese Weise alle jene unruhigen Köpfe nach Syrakus, welche unter Hermokrates ihre Vaterstadt gewaltsam hatten einnehmen wollen, von Haß und Rache gegen die herrschende Klasse glühten und sich daher nach ihrer Rückkehr ganz und gar an Dionysius anschlossen. Zu dem Zweiten verhalfen ihm die Syrakusaner selbst dadurch, daß sie ihn zum Befehlshaber der Soldtruppen ernannten, welche unter Dexippus von Agrigent nach Gela gezogen und in syrakusanische Dienste getreten waren. Dionysius begab sich sogleich zu ihnen, trat auch in Gela als Volksfreund auf, ließ die Reichen als Aristokraten verurtheilen, bezahlte mit dem eingezogenen Vermögen derselben seinen neuen Truppen den rückständigen Sold

und versprach denselben zugleich eine Verdoppelung ihrer Löhnung, wenn sie künftig nicht mehr der Stadt, sondern ihm allein dienen wollten. Nachdem er sich so den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt hatte, kehrte er nach Syrakus zurück, verdächtigte seine Collegen durch Lügen aller Art, und wußte das Volk durch seine Reden immer mehr zu erhitzen und irre zu leiten. Hierauf ließ er durch einen Mann aus dem großen Haufen den Antrag stellen, daß man ihn zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt ernennen und den Söldnern doppelten Sold geben solle. Das Volk nahm diesen Vorschlag übereilt an und es fehlte jetzt dem Dionysius, um völlig Herr der Stadt zu sein, nur eine Leibwache. Auch diese wußte er, durch die Vorspiegelung von gewaltthätigen Plänen seiner Feinde, von dem bethörten Volke zu erhalten (406 v. Chr.).

4. Dionysius der Aeltere.

Seit diesem Augenblicke war Dionysius, welcher damals erst in seinem 25. Lebensjahre stand, militärischer Regent von Syrakus. Er suchte nachher die errungene Gewalt dadurch zu befestigen, daß er einerseits sich durch Heirath mit der mächtigen Familie des Hermokrates verband, andererseits aber sich fortwährend das Ansehen eines Volksfreundes gab. Auch behauptete er sich 38 Jahre lang im Besitze der Herrschaft, und ward für Sicilien eine unter den damaligen Verhältnissen wichtige und gewissermaaßen nothwendige Person. Ein berühmter englischer Schriftsteller, der die Geschichte der alten Griechen mit streng aristokratischem Geiste behandelt hat und in Republiken vorzugsweise die Tyrannen zu bewundern pflegte (Mitford 1784), hat auch diesen Mann als einen der trefflichsten Regenten des Alterthums gepriesen und das Lob desselben bis zum Lächerlichen übertrieben. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß es ungerecht sein würde, wenn man die Gewaltherrschaft des Dionysius blos nach den strengen Regeln der Moral beurtheilen wollte; allein dessen ungeachtet sträubt sich unser Gefühl gegen das Urtheil jenes Engländers, weil wir nie einen Mann preisen und bewundern können, dem jedes Mittel für seine Zwecke recht ist. Uebrigens beweisen die Thatsachen allerdings, daß Dionysius die Regierung mit Klugheit, Verstand und Festigkeit führte, sich im Kriege als einen tüchtigen Feldherrn zeigte und dabei zugleich an allen Geistesbeschäftigungen der Griechen einen sehr lebhaften Antheil nahm.

Nachdem Dionysius in Syrakus sein Ziel erreicht hatte, war seine erste Sorge, von einem mächtigen fremden Staat als Regent der Hauptmacht Siciliens anerkannt zu werden und die Politik Karthagos zu einer Stütze seiner Herrschaft zu machen. Dafür opferte er die Stadt Gela auf. Er rückte nämlich zur Unterstützung derselben mit einem starken

Heere aus, blieb aber zwanzig Tage lang unthätig in ihrer Nähe stehen, ließ sich dann von den Karthagern schlagen und gab die Stadt ihren Feinden preis. Sein Verfahren rief in Syrakus einen Aufstand hervor, in welchem seine Gemahlin vom rohen Haufen so abscheulich mißhandelt wurde, daß sie sich das Leben nahm. Dionysius eilte mit seinen Söldnern sogleich nach Hause, dämpfte die Empörung und schloß dann mit den Karthagern einen Frieden, in welchem diese ihm den Besitz von Syrakus verbürgten und dagegen den dritten Theil von Sicilien erhielten (405 v. Chr.). Er befestigte hierauf Stadt und Hafen von Syrakus, und bevölkerte die durch die früheren Unruhen verödete Stadt und Umgegend aufs neue durch Aufnahme vieler ihm ergebenen Fremden. Er unterdrückte mit kräftiger Hand jeden Versuch der Auflehnung gegen seine Herrschaft, unterwarf sich auch die benachbarten Städte, verschaffte sich in kurzer Zeit die nöthigen Mittel zur Führung eines Krieges mit Karthago, verbesserte die Einrichtung der syrakusanischen Kriegsschiffe und der Belagerungswerkzeuge und schuf sich eine Flotte von 310 Fahrzeugen. Bei allen diesen Unternehmungen und Maaßregeln behielt er den Schein der Popularität bei, gewann immer die eine Partei durch Unterdrückung der anderen und beging nicht mehr Grausamkeiten, als ihm zur Erreichung seines Zweckes durchaus nöthig schien. Ja, bei der Ausführung eines der Hauptwerke seiner Befestigungslinien wußte er sogar die Bevölkerung von Syrakus zu einer Begeisterung und Thätigkeit zu entflammen, welche an die Erbauung der Mauern von Athen zu Themistokles Zeit erinnert: 60,000 Menschen arbeiteten mit unermüdlicher Anstrengung, Dionysius ermunterte sie durch Geschenke und Zureden, er legte selbst mit Hand an und so ward, wie erzählt wird, in nicht mehr als zwanzig Tagen eine ganz aus Quadern erbaute hohe Mauer von $1^1/_2$ Stunden Länge aufgeführt.

Eine pestartige Krankheit hatte damals den größten Theil der karthagischen Truppen in Sicilien hinweggerafft, der Augenblick schien daher dem Tyrannen zu einem neuen Kriege mit Karthago sehr günstig zu sein. Der karthagische Senat bot Alles auf, um der herannahenden Gefahr durch die großartigsten Rüstungen zu begegnen, und auch Dionysius verstärkte seine Truppen so viel als nur immer möglich war, so daß in diesem Kriege die Zahl der beiderseitigen Heere sich manchmal ohne die Mannschaften der Flotten auf 200,000—300,000 Mann belief. Unter den Söldnern, aus welchen damals beide Theile ihre Heere ergänzten, sind besonders die räuberischen Samniten zu bemerken, die sich kurz vorher in Campanien angesiedelt hatten; denn diese erhielten seitdem durch die Rolle, welche sie als Söldner in Unteritalien und Sicilien spielten, eine große Wichtigkeit für die Geschichte beider Länder. Sie dienten bald den Karthagern, bald den Griechen,

meistens sogar Beiden zu gleicher Zeit, halfen hier einen Tyrannen erheben, dort einen anderen vertreiben, waren überhaupt für Geld zu jeder Unternehmung bereit und zeichneten sich durch Treulosigkeit und Raubgier vor allen andern Söldnern aus. Was den Krieg zwischen Dionysius und den Karthagern betrifft, so führten ihn die Letzteren während der zwei ersten Jahre (397 und 396 v. Chr.) mit so großem Glück, daß sie sich fast ganz Sicilien unterwarfen und zuletzt auch Syrakus enge einschlossen. Dionysius hatte keine Aussicht zur Rettung mehr, er behauptete nur mit genauer Noth seine Herrschaft, und die Stadt selbst schien sich nicht mehr lange halten zu können, als plötzlich durch eine besondere Gunst des Schicksals die Dinge eine andere Wendung erhielten. Im karthagischen Heer brach nämlich eine furchtbare Pest aus, welche viele Tausende hinraffte. Dionysius wußte das Unglück der Feinde vortrefflich zu benutzen: er ließ ihre Flotte anzünden, schloß ihr Lager rund um ein und brachte sie in so große Noth, daß der karthagische Feldherr sich zu einer geheimen Unterhandlung verstand. Dionysius gestattete ihm mit allen beim Heere befindlichen Bürgern von Karthago die Flucht, dafür bezahlte Himilko eine beträchtliche Summe und überließ das ganze übrige Heer seinem Schicksal. Dieses Heer ergab sich darauf sogleich den Syrakusanern. Die Nachricht von Himilko's Verfahren trieb die den Karthagern unterworfenen afrikanischen Völker, deren Truppen so schändlich verrathen worden waren, zu einer gemeinschaftlichen Empörung. Sie warfen das karthagische Joch ab und belagerten die Stadt Karthago selbst, wurden aber bald wieder unterworfen, da es ihnen an Einigkeit und an tüchtigen Anführern fehlte. In den nächsten vier Jahren erschienen beide Theile nicht gegen einander im Felde, weil sie auf andere Weise beschäftigt waren, Dionysius mit der Unterwerfung griechischer Städte in Sicilien und Unteritalien, die Karthager aber mit der Bekämpfung ihrer afrikanischen Unterthanen. Als endlich (392 v. Chr.) die Letzteren ein neues Heer nach Sicilien schickten, zog Dionysius die sicheren Vortheile eines schnellen Friedens dem ungewissen Ausgang eines langen Krieges vor. Er überließ den Karthagern den Besitz aller der Gegenden, die er im Frieden des Jahres 405 ihnen zugestanden hatte, und erhielt dafür ein Stück Land, dessen Bewohner nach diesem Friedensvertrage hatten unabhängig bleiben sollen.

Um sein zahlreiches Heer ernähren zu können, mußte Dionysius Krieg haben; er wandte sich also gleich nach dem Abschluß des Friedens gegen die griechischen Staaten in Unteritalien, zu deren Unterwerfung er schon früher Vorbereitungen getroffen hatte. Auch hier folgte er dem Grundsatze seiner Politik, die Gewalt der Waffen nur dann zu gebrauchen, wenn ihm keine anderen Mittel zu Gebot standen.

Er hatte, um seinen Einfluß in jenen Städten zu vermehren, nach dem Tode seiner Gemahlin zuerst die Bewohner von Rhegium und dann die von Lokri ersucht, ihm eine ihrer Bürgerinnen als Tochter ihres Staates zu vermählen. Von den Ersteren war sein Gesuch auf eine sehr beleidigende Weise zurückgewiesen worden, die Letzteren aber hatten ihm nach seinem Wunsche die Tochter eines vornehmen Hauses gegeben. Um auch in Syrakus sich auf diese Weise mehr zu befestigen, hatte Dionysius zu gleicher Zeit eine Syrakusanerin, die Schwester des berühmten Dion, geheirathet. Diese gehörte einer der angesehensten und reichsten Familien an, und ihr Bruder leistete durch sein großes Ansehen bei allen Griechen und durch seine mannigfachen Verbindungen dem Tyrannen die besten Dienste. Unmittelbar nach dem zweiten karthagischen Kriege griff Dionysius die griechischen Staaten von Unteritalien an. Diese hatten gegen ihn einen Bund geschlossen, wurden aber zu gleicher Zeit von den räuberischen Lukanern bekriegt. Dionysius erreichte seinen Zweck vollkommen und zeigte auch bei dieser Gelegenheit diejenige Seite seines Charakters, die sich stets zu erkennen gab, wenn er nicht durch die Umstände zu einem anderen Betragen gedrängt ward. Er war dankbar gegen seine Freunde; das bewies er, als er den Lokriern das Gebiet einer eroberten Stadt schenkte. Er war mild gegen seine Feinde; das zeigte er, als er 10,000 Gefangene vom Bundesheer seiner Gegner ohne Lösegeld entließ, und den meisten eroberten Städten einen sehr billigen Frieden gewährte. Einen schlimmen Gegensatz gegen dieses Verfahren bildet jedoch die Treulosigkeit und Härte, mit welcher er die Stadt Rhegium behandelte. Er schloß mit den Rheginern zuerst einen Frieden, nach welchem sie ihm alle ihre Kriegsschiffe ausliefern mußten; kaum aber hatte er sie auf diese Weise ihrer Flotte beraubt, so griff er sie von neuem an und rächte nicht allein die ihm früher zugefügte Beleidigung dadurch, daß er nach der Einnahme der Stadt alle Bewohner derselben zur Sklaverei verdammte, sondern er machte auch aus seiner Rache eine Finanz-Speculation. Er bot jedem dieser 6000 Sklaven für etwa 43 Gulden oder 24 Thaler die Freiheit an und zwang auf diese Weise die Bürger von Rhegium, ihm auch noch ihre vergrabenen Schätze auszuliefern.

Vielleicht dürfte man den auffallenden Gegensatz, den dieses Verfahren mit der kurz zuvor erwähnten, fast gleichzeitigen Freilassung von 10,000 gefangenen Griechen bildet, durch die Annahme erklären, daß die letztere Großmuth hauptsächlich aus Dionysius Eitelkeit hervorging. Er strebte nämlich nach Ruhm unter seinen Landsleuten im eigentlichen Griechenland, suchte in den olympischen Spielen seine Vorgänger Gelo und Hiero durch Pracht und Glanz zu verdunkeln, und hatte gerade zu jener Zeit einen seiner Brüder nach Olympia

abgeschickt, um ihm zugleich den Preis der Dichtkunst und den im Wettkampf der Wagen zu verschaffen. Sein Bruder erschien mit den trefflichsten Gespannen und im größten Glanze zu Olympia, und Dionysius hatte ihm die besten Schauspieler mitgegeben, damit seine Gedichte gut vorgetragen würden; allein Alles war vergeblich, die elenden Gedichte wurden ausgepfiffen, und das vom Redner Lysias gegen den Tyrannen aufgereizte Volk ging sogar so weit, daß es die prachtvollen Zelte zerriß, in welchem sich die Gesandtschaft des Dionysius befand. Dionysius ließ sich dadurch nicht irre machen: er soll später um schweres Geld die Schreibtafel des Aeschylus erkauft haben, ohne daß jedoch seine dramatischen Gedichte darum besser geworden wären. Erst kurz vor seinem Tode hatte er die Freude, daß bei einem poetischen Wettstreit zu Athen eine seiner Tragödien den Preis erhielt: eine Freude, die er offenbar nur dem Einfluß seiner reichen Geschenke und zugleich den Verbindungen verdankte, welche er und noch mehr sein Schwager Dion mit Plato und anderen litterarischen Größen Athens unterhielten.

Dagegen ward Dionysius in seinen politischen Unternehmungen fast beständig vom Glücke begünstigt. Er breitete seine Herrschaft und seinen Einfluß nicht blos über einen Theil von Unteritalien aus, sondern auch bis zum entgegengesetzten Ufer des adriatischen Meeres, wo er einige Inseln der illyrischen Küste besetzen und die illyrischen Seeräuber überwachen ließ. Die Karthager scheuten sich, den Frieden mit ihm zu brechen, und er herrschte daher in den Meeren von Italien, die er damals auch von den etruskischen Seeräubern zu reinigen wußte. Bei der Verfolgung der Letzteren war er einst so glücklich, sich eines uralten etruskischen Tempels zu bemächtigen, dessen Beraubung ihm nicht weniger als 500 Talente (1,300,000 Gulden oder 723,000 Thaler) einbrachte, und ihm die Mittel zu einer neuen Unternehmung gegen die Karthager verschaffte.

Mit den 500 Talenten, die er in Etrurien geraubt hatte, verstärkte er sein Heer und suchte den Karthagern einen Theil ihrer sicilischen Besitzungen zu entreißen. In dem darüber entstandenen Kriege, welcher nur Ein Jahr dauerte (383 v. Chr.), erlitten zuerst die Karthager eine schwere Niederlage, bei welcher 10,000 Soldaten mit ihrem Führer Mago fielen. Bald nachher stellte Mago's junger Sohn durch einen glänzenden Sieg das erschütterte Ansehen Karthagos wieder her, und Dionysius mußte sich zu einem Frieden bequemen, in welchem er die früheren Grenzen, den Fluß Halykus, anerkannte und den Karthagern einen Theil der Kriegskosten ersetzte. Ein vierter Krieg, welcher einige Jahre später ausbrach (368 v. Chr.), hatte dasselbe Resultat.

In den letzten Jahren seiner Regierung blühte Syrakus eben so

sehr, wie einst unter der glänzenden Herrschaft Gelo's. Wer daher nur den äußeren Wohlstand Siciliens ins Auge faßt und wegen des glänzenden Erfolges die angewandten Mittel unbeachtet läßt, der wird die Einsicht und Energie dieses Usurpators nicht genug loben und bewundern können. Allein die gewaltsamen und ungerechten Handlungen desselben, die uns überliefert sind, rechtfertigen ganz und gar das Urtheil der meisten Schriftsteller des Alterthums, welche seiner Erwähnung thun. Diese sagen, er sei zwar ein kräftiger, kluger und rastlos thätiger Herrscher gewesen, zugleich aber auch ein rücksichtslos eigennütziger und, wo es seine Politik zu fördern schien, höchst grausamer Mann. Die Schriften der Griechen und Römer enthalten manche wahren oder unwahren Erzählungen, in welchen jene beiden Seiten seines Wesens, die zu so verschiedenen Beurtheilungen Anlaß gegeben haben, einzeln oder einander entgegengesetzt dargestellt werden. Unter diesen ist die von Damon und Phintias oder, wie ein anderer Schriftsteller beide Männer nennt, Möros und Selinuntios, durch eine Ballade von Schiller unter uns am bekanntesten geworden. Auch werden viele Anekdoten erzählt, welche die stete Furcht des Tyrannen bezeichnen oder den Gegensatz seines inneren Zustandes mit dem äußeren Glanze seines Lebens schildern. Nach diesen Geschichtchen, bei denen übrigens jedenfalls die ihnen zu Grunde liegende Vorstellung von des Tyrannen Mißtrauen und beständiger Furcht vor seinen Feinden der Wahrheit angemessen ist, soll sich Dionysius nicht allein durch eine stark befestigte Burg geschützt, sondern auch jede Nacht sein Schlafzimmer gewechselt, Niemand ohne vorhergegangene Durchsuchung seiner Kleider vor sich gelassen und zum Abnehmen seines Bartes die Dienste seiner Töchter gebraucht haben. Am häufigsten wird die Erzählung erwähnt, daß Dionysius, als einst einer seiner Hofleute, Damokles, ihn für den glücklichsten aller Sterblichen erklärte, diesen Schmeichler an einem prachtvollen Tische voll kostbarer Speisen Platz nehmen und königlich bedienen, zugleich aber auch über dem Haupte desselben ein spitzes Schwert an einem Pferdehaar aufhängen ließ, um demselben fühlbar zu machen, welcher Art das Glück sei, das ein Tyrann genieße. Mißtrauisch war Dionysius gegen alle Menschen, selbst gegen seine eigenen Kinder. Sein Schwager Dion, der sich ihm durch seine mannigfachen und weitverzweigten Verbindungen als Diplomat und Staatsmann unentbehrlich gemacht hatte, war fast der Einzige, der sich stets in seiner Gunst erhielt. Dionysius fürchtete nämlich unter den Personen seiner Umgebung nichts mehr als Freundschaft und enges Sichzusammenschließen, und liebte deshalb vor allen Anderen seinen Schwager Dion, der ein streng aristokratisches Wesen hatte und in Folge davon jedermann in einer gewissen

Entfernung von sich hielt. Philistus dagegen, ein geselliger, der Lust des Lebens ergebener Mann, ward von Dionysius aus Syrakus verbannt, obgleich derselbe ihm zur Herrschaft verholfen hatte, seinen Grundsätzen nach dem streng monarchischen Principe huldigte, und aus eben so inniger, ja noch uneigennützigerer Ueberzeugung an Dionysius und seinem militärischen Regierungssystem hing, als ein Gourgaud oder Montholon an Napoleon und seinem System. Dies geht nicht allein aus dem ganzen Leben des Philistus hervor, sondern namentlich auch daraus, daß derselbe in der Verbannung seine Zeit damit zubrachte, ein Geschichtswerk zu verfassen, welches den Ruhm desselben Dionysius verewigen sollte, der gegen ihn so undankbar gewesen war. Ueber Dionysius Verhältniß zu Plato und zu den andern Mitgliedern des pythagoreischen Bundes ist bereits früher ausführlich geredet worden.

Dionysius ward ein Opfer seiner Dichter-Eitelkeit. Wegen des poetischen Sieges, den er in Athen errungen hatte, veranstaltete er, wie berichtet wird, ein neunzigtägiges Freudenfest, bei welchem er dem Uebermaaße des Weingenusses erlag (368 v. Chr.). Seine Herrschaft ging ohne Widerspruch auf seinen Sohn Dionysius II. über.

5. Dionysius der Jüngere und Timoleon.

Dionysius der Zweite war, obgleich es ihm an natürlichen Anlagen nicht fehlte, von seinem Vater allen Regierungsgeschäften fern gehalten worden, weil dieser ihn ebenso wie alle seine übrigen Angehörigen ansah und behandelte. Sein Vater hatte ihm aus Mißtrauen sogar keine eigentliche Erziehung gegeben, sondern ihn vielmehr, vom Verkehr mit allen Verständigen und Gebildeten getrennt, im Innern des Palastes unter Weibern und Sklaven aufwachsen lassen. Hier hatte sich der junge Mensch aus Mangel an anderer Unterhaltung mit Kindereien und Schreinerarbeit beschäftigt und sich das Trinken angewöhnt. Er ward daher nach seines Vaters Tode mit Einem Ruck so zu sagen aus der Kinderstube auf den Thron gehoben. Sein Oheim Dion, ein philosophisch gebildeter und von philosophischen Grundsätzen geleiteter Mann, der gleich anfangs sich zu seinem Leiter aufwarf, suchte des Vaters Fehler wieder gut zu machen, gerieth aber dabei auf einen anderen schlimmen Abweg. Er wollte einen an Kindereien und gemeine Genüsse gewöhnten jungen Mann, der bisher ein bloß äußeres Leben geführt hatte, auf einmal zum Philosophen machen und in die Schwärmereien jener Pythagoreer hineinziehen, welche damals die Welt nach idealen Grundsätzen verbessern zu können hofften, und mit dem Versuche, ihre politischen Pläne zu verwirklichen, bei Dionysius I.

gescheitert waren. Dion umgab den jungen Mann mit Männern des pythagoreischen Bundes und zog den Philosophen Plato an den Hof, verfehlte aber seinen Zweck ganz und gar, wie bereits früher in der Geschichte Plato's ausführlich berichtet worden ist. Dionysius gerieth mit Dion und dessen Bundesbrüdern bald in Zwietracht, da er die Vormundschaft, in welcher jener ihn zu halten suchte, unmöglich lange ertragen konnte und die schwärmerischen Pläne der Pythagoreer seiner Natur durchaus widerstrebten. Er verbannte sogar den herrschsüchtigen Philosophen mit seinen Genossen aus Syrakus, sobald Philistus und die anderen Männer von seines Vaters Hofe ihm durch ein Billet, welches Dion an einen karthagischen Gesandten geschrieben hatte, den Beweis lieferten, daß sein Oheim bei ihm dieselbe Rolle spielen wolle, welche dreißig Jahre früher Lysander bei Agesilaus zu spielen gedacht hatte. An Dion's Stelle trat Philistus, ein durchaus praktischer Mann, welcher der cyrenäischen Lebensansicht huldigte und als Staatsmann von dem Grundsatz ausging, daß eine militärisch strenge und feste Monarchie, welche die Aristokraten und Reichen im Zaume halte und sich auf das Volk und die Truppen stütze, die beste Regierungsform sei. Statt der Pythagoreer bildeten jetzt cyrenäische Philosophen die Umgebung des jungen Fürsten, denn dieser ward zwar in seinem ganzen Leben kein Philosoph und kümmerte sich weder damals noch später viel um philosophische Grundsätze, war aber doch der philosophischen Unterhaltung nicht gerade abgeneigt, und strebte wie alle griechischen Tyrannen nach dem Ruhm, als Gönner der Litteratur und Kunst zu gelten. Darum blieb er mit Plato, welcher bald nach Dion's Verbannung Syrakus verlassen hatte, in brieflichem Verkehr und ließ ihn sogar später wieder einmal an seinen Hof kommen.

Dion, welchem Dionysius den Ertrag seiner großen Güter gelassen hatte, lebte nach seiner Verbannung mit königlicher Pracht in Griechenland. Er reiste daselbst überall umher und wußte die öffentliche Meinung aller Staaten für sich zu gewinnen. Dem konnte freilich Dionysius nicht ruhig zusehen; er zog Dion's Güter ein und wies jeden Versuch Plato's, ihn mit seinem Oheim auszusöhnen, zurück. Dion rüstete endlich eine kleine Macht aus, um seinen Neffen gewaltsam zu stürzen, kehrte nach Sicilien zurück und konnte einigermaaßen das Gelingen seiner Unternehmung hoffen, da Dionysius und Philistus in Syrakus ein strenges tyrannisches Regiment führten, einige tausend Bürger verbannt und dadurch großen Haß erweckt hatten. Von diesen schlossen sich freilich nur 25 an den Oheim des Tyrannen an, weil sie von dessen aristokratischen Principien nichts wissen wollten, allein ein Mann von Dion's Talenten und Ruf mußte einen Anhang in Syrakus haben und durfte von dem Ansehen seines Namens etwas erwarten. Auch

verfehlte schon der bloße Aufruf zur Freiheit unter den Griechen selten seine Wirkung. Dion trat aber außerdem auch mit den Karthagern in Verbindung und erhielt ihre Unterstützung. Es kann uns daher nicht wundern, daß Dion's Versuch einen glücklichen Erfolg hatte. Dionysius zeigte sich unentschlossen und zaghaft, der eigentliche Grund seines Sturzes ist aber keineswegs, wie Manche meinen, in seinem eigenen Verhalten und Benehmen, sondern in den angegebenen Umständen zu suchen, zumal da er die Leitung der Angelegenheiten dem Philistus übertrug und dieser ein sehr ausgezeichneter General war. Während Dionysius und Philistus auf der Flotte anwesend waren, machte Dion, an den sich viele Städte des syrakusanischen Gebiets angeschlossen hatten, einen unerwarteten Angriff auf die Hauptstadt und bemächtigte sich derselben. Er versah die Bürger, welche Dionysius früher entwaffnet hatte, von neuem mit Waffen und trieb die Soldtruppen des Tyrannen in die Burg zurück. Nach sieben Tagen erschienen Dionysius und Philistus und vereinigten sich mit der Besatzung der Burg. Zu ebenderselben Zeit kehrte ein anderer Verbannter, Heraklides, mit zehn Schiffen nach Syrakus zurück und stellte sich an die Spitze der zugleich dem Dion und seinem Neffen feindlichen demokratischen Partei, verband sich aber zur Vertreibung des Letzteren mit den Aristokraten. Nun kämpften beide Theile mit einander um den Besitz der unglücklichen Stadt, bis endlich Philistus in einem Seetreffen besiegt, gefangen genommen und auf grausame Weise getödtet ward. Nach seinem Tode verlor Dionysius den Muth. Er verließ die Burg, deren Vertheidigung er seinem Sohne Apollokrates übergab, und floh mit seinen Schätzen nach Italien (356 v. Chr.). Kaum war er vom Schauplatze abgetreten, als Zwietracht zwischen den beiden seither mit einander verbundenen Parteien entstand. Heraklides, der ein geschickter Seemann war und das ganze Schiffsvolk, sowie den zahlreichen niederen Haufen für sich hatte, verjagte Dion aus der Stadt; er war aber nicht im Stande, den Pöbel, der jetzt zügellos waltete, gegen die Besatzung der Burg zu schützen. Als daher diese bei einem Ausfall furchtbare Verheerungen in der Stadt anrichtete, rief man den kaum erst vertriebenen Führer der Aristokraten zurück. Dion rettete die Stadt und nöthigte die Besatzung der Burg zum Abzug, ward aber nicht, wie er wünschte, allein an die Spitze des Staates gestellt, sondern mußte die Leitung der Dinge mit Heraklides theilen. Er entledigte sich dieses Gegners bald durch Mord, und erlitt kurz darauf dasselbe Schicksal (355 v. Chr.).

Die Ermordung beider Männer gibt uns in zwei recht auffallenden Beispielen die Schwäche der menschlichen Natur und zugleich die Verdorbenheit der damaligen Athener zu erkennen. Dion war den an sich

so edeln Grundsätzen der pythagoreischen und platonischen Philosophie ergeben, befolgte dieselben in seinem Handeln so weit, als sie sich mit fürstlichem Glanze vereinigen ließen, und hatte in seinem seitherigen Leben unbezweifelte Beweise von Edelsinn, Großmuth und Uneigennützigkeit gegeben. Jetzt galt es, diese Gesinnung dadurch zu bethätigen, daß er der Verkehrtheit seiner Mitbürger nur mit rechtlichen Mitteln entgegenwirkte; er entschloß sich aber, um die seiner Ansicht entsprechende Verfassung einführen zu können, zu einem Meuchelmord und ließ seinen Gegner Heraklides aus dem Wege räumen. Noch grausiger ist die Art seiner eigenen Ermordung, weil sie aus schändlicher Heuchelei und aus dem Mißbrauche philosophischer Bildung und Schwärmerei hervorging. Sie kann zugleich auch als ein Beweis der großen moralischen Entartung dienen, in welche die Athener trotz aller ihrer philosophischen Bildung gerathen waren. **Kallippus** von Athen gehörte zu den Mitgliedern des pythagoreischen Bundes und war der vertrauteste Freund Dion's. Beide waren unzertrennlich von einander, sie philosophirten und schwärmten zusammen, sie leiteten gemeinschaftlich den zur Befreiung von Syrakus unternommenen Zug, und als Dion in die Stadt einzog, ging Kallippus an seiner Seite. Nach Heraklides Ermordung besaß Kallippus das ganze Vertrauen Dion's, der jetzt die Rolle eines Fürsten spielte, und ward von ihm dazu gebraucht, die Gesinnung der Leute auszukundschaften. Er strebte aber insgeheim nach dem Besitze der Herrschaft und erhielt durch jenes Geschäft die beste Gelegenheit, die Söldner für sich zu gewinnen und eine Verschwörung gegen Dion anzuzetteln. Als sein geheimes Treiben kund ward, trug der Heuchler kein Bedenken, die in Angst gerathenen Frauen von Dion's Familie durch einen Meineid zu beruhigen, den er unter mystischen Ceremonieen bei einer geheimnißvollen Gottheit der Pythagoreer schwor. Er erreichte auf diese Weise seinen Zweck und tödtete, alles Heilige mit Füßen tretend, seinen Freund an demselben Tage, an welchem das Fest jener Gottheit gefeiert wurde.

Kallippus konnte sich nicht länger als 13 Monate im Besitze der Herrschaft behaupten. Nach seiner Vertreibung herrschte Verwirrung und Anarchie in Syrakus, wie damals in fast allen Städten Siciliens. Es warf sich ein Militärdespot nach dem andern auf, bis endlich 346 v. Chr. Dionysius aus Italien zurückkehrte und durch einen plötzlichen Ueberfall sich der Stadt Syrakus bemächtigte. Er besetzte dieselbe militärisch, führte seine frühere tyrannische Regierungsweise wieder ein und nöthigte den aristokratischen Theil der Bürger, bei **Hiketas**, dem Beherrscher der Stadt Leontini, Zuflucht zu suchen. Dieser verdrängte den Dionysius aus einem Theile der Stadt, so daß fast nur die Burg und die vor dem Hafen liegende Insel Ortygia, welche al-

mählich zu einem neuen Stadttheile von Syrakus wurde, demselben verblieb. Die Karthager beschlossen, die in Syrakus und in den meisten anderen Städten Siciliens herrschende Zwietracht zu benutzen und schickten eine große Land- und Seemacht unter Mago's Anführung. Dies bewog die wenigen in Syrakus zurückgebliebenen angesehenen Bürger und einige andere sicilische Städte, sich an die Mutterstadt von Syrakus, Korinth, zu wenden.

Die Korinther gewährten die erbetene Unterstützung gerne, weil sie dadurch von einer Verlegenheit befreit wurden, in welche ein blutiger Zwist, der zwischen den Gliedern einer angesehenen Familie ihrer Stadt ausgebrochen war, sie versetzt hatte. Timoleon nämlich, ein enthusiastischer Freund der Freiheit, hatte seinen eigenen Bruder ermordet, weil derselbe nach der Alleinherrschaft strebte, und lebte seitdem mit seiner Familie in Feindschaft, während er von Seiten seiner Mitbürger wegen seiner That theils gepriesen, theils verdammt wurde. Diesen Mann sandten die Korinther jetzt mit einer kleinen Zahl Freiwilliger, 700 Söldnern und 10 Schiffen nach Syrakus, um ihn mit Ehren zu entfernen und ihm zugleich die Gelegenheit zu verschaffen, die Achtung seiner Familie und aller Edlen unter seinen Mitbürgern durch die Befreiung von Sicilien wieder zu gewinnen. Als Timoleon in Sicilien ankam (345 v. Chr.), hatten sich die Umstände völlig geändert, da der mächtige Hiketas, dem bei der Einmischung der Korinther um seinen Einfluß bange ward, sich mit den Karthagern verbunden hatte. Es gelang jedoch dem Timoleon, in Syrakus einzudringen. Er besetzte drei von den fünf Quartieren der Stadt; Dionysius und Hiketas hatten die beiden anderen inne, die karthagische Flotte aber lag im Hafen. Hiketas wollte hierauf die karthagischen Truppen in die Stadt einlassen, setzte aber dadurch die Beherrscher der anderen Städte und Burgen Siciliens in Schrecken; denn diese konnten sich über die Gefahr nicht täuschen, die ihnen drohen würde, wenn die wichtigste Stadt der Insel in die Hände der Karthager fiel. Sie erklärten sich daher insgesammt für Timoleon. Selbst Dionysius war edel genug, um seiner selbst willen sein Vaterland nicht der Gefahr einer Barbarenherrschaft auszusetzen und capitulirte mit Timoleon (343 v. Chr.). Er erhielt freien Abzug, durfte seine Schätze mitnehmen und mußte dagegen versprechen, sich nach Korinth zu begeben und dort den Rest seines Lebens als Privatmann zuzubringen. Die Capitulation ward aber schlecht gehalten; denn Dionysius wurde in einem elenden Transportschiff nach Korinth gebracht und daselbst in seinen Einkünften so sehr beschränkt, daß er von Anfang an unter seinem Stande leben mußte und zuletzt in tiefe Armuth versank. Diese Behandlung war um so ungerechter, da Dionysius selbst, als er seinen Oheim Dion verbannt

hatte, diesem die Einkünfte von den Gütern der regierenden Familie so lange ungeschmälert gelassen hatte, bis derselbe einen Kriegszug gegen Syrakus rüstete. Dionysius soll sich in Korinth seiner alten Leidenschaft des Trinkens völlig ergeben haben und dadurch so tief herabgesunken sein, daß er ein Gegenstand des Spottes ward und es bis zu seinem Tode blieb.

Nach Dionysius Entfernung hatte Timoleon immer noch einen sehr schweren Stand. Er war, obgleich die Korinther ihm einige tausend Mann Verstärkung zuschickten, der vereinten Macht des Hiketas und der Karthager nicht gewachsen und würde noch lange für die Befreiung von Syrakus haben kämpfen müssen, wenn nicht der karthagische Feldherr übertrieben ängstlich gewesen wäre und ohne Grund gegen seinen Verbündeten Hiketas Verdacht geschöpft hätte. In der gewissen Ueberzeugung, daß dieser ihn verrathen wolle, gab Mago den Krieg auf und kehrte mit der Flotte nach Karthago zurück, wo er durch Selbstmord der Strafe für seine Furchtsamkeit zuvorkam; doch ward sein Leichnam ans Kreuz geschlagen. Nach dem Abzug der Karthager war es Timoleon leicht, die völlige Befreiung von Syrakus zu bewirken. Er ließ sogleich die Burg von Grund aus schleifen, um jedes Andenken der Tyrannei zu vertilgen, und erklärte den Syrakusanern, daß er gesonnen sei, nach der völligen Besiegung der Feinde eine vollständige Demokratie einzuführen. Syrakus war in Folge der langen Kämpfe sehr verödet und auch die meisten anderen Städte Siciliens befanden sich in einem ähnlichen Zustand; Timoleon mußte daher für den Krieg mit Karthago eine große Zahl von Söldnern anwerben. Um diese bezahlen zu können, ließ er alle entbehrlichen Kunstwerke und die leerstehenden Häuser der Stadt verkaufen und unternahm förmliche Raubzüge in den karthagischen Theil der Insel.

Die Karthager hatten unterdessen ein fast blos aus Afrikanern, Spaniern, Galliern und Liguren bestehendes Heer von 80,000 Mann ausgerüstet. Sobald diese Schaaren, bei welchen sich nur sehr wenige karthagische Bürger befanden, in Sicilien gelandet waren, zog Timoleon mit nicht mehr als 12,000 Mann ihnen entgegen, griff sie gerade in dem Augenblick, als sie über den Fluß Krimissus setzen wollten, unerwartet an und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei (340 v. Chr.). Dieser mit so geringen Kräften erfochtene Sieg erklärt sich zum Theil aus dem Umstand, daß ein plötzlicher Platzregen und das dadurch veranlaßte Anschwellen des Flusses den Karthagern sehr nachtheilig war, noch mehr aber aus dem großen Unterschied, der zwischen den kämpfenden Heeren bestand. Die Truppen der Karthager waren zusammengelesenes rohes Volk und enthielten nur etwa 10,000 Mann regulärer Soldaten, welche taktischen Werth hatten. Diesem Theile

des karthagischen Heeres aber, der beim Kampfe auf offenem Felde allein von Nutzen sein konnte, waren Timoleon's Truppen nicht allein an Zahl völlig gewachsen, sondern auch der militärischen Tüchtigkeit nach weit überlegen. Timoleon führte nämlich, wie Dionysius und Dion, den Krieg nicht mit der Bürgermiliz, sondern mit griechischen Söldnern, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, größtentheils aus Iphikrates und Epaminondas Schule hervorgegangen waren und bei aller soldatischen Rohheit Sinn für soldatische Ehre und Ruhm hatten. Sowie daher zu derselben Zeit Philipp II., im Vertrauen auf ein Heer von 40,000 Griechen und Macedoniern, an die Besiegung des großen persischen Reiches denken und sein Sohn mit nicht ganz 35,000 Mann den Krieg gegen die Perser beginnen konnte, so vermochte auch eine kleine Zahl solcher Truppen es mit der sechsfach überlegenen karthagischen Heeresmacht aufzunehmen. Diese ward in der Schlacht am Krimissus theils vernichtet, theils kampfunfähig gemacht. Die sogenannte heilige Schaar der Karthager, ein aus 2500 der reichsten und angesehensten Bürger Karthagos bestehendes Corps, ward nach einem rühmlichen Kampfe gänzlich aufgerieben, von den Uebrigen fielen mehr als 10,000 Mann, 15,000 wurden gefangen genommen, der Rest aber eilte in verworrener Flucht nach der Küste zurück.

Der karthagische Senat setzte im Schrecken über den erlittenen Schlag seine Hoffnung auf den einzigen Mann, der das Kriegswesen verstand, aber kurz vorher aus Eifersucht und Neid verbannt worden war. Dies war Gisko, Hanno's Sohn. Er ward nach Karthago zurückgerufen und mit einem schnell geworbenen neuen Heere nach Sicilien geschickt. Es galt jedoch den Karthagern dabei nur um die Herstellung des Friedens; denn sie begannen zu gleicher Zeit Unterhandlungen mit Timoleon, und Gisko's Ansehen und militärisches Talent sollte blos dazu dienen, diese zu unterstützen und so viel als möglich zum Vortheile von Karthago zu lenken. Noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht am Krimissus geliefert worden war, kam der Friede zu Stande. Die Bedingungen desselben waren natürlich für die Sicilianer sehr günstig. Karthago behielt zwar den ungeschmälerten Besitz seines Gebietes auf Sicilien, mußte aber jeder Herrschaft über griechische Städte entsagen und das Versprechen geben, nie wieder einen der Tyrannen der Insel zu unterstützen.

Nach dem Abschlusse des Friedens wandte sich Timoleon gegen die Gewalthaber, die sich in fast allen griechischen Städten Siciliens aufgeworfen hatten, gegen die etruskischen Seeräuber, welche die Küste plünderten, und gegen die campanischen Söldnerschaaren, die sich am Aetna eine Herrschaft gegründet hatten und von da aus Raubzüge in das Innere machten. Die Letzteren wurden ausgerottet, die Etrusker

ihrer Schiffe beraubt, die Tyrannen aber einer nach dem andern besiegt und auf grausame Weise umgebracht. Unter ihnen befand sich auch Hiketas; Timoleon opferte nicht allein ihn, sondern auch seine ganze unschuldige Familie der demokratischen Wuth des syrakusanischen Volkes. Dann stellte er in allen sicilischen Städten die Freiheit wieder her, vereinigte alle in einen Bund, dessen Haupt Syrakus war, und bevölkerte die verödeten Städte durch Einwanderer aus Griechenland. Eine große Menge Griechen strömte herbei und ward theils in Syrakus, theils in anderen verödeten Städten der Insel angesiedelt. Auf diese Weise stellte Timoleon, nachdem er alle Feinde der Civilisation ausgerottet hatte, die Blüthe der Insel wieder her. Dann erst richtete er die Verfassung von Syrakus neu ein und zwar unter der Mitwirkung zweier Männer, welche er zu diesem Zwecke aus Korinth hatte kommen lassen. Die neue Verfassung war demokratisch, ward aber mit den alten dorischen Sitten und Einrichtungen in Verbindung gebracht, durch deren Wiederherstellung, wie Timoleon hoffte, dieselbe fest gegründet werden sollte. Nachdem er auf diese Weise die Demokratie wieder eingeführt hatte, behielt er noch kurze Zeit hindurch die oberste Leitung des Staates. Er war im Grunde ebenso gut Herrscher wie Dionysius und Dion, allein da er den Gesetzen ihren Lauf ließ, so ward seine Alleinherrschaft Niemanden fühlbar. Zuletzt zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und lebte auf einem Landsitze, den die Syrakusaner ihm geschenkt und prächtig eingerichtet hatten. Auch als Privatmann behielt er seinen früheren Einfluß. Bei seinem Tode (337 v. Chr.) ward er durch festliche Spiele geehrt, welche seitdem jedes Jahr zum Andenken an ihn gefeiert wurden.

Die Demokratie hatte Timoleon freilich wieder hergestellt und für sich selbst den unsterblichen Ruhm erlangt, der Befreier Siciliens und in einer altberühmten Stadt der Begründer griechischer Bürgerfreiheit zu sein; allein seinen Hauptzweck, durch seine neuen Einrichtungen die allgemeine Freiheit Siciliens herbeizuführen, erreichte er nicht. Sogar in Syrakus hatte das von ihm Geschaffene keine Dauer, Timoleon's Einrichtungen gingen vielmehr gleich nach seinem Tode wieder unter. Sie konnten sich nur so lange halten, als ein Mann von entschiedenem Ansehen an der Spitze des Staates stand, weil die Syrakusaner bei dem sittlichen Zustande ihres Gemeinwesens einen Monarchen nicht entbehren konnten und weil außerdem auch die allgemeinen politischen Verhältnisse Siciliens einen kräftigen Feldherrn und ein stehendes Heer unentbehrlich machten. Eine üppige Handelsstadt, wie Syrakus, durch Staatsgesetze zu dem einfachen und strengen dorischen Leben zurückzuführen, war ebenso wenig möglich, als den Gang der fortgeschrittenen Civilisation aufzuhalten, der die Bewohner von Sicilien

weichlich gemacht hatte. Auch war es eine Verkennung des Wesens der Demokratie, daß Timoleon von dieser Staats-Verfassung Dinge erwartete, die nur in einer Aristokratie oder Oligarchie ausführbar sind. Staaten, in welchen die Selbstsucht an die Stelle des Patriotismus getreten ist, können sich nur dadurch retten, daß sie sich nach einem Manne umsehen, der entweder mit väterlicher oder mit despotischer Gewalt Vormund des Volkes werde und es durch energischen Willen regiere. Auf diesem Bedürfniß einer monarchischen Leitung beruhte in Syrakus nach Timoleon's Tod zuerst die militärische Herrschaft des Agathokles und dann die bürgerlich-patriarchalische Regierung Hiero's II.

6. Agathokles von Syrakus.

Nach Timoleon's Tode brachen in Syrakus neue Verwirrungen aus. Der Adel und das Volk zerfielen bald wieder mit einander, nach Außen hin aber war der Staat im Gedränge zwischen den Karthagern im Westen und den räuberischen Bruttiern im Norden. Gegen die Ersteren, welche freilich in den nächsten Jahrzehnten keinen neuen Krieg begannen, mußte man stets auf der Hut sein, und die Letzteren befehdeten unaufhörlich die mit Syrakus verbündeten Städte von Unteritalien, raubten die Schiffe und verheerten die Besitzungen der Syrakusaner selbst. Diese konnten daher ebenso wenig, als irgend eine andere Stadt von Sicilien und Großgriechenland der Miethstruppen entbehren und blieben also noch immer dem Ehrgeize jedes gewandten und glücklichen Heerführers als Beute ausgesetzt. Alle griechischen Republiken jener Länder hatten auf diese Weise zugleich von beständigen Parteiungen und Feindseligkeiten der Bürger und von Gewaltthätigkeiten der Soldtruppen und ihrer Anführer zu leiden, und es ist schwer zu sagen, welches Uebel das größere war, ihre damalige Unabhängigkeit, die von Verwirrung, Raub und Mord unzertrennlich erscheint, oder die Ruhe, welche ihnen später die Unterwerfung unter die Römer brachte. So wenig läßt sich über menschliches Glück nach der bloßen äußeren Erscheinung urtheilen! Freiheit und Selbstgefühl einer Nation hängen fast nothwendig mit öfteren Gewaltthaten und Unordnungen zusammen.

Wenige Jahre nach Timoleon's Tode führten einige unternehmende Männer eine oligarchische Gewaltherrschaft in Syrakus ein. Sie suchten durch Schrecken und Druck ihre Regierung zu befestigen und ließen Jeden, der ihnen widerstrebte, hinrichten. Eine solche Herrschaft bedurfte vor allem Anderen der Soldaten. Die Oligarchen hielten daher zahlreiche Miethstruppen und beschäftigten dieselben durch Kriegszüge, die sie von Zeit zu Zeit in Calabrien unternehmen ließen. Bei diesen Truppen befand sich auch Agathokles, der Sohn eines Töpfers von

Rhegium, der sich nach und nach eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß er mehrere Jahrzehnte hindurch die wichtigste Person der sicilischen und karthagischen Geschichte war. Er begann seine Laufbahn in Syrakus selbst, wo er zuerst Söldnerdienste nahm. Hier arbeitete er sich bald auf dem Wege empor, welchen ehrgeizige junge Männer ohne Geburt und Vermögen gern einzuschlagen pflegen. Er verschaffte sich nämlich durch sein schmeichlerisches, gefälliges Benehmen und mit Hülfe der Weiber einen Gönner, der als General und als einer der angesehensten Männer der Stadt ihm sehr förderlich ward. Agathokles stieg bald bis zur Stelle eines Obersten empor, heirathete nach seines Gönners Tode dessen Wittwe und ward durch diese Heirath ein sehr reicher Mann. Er wußte sich hierauf in Syrakus einen Anhang zu verschaffen und stürzte die Oligarchen, konnte sich aber nur kurze Zeit an ihrer Stelle behaupten und ward mit seiner Partei aus der Stadt vertrieben. Einem tüchtigen und unternehmenden Soldaten, wie er war, fehlte es in jener unruhigen Zeit nie an Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Agathokles versuchte sein Glück zuerst in Kroton, nahm dann bei den Tarentinern Dienste, machte sich in beiden Städten des Strebens nach der Herrschaft verdächtig und kehrte zuletzt, als die Oligarchen wieder aus Syrakus vertrieben worden waren, mit den anderen Flüchtlingen dahin zurück. Er spielte jetzt die Rolle eines Demokraten und ward den anderen Parteien so gefährlich, daß man ihm nach dem Leben trachtete und er genöthigt wurde, die Stadt noch einmal zu verlassen. Nun sammelte er alle seine Anhänger und viele dienstlosen Kriegsleute um sich und befehdete mit denselben die Stadt, in welcher die Parteien fortwährend gegen einander kämpften. Endlich verlangte das Volk, der ewigen Unruhen müde, seine Zurückberufung. Die Aristokraten mußten nachgeben, Agathokles kehrte nach Syrakus zurück und ward unter dem Titel eines Feldherrn und Wächters des Friedens als Haupt der Volkspartei an die Spitze des Staats gestellt (317 v. Chr.).

Von dieser Zeit an war Agathokles vor allem Andern darauf bedacht, sich den Besitz seiner Herrschaft zu sichern. Aus diesem Grunde beschloß er, alle diejenigen, welche durch Reichthum oder Geburt Ansehen und Einfluß hatten, aus dem Wege zu räumen. Er ließ die Mitglieder des seitherigen Regierungs-Collegiums für Feinde des Vaterlandes erklären, dieselben hierauf sogleich durch seine Soldaten niederhauen und ihre Güter unter den Pöbel und die Truppen vertheilen. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern er vertrieb oder ermordete auch alle Anhänger der früheren Regierung, die sämmtlichen Verwandten derselben und alle diejenigen, deren Wohlstand zur Befriedigung der Habgier seiner Soldaten dienen konnte. Die Zahl der Getödteten betrug einige tausend, die der Vertriebenen nicht weniger

als 6000. Jetzt war Agathokles Alleinherrscher in Syrakus. Er konnte seit dieser Zeit auf die Hefe des Volkes und auf seine vielen Söldner so fest vertrauen, daß er weder des Herrschertitels, noch einer Leibwache, noch der Aengstlichkeit, mit welcher der ältere Dionysius den Zugang zu seinen Zimmern hatte bewachen lassen, zu bedürfen glaubte. Eine große Gefahr drohte ihm jedoch von Außen her. Agathokles machte nämlich einige glückliche Versuche, seine Herrschaft auch über andere sicilischen Städte auszubreiten und setzte dadurch die Bewohner von Agrigent, Messina und Gela in Schrecken. Diese verbanden sich mit einander, sammelten alle syrakusanischen Flüchtlinge in ihren Mauern und erklärten dem Agathokles den Krieg. Zu gleicher Zeit ließen sie die Spartaner ersuchen, ihnen einen Anführer zu schicken, weil sie sich nach dem Beispiel, welches Agathokles und so viele andere Anführer sicilischer Truppen gegeben hatten, mit Recht vor ihren eigenen Offizieren fürchteten, dagegen aber von einem angesehenen Mann aus dem griechischen Mutterlande dasselbe erwarteten, was kurz vorher Timoleon den Syrakusanern geleistet hatte. Die Spartaner schickten ihnen Akrotatus, den Großvater des früher erwähnten gleichnamigen Wüstlings. Dieser war seinem Enkel völlig gleich, fröhnte in Agrigent allen Lüsten und ließ den Führer der syrakusanischen Flüchtlinge, der ihm im Wege stand, umbringen. Dadurch machte er sich nicht allein diese, sondern auch die Agrigentiner zu Todfeinden, er wurde abgesetzt und wäre ermordet worden, wenn er sich nicht im Dunkel der Nacht geflüchtet hätte. Dies kam dem Agathokles vortrefflich zu Statten; denn da es jetzt seinen Gegnern an einem leitenden Oberhaupte fehlte, so verzweifelten sie an ihrer Sache und schlossen unter der Vermittlung des Commandanten der karthagischen Besatzungen in Sicilien, Hamilkar, einen Frieden, in welchem alle Städte, die nicht den Karthagern gehörten, zwar für frei und unabhängig erklärt, aber doch zugleich unter die Hegemonie von Syrakus gestellt wurden.

Nachdem er dies erreicht, bewies sich Agathokles als einen sehr fähigen Regenten namentlich dadurch, daß er die Absichten der Karthager zur rechten Zeit erkannte und die nöthigen Gegenanstalten traf. Der karthagische Senat ging gerade damals mit dem Gedanken um, einen neuen Versuch zur Erweiterung seiner Herrschaft in Sicilien zu machen und war mit dem Frieden, welchen Hamilkar zwischen Agathokles und Agrigent zu Stande gebracht hatte, so unzufrieden, daß er den Vermittler desselben mit Härte bestrafte, weil er ganz gegen das Interesse Karthagos dem Agathokles zur Befestigung seiner Herrschaft behülflich gewesen war. Agathokles benutzte den Frieden, um sich so viel Land als möglich zu unterwerfen, seine Feinde zu vertilgen und die nöthigen Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege mit Kar-

thago zu machen. Er sammelte eine große Menge von Kriegsvorräthen und vermehrte sein Heer in einem Grade, daß man kaum begreifen kann, wie Syrakus eine so ungeheure Kriegsmacht zu unterhalten vermochte; denn er brachte, außer dem ansehnlichen Bürgerheere der Stadt und den Truppen der unterworfenen oder verbündeten Städte, 13,000 Mann Soldtruppen zusammen, unter welchen sich 3000 Reiter befanden. Um die für den Kampf mit den Karthagern nöthige Einheit unter den Griechen zu erhalten und zugleich seine eigene Herrschaft zu befestigen, ließ er alle seine Gegner vertilgen und Blut in Strömen vergießen. Die Verbannten und alle diejenigen, welche in sicilischen Städten seinen Anhängern entgegen arbeiteten, wurden von ihm verfolgt und auf jede Weise aus dem Wege geräumt.

Im Jahre 311 v. Chr. brach endlich von neuem der Krieg zwischen Syrakus und Karthago aus. Eine aus 130 Kriegsschiffen bestehende Flotte segelte mit einem Heere von 14,000 Mann, unter welchen jedoch nur 2000 karthagische Bürger waren, nach Sicilien. Der Führer desselben, der wie der seitherige karthagische Befehlshaber in Sicilien Hamilkar hieß, verstärkte seine Macht durch sicilische Söldner und Bundesgenossen so sehr, daß er mit 40,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Krieg beginnen konnte. Agathokles behielt anfangs die Oberhand, wurde aber bald nachher in einer Schlacht völlig geschlagen und verlor 7000 Mann. In Folge dieser Niederlage fielen alle Städte von ihm ab und er ward auf den alleinigen Besitz von Syrakus beschränkt. Seine Lage war verzweifelt. Er wäre vielleicht verloren gewesen, wenn er nicht ein ebenso kluges als kühnes Rettungsmittel angewandt hätte. Er beschloß nämlich, mit dem Kerne seines Heeres nach Afrika überzusetzen und die Karthager in ihrem eigenen Lande anzugreifen, während ihre Kriegsmacht in Sicilien beschäftigt sei. Wie richtig er gerechnet hatte, zeigte sich bei der Ausführung. Eine große und feste Stadt wie Syrakus war im Stande, gegen das ganze karthagische Heer eine Belagerung lange Zeit auszuhalten. Die Truppen, mit welchen Agathokles das kühne Werk unternahm, waren, mit Ausnahme einer Schaar Syrakusaner, Söldner von griechischer, samnitischer, etruskischer und gallischer Abkunft und lauter Leute, welche bereit waren, jedes Abenteuer mit ihm zu bestehen. Von solchen Soldaten konnte man mit Zuversicht Siege in einem Lande erwarten, dessen Bewohner in langem Frieden weichlich und dadurch zum Kampfe in Schlachten untüchtig geworden waren. Auch war zu hoffen, daß die afrikanischen Unterthanen der Karthager die Gelegenheit, sich des langen Druckes ihrer gehaßten punischen Herren zu entledigen, ergreifen und dadurch ihre Gebieter nöthigen würden, das Heer aus Sicilien zurückzurufen. Endlich war aber auch das eigentliche karthagische

Gebiet ein Land, in welchem ein feindliches Heer sich nicht allein mit Leichtigkeit seinen Unterhalt verschaffen, sondern auch seine Raublust und Habgier völlig befriedigen konnte. Agathokles, der seine Absicht bis zum Augenblicke der Ausführung Niemanden mittheilte, verfuhr bei den Vorbereitungen dazu mit derselben teuflischen Consequenz und Rücksichtslosigkeit, die er in allen seinen Unternehmungen zeigte, und die griechischen Geschichtschreiber, welche nach dem Charakter ihres Volkes den moralischen Grundsätzen selten große Bedeutung beilegen, loben dabei des Agathokles Klugheit weit mehr, als sie seine Grausamkeit tadeln. Wie zu allen Zeiten, so war ihm auch damals jedes Mittel gut, durch welches er seine Absichten erreichte. Um während seiner Abwesenheit die Ruhe in Syrakus zu sichern, übergab er die Regierung der Stadt und das Commando der zurückgelassenen Truppen seinem Bruder Antander und wählte zu den nach Afrika bestimmten syrakusanischen Soldaten besonders solche Bürger aus, welche zu den angesehensten Familien gehörten und ihm daher zugleich als Geiseln für die Treue der vornehmen Klasse der Bevölkerung dienten. Das für die Ausrüstung nöthige Geld verschaffte er sich dadurch, daß er die Waisen-Gelder, die Weihgeschenke der Tempel und die Geschmeide der vornehmsten Frauen wegnahm und gezwungene Anleihen bei den Kaufleuten der Stadt machte. Nachdem er dies gethan, hielt er eine Volksversammlung, beklagte die traurige Lage, in welche Syrakus gekommen sei, und erklärte, er werde die Stadt auf Tod und Leben vertheidigen, wolle aber Niemanden zwingen, seinen Entschluß mit ihm zu theilen, sondern fordere vielmehr jeden, dem dies zu hart dünke, auf, Syrakus zu verlassen. Dadurch befreite er die Stadt von allen denen, die ihn haßten, er ließ aber die Wohlhabenden unter ihnen gleich nach ihrem Abzuge durch ausgesandte Mörder überfallen und bemächtigte sich der von ihnen mitgenommenen Schätze.

Das Glück zeigte sich der klugen Bosheit eine Zeitlang sehr gewogen. Agathokles, welcher die zu seinem Unternehmen auserlesenen Truppen auf 60 Fahrzeugen einschiffte, erreichte glücklich die hohe See, obgleich die feindliche Flotte vor dem Hafen kreuzte; er entging derselben, als sie ihn auf seiner Fahrt verfolgte, und landete unangefochten an der Küste von Afrika (310 v. Chr.). Hier verbrannte er sogleich seine Schiffe, um seinen Truppen jede Hoffnung zur Flucht zu benehmen und ihnen nur zwischen Sieg oder Tod die Wahl zu lassen. Die Gegend, an deren Küste er gelandet war, war jenes fruchtbare, in der Nähe von Karthago gelegene Land, welches, wie oben angegeben, durch seinen trefflichen Boden, seinen gartenmäßigen Anbau und seine vielen prächtigen Landhäuser der Umgebung des heutigen London glich. In Karthago rüstete man auf die Nachricht von seiner unerwarteten An-

kunft eiligst ein Heer von 43,000 Mann aus. Zum Unglück für diesen Staat waltete aber im Senat seit langer Zeit eine Zwietracht, die gerade damals schlimme Folgen haben mußte und den Karthagern gefährlicher war, als der äußere Feind. Zwei der angesehensten Familien hatten einen alten Zwist mit einander und standen an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Diese arbeiteten auch jetzt einander entgegen und brachten es dahin, daß der Senat die Führung des Heeres nicht einem einzigen Manne übertrug, sondern aus jeder von beiden Familien einen Feldherrn ernannte, oder mit anderen Worten, daß er, damit ein General den andern beobachte, den Hauptzweck, die Besiegung des Feindes, außer Augen setzte. Die unglücklichen Folgen konnten nicht ausbleiben. Die Truppen zogen unter ihren beiden Führern, Hanno und Bomilkar, dem syrakusanischen Heere entgegen, dessen Zahl sich auf etwa 14,000 Mann belief; sie lieferten demselben eine Schlacht und schienen des Sieges schon gewiß zu sein, als Hanno fiel und Bomilkar den Tod seines Gegners zu seinen herrschsüchtigen Zwecken zu benutzen beschloß. Bomilkar strebte nämlich nach der Alleinherrschaft und glaubte von der Verwirrung und Noth, welche durch eine erlittene Niederlage in Karthago entstehen mußte, mehr Vortheile für seine Absichten erwarten zu dürfen, als von einem Siege; er ergriff daher solche Maaßregeln, daß das Heer eine völlige Niederlage erleiden mußte. Der karthagische Senat oder vielmehr die Pentarchen und Hundertmänner, welche den Staat leiteten, zeigten bei dieser Gelegenheit eine Festigkeit und Schlauheit, die nur in der Geschichte der venetianischen Republik ihres Gleichen findet. Sie wußten recht gut, was Bomilkar wollte, hüteten sich aber wohl, ihn etwas davon merken zu lassen und dadurch zum Aeußersten zu treiben. Sie rüsteten schnell ein neues Heer unter anderen Befehlshabern aus, ließen 5000 Mann von den in Sicilien stehenden Truppen kommen und beschlossen, ihre Rache gegen Bomilkar bis zur Beendigung des Krieges aufzuschieben. Um das Volk durch Aberglauben zu ermuthigen, schickten sie nicht nur reiche Geschenke in den Haupttempel ihrer Mutterstadt Tyrus, sondern sie ließen auch 200 Kinder der Stadt ihrem Moloch zu Ehren verbrennen und ängstigten die Bürger durch die Furcht vor dem Zorne ihres Hauptgötzen so sehr, daß 300 derselben, welche früher bei ähnlichen Opfern fremde Kinder statt der eigenen dargebracht hatten, jetzt die ihrigen freiwillig dem Gotte opferten.

Agathokles Angelegenheiten gewannen seit dem Sieg über Bomilkar eine Zeitlang nicht nur in Afrika, sondern auch in Sicilien eine sehr gute Gestalt. Hamilkar, der den Angriff auf Syrakus leitete, ward zurückgeschlagen, mußte gleich nachher 5000 seiner Soldaten nach Afrika schicken und erlitt bei einem Ausfall der Syrakusaner nicht nur

nochmals einen großen Verlust, sondern wurde auch selbst gefangen genommen. Agathokles aber nahm das ganze Land um Karthago herum ein, eroberte fast alle größeren Orte desselben und besetzte die in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Höhen. Auch brachte er dem Heere der Karthager noch einmal eine blutige Niederlage bei, entehrte aber seinen Sieg durch schändliche Treulosigkeit und Grausamkeit gegen 1000 griechische Söldner im feindlichen Heere, welche gefangen genommen worden waren und die er, als sie sich wieder frei machten und einen festen Ort besetzten, zuerst durch dargebotene Verzeihung zur Unterwerfung bewog und dann zusammenhauen ließ. Gleich darauf machte er ein Meisterstück von Arglist. Er schickte nämlich einen gewandten Unterhändler an den aegyptischen General Ophellas, welcher Cyrene erobert hatte und dann von seinem Herrn abgefallen war, und forderte denselben auf, sich mit ihm zur Eroberung des karthagischen Gebiets zu verbinden, welches er ihm dann ganz überlassen wolle. Ophellas ging blindlings in das Netz. Er erschien mit einem trefflichen Heere von mehr als 10,000 Mann, schlug in der Nähe von Agathokles Lager das seinige auf und ward von diesem umgebracht; seine Truppen aber, lauter Söldner, denen es gleichgültig war, wem sie dienten, wenn sie nur gut bezahlt wurden und Beute machen konnten, nahmen bei Agathokles Dienste. Zu derselben Zeit, als Agathokles den Usurpator von Cyrene betrog, führte auch Bomilkar seinen lange gehegten Plan gegen seine Vaterstadt aus und zog sich dadurch den Untergang zu. Er war damals (308 v. Chr.) Oberanführer des Heeres, entließ plötzlich alle Truppen bis auf 4500 Mann, welche er für sich gewonnen hatte, drang mit diesen in Karthago ein und ließ alles, was ihm in den Weg kam, niedermetzeln, wurde aber durch die Bürgerschaft überwältigt und mußte seinen Hochverrath mit einem qualvollen Tode büßen.

Agathokles, welcher nach Ophellas Ermordung den Königstitel angenommen hatte, breitete seine Eroberungen im Lande der Karthager immer weiter aus und war bereits Herr des größten Theiles ihrer afrikanischen Besitzungen, als die Angelegenheiten Siciliens ihn aus Afrika abriefen und um alle seit mehreren Jahren errungenen Vortheile brachten. Es hatte sich nämlich unter den sicilischen Städten eine Verbindung gegen seine Herrschaft gebildet und die karthagische Flotte, welche das Meer beherrschte, hinderte alle Zufuhr nach Syrakus. Agathokles ließ daher seinen Sohn Archagathus als Oberbefehlshaber an seiner Stelle zurück und eilte (307 v. Chr.) nach Sicilien, wo unterdessen jener Bund sich wieder getrennt hatte, und die Agrigentiner von seinen Leuten geschlagen worden waren. Er selbst machte hierauf einige glücklichen Unternehmungen gegen die feindlichen Städte

und schlug sogar mit Hülfe etruskischer Schiffe die karthagische Flotte, welche den Hafen von Syrakus gesperrt hatte. Dies war aber auch das Letzte, was das Glück für ihn that. Von dem Augenblick an wandte sich dasselbe ganz von ihm ab. Einer der syrakusanischen Flüchtlinge, Dinokrates, sammelte alle Verbannten seiner Vaterstadt, brachte eine neue Verbindung der Städte zu Stande, und führte dem Tyrannen bald eine an Zahl weit überlegene Macht entgegen. Er trieb ihn aus den kaum erst eroberten Städten heraus und bedrohte endlich Syrakus selbst. Unterdessen war auch das Heer in Afrika untergegangen. Archagathus hatte durch Streifzüge, die er unternehmen ließ, seine Truppen zerstreut und diese wurden daher von dem karthagischen Heere, welches in Hanno, Himilko und Hasdrubal gute Generale gefunden hatte, einzeln besiegt. Zuletzt ward Archagathus mit dem Rest seiner Truppen nach der Stadt Tunis gedrängt und hier zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Auf die Nachricht hiervon hielt es Agathokles für rathsam, nach Afrika zurückzukehren, sicherte aber vor seiner Abreise die Ruhe von Syrakus durch eine jener Grausamkeiten, die zu seinen gewöhnlichen Mitteln gehörten. Er liebte nämlich lustige Gelage und bediente sich derselben zugleich, um durch die Redseligkeit, welche der Wein hervorzurufen pflegt, die Gesinnung seiner Gäste zu erkennen. Alle Leute seiner Umgebung nun, die er auf diese Weise verdächtig gefunden hatte, lud er nebst mehreren hundert anderen Bürgern zu einem Abschiedsschmause ein und ließ sie dabei insgesammt durch seine Miethlinge zusammenhauen.

In Afrika fand er sein Heer in einer völlig verzweifelten Lage. Enge eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten und auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen, war es in Gefahr, dem Mangel an Lebensmitteln zu erliegen. Agathokles wollte es durch eine Schlacht retten und dazu den erhöhten Muth, den sein Erscheinen eingeflößt hatte, benutzen, ward aber völlig geschlagen. Nachdem so die letzte Hoffnung vereitelt war, suchte er einzig und allein sich selbst zu retten. Seine Ehre, seine Truppen, seine eigenen Söhne kümmerten ihn dabei sehr wenig; er überließ Heer und Söhne ihrem Schicksal und suchte in der Dunkelheit der Nacht allein zu entkommen. Es gelang ihm, sich zu retten, seine Söhne aber wurden von den erbitterten Soldaten umgebracht (306 v. Chr.). Der Rest des so schändlich verrathenen Heeres trennte sich in zwei Theile; die Einen schlossen einen Vertrag mit den Karthagern, in Folge dessen sie theils bei diesen Dienste nahmen, theils nach Sicilien gebracht wurden, die Anderen aber vertheidigten sich noch eine Zeit lang und wurden dann überwältigt und zu Sklaven gemacht.

Zu Sicilien übte Agathokles von neuem unerhörte Grausamkeiten, um sich die nöthigen Geldmittel zur Behauptung seiner Herrschaft zu

verschaffen. Er würde jedoch seinem Gegner Dinokrates, der ein Heer von 23,000 Mann hatte, gewiß unterlegen sein, wenn dieser nicht offenbar nach der Alleinherrschaft gestrebt und dadurch selbst einen großen Theil seiner Anhänger von sich abwendig gemacht hätte. Agathokles erklärte sich bereit, abzutreten, unterhandelte mit Dinokrates über den Besitz einiger wenigen Städte, die er zu seiner Sicherheit nöthig zu haben versicherte, ward aber von ihm hingehalten und benutzte dies, um das Ansehen seines Gegners zu untergraben. Er streute das Gerücht aus, Dinokrates allein sei schuld, daß Syrakus seine Freiheit nicht wieder erhalte, weil derselbe, um an die Spitze des Staates zu gelangen, alle Rücksichten auf das Gemeinwohl hintansetze, während er selbst schon längst bereit wäre, der Herrschaft zu entsagen. Dann schloß er mit den Karthagern einen Frieden, in welchem er ihnen alle Städte, die sie früher besessen hatten, einräumte, seinerseits aber 200,000 Scheffel Getreide und eine Summe von 780,000 Gulden (430,000 Thalern) oder nach einer anderen Angabe nur halb so viel erhielt. Dieser Friede verschaffte ihm drei wichtige Vortheile: er entledigte sich dadurch seines Hauptfeindes, erhielt Geld zur Bezahlung seiner Söldner und riß Syrakus, welches seither durch die karthagische Flotte von aller Zufuhr abgeschnitten gewesen war, aus einer verzweiflungsvollen Lage. Nun wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen Dinokrates, dessen Truppen meist aus verbannten Syrakusanern bestanden und bereits zum Theil von Agathokles gewonnen worden waren. Als es zum Treffen kam, gingen etwa 2000 zu ihm über, die anderen wurden geschlagen, und unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie zum Niederlegen der Waffen bewogen. Kaum waren sie aber entwaffnet, als Agathokles sie umringen und tödten ließ. Diese That gehört zu den grausenhaftesten, deren die Geschichte erwähnt, mag nun die Zahl der treulos Gemordeten 7000 oder nach einer anderen Angabe nur 4000 betragen haben. Dinokrates selbst versöhnte sich bald nachher mit Agathokles, und dieser nahm ihn nicht nur unter seine Freunde auf, sondern vertraute ihm auch die Führung eines Theiles seiner Truppen an, weil Dinokrates ihm bei der Aussöhnung die Städte seiner seitherigen Verbündeten verrieth, und sich selbst dadurch unfähig machte, je wieder etwas gegen den Tyrannen zu unternehmen.

Von diesem Augenblicke an zeigte sich Agathokles, der noch sechszehn Jahre lang herrschte, als einen milden Regenten, weil er der Grausamkeit nicht mehr bedurfte. Doch fuhr er beständig fort, Kriegszüge oder vielmehr Räubereien in Unteritalien und in anderen Ländern zu unternehmen, um seine Söldlinge zu beschäftigen und zu ernähren. Er war ein militärischer Abenteurer und ein Räuberhauptmann im Großen und wenigstens dies kann man gelten lassen, daß er den Muth

hatte, für nichts anderes gelten zu wollen. Um den äußeren Schein und Glanz der Herrschaft war es ihm überhaupt nie zu thun; er blieb im Gegentheil sogar zur Zeit seiner höchsten Macht seinen gemeinen Sitten getreu, machte selbst in den Volksversammlungen seine gewohnten groben Scherze, ging stets ohne Gefolge und Leibwache umher und schämte sich seiner niederen Herkunft so wenig, daß er vielmehr häufig an dieselbe erinnerte, weil er es sich zur Ehre rechnete, durch seine eigene Kraft Herrscher geworden zu sein. Seine letzten Jahre widmete er den Zurüstungen zu einem neuen afrikanischen Zuge, weil er den unrühmlichen Ausgang des ersten nie vergessen konnte. Zum Erben des Reiches, das er sich erworben und in der letzten Zeit fest gegründet hatte, bestimmte er seinen Lieblingssohn, Agathokles den Jüngeren; das durch Blut und Gräuelthaten erworbene Gut sollte aber nicht fortbestehen und er selbst sollte nicht enden, ohne empfunden zu haben, daß aus der Saat des Frevels nur eine Ernte des Unglücks emporsproßt. Sein eifersüchtiger Enkel, der Sohn des Archagathus, welchen Agathokles in Afrika der Wuth der Soldaten preis gegeben hatte, räumte zuerst den Oheim und hierauf den Großvater aus dem Wege (289 v. Chr.). Agathokles hatte ein Alter von 72 Jahren erreicht und nicht weniger als 28 Jahre geherrscht. Sein Enkel wurde bald nach ihm von demselben Manne getödtet, dessen er selbst sich zur Ermordung des Großvaters bedient hatte.

7. Sicilien und Karthago von Agathokles Zeit bis auf den ersten punischen Krieg.

Nach Agathokles Tode ward Sicilien der Schauplatz neuer Verwirrungen und Kriege, in welchen die Söldner des Tyrannen und die in seiner Schule gebildeten Generale die Hauptrolle spielten. Syrakus wurde durch innere Parteiungen zerrissen und bald dem einen, bald dem andern Militärdespoten unterworfen; die anderen Städte der Insel traf dasselbe Loos; die Karthager suchten die überall herrschende Verwirrung zu erhalten und zu vermehren, um im Trüben zu fischen; die campanisch-samnitischen Söldner des Agathokles endlich, welche man nach seinem Tode verabschiedete, bemächtigten sich auf ihrer Heimreise nach Italien der Stadt Messene, erschlugen alle männlichen Einwohner derselben, zogen noch andere kühne Kriegsleute an sich, und gründeten unter dem Namen der Mamertiner d. h. der Söhne des Kriegsgottes Mamers oder Mars, eine Seeräuber-Republik, welche eben solche Gewaltthätigkeiten übte, wie in neuerer Zeit die Barbaresken-Staaten Algier, Tunis und Tripolis, und welche zugleich zu Lande unaufhörliche Raubzüge unternahmen. Zehn Jahre lang herrschten Zwietracht, Kampf und Verwirrung in allen Städten der Insel,

bis endlich die Stadt Syrakus, welche damals in drei Parteien zerfallen war und zugleich von den Karthagern belagert wurde, den Epiroten-König Pyrrhus zu Hülfe rief. Dieser folgte, aus den oben angegebenen Gründen, der Einladung sehr gern. Er ward in Syrakus, wie in ganz Sicilien, mit Jubel aufgenommen, söhnte die Parteien mit einander aus, bewog die bedeutendsten Städte der Insel zu einer Vereinigung, brachte dadurch ein sehr zahlreiches Heer zusammen und kämpfte so glücklich mit den Karthagern, daß diese alle ihre Städte bis auf eine einzige, die westlichste und festeste derselben, Lilyläum, verloren. Zum Unglück war er aber ein bloßer Soldat und Abenteurer: er zeigte sich wankelmüthig, war unsicher in seinen Unternehmungen und verstand nicht, wie Agathokles, die Generale und Soldaten der aus allerlei Volk bunt gemischten sicilischen Heere zu gewinnen und gewaltsames Verfahren mit Consequenz und weiser Mäßigung zu verbinden. Schon nach zwei Jahren entzweite er sich mit den kleinen Herrschern, die ihm gehuldigt hatten: er ließ einen von ihnen ermorden und beleidigte die andern aufs empfindlichste; hierauf fielen diese sammt allen Städten der Insel von ihm ab und wandten sich theils an die Karthager, theils an die Mamertiner. So vielen und so mächtigen Feinden war er mit seinen Epiroten nicht gewachsen, da die Mamertiner allein 10,000 Mann ins Feld schicken konnten; er ergriff daher mit Freuden die erste sich darbietende Gelegenheit, um sich auf eine scheinbar ehrenhafte Weise aus Sicilien entfernen zu können und kehrte im dritten Jahre wieder nach Italien zurück (275 v. Chr.).

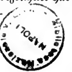
Unruhen und Bürgerzwiste waren in Syrakus, wie in den anderen Städten unvermeidlich, weil der schwankende innere Zustand dieser Staaten, die Nähe der Mamertiner und die drohende Macht der Karthager die Unterhaltung eines Heeres von Miethstruppen erheischten. Die nächsten Jahre nach Pyrrhus Abzug waren daher wieder eine Zeit der Spaltungen und des Schwankens zwischen einem mehr oder weniger freien Zustand und der militärischen Herrschaft einzelner Parteien oder Söldnerführer. Die Karthager erlangten unter diesen Umständen mit leichter Mühe ihre ganze frühere Macht wieder. Endlich (269 v. Chr.) gelang es einem tüchtigen Anführer der Truppen, sich der Herrschaft über Syrakus nicht blos zu bemächtigen, sondern auch im Besitze derselben zu bleiben. Dies war Hiero II., ein Nachkomme des berühmten Gelo, welcher zwei Jahrhunderte früher daselbst geherrscht hatte. Hiero hatte als junger Officier unter Pyrrhus die Feldzüge gegen die Karthager mitgemacht, ward, als das syrakusanische Heer mit seiner demokratischen Regierung in Streit gerieth, von den Soldaten zum Oberbefehlshaber ernannt und drang mit ihnen gewaltsam in die Stadt ein. Da er sich durch manche tapfere That ausgezeichnet hatte,

und alle Eigenschaften eines Staatsmannes mit den Vorzügen eines tüchtigen Generals vereinigte, so darf es uns nicht wundern, daß er sich im Besitze des Commandos und der Herrschaft erhielt. Er war freilich tumultuarisch zum Oberfeldherrn ernannt worden und hatte sich der Regierung gewaltsam bemächtigt; allein er wußte durch Freundlichkeit und Milde die Bürger so sehr für sich einzunehmen, daß sie ohne Bedenken die Wahl der Soldaten bestätigten. Hiero sah ein, daß alle Unruhen der letzten zehn Jahre theils von den Miethstruppen aus Agathokles Zeit ausgegangen waren, theils aber auch darin ihren Grund hatten, daß gewöhnlich während der Abwesenheit des Heeres eine der Parteien der Bürgerschaft ihr Haupt erhob und dem Oberfeldherrn wie dem Heere entgegenarbeitete. Er suchte daher gleich anfangs beide Quellen der Verwirrung zu verstopfen. Zu diesem Behufe schloß er eine innige Verbindung mit Leptines, einem Manne, der bei der Bürgerschaft und bei dem Heere in gleich hohem Ansehen stand, heirathete dessen Tochter und übergab ihm, so oft er selbst zu Felde ziehen mußte, die Leitung der Stadt. Um sich der alten unruhigen Miethstruppen zu entledigen, stellte er in einer Schlacht mit den Mamertinern sein Heer so auf, daß jene dem Angriff der gesammten feindlichen Macht blosgestellt waren und aufgerieben wurden. Hierauf suchte er theils die Bürger zu tüchtigen Soldaten zu bilden, theils warb er sich neue Soldtruppen, welche ihm ganz angehörten und nicht, wie die alten, gewohnt waren, der Stadt ihrem Willen nach Gesetze aufzuerlegen.

Bald nachher gelang es ihm, den Mamertinern in einer Schlacht eine so schwere Niederlage beizubringen, daß sie seitdem ihre Raubzüge zu Lande aufgeben und sich mit der Seeräuberei begnügen mußten. Die Syrakusaner und ihre Verbündeten riefen ihn dafür aus Erkenntlichkeit zum König aus. Hiero's Sieg brachte die Mamertiner um so mehr in Verlegenheit, als sie kurz vorher eines wichtigen Bundesgenossen beraubt und auf sich selbst beschränkt worden waren. Zehn Jahre früher hatten nämlich die Bürger der Stadt Rhegium, welche auf der anderen Seite der Meerenge von Messina lag, aus Furcht vor Pyrrhus die Römer um eine Besatzung gebeten und 4000 campanische Samniten unter der Anführung eines römischen Kriegsobersten erhalten. Diese hatten die Bürger von Rhegium getödtet oder vertrieben und sich mit ihren Landsleuten in Messene in Verbindung gesetzt. Der römische Senat hatte, so lange der Krieg mit Pyrrhus und Tarent dauerte, diese Frevelthat übersehen, im Jahre 271 v. Chr. aber schickte er ein Heer ab, welches die Stadt Rhegium eroberte und ihren früheren Bewohnern zurückgab, die nun natürlich ganz von Rom abhingen. Dadurch war nicht allein eine für den Uebergang nach Sicilien sehr günstig gelegene Stadt in die Gewalt der Römer gekommen, sondern

auch die Mamertiner in Messenien der Verbindung beraubt, durch welche allein sie sich gegen Syrakus hätten behaupten können. Ihre Selbstständigkeit ward außerdem dadurch gefährdet, daß Hiero mit den Karthagern über ein Bündniß unterhandelte, da sie den vereinten Kräften beider Staaten unmöglich widerstehen konnten. Ueber die Art, wie sie sich aus ihrer verzweifelten Lage retten sollten, waren sie verschiedener Meinung; die größere Hälfte von ihnen wandte sich nach Rom um Hülfe, die Uebrigen aber traten mit dem karthagischen General Hanno, welcher damals mit einem großen Heere nach Sicilien gekommen war, in Unterhandlung und übergaben demselben ihre Burg zur Beschützung. Der römische Senat bedachte sich anfangs, ob es seiner und des römischen Volkes würdig sei, Räubern und Mördern Hülfe zu leisten, während er doch den Mordgesellen in Rhegium zur verdienten Strafe gezogen hatte: als er aber die Nachricht erhielt, daß die Karthager die Burg von Messene besetzt hätten, überwog die politische Nothwendigkeit alle moralischen Bedenken und der Consul Appius Claudius Caudex ward mit einem Heere den Mamertinern zu Hülfe geschickt. Ein Kriegstribun desselben wagte sich, trotz der karthagischen Flotte, mit einer kleinen Schaar über die Meerenge, gelangte glücklich nach Messene und bewog die Mamertiner, durch eine gut ausgesonnene List die Karthager zum Abzug aus der Burg zu nöthigen. Die List gelang und eine römische Besatzung trat an die Stelle der karthagischen.

Das Erscheinen der Römer in Messene und ihre Verbindung mit den Mamertinern war für den König Hiero eine so bedenkliche Sache, daß er den beabsichtigten Bund mit den Karthagern sogleich abschloß. Hierauf rückten die syrakusanischen und karthagischen Truppen vor die Stadt, um dieselbe zu belagern. Appius Claudius war unterdessen mit einem Theile seines Heeres ebenfalls nach Sicilien übergesetzt und erkannte sogleich, wie gefährlich es sei, dem Feinde Zeit zur gänzlichen Einschließung der Stadt zu lassen. Er griff daher den König Hiero an, dessen Truppen von denen der Karthager getrennt waren und brachte ihm eine Niederlage bei. Hiero zog sich hierauf sogleich nach Syrakus zurück, entweder weil er den endlichen Ausgang der Sache ahnte, oder weil er die Landung des römischen Heeres sich nicht anders zu erkären gewußt, als daß die Karthager sie aus Hinterlist, um ihn selbst zu verderben, zugelassen hätten. Nach dem Abzuge der Syrakusaner griff Appius Claudius auch das karthagische Heer an und schlug dasselbe ebenfalls in die Flucht. Auf diese Weise entbrannte im Jahre 264 v. Chr. der erste Krieg zwischen Rom und Karthago, welcher 23 Jahre währte, der erste von den großen und folgenschweren Kriegen, welche die Römer mit dem Namen der punischen bezeichnet haben.



Inhalt des zweiten Bandes.

Geschichte der alten Welt.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.



